König Philipp

der Schöne

und

Alfons Albuquerque.

Zwei biographische Gemälde,

von

Dan. Lessmann.

Berlin, 1829.

In der Haude und Spenerschen Buchhandlung.

S. A. Jouvenay.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
Bibliothek

Vorwort.

Die Lesewelt erhält hiemit eine Reihe von biographischen Darstellungen, von welchen jeder Band zwei enthalten wird. Es ist des Verfassers Absicht, solche Charaktere vorzüglich zu wählen, die reich an Thaten und Schicksalen auf die Begebenheiten ihrer Zeiten einen merklichen Einfluss gehabt, oder zu einer Schilderung ihres Jahrhunderts, wie es in Geist und Sitte zur Nachwelt spricht, sich besonders eignen. Da der Raum nicht beschränkt, wird sich das Einzelne mit freier Ausführlichkeit behandeln, und Manches, was in einer allgemeinen Geschichte zur Seite liegen bleiben muss, mit lebhafteren Farben darstellen lassen.

Den Anfang macht König Philipp der Schöne von Frankreich, ein Fürst, dessen Re-

gierung höchst anziehend, dessen schlaue Thätigkeit uns glänzende Schritte bewundern, grauenhafte Handlungen verabscheuen lässt. Ihm folgt **Alfons Albuquerque**, der grosse Portugise, der seinem kleinen Vaterlande ein mächtiges Reich erfochten, und kräftiger als irgend ein Anderer die Vormundschaft des Europäers über die Völker der übrigen Erdtheile gerechtfertigt hat.

Wenn der Herr, wie bisher, mit Kraft und Gesundheit segnet, sollen diesem ersten Bande die künftigen in schicklichen Zwischenräumen folgen.

Berlin, 1829.

Dan. Læssmann.

Wenn die alten Philosophen den Menschen eine kleine Welt nannten, so wählten sie eine treffende Bezeichnung; das Ungleichartigste, welches einander gegenüber gedacht werden kann, das Schönste und das Widrigste, das Grossmüthigste und das Kleinlichste, das Erhabenste und das Gemeinste, im Menschen findet es sich neben einander. Gegensätze dieser Art können in unendlicher Mannigfaltigkeit zusammen fliessen, und darum ist jeder einzelne Mensch eine neue Erscheinung, jeder Charakter ein neues Gemälde; in der unübersehlichen Menge läßt sich auf kein Paar deuten, das durch bestimmte Züge sich nicht sonderte, und bei gleicher Erziehung, bei gleichen Neigungen und Verhältnissen sind die Aehnlichsten von einander verschieden. Daher der unbegrenzte Reichthum, mit welchem ein Gemälde der Menschheit den Beobachter überrascht und ergetzt, unzählige Farben und Schatten, unzählige Gegensätze und Verschmelzungen; wo das Auge nur weilt, wird es durch eine andre Lichtgebung unterhalten, runden sich die Gestalten durch andre Linien, und die Geschichte, die dieses Gemälde durch alle Felder der

Vergangenheit hindurchführt, wird zum unerschöpflichen Strome, dessen Fluth sich in den dunklen Kammern des Berges täglich und stündlich erneut. Jedes Jahrhundert hat mit einem Eroberer gewetterleuchtet, und dessenungeachtet gewährt jedes ein eigenthümliches Schauspiel; unter den Händen des zermalmenden Schicksals stürzen die Kinder der Ehrsucht von ihrer schwindelnden Höhe, aber ein Sturz donnert mit immer andrem Getöse als der vorhergehende; wie die Völker zum Gipfel ihres Glanzes emporstiegen, und von diesem Gipfel, in ohnmächtiger Zerrüttung verwitternd, wieder nieder sinken, spiegelt sich diese wiederkehrende Erscheinung dennoch jedesmal in frischer Gestaltung ab, immer anziehend und belehrend, immer bewundernswürdig oder grauenerweckend, und wenn auch unter der Sonne nichts Neues geschieht, so kehrt das Alte doch niemals in gleichförmiger Wiederholung zurück.

Jede besondere Handlung eines Menschen ist ein Glied seines Lebens; kein Zug seiner geistigen Persönlichkeit so unbedeutend, dass er nicht ein Beitrag würde zur Darstellung seines Gesammtwesens. Wie bei einzelnen Menschen, so bei ganzen Völkern. Es kann keine Begebenheit bedeutungslos vorüber ziehen, dass sie in ein Gewebe der Zeitschilderung sich nicht unterstützend mit einwürken liesse; das Geringfügigste erhält Bedeutung, wenn ihm unter schicklicher Verbindung im Bau des Ganzen seine Stelle geworden, und wer von unwichtigen Ereignissen spricht, hat keine Ahnung vom Geiste der Geschichte. Aber beim Einzelnen darf die Geschichte nicht stehen bleiben, wenn sie nicht kurzsichtig in den beschränkten Grenzen der Unmündigkeit sich bewegen will, muss sie,

einen reicheren Standpunkt erstrebend, durch die einzelnen Begebenheiten, wie auf Stufen, den möglichst hohen Gesichtskreis zu erschwingen suchen, wo ihrer Wissbegier nur die Entfernung oder die Unbegreiflichkeit Stillstand gebietet. Ihr Ziel ist die Umspannung des Ganzen; aus den besonderen Erscheinungen den Gesammtgeist eines Jahrhunderts so anschaulich aufzufassen, dass sie es endlich in jeder besonderen Erscheinung wieder erkennt; aus den einzelnen Handlungen vom Charakter eines Volkes ein so gerundetes Bild sich zusammen zu stellen, dass dieses Volk in jeder einzelnen Handlung wieder, wie es lebt und athmet, sprechend vor ihr steht — das ist die Aufgabe, welche die Geschichte sich stellt, wenn sie, des angeborenen Adels sich bewusst, ihren Beruf nicht verleugnet, und nicht unter einem dürren Gerüste von unzusammenhangenden Daten in seichter Armuth verkümmern will. Der Mensch bleibt ihr Thema; der Mensch aber stellt sich am umfassendsten nur in seinem Geschlechte dar; nur im wechselvollen Spiegel dieses Geschlechtes, wie es im Laufe der Zeit sich erweitert oder zusammen zieht, erblasst oder Farbe gewinnt, schwebt die geistige Gestalt des Menschen lebendig vor dem Auge des Beschauers empor. Es hat die Geschichte das Leben und die Sinnesweise der Völker und der Menschen darzustellen, die fortschreitende Erziehung und das Zurücksinken unsres Geschlechtes sind die beiden Pole ihrer Axe. Die Fürsten, die an der Menschheit Spitze gestanden, die Helden, deren Schwerdt ihrem Volke einen glänzenden Namen erkämpft hat, die grossen Männer, die auf der Bahn zur Entwicklung seine Schritte beschleunigt, die Ungeheuer, deren Leidenschaften es

in schmachvolles Elend gestürzt haben, steigen als die Säulen ihres Jahrhunderts in die Höhe, ihr Jahrhundert aber sind sie nicht; wie die Riesen des Verhängnisses stehen sie unter ihrem Volke da, den Gang seines Schicksals und Geistes bestimmend, ihr Volk aber sind sie nicht; nur als die Führer, nicht als die Repräsentanten der Menschheit dürfen Könige und Heroen einer sinnigen Geschichte gelten — die Sterne der ersten Grösse schmücken das Firmament, aber dass die gewölbte Decke der Nacht ihre Herrlichkeit erhalte, flimmern noch unzählige andre aus dem dunklen Blau, und aus unendlich vielen Sternchen zusammen geflossen, zieht sich die Milchstrasse, der prachtvolle Schimmergürtel, durch den schweigenden Himmel. Nur wer den Geist und das Wesen der verschiedenen Zeitalter, das Leben und den Charakter der verschiedenen Völker sich zum Ziele gelobt hat, darf sich seines historischen Fleisses rühmen, und nur ein Solcher ist es werth, sich auch am holden Farbenspiele der einzelnen Züge zu ergetzen. Der grosssinnige Geschichtsfreund schwebt, gleich dem königlichen Adler, überblickend auf den Wipfeln des vielästigen Baumes; der kleinliche Notizensammler kriecht, wie die Raupe, in peinlichen Windungen auf demselben Blatte umher, und schleppt sich, wenn er das eine arm genagt, zum nächsten hinüber; er weiss, was ein Blatt ist und hat, wenn es hoch kommt, einen Begriff von eines Blattes Umrissen; fragt ihn, wie ein Zweig in die Lüfte ragt, wie der Baum mit stolzem Wuchse in's Blau des Himmels empor steigt, er steht in stumpfer Beschränktheit schweigend da, und schrumpft schon bei der blossen Frage erschrokken zusammen.

Wie aber jedes Studium nur gedeiht, wenn es mit frommem Eifer und mit Heiligkeit des Willens ergriffen worden, so auch die Geschichte. Die Wärme ist das Prinzip alles Lebens; nur die Begeisterung leiht jedem menschlichen Streben die Schwingen, ohne welche keine Anstrengung sich emporringt über die Grenzen der Alltäglichkeit. Die unerschütterliche Ruhe, die mit besonnenem Richterblicke zwei Völker um ihr Daseyn kämpfen sieht, brüstet sich mit gar zweideutigem Verdienste, und die warme Vorliebe, welche zu jugendlich sich ihrer Neigung überlässt, hat in geschichtlicher Würdigung noch immer mehr für sich als die gepriesene Unpartheilichkeit, die ihren Gegenstand mit vernünftiger Kälte behandelt, als wäre das Geschäft von einem Andren ihr aufgetragen worden. Eine Geschichte, welche, die Themis spielend, mit verbundenen Augen die Wage in der Hand hält, verräth bald die Binde, die ihre Blicke erstickt; nicht das Latein, die Begeisterung für das Kapitol macht den Livius zum römischen Geschichtschreiber. Unpartheilichkeit bei warmem Mitgefühle ist das Erbtheil eines höheren Wesens; nur Ungerechtigkeit ist's, welche der Geschichtschreiber vermeide.

Ist der Gegenstand der Geschichte der Mensch, wie er in seinem Wirken sich giebt, so stellt sie ihn von allen Seiten dar. In seiner gottähnlichsten Höhe, in seiner empörendsten Verworfenheit tritt er auf; wir sehen ihn durch weise Bruderliebe die Seinigen beglücken, und mit tigerartigem Blutdurst gegen sein Geschlecht wüthen; in dunkler Ahnung eines Höheren sich bewusst, ringt er nach einem leuchtenden Ziele, und weiss thörigt das errungene Gut nicht zu benutzen;

die Bahn seines Lebens führt ihn vor belehrenden Erfahrungen vorüber, er sieht in seinem Fluge nicht nach ihnen zurück, und achtet auf die Winke des Schicksals mit keinem Blicke; er glaubt die Zügel des Verhängnisses in kraftvoller Hand zu führen, und ist das bewegte Spiel der kleinlichsten Ereignisse. Erhabene Tugenden und lichtscheue Leidenschaften, Seelengrösse und kleinliche Bosheit, bescheidener Klugsinn und eitle Thorheit, frommes Gemüth und Heuchelei, Riesenkraft und Gebrechlichkeit; ein König, der seines Blutes letzte Tropfen freudig für sein Volk vergiesst, und ein Wüthrich, welcher dem ganzen Geschlechte der Menschen einen einzigen Hals wünscht, um ihn mit dem Beile durchschneiden zu können; ein Seemann, der mit Aufopferung jeder irdischen Freude, mit tausend Gefahren ringend, auf die Entdeckung eines fernen Erdtheiles sinnt, und ein schaler Höfling, der nach den Launen seines Herrn zu denken sich anstrengt; ein Heros im Fürstenmantel, wie Kaiser Barbarossa, und ein gekröntes Raubthier, wie Domitian; Furius Camillus und Cäsar Borgia — sie schreiten in bunter Reihe vor unseren Blicken vorüber. Mit Staunen und Spannung betrachten wir den Schauplatz in immer wechselnder Bewegung; Völker steigen völkerbezwingend empor, und sinken verhallend in den Abgrund der Vergessenheit zurück; von den Gebirgen strömen Barbaren herab, und vertilgen ein gebildetes Geschlecht vom Erdkreise; in einer allgemeinen Wanderung wogt mehrere Jahrhunderte hindurch die ganze Menschheit, schwankend, wie die Wellen des Meeres; der Westen zieht in gewaffneten Schwärmen nach dem Morgenlande, sich die Geburtsstätte seines Glaubens zu erkämpfen; ein

kühner Mönch bricht die Fesseln der eingekerkerten Vernunft, und ein wohlgesittetes Volk, mit dem Blute seines Königes sich sättigend, alle Bande der Menschennatur zerreissend, zerstört sich in tobender Raserei, und will die Gottheit von ihrem Weltthrone stürzen. Aber auch vor Räthseln stehen wir befremdet still, und können die Wege des Ewigen nicht begreifen; die ungeheuersten Wirkungen entspriessen einem winzigen Keime, und in kümmerliche Bedeutungslosigkeit löst sich das stolzeste Beginnen auf; die Völker des Nordens zertrümmern das allgewaltige Rom, und ein römischer Priester beherrscht mit dem Schlüssel die Völker des Nordens; der unbedeutende Gehülfe einer Kaufmannswittwe wird der Stifter eines neuen Glaubens, und Millionen Zungen sprechen andachtsvoll seinen Namen aus; der mächtigste Herrscher in der Christenheit legt seine Kronen alle nieder, und lebt ein verschollenes Alter in der dumpfen Zelle eines Klosters! Wie unbegreiflich aber auch immer die Fäden der Geschichte sich kreuzen, wie oft wir auch der klügelnden Vernunft uns begeben müssen, der Zügel des Weltenlenkers verräth sich überall; ein ewiges Geheimniss umwölkt seinen Arm, seine Hand ist unserm Auge sichtbar, und keine Speiche dreht sich in dem ungeheuren Rade, dass sein Wille nicht ihr die Bewegung vorschriebe. Den Völkern wie den Menschen ist das Ihrige zugewogen, die blühende Kraft des Jünglings reift dem Greisenalter entgegen, die Grösse hat ihre Schwächen, die Gewalt ihre Schranken, den Stamm der mächtigen Zeder zernagt ein winziger Wurm, und mit der stolztriumphirenden Bosheit sitzt die verschleierte Nemesis auf dem Siegeswagen; der Vergelter waltet über den Sternen, und wie

entmuthigend uns auch bisweilen der kalte Hauch des Zweifels entgegen weht, auf jedem Blatte sagt uns die Geschichte, der ewige Vater, welcher uns mit so vielfachen Kräften ausgerüstet und mit so himmlischen Funken beseelt, hat uns nicht bloss für dieses schnell verhallende Leben, noch für diese kleine beschränkte Erdscholle aus dem Nichts hervor gerufen.

Philipp IV.

König von Frankreich.

Erstes Kapitel.

Im Jahre tausend zweihundert und siebzig starb Ludwig der Neunte, welcher durch seine Unermüdlichkeit im Kampfe gegen die Sarazenen den Namen des Heiligen erhalten, der Grossvater des Fürsten, dessen Regierung diese Darstellung schildern soll. Eine ansteckende Krankheit, deren Uebermacht selbst die schwärmerischste Tapferkeit augenblicklich lähmte, hatte seiner Hand das Schwerdt entwunden; in der Citadelle von Tunis, die er mit blutiger Anstrengung erstürmt hatte, gab er mit dem Leben zugleich die begonnene Zerstörung des Maurenstaates auf. Neben ihm erlagen viele tapfere Heerführer dem nehmlichen Uebel, und was von rüstigen Körperkräften unterstützt davon kam, war zu matt und muthlos, um den Plan des erblichenen Königs zu verfolgen.

Philipp der Dritte, sein Sohn und Nachfolger, der ohne wahrhaften Heldenmuth zu besitzen, den Beinamen des Kühnen bekommen, weil er in einigen Gefechten an der afrikanischen Küste durch vorübergehende Aufwallungen der Beherztheit zu glänzenden Erwartungen Anlass gegeben hatte, segelte mit den Trümmern des Heeres zurück, und sorgte von seinem Schlosse zu Paris aus für das Wohl seiner Völker so wirksam, als die Beschränktheit seiner Einsichten es erlaubte. Schwunglos in seinen Plänen und ohne Nachdruck in ihrer Aus-

führung, von den Mönchen zu gedankenloser Frömmigkeit erzogen und eine Armut an Bildung verrathend, die um so trauriger ihn verdunkelte, je bewundrungsvoller die Welt von der Gelehrsamkeit des neunten Ludwigs sprach, durch seine Habsucht nicht selten zu ungerechten Handlungen verleitet*) und nur von den Geistlichen, deren Schöpfung er zum Theil war, eines zweideutigen Lobes gewürdigt, steht dieser Philipp zwischen einem hochgefeierten Vater und einem denkwürdigen Sohne als eine strahlenarme Fürstengestalt da, ein unbedeutendes Glied in der Herrscherreihe der Kapetinger.

Ist er für Frankreich von einiger Wichtigkeit gewesen, so wurde er's durch das Königreich Navarra, einen kleinen aber wohlbevölkerten Staat zwischen den Pyrenäen und dem Ebro, welchen er mit dem französischen Reiche verband. Wenige Jahre nehmlich nach dem Tode Ludwigs des Heiligen, war Heinrich, der König von Navarra, gestorben. Da Johanna, seine einzige Tochter und Erbin, noch ein unmündiges Kind, hatte er Blanca, seine Gemahlin, zur Regentin ernannt, und ihr während der letzten Unterredungen an's Herz gelegt, sich in Fällen der Noth an Frankreich zu wenden, nicht aber bei den Königen von Arragonien oder Kastilien, vor deren eifersüchtiger Habgier ihm bangte, Hülfe zu suchen. Das Bedürfniss eines kräftigen Schützerarmes stellte bald sich ein; die Mächtigen im Lande, vom Zügel einer männlichen Herrscherhand befreit, er-

*) So liess er z. B. die Wucherer bisweilen in's Gefängniss werfen, und löste ihre Bande nicht eher, als bis sie durch schwere Geldsummen ihre Freiheit erkauft hatten. (S. Hist. de France p. l'Abbé Velly. t. VI.)

hoben in verwegenem Uebermuthe das Haupt, sie mochten auf die gebietenden Winke des Scepters nicht achten, und widersetzten sich der Verwalterin des Reiches bald mit offenem Ungehorsam. Die Bitten der Königin waren fruchtlos, ihre Drohungen wurden verspottet, in allen Schlössern und Burgen regten sich die Waffen der Empörung, und wohin die Geängstigte sich wandte, blickte sie in eine stürmische, mit schweren Wetterwolken drohende Zukunft. So blieb ihr nichts übrig, als dem Rathe des geschiedenen Königs zu folgen, und mit der Tochter das Reich verlassend, bei Philipp dem Kühnen Beistand zu suchen. Mit gastlichen Armen wurde sie empfangen, mit tröstlichen Hoffnungen ermuthigt; das französische Schwerdt versprach, den Adel von Navarra in die Schranken des Gehorsams wieder zurückzuschrecken. Aber das wieder gewonnene Land selbst, war Philipps Absicht, sollte der Lohn der Anstrengung seyn, und so ging er bald mit dem Gedanken um, Johannen, die reiche schutzflehende Erbin, in seine Schwiegertochter zu verwandeln.

Zwei Königinnen sassen neben Philipp dem Dritten auf dem französischen Throne. Die erste gebar ihm vier Söhne; den Ludwig, welcher noch vor seines Vaters Tode gestorben; den Philipp, den Mann unseres Gemälden; den Karl, Grafen von Valois, und Robert, den Grafen von Artois. Aus der zweiten Ehe erhielt er Ludwig, Grafen von Evreux, Margarethe, welche nachher mit Eduard, dem Könige von England, vermählt worden, und Blanca, die Gattin Rudolphs, Herzogs von Oesterreich. Philipp, der zweite Sohn, war's, welcher der Erbin von Navarra seine Hand reichen sollte.

Der schöne Jüngling, durch schlaue Gewandtheit schon jetzt verrathend, was er dereinst bei ausgebildeten Kräften werden sollte, erschmeichelte sich gar bald die Neigung der jungen Fürstin. Sie fühlte sich glücklich, mit einem so liebenswürdigen Genossen das väterliche Erbe zu theilen, und nicht allein das reichste Mädchen, sondern auch die beneidenswertheste Gattin ihres Staates zu heissen; freudig gab sie ihre Einwilligung, und nichts fehlte als die Zustimmung Gregors des Zehnten, des Statthalters Christi zu Rom, ohne dessen Segen eine Ehe, die zwei Reiche mit einander vereinigen sollte, damals nicht geschlossen werden durfte. Eine lange Zeit hindurch wurden bittende Briefe vergebens nach den Ufern der Tiber gesandt, und erst da das reizende Gebiet von Venaiscin am östlichen Ufer der Rhone, wo sich die Dürance mit ihr vereinigt, als der Dankpreis der apostolischen Einwilligung aufgestellt worden, liess Gregor sich geneigt finden, und verband den Sohn des französischen Königs mit der Erbin von Navarra. Darauf rückte französische Mannschaft in Navarra ein; sie stritt für den Sohn ihres Fürsten, ihren Mut begünstigte das Kriegesglück, und bald kamen die Baronen des Staates herbei geschlichen, um sich Verzeihung zu erflehen und für alle kommenden Zeiten Gehorsam zu versprechen.

Weniger glücklich war Philipp der Dritte in einem Kriege mit dem Könige von Arragonien. Er hinterliess ihn in sehr bedenklicher Verwickelung seinem Nachfolger, und desshalb verlangt es die Deutlichkeit der Darstellung, dass wir seinem Ursprung und seinem Verlaufe sorgfältiger nachgehen.

Nach dem Tode Kaiser Konrads des Vierten,

welcher den grössten Theil seines Lebens in seinem Erbe, dem Königreiche beider Sicilien, verbracht hatte, wusste sich Manfred, sein Halbbruder, ein natürlicher Sohn Kaiser Friedrichs des Zweiten, die Herrschaft über diese Lande zu erwerben, und sie seinem Neffen Konradin, dem rechtmässigen Nachfolger, vorzuenthalten. Aber Manfred, störrigen Sinnes und nicht geneigt, einen Höheren in der apenninischen Halbinsel über sich zu erkennen, weigerte sich, als König von Neapel dem Pabste die geforderte Huldigung zu leisten, und um diese Weigerung durch auffallende Schritte zu erhärten, war er verwegen genug, selbst verschiedene Einfälle in die päbstlichen Staaten zu thun. Kein Wunder, wenn Urban der Vierte, das damalige Oberhaupt der christlichen Kirche, an sich selbst schon, wie alle Päbste, ein geschworener Feind des ritterlichen Heldengeschlechtes, welches der Name Hohenstaufen bezeichnete, vom bittersten Ingrimm gegen den frechen Fürsten erfüllt ward, und alle Mittel hervor suchte, um ihm die Schwingen seines voreiligen Fluges zu brechen. Es gab kein wirksameres, als ihm einen Mächtigen gegenüber zu stellen, der ihm die neue Krone vom Haupte zu reissen im Stande war. Desshalb wandte sich der heilige Vater an Ludwig den Neunten von Frankreich, klagte über die Frevelkühnheit des unehlich gezeugten Hohenstaufens, und bot die Krone von Neapel Ludwigs jüngerem Bruder, dem Karl von Anjou, an. Eine frühere Vorstellung dieser Art hatte der französische König in bestimmten Ausdrücken zurückgewiesen; jetzt schien seine Gewissenhaftigkeit weniger zärtlich zu seyn, er gab seine Einwilligung zu einem Beginnen, welches die redefertigste Zunge nicht beschönigen, nicht

rechtfertigen konnte, und unterstützte seinen Bruder mit Heeresmacht. Karl von Anjou, schon durch seine ausgedehnten Besitzungen in Frankreich ein mächtiger Herr, landete mit kampflustigen Streitern an Italiens Küste, und wurde in Rom vom heiligen Vater zum neapolitanischen Könige gekrönt. Bald war der Volturno überschritten; Manfred, von einem weniger zahlreichen Heere sich umgeben sehend, wich den daher stürmenden Feinden aus, und zog sich, um Zeit zu gewinnen, nach den östlichen Gauen seines Reiches. Doch schon bei Benevent erreichte ihn sein Gegner; eine blutige Schlacht erfolgte; der heftige Manfred, ein muthiger Krieger, aber kein lobenswerther Volksgebieter, sank im Drange des Gefechtes, der Sieger rückte in die Hauptstadt ein, und der Süden Italiens gehorchte einem Fürsten aus Kapetingischem Geschlechte. (1265).

Aber Karl von Anjou war seines Glückes nicht werth. Unter den Auflagen, die sein Hang zur Schwelgerei ersann, fürchteten seine Völker zu verarmen; seine Grausamkeit entfremdete ihm alle Herzen, empörte alle Stände. Des lastenden Joches überdrüssig, sehnten sie sich nach einem menschlicheren Herrn, und bald erging an Konradin, den Neffen des Manfred, die Aufforderung, über die Alpen zu ziehen, und von zahlreichen Freunden unterstützt, das entrissene Erbe in Empfang zu nehmen. Voll fröhlicher Erwartungen eilte der Jüngling herbei, und sah sich an der Grenze des Landes mit jubelnder Lust empfangen. Während dessen hatte der zitternde Karl Verstärkung aus Frankreich erhalten, und zog hinaus, die Krone, die er durch einen Sieg erworben, durch einen zweiten zu retten. Zum andren Male lächelte ihm das Glück der Schlacht. Bei Aquila,

zwischen den schauerlichen Felsen der Abruzzen, erlag an den Ufern der Pescara das letzte Heer, welches für einen Hohenstaufen focht; verkleidet suchte Konradin mit seinem Vetter Friedrich, dem Erzherzoge von Oesterreich, seinen Verfolgern zu entkommen. Aber beide geriethen in die Hände der Feinde, und als ein verhöhnter Gefangener betrat der Jüngling die Stadt, in welche er als ein freudig begrüsster Fürst einzuziehen gedachte. Weder die Jugend des unglücklichen Hohenstaufen, noch die öffentliche Stimme, die dringend um Schonung bat, konnten des Königs feige Rachsucht entwaffnen; er folgte dem Rathe Clemens des Vierten, der auf dem Sterbebette schon liegend, ihn zu blutiger Entscheidung aufforderte; königliche Richter sprachen das Urtheil über beide Fürsten, auf öffentlichem Markte zu Neapel ward ein Schaffot errichtet, und hier verlor neben Friedrich, seinem Waffengenossen, der arme Konradin, die letzte geknickte Eiche im stolzwipfligen Forste der Hohenstaufen, sein junges viel betrauertes Leben. Gar manchen Anhänger von vornehmem Stande traf dasselbe Loos; auch Manfreds Mutter und sein Sohn starben unter dem Beile des Henkers. (1268).

Um so schonungsloser glaubte Karl jetzt verfahren zu dürfen. Die Ländereien der deutschen Parthei im Lande wurden mit höhnender Rachsucht verwüstet, die Ermahnungen Nicolaus des Dritten, des neuen Pabstes, nicht beachtet. Aber eben dieses unkluge Verfahren unterwühlte seinen Thron. Peter, der König von Arragonien, der Konstantien, eine Tochter des Manfred, zur Gemahlin hatte, harrte auf eine Gelegenheit, seinen Schwiegervater zu rächen, und zugleich Sicilien, das schöne reiche Eiland, zu erwerben. Aber sein

Wunsch hätte vielleicht sich niemals einer Befriedigung erfreut, wenn ein kluger Kopf nicht zu seinem Vortheil gewirkt hätte. Es war Johann von Procida, ein Edelmann aus Salerno *). Bei Kaiser Friedrich dem zweiten, wie bei Manfred, wegen seiner Einsichten in hoher Gunst gehalten, von Karl hingegen seiner Güter beraubt, hatte er sich auf der Flucht nach Spanien gewandt, und besprach hier mit dem Könige von Arragonien, wie der Sturz des verhassten Anjou herbei geführt werden könnte. Verkleidet wanderte er sodann durch die Städte Siciliens, und stimmte die Einwohner zur Empörung; er ging nach Rom und wusste Nicolaus den Dritten, welcher dem Könige beider Sicilien bereits wenig gewogen war, ganz und gar für Peter von Arragonien zu gewinnen **); er reiste nach Konstantinopel, und brachte Paläologus, den griechischen Kaiser, dahin, dass er den arragonischen König mit Geld zu unterstützen versprach ***). Nach solchen Vor-

*) Nach einigen hiess er Procida, von der Insel dieses Namens zwischen Neapel und Ischia, welche ihm König Manfred als Eigenthum geschenkt hatte.

**) Karl von Anjou hatte bei seiner Krönung zu Rom einen jährlichen Tribut zu zahlen versprochen, und sollte, als Zeichen der Vasallenschaft, jährlich ein geschmücktes Reitpferd senden. In diesen Bedingungen lag die Ursache des Zwistes zwischen ihm und Nicolaus dem Dritten, dem Johann Cajetan aus dem Hause Orsini, welcher den Beinamen il Compasto — der Ehrbare — erhielt, und den verderblichen Nepotismus, die Begünstigung der Verwandten durch Geld und Güter, einführte. Sein Nachfolger, Simon de Brie, Martin der Vierte, verstand sich mit Karl von Anjou freundschaftlicher.

***) Michael Palaologus hatte etwa zwanzig Jahre früher mit Hülfe der Genueser den lateinischen Kaiser Balduin den zweiten, besiegt und vom Throne gestürzt. Mit dem Sohne dieses Balduin war eine Tochter des Karl von Anjou vermählt. Dieser rüstete sich daher so eben gegen den Paleologus, und wollte mit Waffengewalt die Ansprüche seines Schwiegersohnes an den Thron von Konstantinopel geltend machen. Daher geschah es auch, dass Paleologus, nachdem er dem Könige von Arragonien Geldhülfe versprochen hatte, von dem neuen Papste in den Bann gethan wurde.

bereitungen kehrte er zurück, und rieth Petern, eine Flotte zu rüsten, und mit derselben sich scheinbar gegen die Sarazenen an der afrikanischen Küste in Bewegung zu setzen. Es konnte nicht fehlen, dass diese Rüstung im Könige von Neapel Argwohn weckte; da der Arragonier indessen wirklich nach Afrika hinüberschiffte, die Sarazenen durch wiederholte Feindseligkeiten gegen sich reizte, und mehrere feste Plätze in seine Gewalt zu erhalten suchte, beschwichtigte sich die Furcht. Auch starb um diese Zeit Nicolaus der Dritte, und sein Nachfolger hegte andere Gesinnungen. So musste denn Peter in Geduld abwarten, ob die Bewohner Siciliens sich in einem Aufstande gegen den unväterlichen Herrscher erheben würden, und selbst der erfindungsreiche Procida sah verzweiflungsvoll das Ziel seines Strebens in immer weitere Ferne gerückt, als ein furchtbares Ereigniss die Wünsche Beider zu plötzlicher Reife beschleunigte.

Am Ostermontage des Jahres zwölf hundert zwei und achtzig zogen die Bewohner von Palermo in zahlreichem Zuge aus der benachbarten Kirche Monreale zurück; zerstreut unter ihnen schlenderten die französischen Soldaten, verhasst als die Werkzeuge eines Tyrannen, gemieden um ihres leichtsinnigen Uebermuthes willen und wegen ihres oberflächlichen Glaubens verabscheut. Da traf es sich, dass ein junger Soldat in die Nähe eines Mannes kam, der seine Tochter, ein schönes blühendes Mädchen, aus der Kirche nach Hause begleitete. Von plötzlicher Begierde entflammt und durch französischen Leichtsinn verleitet, legt der junge Kerl Hand an das Mädchen, benutzt den Vorwand, er müsse untersuchen, ob sie auch nicht etwa verborgene

Waffen bei sich führe, und setzt alle Rücksichten der Ehrbarkeit aus den Augen. Das Mädchen fliegt schreiend auf ihren Vater zu; dieser sieht sich von Bürgern umgeben, die kränkende Beschimpfung empört ihm das Blut, er zieht seinen Dolch, und streckt den Beleidiger augenblicklich an den Boden. Der rauchende Dolch wird die Losung; alle Hände waffnen sich, und jedes Auge sucht sich sein Opfer aus. Kaum ist eine Stunde verflossen, so haben in der Ebene zwischen der Kirche und der Stadt alle Soldaten bereits die Frechheit ihres Waffengenossen mit dem Leben bezahlt; nach allen Seiten hin wird geflohen und verfolgt, über die breitesten Gräben setzt die Todesangst, und wie beflügelt keucht ihr die Rache nach. Bald tobt die Mordlust auch in die Thore der Stadt hinein; in den Strassen wie auf den Plätzen wälzen sich die jammernden Soldaten in ihrem Blute, aus Kellern und Kammern werden die Schlachtopfer hervor gerissen, die Blutgier hört keine Bitte, der entfesselte Grimm macht keinen Unterschied. Die Dörfer umher ahmen der Hauptstadt nach, und den ganzen Küstenstrich entlang überlebte kein Franzose die sicilianische Vesper *). Mit freudigem Staunen vernahmen die übrigen Städte, was zu Palermo geschehen; bald erfolgte in Messina das Nehmliche.

Zu Orvieto, einer Stadt im nördlichen Kirchenstaate, wo er so eben mit dem heiligen Vater eine Unterre-

---

*) Nur zwei Männer, Wilhelm von Porcelets und Philipp Sealambre sollen der furchtbaren Schlachtbank entkommen, und um ihrer Redlichkeit willen Erbarmen gefunden haben. Wie gross muss diese Redlichkeit gewesen seyn, wenn man bedenkt, dass die Sicilianer selbst die Frauen des Landes, die mit einem Franzosen in vertrautem Umgange gelebt hatten, ihren Liebhabern nachsandten! Die Zahl der Getödteten wird auf fünf und zwanzig tausend angegeben.

dung hielt, erfuhr Karl von Anjou die entsetzliche Kunde. Zu Boden geschmettert von einem so unerwarteten Schlage, flog er, sobald er vom ersten Schrecken sich erholt, nach Neapel, setzte die Macht, welche er zur Bekämpfung des griechischen Kaisers versammelt hatte, gegen das empörte Eiland in Bewegung, und stand, ein grimmschnaubender Rächer, vor den Mauern Messina's. Die Bürger erschraken. Den unheilvollen Ausgang eines Kampfes fürchtend, den sie mit der Uebermacht beginnen sollten, versprachen sie, ihre Thore zu öffnen und die Mörder unter ihnen zu bestrafen, wenn der König seinen Zorn sie nicht schmerzlicher empfinden lassen wollte. Karl aber, sich der Eroberung sicher dünkend und nach unbeschränkter Rache lechzend, wollte von keinen Bedingungen wissen, und verlangte eine Uebergabe auf Gnade und Ungnade. Ehe sie diese wagten, mochten die Bürger lieber im Kampfe der Verzweiflung untergehen, und so erfolgte die berühmte Vertheidigung der Stadt, bei welcher die Tapferkeit alles versuchte, was menschliche Kräfte vermögen.

Während dessen hatte Peter von Arragonien, durch die Nachricht von dem Blutbade beflügelt, die afrikanische Küste verlassen, und war bei Trapani, dem westlichen Vorgebirge der Insel, mit seinen Schaaren an's Land gestiegen. Ihn begleiteten seine Gemahlin und seine Kinder. Palermo empfing ihn mit rauschendem Jubel; die Strassen, noch vom Blute der Franzosen gefärbt, wurden mit festlichen Teppichen geschmückt, und dem königlichen Paare die Krone von Sicilien auf's Haupt gesetzt. Karl von Anjou aber fürchtete, durch die Flotte seines Gegners vom italiänischen Festlande abgeschnitten zu werden; er gab die Eroberung Mes-

sinn's auf, liess viel Kriegsgeräth vor den Mauern zurück, und setzte in eiliger Bestürzung über die Meerenge. Seine Furcht war wohl gegründet. Denn schon erwartete ihn Roger de Loria, der kriegverständige Admiral des arragonischen Königs; er überfiel ihn mit gewaltsamem Ungestüm, nahm ihm gegen dreissig Schiffe fort, und verheerte darauf die Küste von Neapel. Peter dagegen zog gegen das Ende des Sommers in Messina ein, und sah sich auch hier mit allgemeiner Freude empfangen.

Pabst Martin der Vierte suchte den geschlagenen König von Neapel, seinen Günstling, mit den Waffen des heiligen Stuhles zu unterstützen. Er sprach den Bann über die Einwohner von Sicilien aus, und stiess den arragonischen König, als eine Beute böser Dämonen, aus der Gemeinschaft der übrigen Christen. Zugleich wandte sich Karl von Anjou an König Philipp den Dritten, welcher bereits auf dem französischen Throne sass, und seinem Oheim nachdrückliche Unterstützung gelobte. Seine Unterthanen, durch den Mord ihrer Brüder empört, boten ihm mit kampflustiger Begeisterung die Hand, und Alles ergriff die Waffen, um einen Krieg zu beginnen, welcher, wie sich vermuthen liess, mit beispielloser Leidenschaftlichkeit durchgefochten werden sollte. Auch währte es nicht lange, so landeten die französischen Heeresschaaren in Neapel. Auf der Ebene von San Martino, zwischen der Gebirgskette der Abruzzen und der kalabrischen Meeresküste, geschah die Vereinigung der Kriegshaufen, und von zahllosen Mitstreitern umgeben, sah ein Jeder mit sicheren Erwartungen dem Siege entgegen. Dem Könige von Neapel aber graute vor seinem Gegner, dessen

Glückstern während der letzten Zeiten mit so glänzendem Lichte zu schimmern angefangen hatte; je machtreicher sein Heer, desto schwerer konnte er sich entschliessen, es dem ungewissen Loose der Schlachten preis zu geben. In dieser Unentschlossenheit gerieth er auf den seltsamen Einfall, den arragonischen König zum Zweikampf heraus zu fordern. Peter dagegen war schlau genug, die Herausforderung weder anzunehmen noch abzulehnen, und so verlor Karl, indem er auf eine Antwort wartete, die günstigsten Tage der Thätigkeit. Der heilige Vater, der ihn vergebens zum Beginne des Kampfes spornte, predigte gegen Peter von Arragonien einen allgemeinen Kreuzzug, erklärte ihn seines Reiches in der pyrenäischen Halbinsel verlustig, und ertheilte dem Könige von Frankreich die Erlaubniss, es für seinen zweiten Sohn, Karl von Valois, zu erobern und in Besitz zu nehmen.

Indessen kümmerte sich Peter so wenig um die Geschosse des vatikanischen Donnerers als um die Herausforderung des Königs von Neapel. Er vollendete die Eroberung Siciliens, und liess in allen Städten Konstantien, seine Gemahlin, als rechtmässige Besitzerin der Insel anerkennen. Zu ihrem Nachfolger daselbst ward auf einer Versammlung der Baronen und der vorzüglichsten Prälaten Don Jacob, ihr zweiter Sohn, bestimmt. Doch der thätige Fürst begnügte sich damit nicht. Um den König von Neapel dahin zu bringen, dass er den Gedanken an die Wiedereroberung Siciliens für immer aufgäbe, überfiel er mit seiner Flotte die Franzosen, ehe sie noch einen Feind ahnten, im Hafen von Neapel, und erbeutete zum zweiten Mal eine bedeutende Anzahl ihrer Schiffe. Die kostbarste Beute

aber war Anjous Sohn, Karl der Hinkende, welcher sich auf einem der gewonnenen Schiffe befand. Ja, der schlaue Arragonier wusste selbst einen Aufstand in Neapel zu bewirken, und hatte die Fäden so klug dazu gesponnen, dass Karls plötzliche Ankunft allein die gefährliche Gährung zu stillen vermochte. Die Wuth des beleidigten Königs war grenzenlos; fünfhundert angesehene Bürger verloren ihr Leben durch Henkers Hand, und ein so wahnsinniger Grimm kochte in Karls Herzen, dass er mehrmahls den Gedanken fasste, die unübersehlich grosse Stadt, die Königin der schönen Meeresküste, in einen Aschenhaufen zu verwandeln.

Aber Sicilien war für immer dahin. Der unglückliche König, von seinen Unterthanen gehasst, in allen Ländern Europa's verhöhnt, gemartert von mannichfachen Gewissensbissen, Andern ein Scheusal und ein Gräuel sich selbst, verfiel bald in eine dumpfe Niedergeschlagenheit, verzweifelte in seiner Ohnmacht an jedem besseren Tage, und verträumte sein Daseyn in einem beklemmenden Unmuthe, welchen der reiche Zauber des neapolitanischen Himmelstriches nicht zu lösen vermochte. Indessen hiess es, er erwarte zu einem neuen Beginne des Kampfes den Frühling. Aber der Tod fand ihn früher als der Lenz; zu Foggia, einem Städtchen nicht weit vom manfredonischen Meerbusen, überfiel ihn ein Fieber, und machte seinem Leben im sechs und sechszigsten Jahre ein Ende. *)

Wäh-

*) Nach Einigen soll er den Tod des Ischariot gestorben seyn, was jedoch wohl nur eine Sage des Volkes, welches im Leben, wie auf der Bühne, den Verbrecher nicht gern eines gewöhnlichen Todes sterben sieht. (S. d'Egly Hist. des rois des deux Sic. de la mais. de France. t. IV.)

Während nun Peter von Arragonien, durch den Tod seines Gegners um so muthiger gemacht, in seinem neuen Besitzthume sich befestigte, während Roger de Loria, der Seeheld, die neapolitanische Küste verheerte, und sogar mehrere feste Uferplätze in seine Gewalt erhielt, suchte Philipp der Kühne der Aufforderung des heiligen Vaters Genüge zu leisten, sammelte ein zahlreiches Heer, durchzog die Gebirgspässe der Pyrenäen, und betrat, entschlossen, seinem Sohne Karl das Reich des Arragoniers in der Halbinsel zu erkämpfen, mit unwiderstehlichen Waffen die Gauen von Katalonien. Die Einwohner erschraken, und warfen sich, vor dem Verderben fliehend, in die festen Plätze. So huldigten denn die offenen Städte gar bald den drei Lilien, und selbst von den wehrhaften hatten sich mehrere bereits ergeben. Am längsten erhielt sich Gerona, eine katalonische Feste am Terflusse. Raimund von Cordonna hatte in ihren Mauern den Oberbefehl, und zeigte den Belagerern, dass Loria nicht der einzige Feldherr, dessen blitzendes Siegerschwerdt den arragonischen Namen verherrlichte. Aber von seinem Könige verlassen und entblösst von jedem Beistande, sah er sich nach langer Gegenwehr dennoch endlich genöthigt, dem Feinde die Thore zu öffnen. Doch seine Tapferkeit erwarb ihm wie seinen Streitern ehrenvolle Bedingungen, und hatte den französischen König nicht nur von weiteren Eroberungen, sondern auch von Sicherung der gemachten abgehalten. Mit Gerona's Fall indessen konnten die Franzosen das katalonische Gebiet als ihre Beute betrachten.

Karl von Valois, welcher mit seinem Bruder, unserem Philipp, unter der Leitung seines Vaters die

ersten Lorbeern sammelte, suchte durch Freundlichkeit die einflussreichsten Edelherren des Landes zu gewinnen, und nahm den Titel eines Königs von Arragonien an. Der französische Monarch aber, nach seiner Hauptstadt sich sehnend, beschloss den Rückzug, und wollte die Fortsetzung des lohnenden Erwerbkrieges mit dem nächsten Frühlinge beginnen. War es thörigt, das Waffenglück in seiner fruchtbarsten Laune zu verlassen, so hiess es unklug gehandelt, dass er einen bedeutenden Theil seiner Seemacht voraus abgehen liess. Mit einem zahlreichen Geschwader zogen die Arragonier herbei, griffen die zurück gebliebene schwache Flotte mit lebhaftem Feuer an, und erfochten einen glänzenden Tag. Philipp der Dritte sah sich aller Mittel beraubt; er ergriff in eiligem Schrecken die Flucht, und suchte die Pyrenäen zu erreichen. Die siegreiche Flotte aber war indessen von der Mündung des Terflusses aus die Küste entlang gegen Norden gesegelt, die Mannschaft hatte das Ufer betreten, und erwartete die fliehenden Franzosen in den Gebirgspässen der Pyrenäen. Die Noth war gross, die Gefahr schien unausweichlich. Durch verborgene Klüfte mussten die bangenden Heereshaufen sich hindurch schleichen; sie klimmten die beschwerlichsten Wege hinauf und hinab, sahen ihre Flucht durch manchen reissenden Wildbach gehemmt, rangen mit dem peinlichsten Hunger, fielen täglich einem feindlichen Hinterhalte in die Hand, hatten bei Tage keine Ruhe, und fanden des Nachts keinen Schlummer. Fast bis Perpignan hin setzten die arragonischen Streifschaaren ihnen nach, und als der König, der, unterweges erkrankt, in einer Sänfte getragen werden musste, die Mauern dieser Stadt erreicht hatte, sah er sein Heer

durch Mangel und Gefechte über die Hälfte fast geschmolzen, beinah alles Gepäck verloren, und die meisten Waffen im Gebiete des Feindes zurück geblieben.

Karl von Valois, der neuen Krone sich beraubt fühlend, war selbst schon von zu schwerem Unmuthe gebeugt, um seinen betrübten Vater zu trösten; Philipp hingegen sprach dem Kranken Muth zu, richtete durch seine Beredsamkeit die zagenden Gemüther wieder auf, und ordnete die Trümmer des Heeres, um zu Perpignan wenigstens nicht in kläglichem Aufzuge zu erscheinen. Der König aber überlebte seine Schmach nicht lange; er sah seine Hauptstadt nicht wieder, und starb zu Perpignan im ein und vierzigsten Jahre seines Alters (1285).

Zweites Kapitel.

Ohne schmerzliche Rührung vernahm das Heer den Tod eines Herrschers, der mit seinen Streitern das Feld der Ehre nicht zu behaupten verstanden hatte; mit desto grösseren Erwartungen aber blickte es auf den Jüngling, welcher in der Stunde, da die Krone auf sein Haupt überging, mit dem Schicksale seines Vaters zugleich die nachdrücklichste Lehre erhielt, wie kein bedeutendes Werk mit halbem Entschlusse unternommen, und unternommen mit halbem Muthe ausgeführt werden dürfe. Auch empfand es, dass es, geschwächt und von den Mühseligkeiten der Flucht entblösst, in der Nähe eines frohlockenden Feindes nicht bleiben könne, und so folgte es seinem jungen Führer

willig nach Carcassone, einer Stadt an der Aude in Languedoc, wo es von französischen Bürgern umgeben, die Wunden heilen und dem Mangel abhelfen konnte.

In einem Alter von achtzehn Jahren sah sich Philipp der Vierte, wegen seiner anmuthigen Leibesgestalt der Schöne genannt, als den Beherrscher eines mächtigen Reiches, dessen Einwohner schon damals neben den Italienern für die gebildetsten Europäer galten. Ererbte er auch nicht ein so ausgedehntes Gebiet, als seine königlichen Nachkommen beherrschten, sassen auch im Lande gar viele Reichsbarone, die eigenmächtig in ihrem Besitzthume schaltend, die Rechte der Vasallenschaft nicht selten missbrauchten, und hinter trotzenden Mauern ihre Widerspenstigkeit verfechten konnten, so war ein König von Frankreich dennoch ein bedeutender Volksgebieter, ein gewichtvolles Glied in der Reihe der christlichen Fürsten. Aber mit der väterlichen Krone erbte Philipp zugleich einen traurigen, nach schlechtem Plan unternommenen Krieg, eine erschöpfte Schatzkammer, ein zersplittertes Heer. Ohne die Schatzkammer auf's Neue zu füllen, liess sich keine vollzählige Streitmacht wieder aufstellen, und dem Kriege durfte nicht entsagt werden, wenn man die Ehre des französischen Namens nicht in Gefahr bringen wollte. Der junge König verlor den Muth nicht; Frankreich sollte die Achtung der europäischen Mächte wieder gewinnen, der Lorbeer des kapetingischen Geschlechtes neue Zweige treiben. Der Erzbischof von Narbonne und ein Edelmann aus Languedoc erhielten daher den Auftrag, im Namen des jungen Königs den Adel der südlichen Städte, die Geistlichkeit und die Gemeinden den Eid der Treue schwören zu lassen; Philipp selbst aber

begab sich mit seiner Gemahlin nach Rheims, der alten Krönungsstadt, in deren Kathedrale das heilige Salbungsfläschchen des Königs Chlodwig bewahrt ward, und liess sich daselbst von Pierre Barbet, dem dortigen Bischof, zum Könige von Frankreich und Navarra krönen. Beide Länder wurden durch diese Krönung zu einem Reiche verbunden; Johanna, Philipps Gemahlin, trug bei der Feierlichkeit gleichfalls die Doppelkrone auf ihrem Haupte.

Nach Paris, seiner Hauptstadt, wieder zurückgekehrt, gab der junge Monarch öffentlich die Versicherung, er sey gesonnen, mit thätigem Schwerdte das Unglück seines Vaters an den Arragoniern zu rächen, und die sicilische Insel dem Scepter des Anjou wieder zu unterwerfen. Ein jugendlicher Muth nur konnte seine Ehre an solch eine Versicherung setzen. Denn Peter von Arragonien, der seine beiden Gegner, den Karl von Anjou und den französischen König, in's Grab sinken gesehen, den Sohn des ersteren aber in seinen Banden hatte, erhob sich in seiner Kraft, und beschloss, die Schwäche wie die Unerfahrenheit unseres Fürsten zu benutzen; er erhielt Gerona wieder in seine Gewalt, und eroberte Castillon, die Grenzfeste am Meeresufer; er unterwarf sich das ganze katalonische Gebiet aufs Neue, und rüstete sich nun, den Kampf gegen Philipp den Schönen und Martins Nachfolger auf dem heiligen Stuhle, Honorius den Vierten, welcher den Vormund des verwaisten Königreiches Neapel zu spielen suchte, bis zum glänzendsten Erfolge durchzufechten. Doch er selbst vereitelte seine Pläne. An einer Wunde leidend, deren Heilung er durch zerrüttende Ausschweifungen verhinderte, folgte er seinen beiden Gegnern

bald in's Grab, befreite den jungen französischen König von einem verschlagenen Feinde, und hinterliess seinen Söhnen zwei Reiche, aber beide in einem bedrohten, unter gefährlichen Stürmen schwankenden Zustande.

Doch die Söhne gaben den Kampf nicht auf. Zwei Pfeiler waren es, auf denen ihre Throne ruhten, brüderliche Eintracht und Roger de Loria, der Schutzheld ihres Vaters, der ihren jugendlichen Hoffnungen seine grauen Erfahrungen weihte. Nachdem Alfons, der ältere, in Saragossa zum Könige von Arragonien, Jacob, der jüngere, zum Beherrscher Siciliens in Palermo gekrönt worden, übertrugen Beide ihr Heil dem alten Seehelden, und unterstützten ihn aus allen Kräften. Loria segelte mit acht Galeeren herbei, schwamm in die Mündung der Orbe, und drang verheerend bis Beziers vor. Das Land war von Besatzung zu entblösst, um Widerstand leisten zu können. Die französischen Fahrzeuge, die in der Mündung der Orbe und des Erant vor Anker lagen, wurden ohne Schwerdtstreich eine Beute des Siegers; Agde, eine Küstenstadt am Ausfluss des Erant, ging in Flammen auf, nur die Kathedrale und der bischhöfliche Pallast überlebten das Verderben; die Einwohner aber sanken unter dem arragonischen Schwerdte, und mussten kläglich für den Uebermuth büssen, welchem sich die französischen Krieger jenseit der Pyrenäen überlassen hatten. Philipp war fern, seine Zurüstungen hatten kaum begonnen. Die Einwohner von Languedoc, ängstlich für ihr eigenes Heil besorgt, mussten also zur Selbsthülfe sich entschliessen; sie brachten eilig Schaaren auf, und zogen zur Vertheidigung des Küstenstriches herbei. Aber Loria war der Held seines Jahrhunderts, vor seinem

Namen schon erblassten die bewaffneten Bürger, geschlagen und zerstreut mussten sie das Ufer ihm preisgeben. Doch sein Element war das Meer. Er pflanzte seine siegreichen Banner nicht tiefer in's Land, strich verwüstend zur Linken nach Narbonne, zur Rechten nach Aiguesmortes hin *), und nahm dann, mit unermesslicher Beute bereichert, seinen Rückweg nach dem Hafen von Barcellona.

Im Süden blühte indessen das Glück der Feinde nicht weniger glänzend. Was auch Robert, Graf von Artois, Philipps jüngerer Bruder, welcher unter der Aufsicht des Pabstes während der Gefangenschaft Karls, des Hinkenden, die Herrschaft in Neapel verwaltete, ersinnen mochte, die Verhältnisse waren ihm zuwider, und der Hass der Sicilier gegen die Tyrannen, deren Joch sie abgeschüttelt, begeisterte sie zu unwiderstehlichem Muthe. König Jacob versuchte glückliche Landungen, eroberte mehrere bedeutende Plätze in Calabrien, und belagerte Gaeta, als Loria dazu kam, und die neapolitanische Küste plünderte.

So standen die Angelegenheiten des Krieges, als Eduard der Erste, der König von England, nach Frankreich kam, um der alten Feudalsitte gemäss für die Landschaften, die er im Westen dieses Reiches besass, dem neuen Könige die Huldigung zu leisten. Philipp, für jetzt des Friedens mit einem so mächtigen Herrscher bedürftig, ging ihm bis Amiens entgegen, zeigte sich in Allem seinen Wünschen willfährig, hörte die

*) Eine kleine Stadt am Ausflusse der Rhone in's mittelländische Meer, wo später König Franz seinen vieljährigen Feind, den Kaiser Karl V. mit fürstlicher Freigebigkeit bewirthete, und durch seinen Erstgebornen ihm Waschbecken und Handtuch reichen liess.

Rede, welche der Bischof von Bath für ihn hielt, mit freundschaftlichem Wohlwollen an, und vollzog die Belehnung seines Gastes mit ehrendem Glanze. Eduard sah zu Paris die Rüstungen des Königs, und lernte den unternehmenden Geist desselben kennen. Bald begriff er, wie dieser junge Fürst die Siege seiner Feinde in kurzer Zeit rächen würde; er fürchtete das Wachsthum der französischen Macht, und erbot sich daher zum Vermittler des Friedens. Philipp nahm den Vorschlag an, vermied aber jeden Schein, als käme er ihm erwünscht. Augenblicklich ging der englische König an's Werk. Es gelang ihm, eine Unterredung mit Karl dem Hinkenden zu erwirken. Von arragonischen Kriegern begleitet, ward der Gefangene über die Pyrenäen nach **Oleron**, im Bearnegebiete gebracht, und verabredete hier mit dem Friedensvermittler die Bedingungen seiner Freiheit. Er verpflichtete sich, zwischen Frankreich und Peters Söhnen einen dauernden Frieden herzustellen; Valois, Philipps Bruder, sollte allen Ansprüchen auf Arragonien entsagen, und der Pabst nach Aufhebung des Interdiktes die beiden Brüder wieder in die Liebesarme der Kirche empfangen. Wären aber seine Bemühungen fruchtlos, so wollte er nach dreien Jahren in seinen Kerker zurückkehren. Indem er funfzig tausend Livres zahlte, lieferte er in die Hand des Alfons als Geisseln seine beiden Söhne nebst sechzig Rittern, den ältesten Söhnen angesehener Edelleute in der Provence.

Aber Karl der Hinkende hatte beiweitem mehr versprochen, als er zu erfüllen vermochte. König Philipp, nicht gesonnen, durch einen solchen Frieden den Triumph seiner Feinde zu verherrlichen, überredete

seinen Vetter, den thörigt gewissenhaften Gedanken zu eine Wiederbetretung seines Kerkers aufzugeben. Der neue Pabst, Nikolaus der Vierte, Hieronymus von Ascoli, bisher General des Franciskanerordens, der französischen Seite noch lebhafter als seine Vorgänger zugethan, ging weiter; er erklärte Karl den Hinkenden auf's Neue zum Könige von Sicilien und Herzoge von Apulien, entband ihn aller seiner Eide, „indem sie dem Vortheile des heiligen Stuhles zuwider liefen," und verbannte den König Jacob noch einmal aus der Gemeinschaft der Christen. So wurden denn die Waffen wiederum ergriffen, und es erfolgten blutige Gefechte, die jedoch nichts entschieden. Roger de Loria war der frühere nicht mehr; die Kränklichkeit des Alters hatte seinen Flammenmuth gedämpft, und Philipp mochte die Kräfte Frankreichs nicht an eine Sache setzen, die ohnediess glücklich für ihn zu enden schien. Als aber Eduard, durch die Erneuerung des Zwistes, die seiner Mittlerschaft Hohn sprach, beleidigt, sich in drohenden Worten vernehmen liess, begannen beide Partheien das Uebergewicht eines so mächtigen Dritten zu fürchten, und bequemten sich zu friedlichen Gesinnungen. Zu Tarascon, einem Städtchen im südwestlichen Languedoc, ward ein Waffenstillstand auf zwei Jahre geschlossen, vermöge dessen Valois seinen Ansprüchen auf Arragonien entsagte, und Margarethen, der ältesten Tochter des Königs von Sicilien, seine Hand reichte. Philipp, sein neues Reich zu ordnen und zu kräftigen bemüht, war mit diesem Ausgange des Kampfes zufrieden; der kriegerische Graf von Artois hingegen, welcher den Streit gern mit Nachdruck durchgefochten hätte, kehrte aus Neapel missvergnügt mit dem Heere nach Frankreich zurück.

So endete der **arragonische Krieg**, der mehr als zehn Jahre hindurch im südlichen Italien, in Katalonien und dem mittäglichen Frankreich abwechselnd gewüthet, und in der Sicilianischen Vesper seinen blutigsten Entwicklungspunkt gefunden hatte. Von den Uebeln, welche er mit der französischen Krone von seinem Vater ererbt, jetzt so ziemlich befreit, konnte König Philipp daran denken, seinem Reiche eine glückliche Blüthe zu verschaffen, und mochte sich wohl, seine Kräfte fühlend, manchem Plane der Ehrsucht und der Vergrösserungslust in stillen Erwartungen hingeben. Zugleich war sein Zusammentreffen mit dem brittischen Könige nicht ohne Wirkung geblieben. Philipp hatte in seinem Gaste einen offenen kräftigen Herrscher kennen gelernt, der gern mit dem Schwerdte drein schlagend, sich nicht leicht herablassen mochte, die verstohlenen krummen Wege der Staatslist zu schleichen, und ein Netz, darin ihn arge Schlauheit gefangen, gleich einem starken Raubthiere, wohl zerreissen, nicht aber gleich einem Nagethiere, allmählich zerfädeln konnte; er schätzte ihn als einen rüstigen Helden von Schwung und Nachdruck, und hatte wohl Ursache, ihn zu bewundern; zugleich indessen ward er gewahr, mit welchen Waffen sich am glücklichsten gegen ihn kämpfen liess, welchen Neigungen und Leidenschaften man in ihm schmeicheln oder winken musste, um auf dem kürzesten und wohlfeilsten Wege zu seinem Zwecke zu gelangen. Es mochte dem Wirthe auch wohl schwerlich entgangen seyn, aus welchen Beweggründen sein königlicher Gast mit so unermüdlichem Ernste den Frieden betrieben hatte, und wenn es ihm schmeichelte, dass seine Grösse einen so mächtigen Herrscher mit ängstlichen

Sorgen erfüllte, so fasste er zugleich den Entschluss, diesen Wetteiferer in der Fürstengrösse bei allen seinen Bewegungen nicht aus dem Auge zu verlieren, und bei jedem Beginnen, zu welchem die Eifersucht den Andren etwa verleiten möchte, mit schlauer Gewandtheit ihm zuvor zu kommen. Mit ähnlichen Gedanken hatte Eduard die französische Küste verlassen. Sein natürlicher Scharfblick sah zu richtig, um in Philipps zuvorkommender Freundlichkeit die Zeichen einer treuen Bruderliebe zu wähnen; er empfand es sehr deutlich, wie dieser gekrönte Jüngling, von der Natur mit einem Angesichte beschenkt, dessen Lächeln ihm so schnell alle Herzen gewann, den kräftigsten Unternehmungsgeist durch eine planvolle Besonnenheit zügelte; wie er liebevoll und gefällig vom Throne herab blickend, die stolzen Vasallen, die um diesen Thron standen, in ihren Kräften und Ansprüchen zu beschränken trachtete; wie hohe Begriffe er vom Ruf der Ehre hatte, der einen französischen König auf die Laufbahn des Ruhmes forderte, wie mannigfaltige Entwürfe hinter dieser heitren Stirne sich regen mochten. Und so segelte der Gast nicht ohne stille Besorgnisse nach seiner heimischen Insel zurück; doch konnte er sich nicht enthalten, dem Nebenbuhler in mancher Beziehung achtungsvoll gewogen zu seyn, und da er sein Scepter, das er dreizehn Jahre vor jenem in die Hand erhalten, mit gleichem Nachdruck und reicherer Erfahrung zu führen meinte, nannte er bald seine Bedenklichkeiten thörigt, und äusserte sich gegen die Ritter seines Hofes mit vielem Lobe über den Mann, dem er den Huldigungseid geleistet hatte.

Da ward plötzlich ein unbedeutendes Ereigniss die Ursache vieljähriger Zwiste, seltsamer Auftritte. An

der Küste von Bayonne lagen zwei Schiffe vor Anker, und sandten ihre Leute an's Ufer, um trinkbares Wasser zu holen. Die Abgeschickten drängten sich um einen Brunnen, jeder wollte bald wieder zurück kehren, und suchte daher die Hinzukommenden weg zu drängen. Auf diese Weise geschah es, dass ein Matrose des französischen Schiffes mit einem vom englischen in Streit gerieth. Von beleidigenden Worten schritt man zu Thätlichkeiten, und bald hatte der Franzose, welcher schwächer an Muskelkraft bei'm Ringen den Kürzern zu ziehen fürchtete, seinen Dolch gezückt, um den Gegner nieder zu stossen. Aber dieser wird es gewahr, er fällt über den Franzosen her, umschlingt ihn mit starken Armen, und bewirkt dadurch, dass er mit seinem eignen Dolche sich verwundet. Auf den Schmerzensruf des Verwundeten eilen seine Gefährten herbei; der Engländer sieht sich verfolgt, flieht nach seinem Schiffe zurück, und das Schiff verlässt alsobald den Hafen. Der verwundete Franzose sinkt seinen Brüdern in die Arme, und stirbt nach wenigen Stunden. Seine Gefährten schreiben dem englandischen Matrosen den Tod, der durch Zufall erfolgt, als eine planmässige Absicht zu; sie fühlen sich gekränkt und beleidigt, und schicken Mehrere aus ihrer Mitte nach der Hauptstadt, um am Throne über diese Bluthat Beschwerde zu führen. Die Antwort lautete, was vorgefallen, sey von zu geringfügiger Bedeutung, um die Theilnahme des königlichen Gerichtshofes erfordern zu können; glaubten sie sich beleidigt, so möchten sie immerhin aus eigenen Kräften ihre Ehre zu rächen suchen.

Hiermit war die Losung gegeben. Die Kunde des Mordes kam in kurzer Zeit allem französischen Schiffs-

volk zu Ohren, und ein rachsüchtiger Groll erhitzte die Gemüther. Nicht lange währte es, so fielen mehrere französische Fahrzeuge im Kanal, der zwischen beiden Reichen wogt, über ein englisches her, und bemächtigten sich der Mannschaft. Von dieser wurden Verschiedene in Gegenwart der Uebrigen mit Hunden zusammen an die Seegelstangen aufgeknüpft, und nachdem die Rachsucht durch einen so schimpflichen Hohn sich gütlich gethan, überliess man das Schiff den Winden, sang den Unglücklichen Spottlieder zu, und rief ihnen nach, sie möchten zu Hause erzählen, wie anmuthig französische Matrosen den Mord ihres Bruders zu rächen verständen. Die Kränkung, welche der boshafte Schimpf bei den englischen Seeleuten zur Folge haben musste, brach bald hervor. In allen französischen Häfen wurden Fahrzeuge genommen oder gehindert, Kaufmannsgüter fortgeschleppt oder verbrannt, Matrosen entführt oder gemisshandelt. Die Franzosen liessen es an Gegenrache nicht fehlen, und wo sie in Mehrzahl einer brittischen Flagge begegneten, ward sie vom Bord gerissen, und mit Hohnreden zerstückelt. Allmählig wurde die Feindseligkeit zwischen beiden Volkern zur See ein gewohntes Uebel, um welches sich jedoch die Könige nicht zu kümmern schienen. Mit der gefährdeten Sicherheit auf den Gewässern aber litt der Handelsverkehr, und besonders wurde den Engländern die Gemeinschaft zwischen ihrer Insel und ihren französischen Staaten empfindlich erschwert. Indem jedoch nach und nach auch die Schiffe anderer Nationen durch diesen Seezwist zu leiden anfingen, war es natürlich, dass die Einen mit dieser, die Andern mit jener Parthei gemeinschaftliche Sache machten. So sah man endlich die ir-

ländischen und holländischen Seefahrer mit den Britten, die Flamländer und Genueser mit den Franzosen verbunden.

Aber selbst nach dieser Wendung der Sache kam sie an den Höfen noch nicht zur Sprache. Keiner von beiden Monarchen, schien es, wollte der erste seyn, welcher durch solch einen neckenden Hader die Sicherheit oder die Wohlfahrt seines Reiches gefährdet eingestand. Zwar beschwerten sich englische Kaufleute über diesen Unfug zur See in dringenden Gesuchen bei ihrem Könige; Eduard schickte auch wirklich einen brittischen Grafen hinüber nach Frankreich, um in gemeinschaftlicher Unterredung mit Philipp gegen die längere Fortdauer des Uebels wirksame Massregeln zu treffen; Philipp gab seine Freude über die Gegenwart eines so ehrenwerthen Gastes zu erkennen; was aber die „Spielereyen" zur See beträfe, so würden die Seeleute, versicherte er, bald von selbst ihre Lust daran verlieren; es wäre seltsam, wenn zwei grossstämmige Eichen in Streit mit einander geriethen, weil einige Käfer, die um ihre Aeste summen, unverträglich gegen einander schwärmen. Und so blieb's bei einer wirkungslosen Botschaft.

Im nächsten Jahre aber fing ein französisches Geschwader, welches, um Wein und andere Waaren zu holen, nach der Südwestküste des Landes segelte, alle englischen Fahrzeuge auf; die gefangene Mannschaft wurde grösstentheils gehängt, die Ladung als eine wohlfeile Beute in Beschlag genommen. Die wenigen Schiffe, die diesem Verderben entkamen, erzählten aller Orten von dem Uebermuthe des französischen Geschwaders, schilderten seine beschimpfende Grausamkeit mit

den grellsten Farben, und entflammten jedes brittische Matrosenherz mit unwiderstehlicher Rachsucht. Ihre Beschwörungen wirkten. Es thaten sich sechszig wohlgerüstete Schiffe zusammen, schwuren einander, den schmählichen Unglimpf mit Verachtung jeder Gefahr zu strafen, und lauerten dem heimziehenden Geschwader zwischen den Westinseln Rhé und Oleron auf. Die Franzosen kehrten in fröhlicher Unbesorgtheit zurück, und begleiteten die Schläge des Ruders mit ihren Gesängen. Aber plötzlich rauscht der Hinterhalt aus einer Uferkluft daher, vor dem Geschrei des Ueberfalles verstummen die Lieder; die Franzosen erbleichen, suchen sich zu fassen, setzen sich zur Wehre, vermögen aber gegen die Uebermacht nur sehr wenig, und haben nach einigen Stunden, theils getödtet oder verwundet, theils gefangen oder zerstreut, eine entsetzliche Niederlage erlitten. Nur Wenige entkamen auf einigen winzigen Böten; die Sieger aber machte ihr Glück so kühn, dass sie einen Angriff auf die benachbarte Uferfeste Rochelle versuchten.

Jetzt endlich ward Philipp aufmerksam. Es sey nun, dass er durch diese Seeschlacht die Ehre des französischen Namens gekränkt glaubte, oder dass er zum Beginne eines Kampfes mit England erst jetzt den passenden Augenblick gekommen wähnte; er schickte eine Gesandtschaft hinüber, liess über hinterlistigen Ueberfall klagen, und fragte, mit welchem Rechte ein König von England solche Missethaten gegen französische Schiffe seinen Seeleuten ungestraft dürfe hingehen lassen? Eduard wünschte keinen Krieg, meinte aber die Würde seines Thrones behaupten zu müssen. Englands König, erklärte der Bischof von London dem pariser Staatsra-

the, habe als selbständiger Monarch in seinem eigenen Reiche einen Gerichtshof, woselbst die Verbrechen seiner Unterthanen untersucht und entschieden würden: wer über Engländer zu klagen habe, der möge vor diesem Hofe sich einfinden, und werde gerechte Richter treffen; Eduard wollte den Klägern sicheres Geleit geben, und über den Rechtshandel mit eigenen Augen wachen. Wollte man sich aber dazu nicht bequemen, so schlage der König eine persönliche Zusammenkunft vor; wo nicht, so möge ein Schiedsrichter, etwa der Pabst oder ein Ausschuss von Kardinälen, den Streit schlichten. Mit dieser Erklärung waren Philipps Räthe nicht zufrieden; die Sache blieb unentschieden, der Zwiespalt dauerte fort, die räuberischen Feindseligkeiten zur See wurden nach wie vor mit hassvoller Geschäftigkeit betrieben.

Nun that Philipp einen auffallenden Schritt. Er liess den König von England, als Herzog von Guienne und Vasallen der französischen Krone, vor seinen Gerichtshof nach Paris fodern, damit er hier wegen der Vergehen, welche seine Engländer gegen die Unterthanen seines Lehensherrn sich erlaubt hatten, persönlich sich vertheidigen möge. Diese Vorladung ward zu Agen, einer Stadt an der Garonne unfern der Grenzen von Guienne, an ein öffentliches Gebäude angeschlagen, und die benachbarten Unterthanen Eduards lasen sie mit bangem Staunen. Der König von England, so eben mit seinem Lieblingsgedanken, der Unterjochung Schottlands, vollauf beschäftigt, wünschte für den Augenblick nichts weniger, als einen Kampf mit Frankreich. Er sandte daher seinen Bruder, den Grafen Edmund von Lancaster, hinüber, und legte ihm die angestrengteste

Sorg-

Sorgfalt an's Herz, um durch jedes Mittel, das mit dem Wohl und der Ehre Englands sich vertragen würde, das gute Vernehmen wieder herzustellen. Um jedoch nicht leichtsinnig den Vorwurf der Nachlässigkeit auf sich zu laden, liess er seinen Bruder durch den Ritter von Sanct Johann, einen Krieger von geprüfter Treue, begleiten, übertrug diesem die Statthalterschaft in seinem französischen Herzogthum, und befahl ihm, kein Mittel zur Bewehrung des Landes unversucht zu lassen.

Guienne und Gascogne, die Besitzungen der brittischen Könige in Frankreich, nahmen den Südwesten dieses Landes ein. Von der Garonne, der Dordogne und dem Adour durchströmt, zogen sie sich bis zum Fusse der Pyrenäen, lachten mit üppigen Fluren, und blühten durch einen einträglichen Handel, indem sie Frankreich sowohl als England mit ihrem Ueberflusse an Getraide, an Früchten und köstlichen Weinen versorgten. Mathilde, die Enkelin Wilhelms des Eroberers, welche mit dem französischen Grafen Gottfried von Anjou-Plantagenet sich vermählte, verschaffte durch diese Ehe ihrem Sohne Heinrich dem zweiten, der die Reihe der Plantagenet auf dem englischen Throne eröffnete, den Besitz der Grafschaften Anjou, Touraine und Maine an den Ufern der westlichen Loire; Heinrich selbst gab der Eleonore, der geschiedenen Gemahlin des französischen Königs Ludwigs des siebenten die Hand, und erlangte dadurch das Herzogthum Guienne, ihr väterliches Erbe. Im Laufe der Kriege zwischen England und Frankreich, vorzüglich durch die traurige Regierung des Johann ohne Land, gingen die Besitzungen an der Loire für England wieder verloren, die südwestlichen Striche hingegen blieben sein Eigenthum.

Die Einwohner, als halbe Unterthanen grösstentheils mit Schonung behandelt, weil man sonst sie zur Empörung zu reizen fürchtete, befanden sich unter der englischen Herrschaft wohl; sie boten selbst thätig die Hand, wenn es darauf ankam, den Eingriffen der französischen Könige entgegen zu arbeiten, fassten allmählig gegen ihre Landesgenossen einen wachsenden Hass, und auf diese Weise von ihrem natürlichen Stamme getrennt, zeigten sie sich dem Hause Plantagenet mit verlässiger Treue ergeben.

Drittes Kapitel.

Graf Edmund von Lancaster hatte nach dem Tode des Königs von Navarra die Wittwe desselben, Blanca, heimgeführt, und konnte daher von der französischen Königin die Ehrfurcht einer Stieftochter verlangen. Aber die Tochter wusste mit schmeichelnder Schlauheit sich in das Vertrauen ihres Stiefvaters einzuschleichen, und während ihr Gemahl den ernstgebietenden beleidigten Lehensherren spielte, gab sie der zürnenden Miene desselben eine mildere Auslegung, den herben Worten einen sanfteren Sinn. Ihren Bemühungen widerstand der gutmüthige Graf nicht lange, und lagen noch im Hintergrunde seiner Seele einige Zweifel, die ihn beunruhigten oder ihm das Ohr zu verschliessen riethen, so schwanden sie vor der beredeten Maria, der zweiten Gemahlin Philipps des Kühnen, welche als Königin Mutter eine ehrenvolle Anerkennung am französischen Hofe fand, und mit ihrer Schnur in seltener Eintracht lebte.

Die Vorstellungen der beiden Frauen klangen nicht gar übel. Was bei Rochelle vorgefallen, wiederholten

sie, habe die Ehre des französischen Namens zu tief verwundet, als dass Philipp es mit Stillschweigen hätte übergehen können; dass er den König von England vor seinen Gerichtshof zu Paris beschieden, klänge bei'm ersten Tone seltsam, liege aber in der Natur der Feudalverhältnisse gegründet, erhebe den Einen so wenig als es den Andern erniedrige, und ereigne sich nicht zum ersten Mal; Philipp August habe den König Johann gleichfalls vor ein französisches Gericht geladen, damit er über die Ermordung des jungen Arthur, seines Neffen, Rede stände; hier aber werde nur verlangt, dass Eduard, der als ein angeklagter Vasall bis zum Tage seiner Rechtfertigung die Obergewalt in seinem französischen Lehen nicht handhaben dürfe, das Herzogthum Guienne zum Schein dem französischen Könige überlasse; es sollte mit Ausnahme von Bordeaux, Bayonne und Reole, der bedeutendsten Plätze, jeder Stadt ein Beamter im Namen des Königs Philipp gegeben werden, und den Gehorsam der Einwohner gegen diese Beamten eine gewisse Anzahl von Geisseln verbürgen. Doch Alles nur zum Schein; Philipp habe bereits ernstlich erklärt, nach geschehener Rechtfertigung vor dem Gerichtshofe diese Beamten augenblicklich wieder zurück zu rufen, und dem Eduard die vollständige Oberherrschaft abzutreten.

Dieser Vorschlag ward schriftlich aufgesetzt. Beide Frauen betheuerten, dass Alles dem unverzerrten Sinne der Zeilen gemäss geschehen sollte, und setzten zur Bestätigung ihrer Worte ihre Namen darunter. War nun auch der Graf von Lancaster nicht scharfsichtig genug, um die Handlungsweise des französischen Königs in ihren Triebfedern zu entziffern, so verblendete

ihn doch keine so leichtfertige Unbedachtsamkeit, dass er bei einem Schritte von so folgereicher Bedeutung nicht mit Vorsicht und Behutsamkeit sich gewaffnet hätte. Er erklärte daher, durch die Unterschrift der beiden Frauen keineswegs sicher gestellt zu seyn; Philipp selbst müsse die Schrift unter feierlicher Oeffentlichkeit beschwören. Philipp dagegen zeigte, dass eben dieser öffentliche Schwur die Genugthuung, die seiner Ehre werden solle, aufhebe; wolle man ohne Maske zu Werke gehen, so sey das ganze Formenspiel nicht nöthig. Aber Edmund liess sich nicht zurück weisen, und so bequemte sich Philipp wenigstens zu einem Schwur in seinem Palaste, wobei einige englische und französische Zeugen zugegen waren. Mit diesem Schwure widerrief er zugleich die mehrmaligen Vorladungen Eduards, und gab zu, dass dieser durch Wortführer wegen der stattgefundenen Unbill sich reinigen dürfe. Doch soll der Schwur nach Versicherung verschiedener Schriftsteller, weil der Graf von Lancaster sich durchaus nicht anders ergeben mochte, durch den Bischof von Orleans öffentlich bekannt gemacht worden seyn.*)

Eduard, welchem sein Bruder schon vorher vom unbezweifelten Erfolge eines solchen Schwures Nachricht gegeben hatte, war herzlich froh, auf eine solche Weise des ungelegenen Handels mit Frankreich überhoben zu werden; von seinen Siegen in Schottland träumend, ertheilte er dem Grafen Vollmacht, das Herzogthum Guienne, und wäre selbst das volkreiche Bordeaux nicht ausgenommen, unter die Oberherrschaft des Königs Philipp zu stellen; zugleich erhielt der statthal-

*) Gaillard Hist. de la rivalité de la France et de l'Anglet. t. III.

tende Ritter Sanct Johann genossenen Befehl, dem Grafen von Lancaster in jedem Stücke sich gehorsam zu zeigen. Nachdem bald darauf der Schwur geleistet worden, reiste Edmund mit Rudolph de Nesle, dem Connetable von Frankreich, nach dem Westen, und übergab ihm die königliche Gewalt im Herzogthum Guienne, dessen Herr, ehe er zum Besitze wieder gelangen könne, von seinen Beschuldigungen sich reinigen müsse. Die Vorstellungen des Ritters Sanct Johann waren vergebens, und kamen zu spät; Edmund verliess sich auf den Schwur, und meinte sein Geschäft als ein kluger Sachwalter zu Ende geführt zu haben.

Jetzt geschah die Rechtfertigung des Königs von England, bei welcher der Bischof Richard von London, ein gelehrter Kirchenhort von gepriesener Beredsamkeit, für den Angeklagten das Wort führte. Die Rede ward mit Wohlwollen aufgenommen, den Vertheidigungsgründen nur solche Einwürfe entgegen gestellt, die sich mit ziemlich leichter Mühe umstossen liessen, und der Vasall, unter Vergessenheit alles Geschehenen, in die volle Gnade seines Lehensherrn wieder aufgenommen. Philipp gab seine Freude über das hergestellte gute Vernehmen deutlich zu erkennen; er sprach von Eduards vortrefflichen Eigenschaften, deren sich ausser dem Richard Löwenherz kein Fürst aus dem Hause Plantagenet zu rühmen vermocht; doch Richard habe sich fern im Morgenlande Lorbeern erkämpft, und während dessen seine Hoheit zu Hause durch übermüthige Vasallen eingebüsst; Eduard aber führe das Schwerdt im Angesichte seiner Völker; schon habe er Wales, die furchtbare Werkstatt der Empörungen, unter sein Scepter gebeugt, und bald werde auch der

schottische Trotz sich ihm ergeben müssen. Erhielt Eduard den Preis eines kriegerischen Fürsten, so wurde seinem Bruder das Lob eines treuen Rathgebers, eines meisterhaften Sachwalters zu Theil. Philipp verstand zu loben, und würzte seine Bewunderung durch kleine tadelnde Bemerkungen, welche dem Getadelten zur Ehre gereichten. Edmund war mit Leib und Seele für ihn gewonnen; es gab in seinen Augen keinen musterhafteren Fürsten, als Philipp den Vierten, und keinen beneidenswertheren Mann, als denjenigen, der von diesem Muster öffentlich gepriesen worden.

Darauf vergingen mehrere Wochen; man sass bei festlichen Schmausereien beisammen, man hielt glänzende Waffenspiele, man zog mit zahlreichem Jagdgefolge durch die Forsten, aber von einer Zurückgabe Guienne's wollte nichts verlauten. Den Grafen von Lancaster überschlich ein banges Grauen, Philipps Worte verloren ihren bezaubernden Klang. Umsonst heftete jener seine Augen auf die Lippen des königlichen Wirthes; sie machten keine Bewegung, um den erwarteten Befehl zu äussern. So musste denn endlich Edmund selbst das Schweigen brechen, und den König an die Erfüllung seines Schwures erinnern. Ohne die geringste Veränderung in der Leutseligkeit seines Benehmens merken zu lassen, bat ihn Philipp, mit seinem Gesuch sich an den Staatsrath zu wenden. Edmund willfahrte ihm, und da schon so Vieles den Formen zu Liebe geschehen, so glaubte er auch diess ohne Bedenklichkeit thun zu dürfen. Wie überrascht aber sah er die Ahnungen seiner letzten Tage verwirklicht, als die Räthe ihm zu verstehen gaben, sie würden die Sache in Erwägung ziehen! Der Graf von Lancaster, wie alle

Menschen, denen es bei gutmüthigem Herzen an Scharfsinn gebricht, zu aufbrausender Hitze geneigt, trat entrüstet vor den König, hiess ihn einen Meineidigen, und sparte keinen heftigen Ausdruck, um ihm die Erfüllung seiner Pflicht als eine heilige Gewissenssache vorzustellen. Philipp erwiederte ihm mit beruhigenden Versicherungen; verschiedene Mitglieder seines Staatsrathes seyen in das Geheimniss nicht eingeweiht, und hielten es aus falschem Diensteifer für ihre Pflicht, ihm zum dauernden Besitze des Herzogthums Guienne zu verhelfen; sobald indessen diese mit den nächsten Feierwochen sich entfernt haben würden, sollte Edmund keinen Wunsch mehr äussern können, der nicht bereits in Erfüllung gegangen wäre.

Schon aber waren dem Grafen von Lancaster die Schuppen vom Auge gefallen. Mit verbissener Kränkung hörte er die Ausflüchte an; er wusste in beklemmender Verlegenheit nicht, was er seinem Bruder schreiben sollte; er hatte vor Schaam kaum das Herz, dem Ritter Sanct Johann in's Angesicht zu blicken, und sagte nach einigen Tagen, er könne sich nicht länger auf diese Weise vertrösten lassen, und würde zum zweiten Male mit seinen Forderungen sich in den Staatsrath begeben. Er hielt Wort, und sprach mit leidenschaftlicher Heftigkeit. Philipp aber, der im Staatsrathe den Vorsitz hier persönlich führte, erklärte unumwunden, dass an eine Wiedergabe des Herzogthums Guienne nicht zu denken sey; längst schon habe es die Franzosen schmachvoll gekränkt, einen so ausgedehnten Strich ihres Landes in den Händen der Ausländer zu wissen; Eleonore, die Gattin König Ludwigs des siebenten, die durch ihr sittenloses Betragen diesen Monarchen zur Scheidung ge

zwungen, habe als französische Unterthanin sträflich gehandelt, da sie durch ihre Vermählung mit Mathildens Sohne ihr Erbthum in Frankreich diesem zur Morgengabe gebracht; schon hätten die Lilien in Guienne Wurzel geschlagen, Niemand auf Erden solle sie wieder herausreissen dürfen. Da er diese Sprache hörte, traute der Graf von Lancaster kaum seinen Ohren. Die Worte gebrachen ihm zur Entgegnung; er begab sich in ein Nebenzimmer, und wartete hier auf eine Aenderung des Bescheides, in welchem er noch immer keine ernstliche Erklärung zu erkennen vermochte. Aber nach wenigen Minuten traten die Bischöfe von Orleans und Troyes zu ihm hin, bestätigten die Worte ihres Königs, und sagten ihm, er möchte nicht länger harren.

Voller Verzweiflung begab sich Edmund zu den Königlichen Frauen; sie waren nicht zu sprechen. Er beschwor die vorzüglichsten Freunde des Königs, sie möchten nicht zugeben, dass Frankreichs Ehre die Gefahr eines so unauslöschlichen Schimpfes laufe und mit der Brandmarke des Meineides sich schände; man bedauerte ihn, verstand sich aber zu nichts als leeren Tröstungen. Philipp dagegen begab sich nach einigen Tagen aufs neue in den Staatsrath, und setzte hier in einer künstlichen Rede aus einander, wie vielfache Ursachen er habe, mit dem Betragen seines Vasallen, des Königs von England, unzufrieden zu sein. Darauf erklärte er die geschehene Rechtfertigung für nichtig, und forderte den Eduard in weit gebieterischeren Ausdrücken noch einmal vor seinen Gerichtshof. Als er geendet, erschienen die übrigen Gesandten aus England, und forderten feierlich die Zurückgabe Guienne's; geschehe sie nicht den Worten des Schwures gemäss; so werde der

Eroberer von Wales sein Herzogthum sich mit dem Schwerdte zu erkämpfen wissen, und das Blut der Völker, das alsdann ströme, die Edelsteine der französischen Krone auf lange Zeiten beflecken. Ihre Drohungen verhallten; sie bekamen die Weisung, das Reich zu verlassen, und erhielten nicht einmal die Erlaubniss, bis zum andern Tage bleiben zu dürfen, und sich mit dem Grafen von Lancaster nach Bedarf der Umstände zu besprechen. So reisten sie denn mit Edmund zugleich nach England zurück, und hinterliessen die Versicherung, Frankreich würde bald empfinden, wie furchtbar der Fluch des Meineides am Heil eines Volkes nage. Kurz nach ihrer Abreise erfolgte der feierliche Ausspruch des Pariser Staatsrathes, welcher das Herzogthum Guienne dem Könige von Frankreich „als gesetzliches Eigenthum“ zusprach.*)

Mit traurigen Gesichtern langten der Graf von Lancaster und seine Begleiter in England an. In Eduard aber erzeugte die Nachricht eine zwiefache Gemüthsbewegung. Zuerst das Auflodern der Wuth über Philipps ränkevolle Meineidigkeit, und so beschloss er, die Wiedereroberung seiner französischen Lande, wiewohl nicht geringe Schwierigkeiten sich ihr entgegenstellten, mit Aufbietung aller Kräfte durchzusetzen; dann die Scham der betrogenen Leichtgläubigkeit, und von diesem Gefühle gedemüthigt, bat er die vorzüglichsten Barone und Prälaten in Guienne um Verzeihung, dass er

*) Die französischen Geschichtschreiber geben sich zu Philipps Rechtfertigung ausserordentliche Mühe. Natürlich sprechen die englischen ganz anders. Jene behaupten, der beleidigte Philipp habe mit ungewöhnlicher Langmuth gewartet, und da sich sein Lehensmann durchaus nicht einstellte, Guienne und Gascogne durch Eroberung in Besitz genommen. (Mezeray Hist. de France. t. 1.)

sie bei der Verhandlung mit dem französischen Könige nicht zu Rathe gezogen. Durch die Versicherung ihrer liebevollen Anhänglichkeit ermuthigt, kündigte er dem Könige von Frankreich die Lehensmannschaft auf. Zwei Mönche sollen sie in Philipps Gegenwart vorgelesen haben. Diese Aufkündigung musste natürlich zugleich als eine Kriegserklärung gelten, und so rüstete man sich von beiden Seiten zum Kampfe. Die Pforten der Waffenkammern wurden geöffnet; zwei mächtige Reiche, die mehrmals ihre Kräfte schon auf dem Felde der Schlacht gemessen hatten, zu benachbart und zu vielfach verbunden, um friedlich neben einander sich ihrer Grösse zu freuen, erhoben sich aufs Neue in kriegslustiger Thätigkeit, und machten sich bereit, die Geschichte des dreizehnten Jahrhunderts mit blutigen Tagen zu schliessen.

Bei seiner Stellung gegen Schottland begriff Eduard gar wohl, welch einen Aufwand an Kraft sein Kampf mit Philipp dem Schönen erfordern würde. Thätige Bundesgenossen sollten ihn zur Lösung der Aufgabe unterstützen. Begreiflich, dass Philipp, dem Beispiele folgend, sich gleichfalls nach auswärtigen Genossen umsah, und so wurde, wie es gewöhnlich der Fall, der Kampf zweier Hauptmächte der Mittelpunkt für die Thätigkeit der kleineren, welche die Gelegenheit benutzten, lang genährte Hoffnungen zu erfüllen oder unterdrückte Rachepläne zu befriedigen — wenn der Sturm und das Meer mit einander aufbrausen, gerathen auch Winde und Bäche in Hader. Adolph von Nassau, der deutsche Kaiser, welcher den französischen Monarchen zur Abtretung verschiedener, dem Reiche mit Unrecht entzogener Landschaften am Rhein vergebens aufgefordert hatte, bewillkommnete Eduards Gesandt-

schaft mit freudiger Bereitwilligkeit, und empfing die Geschenke, die sie für ihn mitbrachte, als das angenehmste Verpflichtungsmittel. Indessen war von Adolph nicht viel zu hoffen; der Mann, welcher bei'm Empfang der deutschen Kaiserwürde nicht einmal die Krönungskosten hatte bezahlen können, versprach bei all seiner persönlichen Tapferkeit doch nur einen sehr matten Bundesgenossen. Nicht viel mehr liess sich vom Churfürsten zu Köln hoffen; ein Anderes war's mit dem Grafen von Flandern, dessen Land von ziemlicher Ausdehnung, dessen Hülfsquellen bedeutend. Während Philipp mit dem Gegner des deutschen Kaisers, dem Albrecht von Oesterreich, einem Sohne Rudolphs, des Habsburgers, in Unterhandlungen trat, suchte Eduard den Beherrscher von Flandern zu gewinnen. Aber ehe noch die Bündnisse geschlossen worden, hatte er den Kampf schon eröffnet.

Neun Jahre nach Philipps Thronbesteigung nahm der Krieg mit England seinen Anfang. Der Graf von Richmond, Eduards Neffe, welcher von verschiedenen Räthen und Aufsehern begleitet, den Oberbefehl des hinüberschiffenden Heeres erhalten hatte, steuerte mit einer zahlreichen Flotte nach der Insel Rhé, und liess das Vorspiel des Völkerkampfes ertönen. Die Aecker des Eilandes wurden verwüstet, die Einwohner vertrieben oder als Gefangene mit fortgeschleppt. Der glückliche Streich brachte den Engländern keinen Ruhm, beseelte aber die Streiter mit lustigem Muthe. Von dort ging es nach der Garonne, und auch hier sollte ein müheloser Erfolg die brittischen Waffen krönen. Ehe die Franzosen es sich versahen, hatten die feindlichen Schiffe die Mündung der Gironde erreicht, segelten in

aller Stille den breiten Strom hinauf, und überfielen Blaye, eine Stadt am rechten Ufer desselben. Der erschrockene Befehlshaber wusste sich nicht zu helfen; er wich der plötzlichen Uebermacht, und übergab die Stadt den Engländern, die sie als das Pfand ihres Glückes im Herzogthume betrachteten, und unter lautem Jubel das brittische Banner aufpflanzten. Bourg, am Eintritt der Dordogne in die Garonne gelegen, hatte das nämliche Schicksal; ohne Schwerdtstreich, wie befreundete Gäste, wurde die Mannschaft in die Stadt aufgenommen. Nur wenige Stunden südlich liegt Bordeaux. Die Flotte näherte sich dieser reichen Handelsstadt, und fand die Einwohner derselben hocherfreut, dass sie nicht gleichfalls, wie die meisten andern Städte des Herzogthums, die Gebote eines französischen Bedienten hatte vernehmen müssen. Man empfing den jungen Feldherrn mit festlichem Jubel, man pries sein Glück, man erhob seine kluge Thätigkeit, und begleitete ihn bei seiner Abreise eine lange Strecke den Strom hinauf. Richmond fühlte sich durch plötzlichen Ruhm vergöttert; er beschloss, mit raschem Nachdruck den Krieg fortzusetzen, und trug sich mit vielumfassenden Entwürfen, wie sie die Jugend, von der Göttin des Glückes angelächelt, in's Unendliche auszudehnen pflegt. Die Eroberung von Reole bestärkte ihn in seinen Hoffnungen. Von hier aus ward die Flotte zurück geschickt, um längs der Küste nach Bayonne hinzusegeln; das Heer stieg an's Land, durchzog das Herzogthum in der Richtung nach Süden, und überraschte St. Sever, am linken Ufer des Adour. Es öffnete ohne Widerstand seine Thore. Nach wenigen Tagen segelte schon die Flotte, welche Bayonne, von den Einwohnern unterstützt, in ihre Ge-

walt erhalten hatte, auf dem Adour daher, und nahm die Mannschaft auf. Unzweideutiger konnte sich die Gunst der Kriegsgöttin für die Engländer nicht erklären; Schnelligkeit schien die Wiedergewinnung des Herzogthums auf's Glücklichste zu erreichen; Niemand zweifelte daran, und der junge Feldherr sah sich bereits, von seltenem Waffenruhme schimmernd, durch einen Sturm von freudigen Grüssen in England empfangen. Wer weiss, wie weit seine Träume in Erfüllung gegangen wären, wenn nicht unbesonnene Missgriffe dem Laufe der Begebenheiten eine ganz andere Wendung ertheilt hätten?

Rudolph de Neale, der Connetable, der sich gleichfalls eines so schnellen Sturmes nicht versehen, hatte von allen Seiten her Kriegshaufen zusammengezogen; da er aber auch jetzt noch sich einem muthig gemachten Feinde nicht gewachsen fühlte, wartete er sehnsuchtsvoll auf das Heer des Karl von Valois, welches sich bereits den Gränzen des Herzogthums näherte und mit dem seinigen sich vereinigen sollte. Um während dessen nicht unthätig zu seyn, warf er sich auf die kleine Festung Podencay, die keinen französischen Befehlshaber erhalten hatte. Die Heftigkeit, mit welcher seine Streiter gegen die Mauern Sturm liefen, der Pfeilhagel, der in die Reihen der Vertheidiger unzählige Lücken riss, entmuthigte die englischen Soldaten, und unwillig riefen sie ihrem Befehlshaber zu, es sey thöricht, ein Schloss von so unerheblicher Bedeutung durch so traurige Verluste behaupten zu wollen. Der Befehlshaber musste am Ende ihren Klagen Recht geben, und so kam man überein, unter guten Bedingungen dem Feinde die Thore zu öffnen. Da aber die Einwohner

von einem solchen Entschlusse durchaus nichts hören wollten, geschah die Unterhandlung heimlich, und nahm für die Besatzung die günstigste Wendung. Der gascognischen Einwohner ward nicht dabei erwähnt. Sie erfuhren die Uebergabe, als sie die Engländer in vollständiger Rüstung hinaus ziehen sahen, um nach Bayonne zum Heere des Grafen Richmond sich zu begeben. Mit Schrecken wurden sie inne, dass man sie den Siegern gleichsam als Sühnopfer überlassen habe. Auch hatten sie bald zu jammern; die Franzosen betrachteten sie als Abtrünnige, verfuhren mit schonungsloser Strenge, und übergaben funfzig aus ihrer Mitte dem Henker. Das Hochgericht konnte von den Mauern Reole's gesehen werden.

Die furchtbare Strenge war wohlberechnet, und verfehlte ihre Wirkung nicht. Die Einwohner des Landes erstaunten, da sie die Bürger einer Stadt so unbrüderlich von ihren englischen Vertheidigern dem Unheil preisgegeben sahen; sie fingen an, einen Widerwillen gegen Beschützer zu fassen, die nur auf ihren eigenen Vortheil bedacht waren, und je weiter sich die Kunde vom übergebenen Schlosse durch das Herzogthum verbreitete, desto lauer schlugen die Herzen für England, desto weniger fühlten die Einwohner sich berufen, für einen stiefväterlichen Thron ihr Blut zu vergiessen. Zugleich ward die Nachricht vom heranrükkenden Heere des Valois laut, und wem der Widerwille das Schwerdt nicht aus der Hand entwunden hatte, dem entwand es die Furcht. Aber die Schande des englischen Namens ward vollkommen, als in der Nacht nach der Uebergabe von Podencay die englischen Hauptleute in Reole, wie Knaben, die sich durch das

Schauspiel der Hinrichtung hatten schrecken lassen, in aller Stille die Flucht ergriffen, und die Garonne hinunter segelten. Ein Fischer sah sie einsteigen; er lief durch die Stadt, weckte die Bürger und meldete ihnen den beispiellos feigen Verrath. Die Erwachten griffen zu den Waffen, setzten in mehreren kleinen Böten ihren Vertheidigern nach, erreichten sie, und opferten eine ziemliche Anzahl ihrem Grimme. Am folgenden Tage übergaben sie die Stadt dem Connetable. Rudolph de Neale verfuhr hier mit gleicher Klugheit nach ganz verschiedenen Rücksichten; nicht ein Einziger unter den Einwohnern hatte Ursache, den Wechsel der Verhältnisse zu bereuen. Wie in Podencay die Strenge, wirkte hier die Milde zum Vortheil der Franzosen.

Während Philipp den erlittenen Verlust an der Garonne grösstentheils wieder ersetzt sah, liess er, um Eduard's Kräfte noch mehr zu theilen, eine ansehnliche Seemacht nach Englands Küsten hinüber segeln, und überall, wo sie an's Land steigen würde, Schrecken verbreiten. Sie zeigte sich bei Dover, setzte einen Theil der Stadt in Flammen, und bereicherte sich durch Plünderung der Speicher. Um diese beschwerlichen Gäste von ihrem Vorsatze zurück zu scheuchen, segelte ein englisches Geschwader nach Cherbourg, vergalt die Räuberei der Franzosen durch Plünderung der Stadt und der Abtei, setzte die ganze Halbinsel durch Verheerung in Schrecken, und kehrte gleichfalls mit schwerer Beute beladen zurück. Darauf beobachteten beide Flotten einander von fern; Ereignisse von grösserer Bedeutung indessen fielen auf dem Meere nicht vor. Das Seewesen beider Völker war noch ziemlich in der Kindheit.

Um den Krieg mit grösserer Wirksamkeit führen zu können, versuchte Philipp ein Bündniss, zu welchem nachmals die Franzosen, so oft sie mit England im Kampfe lagen, als einem untrüglichen Hülfsmittel, ihre Zuflucht nahmen; er trat in Unterhandlung mit Johann Baliol, dem Könige von Schottland, und erwarb sich an ihm allerdings einen Bundesgenossen, von welchem sich weit kräftigere Schritte, als von Albrecht, dem Oesterreicher, erwarten liessen. Eduard aber, durch diese Freundschaft in Unruhe versetzt, liess es auf die Folgen eines solchen Bundes nicht ankommen; er sammelte augenblicklich ein zahlreiches Heer, machte damit einen Einfall in Schottland, unterwarf sich die bedeutendsten Städte, erhielt den feindlichen König in seine Gewalt, und zog triumphirend mit ihm in London ein. Erstaunt, aber zu klug, um seinen Schrecken zu äussern, vernahm Philipp die Kunde von Eduards Glück. Dass dieser sich nun mit voller Kraft gegen Frankreich rüsten würde, war voraus zu sehen. Doch verzweifelte unser Fürst keineswegs. Auch hatten ihn günstige Ereignisse so eben von seinem deutschen Feinde befreit. Albrecht von Oesterreich vereinigte die Fürsten des deutschen Reiches gegen den wenig geachteten Kaiser, und hatte selbst den Erzbischof von Mainz gewonnen, der diesem zu seiner Würde verholfen. Adolph von Nassau ward vor ein Fürstengericht geladen, und der Kaiserwürde verlustig erklärt. Nicht gesonnen, dem Scheinglanz zu entsagen, ergriff er die Waffen, und kämpfte um eine Krone, die nur sehr locker auf seinem Haupte gesessen; er zeigte sich bei Worms als einen tapferen Helden, fiel aber auf dem Schlachtfelde, und Albrecht ward römischer Kaiser.

Der

Der Graf von Richmond, welcher bereits zu Bayonne mit jedem Schiffe, das aus dem Hafen hinaus in die hohe See steuerte, einen segelnden Boten seines Ruhmes erblickt hatte, konnte den Wechsel der Dinge nicht begreifen, und fragte seine rathgebenden Begleiter, wie es möglich sey, dass Städte, die so schnell sich seinem siegreichen Schwerdte geöffnet, so schnell wieder das Joch der Feinde empfangen. Die Begleiter erröthoten vor dem jungen Fürsten; sie wussten ihm keine Auskunft zu geben, und das Einzige, was sie bestimmt fühlten, war, dass er nicht lange mehr ihres Rathes bedürfen würde. Sie täuschten sich nicht. Von heftigem Unwillen ergriffen, als hörte er den französischen König frohlocken, rief Eduard seinen Neffen zurück; ein Feldherr, welcher für die gemachten Eroberungen nicht mit besserer Vorsicht Sorge trage, sey weit eher dazu geschaffen, unter andern Knaben gehorchen zu lernen, als gereiften Kriegern zu befehlen. Die Briefe, die seine Rathgeber erhielten, waren in weit herberen Ausdrücken geschrieben; jede Zeile ein Zeuge, wie schmerzlich der erlittene Verlust dem Könige zu Herzen ging.

Den Oberbefehl erhielt Edmund, des Königs Bruder. Mehrere Monde hindurch wegen des Betruges, den er sich hatte spielen lassen, mit Eduard entzweit, hatte er endlich bei einem Familienfeste zur Versöhnung wieder die Hand geboten, und verdankte wahrscheinlich den Aufwallungen der erneuten Bruderliebe die Feldherrnwürde. Indessen schien Eduard in der That eine bessere Wahl getroffen zu haben; Edmund war vielleicht als Feldherr um Vieles vorzüglicher denn als Geschäftsträger. Er machte von Bordeaux aus mehrere

glückliche Streifzüge gegen den Feind, liess sich durch die drohenden Bewegungen des Connetable nicht schrekken, und zeigte sich dem Heere des Valois gegenüber, dass er mit seinen Schaaren einen Angriff auszuhalten verstehe. Dennoch mochte er wohl einsehen, dass es um Englands Würde im südlichen Frankreich gar sehr bedenklich stand. Dieser Gedanke nahm ihm seinen heiteren Sinn, und war vielleicht die Ursache, dass ein Fieber, welches ihn überfiel, nach wenigen Tagen sich schon in gefährlichen Kennzeichen äusserte. Es machte zu Bayonne, einer von den wenigen Städten, welche den Engländern geblieben, seinem Leben ein Ende.

Zu gleicher Zeit fand auch bei'm französischen Hofe ein Feldherrnwechsel statt. Karl von Valois verfolgte den Hoffnungen Philipps nicht nachdrücklich genug; die Bewegungen des Heeres schienen dem Könige gelähmt, der kapetingische Heldenmuth erschlafft. Valois wurde zurück gerufen, und an seine Stelle trat der jüngere Bruder, Robert, Graf von Artois, allerdings ein tüchtigerer Mann auf der Kriegesbühne, der an der neapolitanischen Küste bereits in schwierigen Vertheidigungen sich versucht hatte. Er musterte das Heer, und verkündigte ihm, wie er gesonnen sey, den letzten Engländer aus Frankreich zu verjagen, und sich so wenig als seine Soldaten zu schonen; doch sollten nach glücklich durchgefochtenem Kampfe reiche Belohnungen ihre Mühseligkeiten vergütigen. Es war, als hätte man in England beschlossen, seinen kecken Versicherungen die Wirklichkeit zu verschaffen; Heinrich von Lacy, der Graf von Lincoln, welchen man nach Edmunds Tode dem Artois gegenüber stellte, war ein Edelmann von anerkannter Rechtlichkeit und tapferem Schwerdte; führte

er aber den Feldherrnstab, so pflegte ihn das Glück nicht mit seinen Kränzen zu umwinden. Was durch Edmund Gutes geschehen, ging nach wenigen Monaten bis auf die letzte Spur verloren; der englische Name verhallte im Südwesten Frankreichs.

Im Norden musste nun das verlorene Herzogthum erkämpft werden, und um dies durchzusetzen, schloss Eduard ein förmliches Bündniss mit Veit dem zweiten, Grafen von Flandern.

Viertes Kapitel.

Flandern, der fruchtbare Erdstrich zwischen Holland und dem nordöstlichen Frankreich, von der Schelde und dem Lys bewässert, von unzähligen Kanälen durchschnitten, bewohnt von einem zahlreichen betriebsamen Volke und mit grossen Städten geschmückt, war lange Zeiten hindurch von Grafen regiert worden, welche die Oberlehensherrschaft der französischen Könige zwar anerkannten, aber sich zu mächtig fühlten, um ihren Befehlen mit ängstlichem Gehorsam zu willfahren. Daher nicht selten zwischen diesen Grafen und ihren Lehensherren Zwistigkeiten vorfielen, die mehr durch die Liebe zum Frieden, als durch die Furcht vor dem Höheren beigelegt wurden. Auch zwischen dem zweiten Veit und Philipp dem Schönen fehlte es an Irrungen nicht.

In Gent, einer volkreichen Stadt am Zusammenfluss der Schelde und des Lys, die gewöhnlich für die Hauptstadt des Landes galt, hatte der Graf Verschiedenes an der Verfassung geändert, und bei diesem Schritte mehr

seinen Vortheil, als das Wohl der Einwohner, im Auge gehabt. Diese, weniger durch den Nachtheil, welchen sie bald empfanden, als durch den Gedanken beleidigt, bei der Veränderung durchaus nicht befragt worden zu seyn, baten um Rücknahme der ungünstigen Verordnungen, wurden jedoch kaum einer Antwort gewürdigt. Sie machten daher von dem Rechte Gebrauch, welches den Unterthanen eines Vasallen freistand, und wandten sich mit ihren Beschwerden nach Paris an den Gerichtshof Philipps des Schönen, welcher so eben die französische Krone erhalten hatte. Das Pariser Tribunal erklärte sich zu Gunsten des Grafen, und rieth den Gentern, sich mit schuldigem Gehorsam den Verfügungen desselben zu bequemen. Philipp aber, schon damals mit lüsternem Auge auf Flandern blickend, liess die Bürger heimlich zur Erneuerung ihrer Rechtssache auffordern, und verhiess ihnen den erwünschtesten Erfolg. Jene fassten den Wink mit Begierde auf, erschienen zum zweiten Male vor den Schranken des Gerichtes, und dieses sprach nun, wie der schlaue Monarch ihm zuflüsterte. Der Graf musste seine neuen Gesetze zurück nehmen, und fasste von dem Tage an den heftigsten Groll gegen den Verführer seiner Unterthanen.

Philipp hätte gewünscht, sich mehrere Städte in Flandern, eben so wie Gent, durch Gefälligkeiten verpflichten zu können; dann mochte der Graf immerhin murren, und nach einer Gelegenheit zur Rache umher blicken, in sein eigenes Haus wäre ihm der harrende Zunder gelegt worden, alle Tapferkeit und alle Anstrengungen gegen Frankreich hätten nichts gefruchtet. Die Flamländer aber, wenn auch mit ihren Grafen nicht immer in Eintracht, waren doch den Franzosen durch-

am nicht gewogen; das verfängliche Beispiel, welches Gent gegeben hatte, fand in allen Ortschaften laute Tadler, keinen Nachahmer. Bald vernahm Philipp von Unterhandlungen zwischen dem Grafen und dem englischen Könige; sie kamen ihm nicht unerwartet, sie lagen in der Natur der Verhältnisse. Er fürchtete nicht; kannte er doch den Charakter solcher Verbindungen, wo jeder Theil, dem Andern die Gefahr und die Mühseligkeiten zuschiebend, den Vortheil und den Ruhm allein zu erndten trachtet, während Missverständnisse und Eifersucht wieder aufheben, was man durch gewonnene Schlachten erlangt hat. Aber eben diesen Krankheiten einer Verbrüderung wollte Eduard zuvor kommen; er liess für seinen ältesten Sohn, den Prinzen von Wales, um die Tochter des Flandrischen Grafen anhalten. Wo Furcht oder Eigennutz das Gewebe der Freundschaft trennen würden, sollten die Bande des Blutes sie vor gefährlicher Auflösung schützen. Der Entwurf ward heimlich betrieben, kam aber dennoch dem französischen Könige zu Ohren.

Hier hiess es nicht mehr, der Sache mit gleichgültiger Ueberlegenheit zusehen; die Vermählung durfte nicht zu Stande kommen. Sie zu hintertreiben, dünkte unsren Philipp jedes Mittel erlaubt, und er ersann eins, welches auch Ludwig dem eilften, dem meisterhaftesten Ränkespinner auf dem französischen Throne, Ehre gemacht hätte. Bestochene Hofleute mussten dem flandrischen Grafen schildern, wie Philipp so gar sehr in seinen Gesinnungen sich geändert habe; wie er Frieden und Freundschaft mit seinen Vasallen, vor Allen aber mit dem Grafen, wünsche; welch eine Blüthe der Wohlfahrt Flandern beglücken würde, wenn es mit Frank-

reich, seinem natürlichen Nachbar, in freundschaftlichem Wechselverkehre stände. Worte, die Philipp zum Lobe des Grafen geäussert, wurden diesem absichtlich zugetragen; es schmeichelte ihm ungemein, von einem so geistvollen, auf Ruhm so neidischen Monarchen sich ein kluges Volkshaupt, einen beneidenswerthen Hausvater genannt zu wissen. Mit diesen Berichten stimmten die Briefe, welche er bald von Philipp selbst erhielt, aufs Genaueste überein; er war schwachsinnig genug, zwischen einem Kampfgenossen, der ihm seine Freundschaft und seinen Sohn anbot, und einem Beleidiger, der endlich seinen Werth anzuerkennen schien, schwankend dazustehen. Philipps beredete Verstellung, der Wenige widerstanden, siegte; als er den Grafen aufforderte, mit seiner Gemahlin ihm die Ehre seines Besuches zu gönnen, damit die versöhnten Freunde endlich einander in's Auge schauen, und den Bund ihrer Herzen mit dem Friedenskusse besiegeln könnten, ahnte der Graf durchaus keine Schlinge, machte zur Reise sich fertig, und betrat Frankreich mit selbstgefälliger Eitelkeit, als ständen ihm die Lobeserhebungen des Königs an der Stirne geschrieben.

Corbie an der Somme, ein Städtchen in der Picardie, also der flandrischen Gränze ziemlich nahe, war als Ort der Zusammenkunft festgesetzt.*) Philipp, hiess es, würde seinen hochgeehrten Gast daselbst erwarten. Er war indessen nicht zu finden. Ein Unfall auf der Reise, wurde gesagt, hatte ihn aufgehalten. Veit, ungeduldig, seine Herrlichkeit aus des Königs eigenem Munde zu hören, hatte länger keine Ruhe in Corbie, machte sich

*) Nach Andern Corbeil an der Seine, südlich von Paris.

mit seiner Gemahlin auf den Weg, und reiste seinem königlichen Wirthe entgegen. Darauf schien man gerechnet zu haben. Die französischen Hofsoldaten schlossen sich an die Begleitung des Grafen; man scherzte, man schmauste zusammen, und gerieth in einen so lustigen lebhaften Verkehr, dass die Flandrer das gräfliche Ehepaar bald aus den Augen verloren. Zu diesem gesellten sich andere Ehrenbegleiter aus Paris; das Paar war über Philipps Aufmerksamkeit freudig erstaunt, erstaunte aber noch weit mehr, als das ehrenvolle Gefolge allmälig das Ansehen einer strengen Bewachung erhielt. Doch schon war es zu spät; vergebens sah sich der Graf nach den Seinigen um. In Eilmärschen ging es vorwärts, und das Ehepaar, welches Corbie als gefeierte Gäste verlassen, langte in Paris als Gefangene an. Im Louvreschlosse erhielten sie ihre Wohnung; man liess es ihnen an nichts fehlen, verhehlte ihnen aber nicht, dass die prachtvollen Wände ihrer Zimmer nichts besseres als Kerkermauern seyen.

Der Graf war ausser sich, aber all sein Wüthen half nichts. Nachdem er anfangs den Vermählungsplan mit Eduard geläugnet, endlich aber eingestanden hatte, musste er den kränkenden Ausspruch hören, dass kein Vasall das Recht habe, seine Kinder mit einem ausländischen Geschlechte ohne Einwilligung des Lehensherrn zu vermählen. Eduards Drohungen wurden nicht beachtet, auf die Schriften flandrischer Sachwalter, welche mit patriotischem Eifer die Freiheit ihres Herrn verlangten, und Philipps Benehmen mit den gehässigsten Farben darstellten, keine Rücksicht genommen. Der Graf und seine Gattin blieben im Gefängniss, und erhielten nicht eher die Zusage der Freiheit, als bis sie

ihre Tochter kommen liessen, und sie in Philipps Hände lieferten, damit sie, statt ihrer Eltern, als Geissel in Paris zurück bliebe.*) Mit Thränen begrüsste die Tochter ihre Eltern; sie ahnte nicht, welchem Schicksal sie entgegen gereisst. Statt den Sohn eines mächtigen Königs als ihren Bräutigam zu umarmen, sah sie ihren Vater und ihre Mutter, welche sie kaum wiedergefunden, wieder in die Heimath reisen, und sollte als eine Gefangene, verlassen unter einem fremden Volke seufzend, ohne Aussicht zur baldigen Erlösung zurück bleiben.

Den bittersten Ingrimm im Herzen und vom glühendsten Rachedurst gefoltert, kehrte der flandrische Graf in seine Lande zurück. Die Freude seiner Unterthanen, ihn wohlbehalten wieder in ihrer Mitte zu sehen, konnte ihn nicht trösten; die Jubelfeste in den Städten, durch welche er kam, schienen ihm die lauten Zeugnisse seiner Unklugheit zu seyn. Er verwünschte seine unselige Leichtgläubigkeit; er schwur, so lange ein Hauch des Lebens in ihm sey, mit diesem verrätherischen Könige keine Sylbe des Vertrauens wieder zu wechseln; er fasste gegen alles, was ihn an Frankreich erinnerte, den tödtlichsten Hass, und sann auf Mittel, Philipps Bosheit, mit welcher Aufopferung es auch immer geschehen müsste, zu vergelten. Augenblicklich reisten seine Abgesandten hinüber nach England; das engste Bündniss, das jemals unter hülfbedürftigen Staaten geschlossen worden, sollte Flandern mit dem brittischen Eilande verschwistern. Aber all diese Entwürfe der ersten Heftigkeit lähmte der Ge-

*) Hist. des guerres entre la France et le Flandre dep. l'an 1180 jusqu'en 1331 p. Aug. Galland, in seinen Mem. pour l'hist. de Navarre et de Flandres. Par. 1648. f.

danke an die gefangene Tochter. Sie war sein einziges Mädchen; sein weiches Vaterherz empörte sich gegen die Martern, die sie im Fall eines ausbrechenden Krieges zu erdulden haben würde. Die Mutter bat mit Thränen im Auge; die Söhne, die ihre Schwester liebten, beschworen ihn, das Heil seines Kindes seiner Rachlust nicht opfern zu wollen. Einem Gärtner ähnlich, welcher mit dem Unkraut zugleich eine holde Blume auszureissen fürchtet, sass der Graf in peinlicher Unentschlossenheit da. Nach mehreren Wochen des unruhigsten Zweifels brachte er sich dahin, von Philipp die Zurücksendung seiner Tochter zu verlangen. Sie sollte ihm gewährt werden, wenn er öffentlich sein Wort gäbe, sie niemals mit dem Sohne des Königs von England zu vermählen. Ein solches Rettungsmittel konnte der Graf um Eduards Willen nimmer mehr ergreifen. Er änderte daher die Sprache, und bat. Man blieb unerbittlich bei der aufgestellten Bedingung. Er wandte sich an den Papst, und flehte um dessen Vermittlung; die Vorstellungen aus Rom fruchteten eben so wenig.

Da riss ihn das Schicksal aus seinen Zweifeln durch eine furchtbare Entscheidung. Seine Tochter, bald auf keine Befreiung mehr hoffend, betrachtete sich als die unselige Ursache, die ihrem Vater die Hände band, und auf Flandern die Schmach der Beschimpfung haften liess. Heimweh und Kummer fingen an, an ihrem Leben zu nagen; sie kränkelte und welkte im Frühling der Jahre dahin. Die Bemühungen der Aerzte, welchen Philipp die gewissenhafteste Sorgfalt an's Herz gelegt hatte, blieben ohne Erfolg. Das Daseyn schien der Kranken gleichgültig zu werden, sie wies bisweilen selbst die Arzneyen zurück, und starb im Gefang-

nisse, der Welt gern entsagend, als würde mit ihrem Herzen auch das Herz des Königs, den sie unaussprechlich hasste, gebrochen. Zusammen schaudernd erfuhr der Graf die Nachricht. Nun aber waren alle Bande seiner Leidenschaften zersplittert zu Boden gefallen, alle Rücksichten wurden aufgegeben, nichts gehört, als die lockende Stimme der Rachsucht. Er kündigte dem Könige von Frankreich die Vasallenschaft auf, schloss mit Eduard das langersehnte Bündniss, und rüstete in allen Städten und Dörfern seines Landes. So begann der flandrische Krieg.

Sobald dem Philipp der Tod der flandrischen Grafentochter gemeldet worden, sah er den Beginn eines furchtbaren Kampfes voraus, und traf mit schnellem Nachdruck seine Maassregeln. Gesonnen, die Kräfte seines Reiches zum Verderben der beiden Gegner zu sammeln, befahl er, dass alle Feindseligkeiten der einzelnen Barone aufgeschoben würden, und erlangte von ihnen das Versprechen, jeden Zwist erst nach geendigtem Kriege wieder in Thätigkeit treten zu lassen. Zu keinem Waffenspiele, zu keinem festlichen Turniere sollten die Muskeln des Ritterarmes, dessen das Land bei so bedenklicher Lage der Dinge bedurfte, missbraucht werden; zugleich ward den Gläubigern verboten, während des Krieges Waffen oder Streitrosse, als Pfänder, ihren Schuldnern wegzunehmen oder vorzuenthalten. Ein wohlgerüstetes Heer stand in kurzer Zeit schlagfertig da; die Ritter säumten nicht, mit ihrem Gefolge sich einzufinden; man war neugierig, wie der umsichtsvolle, energische König auf dem Gefilde der Schlachten sich zeigen würde; man hatte Vertrauen zu seinem Glücke, und eilte, sich an einen Zug anzu-

schliessen, bei welchem der Ruhm in vollen Halmen zu erndten stand. Die Edelherren jener Zeiten kannten den Umgang mit den Wissenschaften nicht; in der Unthätigkeit des Friedens waren Jagd und Kampfspiel ihre Bedürfnisse, der ergötzlichste Ton aber der Klang der Kriegsdrommete.

Von einer unzähligen Volksmenge, welche hoffnungsvoll dem stattlichen Heere Glück wünschte, bis nach Saint Denis hin begleitet, verliess Philipp seine Hauptstadt, und nahm seinen Weg nach Compiegne. Hier ward Halt gemacht und das Pfingstfest gefeiert. Der damals üblichen Sitte gemäss, wenn ein Feldzug eröffnet wurde, versammelte sich die edle Jugend des Heeres auf einer Wiese, nicht weit vom Zusammenflusse der Aisne und der Oise, begierig, einer Ehre gewürdigt zu werden, welche das Wohlwollen des Monarchen bezeugte und die Achtung der Welt verbürgte. Philipp erschien in vollständiger Prachtrüstung, der schönste König seines Zeitalters, der glänzendste Streiter in seinem Heere. Aller Augen waren auf ihn gerichtet, und in erwartungsvoller Spannung lauschte jedes Ohr, welchen Jüngling er zuerst herbei rufen würde, um ihn durch den Ritterschlag in die Reihen der geehrten Helden zu erheben. Ludwig, Graf von Evreux, sein Bruder, erhielt zuerst dieses Pfand der königlichen Gnade; hundert und zwanzig Jünglinge theilten sodann die Auszeichnung mit ihm. Diese jungen Ritter wurden gar oft sichere Stützen in den Gefahren des Krieges; voll Eifer, in dem ersten Feldzuge der erhaltenen Ehre sich würdig zu zeigen, dem Fürsten, der sie so glänzend geschmückt, mit schwärmerischer Dankbarkeit ergeben, eilten sie kühnen Muthes den Kriegern voran, achteten

weder Leben noch Gesundheit, und das Unmögliche selbst, vor welchem jedes andre Herz zurück schreckte, versuchte diese begeisterte Jugend. Die Ehre, die sie durch Thaten bewährten, suchten ihre Gefährten durch Thaten zu erringen.

Von Compiegne ging es in raschem Zuge durch die Gauen der Picarden den flandrischen Gränzen zu. Die Schaaren, welche ihnen den Eintritt währten, wurden mit glücklicher Eile zerstreut, die Ortschaften besetzt und gebrandschatzt. In kurzer Zeit waren die Fluren zwischen der Scarpe und Schelde von den Feinden überschwemmt, französische Reiter schwärmten durch die Grafschaft Artois, die Verheerungslust tobte durch das Land, die Einwohner verliessen ihre Häuser, und flohen nach den nördlicheren Gegenden des Staates. So rückte man ohne sonderliche Hindernisse auf Lille los; diese Stadt sollte Philipps Waffenplatz werden.

Lille oder Ryssel, eine volkreiche Stadt an der schiffbaren Deule, von fruchtbaren Aeckern umgeben und blühend durch den Gewerbfleiss seiner Einwohner, war damals noch nicht durch die berühmte Citadelle, Vaubans Meisterstück, gegen jeden kühnen Versuch eines Feindes gesichert, hatte aber dennoch vortreffliche Bollwerke, galt für die zweite Stadt im Lande, und seine Behauptung sicherte den Besitz von Flandern. Daher Philipp sein vorzüglichstes Augenmerk auf Lille richtete. Aber in den Mauern dieser Hauptfeste lag eine zahlreiche Besatzung, und ein treuer Feldherr, Robert, der älteste Sohn des flandrischen Grafen, stand an ihrer Spitze. Befehlshaber und Untergebene hegten den festen Vorsatz, die Mauern bis zum letzten Blutstropfen zu vertheidigen. Auch waren sie mit Vorrath

auf lange Zeit versehen, und des Winters gewährten in jedem Falle die Sümpfe und Teiche den Eingeschlossenen freies Spiel. Aber nicht alle Gemüther in der Stadt waren so flandrisch gesinnt. Es gab unter den Einwohnern viele, welche den Franzosen gewogen waren, und die Parthei der Lilienträger — la faction de Porte-lis — genannt worden. Auf diese gründete Philipp der Schöne seine Hoffnungen.

Die Belagerung hatte ihren Anfang genommen, und die kriegführenden Völker gegenseitig ihre Tapferkeit kennen gelernt. Da ging die Nachricht ein, dass die flandrische Heeresmacht, einer Schlacht hoffnungsvoll entgegen sehend, am jenseitigen Ufer des Lys, nicht weit vom Einflusse der Deule, sich zusammen gezogen habe. Der König fürchtete, vor den Mauern der belagerten Stadt angegriffen zu werden, und eilte, einem so bedenklichen Ereigniss zuvor zu kommen. Er liess den grössten Theil seiner Mannschaft längs der Deule sich in Bewegung setzen, und übergab den Oberbefehl zweien geprüften Kriegshäuptern, dem Montmorency und dem Grafen von Artois, seinem Bruder, dem Wiedereroberer Guienne's. Die Heere standen bald einander gegenüber, beide des Kampfes sich freuend, beide nichts sehnlicher als eine Schlacht wünschend; diese, weil sie ihren König und seine Unternehmung gegen Lille zu sichern wünschten, jene, weil sie die nämliche Stadt von der Belagerung befreien wollten. Und so begrüsste man sich bald mit Speer und Pfeil. Die Flamländer fochten mit seltener Beharrlichkeit, freudig opferten sie ihr Leben für ihren Herrn, der Hass gegen die Feinde beseelte sie mit dem unerschrockensten Heldenmuthe. Aber es fehlte ihnen ein Feldherr, welcher die

Erfahrung des Montmorency oder die Entschlossenheit des Grafen von Artois besass. Ihre Anstrengungen waren vergebens, sie sahen sich umzingelt, sahen ihre Reihen durchbrochen und mussten die Flucht ergreifen. Die Franzosen erfochten einen vollständigen Sieg, einen Sieg, der beide Theile mit Ruhm krönte. Denn die Flamländer hatten ihre Niederlage den Siegern theuer verkauft. Die Franzosen zählten eine Menge an Todten und Verwundeten; viele edle Ritter lagen hingestreckt auf dem Schlachtfelde, und der Graf von Artois sah bei dem Angriff auf eine Brücke seinen einzigen Sohn, einen zarten Knaben, in die Hände der Feinde fallen. Der Knabe ward ihnen auf der Flucht zwar wieder entrissen, starb aber bald an seinen Wunden.

Der Sieg von Comines hatte die glänzendsten Folgen. Die flandrische Kriegesmacht war aus einander gesprengt, und gebrauchte wohl lange Zeit, ehe sie sich wieder vereinigen konnte. Graf Veit floh nach dem Norden, und warf sich in Brügge, um hier die Ankunft der englischen Heeresschaaren zu erwarten. Die siegreichen Feldherren rückten jenseit des Lys vor, drangen in's Herz des Landes, überraschten mehrere feste Plätze, und wurden in wenigen Wochen die Meister alles offenen Feldes zwischen dem Lys und der Yser. Diese wichtigen Glückserfolge wirkten gewaltsam auf das belagerte Lille. Die Krieger sahen bei der Nachricht von der Niederlage zu Comines einander mit erbleichenden Gesichtern an, die besten Entschlüsse schwankten, die kampffertigsten Gemüther begannen zu zagen. Roberts ermuthigende Reden verhallten, seine Trostsprüche hatten keine Wirkung; einen grösseren Einfluss, als das Beispiel seiner Tapferkeit, zeigten die Zuflüsterungen

der Lilienträger, welche jene Niederlage um Vieles vergrössernd, vom französischen Könige als von einem unwiderstehlichen Sieger sprachen, und es thöricht hiessen, der Gewalt eines furchtbar wogenden Stromes auf einem Steinhaufen widerstehen zu wollen. Robert fühlte sich von lau gewordenen Kriegern umgeben, von ränkevollen Verräthern belauscht; er musste die Bosheit fürchten, die durch ein Bubenstück vielleicht die Gnade oder den Lohn des Siegers zu erwerben suchte. Und so beschloss er, seinem Vater und dem Staate sich zu erhalten. Schon hatte man den Plan gemacht, ihn gebunden dem Feinde zu überliefern, als er mit einigen Vertrauten seine Flucht besprach nachdem er darauf mit blutendem Herzen von ihnen, wie von der verlorenen Stadt, Abschied genommen, schwamm er auf einem kleinen Fahrzeuge den Fluss hinab, und entkam unter dem Schleier der Nacht glücklich den Feinden, die einen solchen Flüchtling auf dem Nachen nicht ahnten. Am andern Morgen wurden die Thore geöffnet, und die Stadt unterwarf sich unbedingt dem siegreichen Könige der Franzosen.

Als Philipp den Kern seiner Schaaren dem Hauptfeinde am Lys entgegen sandte, schickte er zugleich einen andern Heereshaufen ab, welcher über die Schelde und die Sambre setzen musste, um so schnell als möglich die Champagne zu erreichen. Denn in diese Provinz des französischen Staates hatte der Graf Heinrich von Bar, der östliche Nachbar derselben, ein Freund des flandrischen Fürsten, einen verheerungsvollen Einfall gemacht. Walther von Crecy, Herr von Chatillon, hatte den Oberbefehl über diese Schaar erhalten, schlug den Feind in mehreren Gefechten, und trieb ihn

nicht bloss über die Marne, den Fluss der Champagne, sondern auch über die Maas, die sein eignes Gebiet durchströmte. Chatillon erwarb sich durch diesen glücklichen Kriegeszug die Gunst seines Herrn, wurde aber zurück gerufen, da Philipp seine Schaaren nicht lange entbehren konnte.

Indessen blickte der flandrische Graf mit ungeduldiger Sehnsucht von Brügges Zinnen hinab zur Meeresküste, ob noch kein englisches Wimpel sichtbar würde. Der verbündete König war jetzt seine ganze Hoffnung. Endlich schwamm die Flotte daher; Eduard selbst führte seine Mannschaft, und wünschte sich als Feldherr gegen Philipp den Schönen zu versuchen. Die brittischen Krieger jauchzten, da sie die flamländische Küste betraten; ihr Hass gegen die Franzosen war zu erstaunlicher Höhe gestiegen; dabei fühlten sie sich, als die Besieger der Waliser und der Schotten, unbesiegbar unter einem Kriegeshaupte, wie ihr König. Vor diesem Heldensinne graute dem französischen Könige allerdings unheimlicher, als vor ihrer Zahl; dennoch war er mit reissender Schnelligkeit auf Brügge losgegangen, und während dieses Zuges Meister von Courtray — Kortryk — einer festen Stadt am Lys, geworden. Wer aber mochte seinen Augen trauen, als er plötzlich auch vor Brügge, wenige Meilen von der Küste des Nordmeeres, stand, und diese Stadt mit überraschender Gewaltsamkeit angriff! Graf Veit, welcher so eben zum Empfange des Königs von England festliche Vorbereitungen veranstaltet hatte, sah sich zur Flucht genöthigt, und eilte seinem rettenden Gaste entgegen. Ehe aber die Engländer noch herbei zogen, hatte die Stadt, vom Schrecken übermannt, ihre Thore geöffnet, und was zu

Eduards

Eduards Einzuge angeordnet worden, musste nun zur Begrüssung des französischen Königs und seiner Siegesschaaren dienen. Eduard begab sich mit seinem Heere nach Gent, und hier überlegte er mit dem Grafen, wie dem übermächtigen Feinde zu wehren sey.

Kaum war in den eroberten Städten die Ordnung ein wenig hergestellt, so that Philipp einen listigen Schritt, der seine neuen Erwerbungen ihm sichern sollte. Die Einwohner hatten mit Befremden die Bemerkung gemacht, dass die Feinde, je weiter sie in die Grafschaft vorrückten, mit desto menschlicherer Schonung verfuhren; sie hatten es nicht erwartet, und dem damaligen Kriegesbrauche zufolge, nicht erwarten dürfen. Jetzt hörten sie, dass Philipp sich in den vorzüglichsten Städten zum „Beschützer der Gemeinden" erklärt habe, dass er sich mit treuer Emsigkeit ihrer Rechte und Freiheiten anzunehmen gesonnen sey. Das Verfahren der französischen Beamten bestätigte überall diese Versicherung. Kein Wunder, wenn der Schlaue auf diese Weise manches flandrische Herz gewann, wenn viele Freunde des Vaterlandes, bisher gegen alles Französische mit blinder Halsstarrigkeit erbittert, die Parthei der Lilienträger vermehrten. In Gent aber, wo ohnedies die Unzufriedenheit mit dem Grafen schon längst in der Stille gewühlt hatte, kam es durch diese Schlauheit Philipps zu einem förmlichen Aufstande, den seine heimlichen Freunde zur hellen Flamme anzufachen versuchten. Eduards Gegenwart allein dämpfte die Empörungssucht; doch wenig fehlte, so wäre die tobende Stadt sein Grab geworden. So war die Lage der Dinge, als Philipp auch hieher seine glücklichen Schritte lenkte.

Dennoch sehnten sich beide Theile nach dem Frieden. Eduard sah sich von einem wackeren Heere umgeben, auf seinen Schiffen herrschte der Ueberfluss, die Seinigen alle konnten den Beginn des Kampfes kaum erwarten; aber das Glück schien sich für den französischen König erklärt zu haben, und die wichtigsten Festungen des westlichen Flanderns waren in seinen Händen. Philipp hatte die Eroberung des feindlichen Landes fast vollendet, aber seine Krieger waren erschöpft, und ihre Ermattung liess sich allenfalls den Feinden verbergen, erfüllte ihn selbst jedoch mit ängstlichen Besorgnissen. Indessen war es Eduard, welcher den Vorschlag zu einem Waffenstillstande that. Er wurde bewilligt, und die Friedensunterhandlungen nahmen ihren Anfang. Hier aber häuften sich die Schwierigkeiten, die Forderungen kreuzten sich zu schneidend, von beiden Seiten traf der Eigensinn in misslichen Berührungen zusammen. Was jedoch von Seiten Philipps mit entschiedenem Widerwillen verworfen wurde, war der Schiedesrichter, welchen der König von England und der flandrische Graf vorgeschlagen hatten, der Statthalter Christi zu Rom nämlich. Diesen wollte Philipp durchaus nicht genannt wissen; denn schon befand er sich mit ihm in sehr zwiespaltigem Verhältnisse.

Philipp hatte sich offen gegen das Oberhaupt der Kirche aufgelehnt. Da aber dieser Kampf mit dem römischen Stuhle einer der wichtigsten Abschnitte in der Lebensgeschichte, die wir zeichnen, so unterbrechen wir für jetzt die Erzählung des flandrischen Krieges, und wenden uns zu jener merkwürdigen erfolgreichen Begebenheit.

Fünftes Kapitel.

Nicolaus der Vierte, welcher, wie erzählt worden, den König Jacob von Sicilien durch sein Verbannungswort aus der Gemeinschaft der Christen hinaus gestossen, hatte zum Nachfolger auf dem heiligen Stuhle den Einsiedler Peter von Murone, Cölestin den Fünften. Dieser Mann, ein Freund der strengen Tugend auf einem Throne, auf dem man sie weder verlangen noch schätzen mochte, wollte die alten Schäden der Geistlichkeit von innen heilen, und zog sich durch diese bedenklichen Entwürfe den Hass seiner ganzen Umgebung zu. Kränkungen und Ungehorsam verleideten ihm den Hirtenstab, und brachten ihn bald dahin, dass er, der Tiara entsagend, sich für die letzten Tage seines Lebens in ein einsames Schloss zurückzog. Wer vorzüglich diesen Entschluss veranlasste, war der Kardinal Benedikt Cajetan aus Anagni; er führte in der Versammlung der Kardinäle die einflussreichste Stimme, und wurde dem verdrängten Papste zum Nachfolger gegeben. Er bestieg den Thron als Bonifaz der Achte, ein berüchtigter Name, der Wendepunkt in der Geschichte des Papstthums, ein unterstützendes Losungswort für jeden König der späteren Zeit, der Roms Joch nicht mit stummer Geduld zu tragen gesonnen war.*)

Von nicht alltäglichen Einsichten in die Staatswissenschaft und die Rechtsgelehrsamkeit begleitet, als eif-

*) Man glaubte, dass Bonifaz die Ablenkungsschrift, welche Cölestin vorgelesen, verfasst hatte. (Ptolomäus von Lucca Hist. eccles. XXIII. 13. — Peter von Murone soll den Bonifaz vergebens um die Erlaubniss zum Einsiedlerleben gebeten haben; er wurde mit furchtbarer Grimmrede von ihm zurück gewiesen, und da er die Flucht ergriffen, nach einem festen Schlosse in Anagni gebracht, wo er, in enger Kammer schmachtend, nach zweien Jahren starb.

riger Verfechter der kirchlichen Rechte gepriesen und ausgezeichnet durch die Staatsklugheit, die er vielfach als Gesandter entwickelt hatte, brachte dieser herrschsüchtige Priester auf den Stuhl seines Apostels Entwürfe mit, die diesen Stuhl entweder über alle Fürstensitze der Erde erheben, oder ihn von der Grundlage des anbetenden Aberglaubens, darauf er ruhte, in den Abgrund der Verachtung hinunter stürzen mussten. Was der siebente Gregor durch seine gebietrische Sprache gegen die Könige Europa's errungen, was Innocenz der Dritte durch schlaue Einrichtungen gewonnen, sollte jetzt in seinen Wirkungen bestätigt, in seinem Umfang erweitert werden; wie der kapitolinische Jupiter einst von seiner Höhe herab allen Völkern der Erde mit dem zermalmenden Blitze gedroht, sollte das verschleierte Schreckbild der Kirche mit unantastbarer Allgewalt gewaffnet werden, und nur an den Ketten, die im Vatikan geschmiedet worden, die Christenheit in dem vorgeschriebenen Ringe der Beschränkung sich bewegen. Aber die Mitwelt des Bonifaz war eine andere, als die Jahrhunderte des Gregor und des Innocenz, andre Sterne standen bereits an dem Himmel; schon verkündigte sich eine neue Sonne durch ihren aufdämmernden Glanz; die Völker schritten der Mündigkeit entgegen, und auf dem Throne von Frankreich sass ein Monarch, der durch kein verhülltes Gespenst zurück zu schrecken, durch keinen rasselnden Blitz in seiner Laufbahn zu erschüttern war. Er war's, welcher den Kampf der weltlichen Macht mit der geistlichen sich zum Ziele setzend, die List durch List entkräftete, dem lang vergötterten Phantome die Maske abriss, und der erstaunten Welt zum ersten Male zeigte, vor welch

einem ohnmächtigen Götzenbilde ihre Kinderfurcht gezittert habe. Voll Nachdruck und Gewandtheit, eben so beharrlich als rasch, blieb er Sieger auf dem Kampfplatz; die römischen Trugwaffen verloren ihre Zauberkraft, kein Statthalter Christi wagte mehr den Gregor oder den Innocenz zu spielen.

Bei seiner Rüstung zum flandrischen Kriege hatte Philipp ausserordentliche Geldessummen nöthig. Er legte daher auf alle Kaufmannsgüter schwere Abgaben, schrieb bedeutende Steuern aus, und forderte endlich, da Beides nicht hinreichte, von den geistlichen, wie von den übrigen Ständen, verhältnissmässige Beiträge. Der König konnte sich mit der Kirchenversammlung von Lyon unter seinem Vater entschuldigen; dort hatte Gregor der Zehnte die Erlaubniss gegeben, zur Fortsetzung des heiligen Krieges, welcher jedoch nicht statt fand, von der französischen Geistlichkeit Steuern zu erheben, und diese waren mit aller Strenge eingetrieben worden. Dennoch liessen mehrere Prälaten heimliche Beschwerden über ihren Landesherrn nach Rom wandern. Bonifaz ergriff (1296) die Gelegenheit mit Eifer, und beschloss die Steuerfreiheit der Kirche zu vertheidigen. Es erschien die Bulle „Clericis Laicos," welche die feindseligen Gesinnungen der Layen gegen die Geistlichkeit schilderte; die weltlichen Behörden, hiess es, suchten den Dienern der Kirche ihre bürgerliche Stellung im Staate zu erschweren; es sey eine Schande, dass selbst die hohe Geistlichkeit aus Furcht vor einem gesalbten Könige diesem Misbrauche stumm zusehe; es solle daher künftig, ohne ausdrückliche Zustimmung des apostolischen Stuhles, nicht ein Pfenning bewilligt werden; der Laye aber, der sich gegen dieses Verbot auf-

leine, verfalle in den Kirchenbann, der Geistliche, der sich einen Beitrag entwinden lasse, solle seiner Würde verlustig gehen.

In der Bulle war des französischen Königs mit keiner Sylbe erwähnt worden;*) dass sie ihn aber treffen sollte, lag offen da. Philipp pflegte unter solchen Umständen nicht zu säumen; ohne den Papst oder den geistlichen Stand zu nennen, liess er eine Verordnung ergehen, welche jedwedem französischen Unterthan es bei schwerer Strafe untersagte, gemünztes oder ungemünztes Gold oder Silber, Schmuck oder Edelsteine, Waffen oder Pferde, ohne schriftliche Erlaubniss des Königs ausser Landes gehen zu lassen.

Bonifaz stutzte; er schien mit dunklem Grauen zu ahnen, welch einen Feind er sich erweckt hatte; daher seine nächste Bulle eine mildere Auslegung der vorhergehenden. Indessen enthielt sie der bitteren Brocken genug, und beleidigte einen Monarchen, wie Philipp, in tiefster Seele. Während man ihn darin wegen seiner Gottlosigkeit bemitleidete, ihm der Härte gegen seine Unterthanen beschuldigte, und ihm den Ausbruch des Krieges mit England und Flandern zur Last legte, erklärte man, dass die Geistlichkeit keineswegs von allen Steuerpflichten entbunden seyn sollte, aber die Einwilligung des heiligen Vaters müsse nothwendiger Weise nachgesucht werden; es sey frevelhaft, bei der Verordnung wegen Ausfuhr des Goldes und des Silbers die Diener der Kirche nicht ausgenommen zu haben; indessen werde der heilige Vater sehen, wie dankbar

*) Sie konnte eben sowohl auf den König von England zielen, der sogar durch Soldaten gewaltsamer Weise von seinen Geistlichen Abgaben eintreiben liess.

sich der König gegen seinen geistlichen Arzt betrüge. Philipps Antwort klang männlich und entschieden. Eine Ausnahme der Geistlichkeit vom allgemeinen Landesgesetze sey in den frühesten musterhaften Zeiten der christlichen Kirche nicht zu finden; die Kleriker seyen nicht bloss Diener der Kirche, sondern auch Glieder des Staates, der von allen seinen Theilen hülfreiche Thätigkeit begehre; nothwendige Steuern, nicht aber Schwelgereien würden ihnen verboten; die Geistlichen gediehen in wuchernder Ueppigkeit, sie aber zu ihren Pflichten anhalten, werde als ein Verbrechen der verletzten Majestät verschrieen; was die Härte gegen seine Unterthanen betreffe, so werde der König gegen Gott und sein Gewissen sie verantworten, und wer die Schuld des ausgebrochenen Krieges trage, das gehöre vor ein Schiedsgericht weltlicher Staatsmänner.

Eine solche Sprache hatte man an der Tiber nicht leicht gehört; die Blödsichtigen erkannten eine gehaltlose Grossprecherei darin, die Einsichtsvolleren warnten vor jedem heftigen Schritte gegen solch einen Volksgebieter. Ja selbst der Bischof von Rheims, Pierre Barbet, und seine untergeordnete Geistlichkeit wandten sich schriftlich an den Papst, schilderten ihm die Gefährlichkeit der gethanen Schritte, sprachen von der Unzufriedenheit der Barone im Reich, und baten ihn, sobald als möglich das Aergerniss zu beseitigen. Indessen hielt auch Philipp, vorsichtig auf die Stimme der Mässigung horchend, mit der Vollziehung seiner Verordnungen ein, und der Zwist des Königs mit dem Papste schwebte eine Zeit hindurch in stockender Unentschiedenheit. Als aber Veit von Flandern, nachdem er aus dem Gefängniss in seine Lande zurückgekehrt,

sich an den Statthalter Christi wandte, und für sein Unglück um die vaticanische Vermittlerhülfe flehte, liess Bonifaz durch den Bischof v. Meaux den König ermahnen, er solle dem Grafen seine Tochter zurück geben, oder vor dem allgemeinen Richterstuhl der christlichen Fürsten zu Rom erscheinen.

Das hatte Philipp jetzt am wenigsten erwartet. Er begreife nicht, antwortete er, wie Bonifaz in weltlichen Angelegenheiten eine solche Sprache zu führen wage; er erkenne keinen andern Herrn als Gott, und rathe dem Papste freundschaftlichst, sich nicht unfruchtbare Sorgen machen zu wollen. — Mehr jedoch als der Befehl des Papstes, ärgerte den König der Einfall des Grafen, seine Zuflucht zum Priester im Vatican zu nehmen; er erneuerte sein Verbot wegen der Ausfuhr des Goldes, und trug seinen Beamten wachsame Strenge auf. Ergrimmt stand Bonifaz auf dem Punkte, loszubrechen; doch Philipp wurde vom Kriegesglücke begünstigt, seine Macht stieg plötzlich zu einer Ehrfurcht gebietenden Höhe, und so fand es Bonifaz, wie immer auch der beleidigte Hochmuth in seinem Herzen kochte, gerathener, seine Blitze zu verdecken, und die Maske der erhabenen Nachsicht zu zeigen. Die Beiträge der Geistlichkeit, hiess es nun von Rom her, möchten als ein Geschenk, als ein Darlehn betrachtet werden; der Monarch, welcher diesem heiligen Stande seine Steuerfreiheit gestattet, der spare sich eine unschätzbare Fundgrube für die Zeiten der Noth auf, und werde alsdann gewiss nicht vergebens um Hülfe rufen. Ja bald wurde zugestanden, Philipp könne in drangsalvollen Tagen die Geschenke seiner Geistlichkeit annehmen, ohne bei'm heiligen Stuhle deshalb erst Anfrage thun zu müssen;

ob die Umstände dazu dringend genug, das bleibe seinem Gewissen überlassen. Dem französischen Könige war diese Wendung der Sache für jetzt höchst erfreulich; er stand jenseits der Nordgrenzen seines Reiches, und konnte nicht wissen, welche Gegner ihm der feindselige Papst im Süden aufstellen würde. Ueberdies erwartete er seit längerer Zeit schon eine Gnadenhandlung vom heiligen Stuhle, und beschloss, den Verhältnissen, da sie sich günstig für dieselbe fügten, kein Hinderniss weiter in den Weg zu legen. Es war die Heiligsprechung Ludwig des Neunten, seines Grossvaters.

Einen Heiligen in der Reihe ihrer Ahnen zu zählen, war in jenen Zeiten der Wunsch oder der Stolz der Fürsten, wie sich die Heldengeschlechter der alten Griechen gern eines olympischen Bewohners unter ihren Urvätern rühmten. England nannte mit patriotischem Hochgefühl seinen Eduard den Märtyrer, und die Deutschen brüsteten sich mit Heinrich dem Zweiten, dem letzten Kaiser des sächsischen Hauses, welcher mit seiner Gemahlin die Strahlenkrone der Heiligkeit empfangen hatte. Auch zu einem Kapetinger sollte die Nachwelt ihre betende Hand empor heben, und dazu war allerdings Niemand geeigneter als Philipps des Schönen Grossvater. Der Fürst, der an den Ufern des Nils den Glanz der christlichen Waffen entfaltet, und bei Massura neben seinem fallenden Bruder gefochten, der aus den Kerkern der Ungläubigen befreit, zum zweiten Male den Fahnen des Glaubens gefolgt, und in Tunis seinen Tod gefunden hatte, dessen Tugendruf so gegründet, dass ihn die englischen Reichsbarone zum Schiedsrichter im Zwist mit ihrem Könige Heinrich dem Dritten ernannten — welch ein Haupt war wür-

diger, als dieses, mit der unsterblichen Glorie der Heiligkeit zu prangen? Der Mann mit dem allgewaltigen Schlüssel zeigte sich gefällig. Nachdem seine letzte, zur Verträglichkeit stimmende Bulle in einer feierlichen Versammlung der französischen Prälaten zu Paris vorgelesen, und dem Könige sogar auf drei Jahre der Zehente der ganzen Klerisey in Frankreich bewilligt worden, nahm das Geschäft der Heiligsprechung seinen Anfang. Der Herr von Joinville, der treue Begleiter und Waffengefährte des gottseligen Königs, begab sich nach Rom; ausser ihm fanden sich mehrere hundert Zeugen zusammen, und ihre Aussagen bestätigten, dass Ludwig der Neunte drei und sechszig Wunder auf Erden verrichtet habe. Das reichte hin, den Monarchen am Throne Gottes als einen Heiligen seinen Platz behaupten zu lassen; in zweien Reden verkündigte es der Pabst allen christlichen Völkern. *) Die Nachricht des zurückkehrenden Joinville (1297) wurde in Frankreich mit allgemeinem Jubel empfangen. Den Leichnam des Heiligen aber brachten die vorzüglichsten Prälaten nach Paris, und der König, welcher damals sich bereits wieder in seiner Hauptstadt befand, trug ihn mit seinen Brüdern und den übrigen hohen Grafen des Reiches auf eigenen Schultern nach der Kirche von St. Denis zurück. Die Freude war unbeschreiblich; Frankreich hatte einen Wortführer am Richterstuhle Gottes aus seinem eigenen Königsgeschlechte, Ludwig der Heilige sah vom Himmel hernieder auf sein Volk.

---

*) Bonifaz soll bei dieser Gelegenheit sogar dem Philipp versprochen haben, er wolle seinem Bruder, dem Karl von Valois, zur deutschen Kaiserwürde verhelfen. (Villani hi. florent. VIII. 67.)

Nunmehr schienen alle Misshelligkeiten zwischen den Thronen von Paris und Rom ausgeglichen; der König erfreute die Prälaten durch liebevolle Herablassung, und jeder bedeutende Gast von der Tiber sah sich an der Seine mit Auszeichnung empfangen. Das französische Geld ging wieder, wie vorher, über die Alpen; das Verbot der Ausfuhr liess sich eine stillschweigende Ausnahme gefallen. — Die Unterhandlungen wegen des Waffenstillstandes, den König Eduard angeboten, erschütterten sehr bald die neue Freundschaft wieder.

Es gehörte zu den Kunstgriffen des heiligen Stuhles, bei'm Hader der weltlichen Fürsten, wo es nur anging, das Vermittleramt zu übernehmen. Auf den ehrwürdigen Grundsatz sich berufend, dass den Dienern der Kirche, den Wächtern Zions, keine heiligere Pflicht obliege, als im Sturme die zarte Pflanze des Friedens zu pflegen, drängten sich die Päbste in jeden Zwist, und machten das fromme Amt zur Quelle ihres Wachsthums; der Senat der alten Römer verfuhr mit der nehmlichen Schlauheit. Ein Schiedsrichter scheint höher als die streitigen Partheien zu stehen; er findet Gehorsam, denn gar viel hängt von seiner Gnade ab; man bewirbt sich um sein Wohlwollen, und dieses wird nicht selten durch einträgliche Gestattungen erlangt. Daher hatte Bonifaz schon früher zur Niederlegung der Waffen aufgefodert; zwei abgesandte Legaten sollten den französischen König von der Besitznahme Guienne's zurück schrecken. Aber sie selbst erschraken vor Philipps Antwort. Ein König von Frankreich, sprach er, sey nicht gewohnt, in Staatsangelegenheiten Gesetze von aussen anzunehmen; sein Streit mit England betreffe den Glauben nicht, und drum könne Bonifaz nur ermahnen, Befehle würde

man sich nunmehr von ihm aufdringen lassen. *) Ja, nachdem der Pabst sich der Sache des unglücklichen Grafen von Flandern angenommen, und durch seinen Legaten in Frankreich ohne Wissen und Willen des Königs einen Waffenstillstand bekannt machen liess, sandte Philipp diesem ein Schreiben zu, dass er gesonnen sey, in geistlichen Dingen, aber durchaus nicht in weltlichen dem Nachfolger Petri Gehorsam zu leisten. Der Legat ward gezwungen, dieses Schreiben bei den vorzüglichsten Geistlichen des Reiches umher wandern zu lassen. — Jetzt endlich, nach der Heiligsprechung König Ludwigs, glaubte der Pabst keiner Schwierigkeit mehr zu begegnen, und trat förmlich als Schiedsrichter auf. Philipp liess sich nun sein Dazwischentreten gefallen; doch sollte er nicht für einen höheren Richter gelten, sondern als Benedikt Cajetan, als ein bescheidener freundschaftlicher Mittelsmann — amicabilis compositor — sprechen, den die Partheien freiwillig herbei gerufen. Bonifaz dachte anders. Er wollte bei dieser Gelegenheit das Ansehen wieder erlangen, welches er durch die Willfährigkeit gegen Philipp sich vergeben zu haben glaubte. Er verkündigte daher im Vatikan den abgeschickten Gesandten, dass Philipp vor allen Dingen Guienne wieder heraus geben müsse; dass es frommend wäre, wenn zur Befestigung der Eintracht Eduard sich mit Margarethen, Philipps Schwester, vermählte, der Prinz von Wales aber und Philippa Tochter Isabella, obwohl diese damals noch ein Kind war, für einander bestimmt würden; dass nach Auswechselung der Gefangnen die Festungen und Ortschaften, welche

*) Raynald. Contin. Annal. eccles. Baron. ad ann. 1295.

beide Könige einander abgenommen hätten, bis zur Feststellung eines vollkommenen Friedens der Verwaltung des heiligen Stuhles übergeben werden sollten; dass der König endlich dem Grafen Veit, dem er so schweres Unrecht gethan, die eroberten Städte in Flandern sämmtlich wieder zurückgeben müsse.

Bonifaz aber ertheilte diese Entscheidung nicht bloss den Gesandten der drei kriegführenden Fürsten, er liess sie in Form einer Bulle bei voller Versammlung der Kardinäle und in Gegenwart einer grossen Menge Volks mit lautem Rufe bekannt machen, als könne sie nun von Niemandem auf Erden mehr verworfen werden. Ein englischer Bischof musste die Schrift im Staatsrathe zu Paris dem Könige überreichen. Sie ward vorgelesen, und mit allgemeinem Unwillen aufgenommen. Vorzüglich aber äusserte jedes Mitglied über die verlangte Rückgabe der flandrischen Städte unverhohlen seine Kränkung; der Graf von Artois, der lebhafteste unter Philipps Brüdern, flammte in tobendem Aerger auf, und fragte, um welcher Früchte willen Frankreich also mit solcher Anstrengung seine Kräfte aufgeboten habe? Wüthend stürzte er sodann zum Bischof hin, riss ihm die Schrift aus der Hand, zerriss sie mit den Zähnen und warf sie ins Feuer. „Ein König, der solche Vorschriften des pfäffischen Uebermuthes anerkennen wollte," rief er, „verdiente weder aus Hugo Capets Geschlechte zu stammen, noch das edle Volk der Franzosen zu beherrschen!" Man rief ihm von allen Seiten Beifall zu; der König verdammte die rasche That nicht, und versicherte feierlich, er würde unter keiner Bedingung sich einen Eingriff in seine lehens-

herrlichen Rechte gefallen lassen. *) Somit war der Bruch zwischen König und Pabst auf's Neue gerissen; andere Ereignisse erweiterten ihn.

Eduard aber sehnte sich nach England zurück, und so eifrig ihn auch der flandrische Graf zur Fortsetzung des Krieges ermahnte, kam es dennoch zum Abschluss eines zweijährigen Waffenstillstandes, während dessen die politischen Verhältnisse in dem Zustande bleiben sollten, in welche der Lauf des Krieges sie versetzt hatte. Der König von England versprach dem unglücklichen Grafen, nach Ablauf der Ruhefrist, deren er zur Ordnung seiner Angelegenheiten in der Heimat bedürfe, mit gesammelter Heeresmacht zurück zu kehren, und ihren Feind alsdann von der Höhe seines Glückes zu stürzen. — Wer war froher als Philipp? Er konnte sich während dessen in seinen eroberten Landen festsetzen, und hatte nun zum Kampf gegen Bonifaz freie Hände. Denn diesen mit unerschütterlicher Beharrlichkeit bis zum Aeussersten durchzufechten, war nunmehr sein entschlossenster Vorsatz.

Dieses Ziel vor Augen nahm Philipp die Freundschaftserbietungen des Kaisers Albrecht, welcher als Adolphs Verdränger bisher auf gespanntem Fusse mit ihm gestanden, bereitwillig an. Es galt ein deutscher Kaiser noch immer für den Schutzherrn der Kirche; der Kampf mit dieser war weniger bedenklich, wenn man jenen zu Wohlwollen sich gewonnen. Zu Quatre-veaux, einem Flecken zwischen Toul und Vaucouleurs, wo die Maas und die Mosel einander am näch-

*) Acta inter Bonifac. VIII. Bened. XI. Clem. V. Sum. Pontif. et Phil. pulchr. ed. Sim. Vigor (Fr. Pithoeus) Par. 1614. 4.

sten kommen, sprachen sich die beiden Fürsten; sie verabredeten eine Ehe zwischen Blanca, Philipps Schwester und des Kaisers ältestem Sohne Rudolph, und schlossen ein Hülfsbündniss gegen ihre beiderseitigen Feinde. — An sich selbst schon musste Bonifaz ein solches Bündniss anstössig finden; um wie viel mehr, da er Albrechts persönlicher Feind war, und sich seiner Wahl widersetzt hatte? *) Aber die Irrungen zwischen Philipp und dem römischen Bischoff sollten sich noch verwickelter häufen.

In Rom, wo um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts die Regungen einer erwachenden Freiheitsliebe laut zu werden, und die Aristocraten gegen die geistliche Herrschaft sich aufzulehnen begonnen, hatten drei Familien besonders ein überwiegendes Ansehen erlangt, die Savelli, die Orsini und die Colonna. Eine jede, auf eine jede eifersüchtig, widerstrebte zugleich dem Statthalter Christi. Indessen hatte Nicolaus III, ein Orsini, um zwei dieser Familien zu verschwistern, etwa funfzehn Jahre vor Bonifazens Erwählung einen Colonna zum Senator von Rom ernannt, und ihn durchs Volk so gar zum Cäsar erklären lassen. Hierdurch gelangten die Colonna zu ungewöhnlicher Macht; sie wurde bald den Päbsten lästig, am lästigsten Bonifaz dem Achten. Die Colonna zu erdrücken, ward sein Streben; das Volk in seinen Neigungen, wie immer und über-

*) Kaiser Albrecht musste nach dem Tode des Adolph von Nassau zum zweitenmale gewählt werden. Aber der Pabst wollte ihn nicht anerkennen, theils weil er als ein Emporgekommener der Kaiserwürde nicht fähig, theils weil er ihn als den Mörder des Adolph betrachtete. Der Mann aber, der nach seiner Weisheit lösen und binden konnte, sprach, nach dem die Verhältnisse eine andere Gestalt erhalten hatten, den „verstummelten Mörder" vollkommen.

all, wandelbar, trat auf seine Seite; Palestrina, das alte Präneste, die feste Burg der Familie, in welche sie keine päbstliche Besatzung hatte aufnehmen wollen, wurde zerstört, und sie selbst gleich darauf verbrannt. *) Niemand, befahl die Verjagungsbulle, sollte sie in die Grenzen seiner Herrschaft aufnehmen. Philipp fragte nicht danach. Sie fanden in Paris einen erfreulichen Zufluchtsort, Sciarra Colonna genoss als ehrenvoller Gast jeden möglichen Beweis der Achtung.

Dennoch sandte Philipp, gleich den übrigen Monarchen der Christenheit, zur Feier des Jubiläums, der Erfindung des Bonifaz, einen Gesandten nach Rom. **) Der König hatte dazu Wilhelm von Nogaret gewählt, einen kühnen umsichtsvollen Mann, welcher, bürgerlicher Herkunft und früher Lehrer der Rechte zu Montpellier, seine seltenen Fähigkeiten mit eben so seltenem Eifer dem Dienste Philipps widmete, und nachmals seine Treue durch das Ehrenamt eines Kanzlers und Grosssiegelbewahrers belohnt sah. Der heilige Vater konnte seine Entrüstung über das Bündniss mit dem Kaiser wie über die Aufnahme der Colonna nicht unterdrücken, und

*) Nach Einigen soll Sciarra Colonna den päbstlichen Schatz, da er über die offene Strasse hingeführt wurde, geplündert haben. Auf jeden Fall waren sie dem Pabste zuwider gesinnt, hatten sich für den König Jacob von Arragonien erklärt, und unterstützten auch den Friedrich von Sicilien in seiner Empörung gegen die Kirche. — Die beiden Kardinäle Colonna behaupteten, Cölestin habe keine Befugniss gehabt, die Tiara nieder zu legen, und zeihten den „Kardinal" Cajetan einer arglistigen Herrschsucht.

**) Bei Eröffnung des Jubeljahres erschien Bonifaz, obgleich sein Biograph Johann Rubeus es als ein lächerliches Mährchen verwirft, am ersten Tage, da er den Segen ertheilte, als Pabst gekleidet; am zweiten hingegen stellte er sich dem Volke und den versammelten Pilgern mit der kaiserlichen Krone, mit Scepter und Schwerdt geschmückt, und deutete dadurch an, dass in ihm, dem Stellvertreter Gottes auf Erden, die höchste geistliche und weltliche Macht sich vereinige.

und eiferte in bitteren Vorwürfen gegen ihn. Nogaret, für einen offenen Kampf seines Königs mit dem Pabste gestimmt, antwortete in heftigen Verweisen, und als der erstaunte Bonifaz ihn fragte, ob er Erlaubniss habe, solchergestalt zu sprechen, bejahte er es auf der Stelle. Nun lag der Zunder zur Feindseligkeit hoch aufgehäuft da; der Funke, der ihn in Flammen setzte, schoss bald darauf hernieder.

Bernhard von Saisset, Bischof von Pamiers in Languedok, ein Priester von hartnäckiger zanksüchtiger Gemüthsart, hatte schon früher bei der Erhebung der geistlichen Steuern und dem Verbote wegen Ausfuhr des Geldes ohne Scheu sich widersetzt, seine Amtsgenossen zur Empörung gestimmt, und einen unverschämten Trotz gegen die Krone zeigend, dem Philipp sich verhasst gemacht. Diesen Mann ernannte Bonifaz zu seinem Legaten in Frankreich; vielleicht glaubte er keinem eifrigeren Sachwalter die schwierige Stelle anvertrauen zu können. Der bischöfliche Legat mischte sich in die politischen Händel, kreuzte des Königs Absichten durch geheime Umtriebe, und führte endlich in einer Versammlung des Staatsrathes über die Freiheit des flandrischen Grafen eine so beleidigende, alle Ehrfurcht vergessende Sprache, dass verschiedene Räthe in wuthentflammter Aufwallung sich gegen ihn erhoben, und der König den Befehl gab, ihn zum Saale hinaus zu jagen. Der Legat schäumte vor Wuth; er ergoss sich in ohnmächtige Drohungen, verliess aber bald das Reich, und begab sich zum heiligen Vater nach Rom. Bonifaz, in dieser Behandlung seines Gesandten beschimpft, tröstete ihn durch ehrende Auszeichnungen, und befahl ihm, in sei-

nen Kirchsprengel zurückzukehren, und vor keinem Donner eines weltlichen Fürsten zu zittern.

Auf diesen Befehl seines Meisters trotzend, änderte Bernhard von Saisset in seiner Sprache nicht das Geringste. Sein Ungehorsam stieg bis zur Zügellosigkeit, sein halsstörriger Trotz ward unerträglich. Der König, seinen Unwillen nicht länger zurück drängend, that einen entscheidenden Schritt, und ernannte eine Anzahl von Männern, welche das Betragen des Bischofs gerichtlich untersuchen sollten. Bernhard erblasste; als römischer Legat hatte er sich jeder Verantwortlichkeit diesseit der Alpen überhoben gewähnt, und jetzt sollte das strafende Schwerdt des Gesetzes plötzlich über seinem Haupte schweben. Er ward ängstlich, und sann auf schleunige Flucht. Da er aber bedachte, dass solch ein Entweichen, ohne die Erlaubniss des Landesherrn und seines Vorgesetzten, des Erzbischofs von Narbonne, ihm gar leicht den Verlust seiner Ländereien in Languedok zuziehen konnte, so fertigte er einen seiner Aebte nach Paris ab, und hielt durch diesen in ergebenem Tone um die Befugniss an, die französischen Lande verlassen zu dürfen. Doch schon war es zu spät. Der Abt hatte sich kaum auf den Weg gemacht, so langte im Dunkel der Nacht zu Pamiers ein königlicher Beamter an, hiess den Legaten augenblicklich aufstehen, und verlangte von ihm die Auslieferung seiner Papiere und seiner Kostbarkeiten. Der bebende Bischof gehorchte; sein Trotzmuth war gebrochen, er liess nicht eine einzige Sylbe der Widersetzlichkeit hören. Der Beamte gebot ihm im Namen des Staatsrathes, binnen einem Monat zu Paris vor dem Könige zu erscheinen, und dort, als

ein Schwerangeklagter, über sein gesetzwidriges Benehmen Rede zu stehen. Bernhard versprach es.

Von ängstlichem Kummer niedergebeugt, sah er nun kein anderes Mittel, als die Fürsprache seines Metropoliten, des Erzbischofs von Narbonne, zu erflehen. Der Erzbischof, ein sanfter redlicher Mann, welcher den Frieden liebte und gern beförderte, verstand sich ohne Sträuben zum Mittlerdienste, und hatte deshalb eine Unterredung mit dem Monarchen. Philipp antwortete ihm voll freundlicher Güte, schwor aber, die schaamlose Frechheit dieses Prälaten unerbittlich die volle Strenge des Gesetzes empfinden zu lassen. Und nun erfolgte der Befehl, dass Bernhard von Saisset unverzüglich vor die Richter seines sträflichen Wandels treten sollte. Von seinen Aebten begleitet, machte sich der Bischof auf die Reise, und begab sich nach Senlis, woselbst die ernannten Richter bereits sich versammelt hatten. Mit der Demut eines Büssenden stand er da; aus seiner hoffnungslosen Miene sprach die Verzweiflung, die beklemmten Herzens jeder schmerzlichen Ahndung entgegen sah. Eine Menge von Zeugen trat gegen ihn auf, Männer aus Languedok brachten schwere Beschuldigungen vor, ein allgemeiner Hass schien auf dem Verbrecher zu lasten. Die Anklagen häuften sich und Pierre de la Flotte, der Kanzler, las sie zusammengestellt den Richtern vor. Sie klangen zum Theil höchst seltsam, und die Nachwelt lächelt über eine Versammlung von urtheilsprechenden Männern, welche so abentheuerlichen Verdammungsgründen ihr Ohr liehen. Der Legat, hiess es, habe den König einen Falschmünzer genannt, seine Räthe und Hofleute lasterhafte bestochene Speichellecker geschimpft; er behaupte, dass Ludwig

der Heilige ihm gesagt habe, das Königreich würde unter seinem Enkel umstürzen und in fremde Herrschaft gelangen; er habe zu versichern gewagt, dieser König sey kein Mensch, sondern ein schönes Phantom; auch wisse man, dass er mehrere Edelleute in Languedok zu einem verrätherischen Bündnisse mit dem Könige von England habe verleiten wollen. — Abentheuerliche Beschuldigungen dieser Art von sich zu wälzen, wurde dem Legaten leicht; nicht so die gegründeten, die allein zu seiner Verdammung vollkommen hingereicht hätten.

Keine Stimme schien sich für den angeklagten Priester erheben zu wollen. Man fand ihn schuldig, und kam überein, in einer künftigen Versammlung über seine Strafe Rath zu halten. Indessen ward er nach einem entlegenen Zimmer geführt und dort von bewaffneten Söldnern bewacht. Der Erzbischof von Narbonne aber erklärte, es sey unziemlich gehandelt, einen Kirchenhort, einen bestallten Gesandten des heiligen Vaters, wie den gemeinsten Verbrecher, weltlichen Schergen zu übergeben. Die Erklärung verdross die Anwesenden alle; doch kam sie von einem Manne, der allgemein gar hoch in Ehren stand, und so machte man ihm denn den Antrag, seinen verbrecherischen Suffraganbischof selbst zu bewachen. Jener überlegte den Vorschlag mit verschiedenen Prälaten, und empfing sodann den Sträfling, für welchen er haften sollte, aus den Händen der Söldner. Unter seiner Obhut lebte nun der Gefangene; doch schlichen in der Nähe Ritter und Kriegsknechte umher, die auf jede Bewegung ein wachsames Auge hatten.

Noch ehe die Vorladung des Legaten statt gefunden, hatte der Erzbischof von Narbonne geäussert, es wäre

rechtlich, wenn man erst in Rom deshalb anfragte. Aber diese Zumuthung ward mit lautem Murren verworfen. Jetzt hingegen musste der Kanzler de la Flotte selbst sich nach Italien aufmachen, und dem Statthalter Christi die Gründe des Geschehenen auseinander setzen; *) ganz Frankreich, betheuerte er, bitte den heiligen Vater, einen Bischof, welcher gegen Recht und Sitte so hart gefrevelt, seines Amtes zu entsetzen und nachdrücklich zu strafen. Die Wuth des Pabstes war unbeschreiblich. Bernhard von Saisset, gebot er fürs Erste, solle augenblicklich nach Rom gebracht werden, und zu dem Ende gab er dem Kanzler einen Legaten mit. Dagegen sperrte sich Philipp nicht im geringsten; er überlieferte den Bischof den Händen, die Bonifaz bestimmt hatte, behielt aber all sein Besitzthum zurück, und zog seine Ländereien, als einen Erwerb der Krone, ein. **)

Jetzt war die Mine gesprungen. An der Tiber setzte man sich in Bewegung, um alle Schleusen seiner Macht zu entriegeln, den alten Vorurtheilen ein frisches Leben einzuhauchen, und auf neue Listschritte zu sinnen; an der Seine griff man nach dem Panzer, um die

---

*) Auch hier kamen sehr phantastische Beschuldigungen des Legaten zum Vorschein; er sollte sich vielfach ketzerisch geäussert, das Sakrament der Busse eine menschliche Erfindung geheissen, den Bonifaz selbst einen eingefleischten Teufel genannt, und von König Ludwig dem Neunten behauptet haben, dieser Heilige sitze in der Hölle u. s. w.

**) Bernhard von Saisset musste mit dem neuen Legaten Frankreich sogleich verlassen. Er lebte darauf, bis der Streit mit dem Pabste ein Ende gefunden, dürftig und namenlos, in Rom; nachher aber erhielt er auf vieles Bitten die Erlaubniss, in Frankreich zu erscheinen, woselbst er sich vor Philipp demuthigte, und kriechend endlich die Rückgabe seiner Güter erwirkte. (Joann. Rubei. Bonif. VIII. e famil. Cajetanor. Rom. Pontif. Rom. 1651. 4. Der Verfasser war Benediktiner und Prokurator am römischen Hofe, schrieb mit Sorgsamkeit, zeigt sich aber für den Pabst partheiisch genom.)

vatikanischen Geschosse unverletzt auffangen, zugleich aber versah man sich auch mit den Waffen des Angriffs, um dem verschlagenen Feinde durch Ueberraschungen zuvor zu kommen. Hier erneuerte man die gegebenen Verordnungen, untersagte ausdrücklich der Geistlichkeit, die herkömmlich für den heiligen Stuhl bestimmten Gelder über die Landesgrenze gehen zu lassen, und verweigerte sogar allen Italiänern den Aufenthalt in Frankreich; dort erklärte man alle Wohlthaten, mit welchen der französische König von der Kirche bedacht worden, für zurückgenommen, die Einkünfte der erledigten Kirchen und Pfründen, die viele Jahre hindurch in den königlichen Schatz geflossen, für ein Frevelgeld, welches der undankbare Fürst vom heiligen Stuhle zu erschleichen gewusst habe.

Hierbei blieb Bonifaz nicht stehen. Er liess einen Aufruf an die Bischöfe, an die Kapitel und Universitäten ergehen, laut dessen sich die höheren Geistlichen und die Professoren auf den ersten November des Jahres dreizehn hundert und eins an den Stufen des apostolischen Thrones einfinden sollten; hier wollte der heilige Vater gemeinsam mit ihnen zu Rathe gehen, was für Maasregeln sich zur Abstellung der kirchlichen Missbräuche ergreifen liessen, und wie man in den Landen des französischen Königs eine bessere Einrichtung treffen könne. Denn als Statthalter Christi sey Bonifaz mit voller Gewalt über alle Könige und Reiche versehen, könne zerstreuen und vernichten, erhöhen und stürzen. — Und so unfehlbar rechnete der Pabst auf den Gehorsam der französischen Doctoren, dass er die beiden Kanzler der pariser Universität ermahnen liess, für eine hinreichende Anzahl ausserordentlicher Lehrer zu

sorgen, damit der Unterricht während der Abwesenheit so vieler ausgezeichneter Männer nicht leiden möchte.

Der König blieb sich in seinem Betragen folgerecht. Er verbot den Eingeladenen zu gehorchen, und drohete einem Jeden, bei welchem der Wille des Pabstes mehr als der seinige gelten würde, mit den empfindlichsten Strafen. Dennoch wanderten gegen vierzig Prälaten aus dem Lande, und folgten dem Ruf ihres Meisters; Philipp liess sie des französischen Bürgerrechts verlustig erklären, und zog ihre weltlichen Besitzungen ein. Begreiflich, dass hierdurch die Entrüstung des vatikanischen Priesters sich immer heftiger erhitzte; als wenn er einen Kreuzzug gegen den widerspenstigen König predigen wollte, bemühete er sich, ihn bei seinen Unterthanen wie bei den übrigen Fürsten anzuschwärzen, und nannte ihn einen Empörer gegen die Kirche, der nächstens von der Regierung seines Reiches werde Rechenschaft geben müssen; er sey ein Tyrann, weil er seine Völker durch Auflegung unerschwinglicher Steuern gemartert und durch Verfälschung der Münzen an den Bettelstab gebracht habe; er sey ein Unterdrücker der Kirche, ein dämonischer Verderber des Glaubens, weil er seinen Beamten verboten habe, den Kirchenrichtern Beistand zu leisten; *)

*) Das Glaubensgericht, welches bei Gelegenheit der verfolgten Sekte der Albigenser Pabst Innocenz der Dritte entworfen, und Gregor der Neunte vollendet hatte, fand auch, wiewohl beschränkt, in Frankreich statt, auch hier vom weltlichen Gerichte unabhängig und nur dem heiligen Stuhle verantwortlich. So hatte der dominikanermönch Fulco von St. George, als Inquisitor, im südlichen Frankreich übel gewirthschaftet, und den Vorwand der Ketzerei zu gewinnsüchtigen Erpressungen missbraucht. Die ganze Provinz murrte darüber; Philipp verbot der weltlichen Gerichtsmacht, ihn zu unterstützen, wofern nicht die benachbarten Bischöfe und die übrigen Prälaten sein Verfahren ge-

für einen solchen Fürsten gäbe es auf Erden kein anderes Heil, als den Stellvertreter Christi zum obersten Richter zwischen sich und seinen Unterthanen zu erwählen. *)

Philipp nahm auf dieses Geschwirre geistlicher Brandfackeln keine Rücksicht und so erfolgte mit dem Beginne des nächsten Jahres der Brief „Ausculta fili," welcher den unbedingtesten Gehorsam der Fürsten gegen die päbstlichen Befehle als einen Hauptsatz in der Verfassung der christlichen Welt aussprach, und dem König von Frankreich sich in Rom vor seinen Richtern zu stellen befahl.

Ein französischer Unterthan überreichte diese Schrift dem Philipp. Der Bedrohte spottete der Vorladung, warf das Pergament in's Feuer, und liess diese Handlung unter Trompetenschall der ganzen Stadt bekannt machen. Indessen hatte Bonifaz bereits eine Versammlung von Geistlichen berufen, und fing an, immer deutlicher mit dem Kirchenbanne zu drohen. Philipp musste die Vorurtheile seines Jahrhunderts fürchten, und durfte bei al-

---

gründet hiessen. (*Adrian Baillet* Hist. des demelez du Pape Bonif. VIII. avec Phil. le Bel, roi de Fr. Par. 1718. 12.)

*) Solche Zumuthung hatte Bonifaz schon früher schriftlich gegen den König geäussert. Bemerkenswerth ist die seltsame Sprache, die in diesen Briefen der beiden Gegner herrscht; es ist als pflegte in jenen Zeiten der Groll alle Zügel der höflicheren Sitte abzuwerfen. Der König solle nicht glauben, schreibt Bonifaz z. B., dass er keinen Mächtigeren über sich habe; wer so denkt, ist ein Narr, und wer es halsstarrig behauptet, ein Ketzer, der von der Heerde den guten Hirten gesondert werden muss. Dagegen beginnt ein Schreiben des Königs: Philipp von Gottes Gnaden König von Frankreich dem vermeintlichen Pabste Bonifacius wenig oder gar keinen Gruss. Eure Albernheit wisse, (Scias tua maxima fatuitas, dass wir in weltlichen Dingen keinem Menschen auf Erden unterworfen: wer anders denkt ist ein Narr, und wer das Gegentheil behauptet, ein Wahnwitziger. u. s. w. — Doch ist an der Echtheit des ganzen Briefwechsels gar sehr zu zweifeln.

ler Unerschrockenheit das Verzagen der Gemüther, wie sie damals im Glauben befangen waren, nicht aus den Augen verlieren. Er kam aber den gefährlichen Wirkungen zuvor, indem er ein Mittel ersann, welches seinen Kräften einen ungeahnten Nachdruck gab, und in der Regierungsgeschichte Frankreichs ein denkwürdiges Ereigniss geworden. Er versammelte die Generalstaaten.

Sechstes Kapitel.

Es hatten die Könige von Frankreich schon früher, wenn sie bei einem Beginnen von schwerer Bedeutung das Wagniss des zweideutigen Ausgangs nicht auf sich allein nehmen wollten, öffentliche Reichsversammlungen gehalten, auch bei bevorstehenden Kriegen auf dem sogenannten März- oder Mayfelde die Stände des Reiches um Hülfe ersucht. Nachher aber, als die Lehensverfassung sich bestimmter ausgebildet hatte, wurden Versammlungen dieser Art immer seltener, und endlich eine verschwundene Erscheinung. Auch waren es bisher nur die Reichsbarone und die Prälaten des höheren Ranges gewesen, welche auf solchen Reichstagen sich einfanden, und als stimmfähige Mitglieder dem Könige beizupflichten oder zu widerrathen, ihre Hülfe zu versprechen oder zu versagen pflegten. Einige Rechtskundige wurden dazu gezogen, und äusserten ihre Meinungen nach den bestehenden Gesetzen im Lande. *) Ein solcher Reichstag schien jetzt kein hinreichender Bürge. Der König stand in Gefahr, für einen Ketzer erklärt zu werden; man ging damit um, die Herzen seiner Völ-

*) Nouv. observ. sur les états gen. d. France p. Mounier. 1789. 8.

ker von ihm wegzuwenden, seinen Beamten den Dienst eines gebrandmarkten Fürsten als ein Verbrechen anzurechnen, und die Franzosen vom Eide der Treue gegen das Herrscherhaus des Capet loszusprechen; drunten an der Tiber wurden mit dunkler Geschäftigkeit Waffen geschmiedet, deren Art und Wirkung sich nicht berechnen liessen; das Beispiel Heinrichs des Vierten, der gleich einem gemiedenen Bettler über die Alpen geschlichen, um schluchzend das Knie des stolzen Pabstes zu umfassen, das Elend des landerlosen Johanns von England, der sein Reich durch päbstlichen Ausspruch an andre Fürsten verschenkt sah, und bald darauf gezwungen worden, es als ein Lehen des heiligen Stuhles zu verwalten, beängstigten die Gemüther als ferne Schreckenserinnerungen, und die Denkungsweise der Geistlichen, in deren Gewalt die Gesinnung des Volkes lag, hatte noch keineswegs zuverlässig sich für die Krone ausgesprochen.

Durch solche Gründe bewogen, beschloss der kluge Philipp, dem Volke zu schmeicheln, und zum Richter der Staatsangelegenheiten es erhebend, ihm begeisterungsvollen Eifer für seinen König in die Seele zu hauchen. Es ward ein Reichstag ausgeschrieben, und der Befehl hinzugefügt, dass neben den Reichsbaronen und den hohen Prälaten auch „die Abgeordneten der städtischen Gemeinden, der geistlichen Kapitel und der Universitäten" sich einfinden möchten. Es erwuchs also neben dem Adel und der Geistlichkeit ein dritter stimmfähiger Reichsstand, welcher wie die beiden andern bei öffentlichen Angelegenheiten von Bedeutung, bei neuen Gesetzen und Steuern seine Einwilligung und seinen Rath zu geben berufen ward. — Man nannte ihn den Tiers-

etat, und da durch sein Hinzutreten das ganze französische Volk auf den Reichstagen vorgestellt wurde, hiessen diese Versammlungen die Generalstaaten, „les Etats generaux."

Das französiche Volk vernahm erwartungsvoll den Ruf, er hallte in unzähligen Stimmen vom Rhein bis zu den Pyrenäen wieder. Der Adel stutzte, die hohe Geistlichkeit stand befremdet da; es war als fragten beide, ob der Staat in dem grossen entscheidenden Augenblicke, der eben nahte, nicht wie bisher durch ihre Zusammenstimmung die nothwendige Hülfe erhalten könnte, und wozu es dieses dritten Gliedes auf dem Reichstage bedürfte? Aber der Adel begriff bald die Klugheit des Königs bei diesem Schritte, die Geistlichkeit sah dem Versammlungstage nicht ohne unruhige Besorgnisse entgegen. Das Volk indessen bewegte ein neues Leben; es schien zu erwachen, zum erstenmal rollte ihm das Bewusstseyn seines Werthes durch die Adern, es sollte Theil nehmen an der Leitung der Ereignisse, und wie es die beiden andern Stände durch seine Betriebsamkeit ernährte, sollte es auch neben ihnen die Ehre der königlichen Gegenwart im Rathe geniessen. Ueberall ward von der neuen Ordnung der Dinge gesprochen, in den Werkstätten und in geselligen Vereinen, in den Strassen und auf Spaziergängen; wo ein Paar sich begegnete, war der Reichstag der Gegenstand der Unterhaltung; die Einen fragten, die Anderen ertheilten mit wohlgefälliger Geschwätzigkeit ihnen Auskunft; der König wurde gepriesen, der Pabst als ein Feind des französischen Volkes betrachtet, und wer bisher niemals über den Gesichtskreis seiner täglichen Bedürfnisse hinaus gedacht hatte, untersuchte jetzt mit Eifer die Gerecht-

same eines französischen Königs und die Anmassungen des römischen Priesters. So traten denn die Gemeinden zusammen, und wählten ihre Wortführer auf der Reichsversammlung. Von freudigem Gewimmel begleitet, machten sich die Gewählten auf den Weg, die Landstrassen belebten sich von reisenden Abgeordneten, und von allen Seiten her eilte man der Hauptstadt zu.

Am zehnten April des Jahres tausend dreihundert und zwei verkündigten unzählige Ausrufer in den Gassen von Paris die Eröffnung der Generalstaaten. Ein feierliches Hochamt, welchem der König und alle Mitglieder seines Hauses beiwohnten, begann den grossen Tag, und nachdem es geendigt, nahm Alles, was zur Reichsversammlung gehörte, in der Kirche unserer Frauen seinen Platz. Im Vorgrunde zur Rechten reihten sich die Barone des Reiches, zur Linken die höheren Prälaten, hinter beiden die Abgeordneten der Städte, der Kapitel und der Universitäten, nicht einer gleichen Ehre in der Behandlung wie die beiden andern gewürdigt, aber ein gleiches Stimmrecht geniessend, und stolz, in einer Versammlung mitwirken zu können, in welcher sie wenige Monde vorher keine Stelle für sich geahnt hatten.

Philipp eröffnete die Verhandlung durch eine Rede, in welcher er alle Gewandtheit und alle Kraft seiner Zunge mit glücklichem Erfolge entwickelte. Nachdem er den ganzen Hergang des Zwistes zwischen ihm und dem Pabste aus einander gesetzt, schilderte er die Würde und die Machtgrösse eines französischen Königs, mahlte die Frechheit des Bonifaz und seine Eingriffe in die Rechte der Krone, und versicherte, er sey entschlossen, eher sein Leben, sein liebstes Gut, ja seine Kinder

selbst zu verlieren, als die Selbstständigkeit seines Reiches aufgehoben zu sehen. Ein allgemeiner Beifallsruf brauste seinen Worten entgegen; der Adel des Reiches und die Abgeordneten der Gemeinden antworteten ihm durch den Mund seines Bruders, des Grafen von Artois; sie erklärten, dass er der einzige und unabhängige Beherrscher seiner Lande sey, verwarfen die päbstlichen Aussprüche, und versprachen mit stürmischer Begeisterung, die heiligen Rechte seiner Krone auf alle Weise zu schirmen. Nur der geistliche Stand liess sich noch nicht vernehmen, und schien mit Mühe zur Einstimmigkeit gelangen zu können. Dieses Zögern verdross die beiden Andern. Es ward daher den Prälaten erklärt, dass ein Reichsstand, der bei so offenbarer Beleidigung des französischen Namens andere Meinung als die übrigen zu hegen sich unterfange, für einen Feind des Reiches angesehen werden müsse. Dieser Wink schreckte den Klerus. Er fürchtete, die Layen möchten ihm, im Schwung der gegenwärtigen Begeisterung fortgerissen, den Gehorsam aufsagen, und gelobte daher gleichfalls seine Hülfe. Aber dem heiligen Stuhle, dem Quellensitze seiner Macht, noch immer ergeben, bat er um die Erlaubniss, eine Anzahl aus seiner Mitte nach Rom abschicken zu dürfen. Das Gesuch ward in runden Worten abgeschlagen.

Dagegen gingen verschiedene Schreiben nach Rom. Die Geistlichkeit berichtete an den Pabst, die beiden andern Stände an das Kollegium der Kardinäle. Jene beschwor den heiligen Vater, das Wohl der Kirche nicht auf ein gefahrliches Spiel setzen zu wollen; sie enthüllte ihm die bedenkliche Stimmung des Volkes, und schilderte ihm ihre eigne peinliche Lage, indem

sie von den Layen verachtet würde, und bereits als eine ehrenlose Feindin des Staats gälte. Das Nämliche schrieben die beiden andern Stände den Vätern im Konklave, nur mit stärkeren Ausdrücken und in französischer Sprache; sie forderten dringend ihre Vermittlung, drohten mit gefährlichen Folgen, und liessen unverhohlen merken, was sie im Falle der Noth für ihren König aufzuopfern gesonnen seyen. Die vornehmsten Männer im Staate setzten ihr Siegel unter die Schrift.

Die Antworten trafen bald ein. Die Kardinäle versuchten, den bisher erschienenen Bullen des Pabstes eine gelindere Bedeutung zu geben, leugneten die Anmassung seiner Forderungen, und entschuldigten ihn mit den anerkannten Rechten des heiligen Stuhles, die er als ein gewissenhafter Nachfolger des Apostels nicht untergehen lassen dürfe. — Ganz anders klang die Antwort des Pabstes. Er ergoss seine Wuth gegen den Kanzler de la Flotte, nannte den König einen verblendeten Fürsten, welcher durch seine frevelhaften Räthe sich in das Verderben der Hölle hinein ziehen lasse, verwies mit bitterem Unwillen den Prälaten die Keckheit ihrer Vorstellungen, forderte den gewissenhaftesten Gehorsam von ihnen, und drohte denjenigen, die sich den Wünschen des Königs neigen würden. „Die gallische Kirche," hiess es unter Andern, „ist eine wahnwitzige Tochter, deren faselnde Reden die römische Mutter voll Zärtlichkeit und Mitleid erträgt." *)

Indessen führte Bonifaz, jetzt gleichfalls entschlossen, mit unerschütterlicher Beharrlichkeit den Kampf mit

---

*) Pierre du Puy Hist. du differend de Phil. le Bel et de Bonif. VIII. Par. 1655. fol.

Philipp und seinem Reiche bis aufs Aeusserste zu bestehen, in einer Kirchenversammlung zu Rom den Vorsitz. Hier nahm der Kardinal von Porto das Wort, ein Priester, der, seinem Herrn ergeben, von der Gewalt des apostolischen Stuhles die höchsten Begriffe hegte, und eine Widersetzung gegen ihn als das abscheulichste Verbrechen verdammte. Seine sprudelnde Beredsamkeit entflammte die Gemüther; nach seiner Meinung beseelte den elendesten Mönch, sobald ihm die Tiara auf's Haupt gesetzt worden, eine göttliche, keiner Täuschung fähige Einsicht, und der Umfang des päbstlichen Vermögens ward mit einer so bestechenden Ueberredungskunst von ihm dargestellt, dass die spateren Vertheidiger der römischen Kirche, auf seine Worte sich gewöhnlich, als auf ein klassisches Document, berufen. Nach ihm sprach Bonifaz selbst. Sein Grimm donnerte vorzüglich gegen die Staatsräthe des französischen Königs, die ihren Herrn in einen unseligen Kampf verwickelt hätten, um in seiner Verlegenheit ihm desto unentbehrlicher zu werden; er habe als geistlicher Vater nach Milde und Recht bisher gegen Philipp gehandelt, aber dieser entfalte jetzt das Scheusal eines unnatürlichen Sohnes in seiner ganzen Gehässigkeit, und so wäre es sträflich gegen die musterhaften Männer gehandelt, die vor ihm auf dem heiligen Stuhle gesessen, wenn er länger einem solchen Unwesen mit müssiger Gleichgültigkeit zusehen wollte. „Jedermann sey Unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat", heisse es in der Bibel; „denn es ist keine Obrigkeit ohne von Gott; wo aber Obrigkeit ist, die ist von Gott verordnet." *) Nach

*) Epist. Pauli a. d. Röm. 13. 1.

diesem Ausspruch des Apostels werde er handeln, und ihm gemäss die Hoheit der Kirche vertreten, so lange ein lebendiger Hauch in ihm wohne. Philipp habe geschworen, mit Gut und Blut die Rechte seiner Krone zu schützen; ein Pabst, welcher die Kirche schirmt, vertheidige einen edleren Schatz, und der Herr des Himmels werde das Zünglein der Wage zwischen ihm und jenem Könige nicht lange mehr schwanken lassen.

Es hatten sich, des königlichen Verbotes ungeachtet, bei der Kirchenversammlung vier Metropoliten, mehr als dreissig Bischöfe und mehrere Aebte aus Frankreich eingefunden. Wie Philipp eine solche Uebertretung seiner Verordnungen zu bestrafen pflegte, ist erzählt worden. Es erschien daher eine neue Bulle aus Rom, welche einem alten Gesetze für die gegenwärtigen Umstände frische Kraft geben sollte. Sie belegte mit dem Kirchenbanne alle diejenigen, die einen Wanderer nach Rom aufhalten oder plündern würden; der Bann ward allen Menschen, auch Kaisern und Königen, angedroht, auch solchen selbst, die etwa durch Freiheitsbriefe gegen jeden Bann sicher gestellt wären. Eine solche Drohung war nicht neu; die Sorge für die Pilger, deren zahlreiches Erscheinen an den Schwellen Sanct Peters der Eitelkeit der Päbste willkommen und der Wohlfart der Stadt Rom frommte, hatte Räuber und andere gewaltthätige Menschen seit mehreren Jahrhunderten schon durch geistliche Strafen zu schrecken gesucht; jetzt ward die alte Drohung erneuert, sie sollte den französischen König als einen Sünder gegen die Kirche erscheinen lassen — und doch war hier nicht von frommen Pilgern die Rede, die Vergebung ihrer Fehltritte am Urnitze des Glaubens suchten, es handelte sich um

Geist-

Geistliche und Gelehrte, welche der Pabst zur Berathschlagung nach Rom gerufen.

Um kein Mittel jedoch unversucht zu lassen, sandte der Pabst einen neuen Legaten nach Frankreich. Es war der Kardinalpriester von Sankt Peter, Jean le Moine, ein gelehrter, bei dem Könige beliebter Franzose, der zu Paris ein Kollegium für Lehrer und Studirende hatte bauen lassen. Neben dem heimlichen Auftrage, den königlich gesinnten Theil des Klerus für den römischen Hof zu stimmen, hatte er den öffentlichen Befehl, den König von Frankreich zwölf verschiedener Punkte wegen zur Rede zu stellen, und wurde bevollmächtigt, ihn, wenn er darum bitten würde, von dem Bann, dessen er sich bereits werth gemacht habe, lösen zu können. Zugleich sollte er darauf bestehen, dass die Güter und die Einkünfte eines abwesenden Geistlichen durchaus keinem Layen zur Verwaltung anvertraut würden, Philipp aber habe durch einen Prokurator vor dem päbstlichen Stuhl zu erscheinen, und wegen der verbrannten Bulle sich zu rechtfertigen. — Der König, um der Achtung seines Volkes in diesem Zwiste sich desto würdiger zu machen, nahm den Abgesandten seines Feindes mit Achtung auf, und behandelte ihn als einen geehrten Gast, über den Inhalt seiner Sendung aber vermied er jede nähere Erörterung mit ihm. Doch waren die schriftlichen Bescheide, welche er ihm auf den Weg mit zurück gab, in gemässigtem Tone verfasst; sie enthielten unter Andern die merkwürdige Erinnerung, Bonifaz möchte bedenken, „dass seine Stärke nur in Worten, die Macht des Königs aber in der Wirklichkeit bestehe."

Mit dem nächsten Jahre wurden die General-

staaten auf's Neue berufen. Sie waren eben so glänzend und zahlreich, wiewohl von der fürchtenden Geistlichkeit nur wenige Mitglieder erschienen. Vielleicht ahnten sie, welch einen verwegenen Ton dieses Mal die Minister des Königs anstimmen würden. Denn Wilhelm von Nogaret, der heftigste und gefährlichste Feind des Pabstes im französischen Staatsrathe, der Stirn gegen Stirn bereits die Sprache der Unverhohlenheit mit ihm geführt hatte, trat jetzt mit dem Vorschlage auf, dass eines Pabstes, welcher mit dem Frieden und dem Glücke der Christenheit so spiele, der weltliche Arm sich bemächtigen müsse; eine allgemeine Kirchenversammlung möchte berufen werden, und auf dieser würde er die Gründe seines Vorschlags näher entwickeln; bis aber ein neuer Pabst gewählt wäre, könne man einen Statthalter der französischen Kirche ernennen. — So sprach Nogaret, und die Anwesenden stimmten ihm zwar nicht mit lautem Beifall zu, fanden aber seine Gedanken der näheren Prüfung werth, und lobten seinen Eifer in einer Angelegenheit, welche das Wohl des Landes auf lange Zeit entschiede.

Jetzt brachen in Rom die letzten Dämme der Mässigung. Gleich einer Brandrakete, die in die Pulverkammern des Feindes geschleudert wird, und Alles, was sie nicht tödtet, betäuben soll, ward die Bulle „Unam Sanctam" aus den Pforten des Vatikans gesandt. Sie sprach die Allgewalt des Pabstes in den empörendsten Uebertreibungen aus. Bald darauf belegte Bonifaz den König Philipp den Vierten mit dem Kirchenbanne, welchen er, lange Zeiten hindurch geschont, in der zermalmendsten Stärke sich zugezogen habe, und drohte dieselbe Strafe jedem Priester, der in seiner

Gegenwart Gottesdienst halten würde. Daneben ward den französischen Geistlichen, die bisher ihren Staat nicht verlassen, unter gedrohter Absetzung und gänzlicher Beraubung anbefohlen, sich nach dreien Monaten in Rom zu stellen, und in dieser Vorladung ausdrücklich die Namen der Prälaten bemerkt, welche bei den gehaltenen Reichsversammlungen gegenwärtig gewesen; auch sollte der Gewissensrath des Königs, ein Dominikaner, vor'm päbstlichen Stuhle erscheinen, und daselbst Rechenschaft über das Gewissen seines Beichtkindes darlegen.

Ein Kardinallegat, welcher sich seit einiger Zeit, jedoch ohne öffentliche Schautragung seines Amtes, in Frankreich befand, sollte den Donnerkeil in Paris niederfallen lassen. Es gebrach ihm aber an Muth, bei dem bedenklichen Spiele die eigne Hand zu gebrauchen, und so trug er das Geschäft zweien Gehülfen auf, einem Priester und einem Hausdiener. Aber diese, von der Wichtigkeit ihres Berufes bethört, erregten noch vor der Bekanntmachung der Bulle durch Prahlerei und Drohungen die Aufmerksamkeit. Der König kam ihnen zuvor, er liess sie durch Häscher greifen, und zu Troyes in's Gefängniss werfen; ein ähnliches Schicksal traf die französischen Priester, welche bereits die Bulle sich abgeschrieben hatten, und im Volke Gährungen damit zu bewirken trachteten. Jean le Moine, der sich wieder zu Paris befand, erschrak; er eilte zum König, und beschwor ihn um Freilassung der beiden Eingekerkerten. Der ergrimmte Philipp hiess ihn augenblicklich sich entfernen, und sprach zu seinem Volke und zur Welt in ernsten kraftvollen Worten; er zeigte der wahren Kirche sich ergeben, den Lärmgeschossen aber,

die ihr Verwalter gemissbraucht, unerschrocken die Brust bietend, stellte er die Verordnungen wegen Züchtigung der abgereisten Geistlichen in ihrer vollen Strenge noch einmal auf, und liess dieses Edikt an den Pallast des päbstlichen Legaten zu Tours anschlagen. Dabei gelobte er alle Wachsamkeit und alle Anstrengung, um diesen Kampf mit dem Pabste zur Ehre des französischen Volkes zu endigen; auch sollte, um die römische Verwegenheit für immer zum Schweigen zu bringen, in wenigen Monden eine dritte Reichsversammlung statt haben. Auf diese Erklärung reiste Jean le Moine in aller Stille fort, und wer sonst noch Unterthan des Pabstes sich nannte, verliess gleich nach ihm die französischen Staaten.

In Rom tobte der ohnmächtige Stolz. Bonifaz der Achte entblödete sich nun nicht länger, alle Fürsten und Völker gegen den König von Frankreich, wie gegen einen Sultan der Saracenen, zu einem Kreuzzuge aufzufordern, und das französische Reich dem Kaiser Albrecht, mit welchem er sich bereits versöhnt hatte, als eine Schenkung anzubieten. Ein lächerlich wirkungsloser Ausspruch; der Kaiser, gegen die deutschen Reichsstände kaum die Würde eines Oberhauptes schirmend, sollte dem waffenglücklichen Philipp sein Reich nehmen!

Am dreizehnten Juni füllte sich die Kirche unsrer Frauen mit der dritten grossen Reichsversammlung. Die Anklagen gegen Bonifaz griffen tiefer, heftiger äusserten sich die Leidenschaften, jede beredete Zunge versuchte sich gegen Rom, und mehrere Männer vom hohen Adel beschworen auf dem Evangelium die verbrecherische Unwürdigkeit des gegenwärtigen Pabstes,

der nicht länger auf dem Sitze des Apostels geduldet werden dürfe. Einstimmig ward deswegen eine allgemeine Kirchenversammlung gefordert, und der Klerus zu seinem Beitritt ermahnt. Die Prälaten, selbst am Rande des Abgrundes, wo der Pabst so eben stand, nicht ganz von ihm lassend, hielten um Bedenkzeit an, und da die andern Stände ein solches Gesuch unpassend fanden, entfernten sich die meisten. Wilhelm von Nogaret entwickelte nun umständlicher, was er früher angedeutet hatte; Ludwig, Graf von Evreux, des Königs Bruder, liess sich als Ankläger des Pabstes vernehmen; nach ihm las der Edelmann du Plessis, Herr von Vezenobre, eine heftige, aus neun und zwanzig Punkten bestehende Schrift vor, in welcher aus einer Reihe schwerer Verbrechen die Verdammlichkeit des Pabstes erwiesen ward. Es erschienen auch hier, wie in den meisten gerichtlichen Untersuchungen jener Zeiten auf Leben und Tod, seltsame Vorwürfe und abgeschmackte Beschuldigungen. Es hiess Bonifaz ein Priester der Simonie, der mit geistlichen Pfründen Wucher trieb; ein Kirchenräuber, welcher die heiligen Schätze für seine Verschwendungssucht vom Altare stahl; ein Ketzer, der den Stuhl Petri durch die fluchwürdigsten Irrlehren verpestete; ein Zauberer, der für den Beistand der höllischen Dämonen sein edleres Theil dahin gegeben; ein Mörder, welcher den frommen Pabst Cölestin, seinen Vorgänger, um's Leben gebracht habe. — So sprach der Hass; die Nachwelt denkt anders. Bonifaz wollte ein Pabst im ganzen Sinne des hierarchischen Despotismus seyn; das war sein Fehl — er schleuderte in seinem Grimme die alten Geschosse, ohne untersucht zu haben, ob sie auch noch die alte Schreckenswirkung besässen, und hie-

ein betrog er sich; anderer Verbrechen zeiht ihn die Geschichte nicht.

Endlich stimmten auch die Prälaten für eine Kirchenversammlung. Ihr Beweggrund aber war ein besonderer; Bonifaz sollte sich, obschon ein Pabst über den Concilien stehe, auf derselben rechtfertigen. Indessen fügten sie ihrem Gutachten die Erklärung hinzu, dass sie keine Parthei gegen den heiligen Vater ergriffen hätten. Nun berief sich der König gleichfalls auf eine Kirchenversammlung, und wandte sich — seltsam genug — wegen der gefährlichen Versuche, welche Bonifaz noch gegen ihn wagen würde, zum Voraus an den Pabst, den man zu wählen habe. Da sandten ihm endlich am dritten Tage die Geistlichen eine besiegelte Urkunde zu, in welcher sie sich verpflichteten, wenn Bonifaz „von Philipps Absetzung oder von Aufhebung des Unterthaneneides" sprechen würde, dem Könige und seinen Getreuen aus allen Kräften beizustehen. Unmittelbar darauf sagte sich Philipp von allem Gehorsam gegen den Pabst los, verbot jedem französischen Unterthan, Bonifaz den Achten für den rechtmässigen Pabst zu halten, ihm in irgend einem Stücke zu willfahren, oder Befehle von ihm anzunehmen. Zugleich wurden beauftragte Männer in die Provinzen gesandt, um die Einwohner für die Beschlüsse der Reichsversammlung zu gewinnen, und sie gleichfalls zum Begehr eines allgemeinen Conciliums zu bewegen. — Der Erfolg war glänzend; aus allen Winkeln des Reiches liefen Urkunden des Beitrittes ein; die Zünfte und die Hochschulen, Aebtissinnen selbst und Bettelmönche, wie von einem einzigen Gefühle beseelt forderte Alles den König zum Weiterschreiten auf.

Bonifaz aber schärfte die letzten Waffen; eine Bulle ward entworfen, welche, den ausgesprochenen Bann bekräftigend, Philipp den Vierten seines Thrones verlustig erklärte, seine Völker alle vom Eide der Treue gegen ihn lossprach, alle Bande der Vasallenschaft aufhob, den Verdammten dem Fluch des Himmels wie dem Hasse der Menschen preisstellte, und durch ein feierliches Interdikt jede gottesdienstliche Handlung in Frankreich untersagte. — Es war das letzte krampfhafte Ringen der Verzweiflung; während er die Donnerkeile zusammenfasste, um durch Aufwiegelung der Völker seinen Feind in den Abgrund zu stürzen, stieg eine furchtbare Wetterwolke über seinen eigenen Scheitel auf, und als sie sich entladen hatte, lag er zerschmettert am Boden da.

So bereitwillig auch von allen Seiten her die Stimmen des Volkes sich verkündigt hatten, sah Philipp dennoch den nächsten Schritten des Pabstes mit unheimlichem Schauer entgegen. An einem Könige, der seines Thrones verlustig erklärt worden, blieb eine unauslöschliche Makel haften; vor geschlossenen Kirchenthüren hätte sich das Volk entsetzt, bei stummen Leichenbegängnissen gewehklagt; während eines Interdiktes konnte alle Begeisterung der Herzen erkalten. — Daher gab er den beiden grössten Feinden des Pabstes, dem Nogaret und den Colonna, zu einem kühnen Streiche Gehör. Schon im März hatte sich Wilhelm von Nogaret mit bedeutenden Geldsummen heimlich nach Italien begeben; ein toskanischer Edelmann, sein Begleiter, bot ihm seine Schlösser bei Siena zum Aufenthalte an. Es wurden in aller Stille Soldaten geworben, und mit vielen Edelleuten in der Romagna Verbindungen

angeknüpft. Sciarra Colonna, der gleichfalls mitgereist war, suchte selbst in der Nähe des Pabstes ihm thätige Widersacher zu erwecken. Die Maassregeln zur Gewalt waren getroffen, der Stunde der Ausführung sah man erwartungsvoll entgegen.

Während sie ihre Mine gruben, war Bonifaz nach Anagni, wenige Meilen östlich von Rom, gereist. Hier in seinem Geburtsorte, von Leuten umgeben, welche den Statthalter Christi als Knaben in ihrer Mitte aufwachsen gesehen, und von den Widersachern in der Hauptstadt, die er fürchtete, entfernt, hatte er ein feierliches Konsistorium der Kardinäle und der höheren Geistlichkeit im Kirchenstaate versammelt, und führte mit ungebrochenem Priesterstolze das Wort. Nachdem er von allen Beschuldigungen der pariser Reichsversammlung sich gereinigt und die Makellosigkeit seines Glaubens erwiesen hatte, behauptete er, dass keine Kirchenversammlung ohne seinen Willen denkbar oder gültig, lüftete seine Wuth in fürchterlichen Drohungen gegen Philipp, und untersagte allen geistlichen Körperschaften in Frankreich das Wahlrecht, bis sie selbst, wie das Land, sich mit der Kirche wieder versöhnt hätten; selbst die Lehrstühle der Universitäten wollte er geschlossen wissen; denn die Hand, welche den Schlüssel des grössten Apostels führe, habe die Macht zu binden und zu lösen, zu tödten und in's Leben zu erwecken *), habe

*) Daher lässt ihn Dante in seiner Hölle sagen:

Lo ciel puo'io serrare e disserrare,
Come tu sai; però son due le chiavi
Che'l mio antecessor non ebbe care.

„Ich kann den Himmel schliessen und öffnen, wie du weisst; dafür giebt es zwei Schlüssel, die mein Vorgänger nicht achtete" (Cölestin V. der seiner Würde entsagte. Bonifaz heisst daselbst „Der Fürst der

die Macht, die Könige auf Erden mit eiserner Ruthe zu regieren, und wie irdene Gefäße zu zerbrechen; aufgehoben sollten alle Verträge seyn, welche die andren Fürsten mit dem gebrandmarkten Könige von Frankreich geschlossen; nunmehr harre der gespannte Bogen, den Ungehorsamen zu durchbohren; er möge zittern und in Demuth kriechen vor dem apostolischen Hirten, dem Fürsten aller Fürsten. Die zermalmende Schlussbulle, in welcher diese Blitze leuchteten, sollte am achten September die päbstliche Kanzlei verlassen.

Aber schon am Morgen des siebenten rückten Nogaret und Sciarra Colonna mit ihren Söldlingen in die Stadt. Niemand trat ihnen in den Weg; viele der vornehmen Einwohner waren durch Bestechungen gewonnen. „Es lebe der König von Frankreich!" war der wilde Schreckensruf, welcher den schlummernden Pabst weckte, und ehe er noch zur Besinnung gelangte, drang ihm schon der zweite: „Pabst Bonifaz sterbe!" gellend in's Ohr. Die Freunde irrten verzweifelnd von einem Zimmer in's andre, die Diener erblichen oder flohen; er aber sagte, es ergehe ihm wie Christus, dem Verrathenen, er wolle wie sein Statthalter auf Erden sterben. — Mit diesen Worten setzte er die goldene Krone sich auf's Haupt, die Kaiser Constantin, der Sage nach, dem Pabste Sylvester geschenkt, hängte sich das

---

neuen Pharisäer" (damit sind die damaligen Priester und Cardinäle gemeint) „der Krieg in der Nähe des Laterans hatte", (die Colonna wohnten bei San Giovanni in Laterano) „nicht mit den Saracenen und Juden." Die Heftigkeit seiner Wünsche und seines Hochmuths wird ein „stolzes Fieber" — una superba febbre — genannt. Inferno. 27. 104. — „Intrasti ut volpes, regnavit ut leo, mortuus est ut canis" — diese Worte betrachtete man gleichsam als eine Ueberschrift zur Geschichte seines Lebens, und legte sie seinem Vorgänger, dem Cölestin, als eine Prophezeihung in den Mund.

Pallium des heiligen Petrus um, nahm in die eine Hand das Kreuz, in die andre den Schlüssel, setzte sich auf den Thron, und erwartete so, gleich einem geschmückten Schlachtopfer, sein Schicksal. Die feindlichen Krieger hatten sich durch eine brennende Kirche den Weg zum Pallaste gebahnt; sie stürzten in's Zimmer, und standen vor der Ehrfurcht gebietenden Erscheinung des alten Mannes schauerdurchrieselt still. Endlich trat Nogaret zu ihm hin, und forderte ihn auf, seine Frevelbullen zurückzunehmen. Ein verächtliches Lächeln war die Antwort. „Ich werde dich in Ketten nach Lyon schleppen!" rief Jener. „Wohl mir," erwiederte Bonifaz, „es wird mein Märtyrthum krönen, von einem Sünder, wie du, dem Henker überliefert zu werden." Nogaret schwieg betroffen, und Keiner hatte das Herz, seinen Arm gegen den Greis zu erheben. Sciarra Colonna aber, wuthverblendeter als die übrigen alle, stürzte gleich darauf zu ihm hin, und schlug ihm mit seinem Panzerhandschuh in's Angesicht *); er würde ihn mit dem Schwerdte durchrannt haben, wenn Nogaret ihm nicht in den Arm gefallen wäre, und bei allem Heiligen auf Erden ihn zur Ruhe beschworen hätte. Endlich ward der gefangene Pabst in ein streng bewachtes Zimmer geführt, der Pallast verwüstet, und die vorgefundenen Kostbarkeiten als Beute mit fortgeschleppt. Der eingekerkerte Greis weigerte sich, weil er eine Vergiftung fürchtete, etwas zu geniessen; er

*) Hist. de France p. G. Daniel. ed. de Griffet. t. V. p. 84. Doch leugnen es Andere. — Nicht wahrscheinlich ist, was mehrere Geschichtschreiber behaupten, dass Philipp um den Ueberfall nicht gewusst habe. Schon der frühe Abgang des Nogaret nach Italien widerlegt sie (S. Bernard. Guidonis vita Bonif. VIII. in Murat. Script. rer. Ital. t. III.)

würde des Hungertodes gestorben seyn, wenn ihm nicht eine alte Frau einige Eier und etwas Brod heimlich zugesteckt hätte.

Die Kardinäle hatten ihren Meister in der Gefahr verlassen, und nur zwei waren in der Nähe geblieben. Unter diesen Lucas von Fiesco. Unter'm Schutze der finstern Nacht wanderte er von Haus zu Haus, warf den Einwohnern ihre schimpfliche Trägheit vor, und hiess sie die Waffen ergreifen, um das Haupt der Kirche, den grössten Mann, der jemals zu Anagni an's Licht der Welt getreten, aus den Klauen seiner Marterknechte zu reissen. Seine Beschwörungen fruchteten. Am Abend des dritten Tages füllten sich die Strassen mit bewaffneten Bürgern, jedes Herz schien von Schaam zerknirscht und vom Unwillen empört. „Es lebe der Pabst, Tod den Verräthern!" — mit diesem Rufe rannten sie nach der Lagerstätte der Söldlinge, stürzten auf die Erschrockenen in jähem Ueberfalle los, durchbohrten eine Menge derselben, ehe sie noch zum Schwerdte greifen konnten, rissen den Pabst aus ihren Händen, und während die Einen diesen in Sicherheit brachten, setzten die Andren racheglühend den fliehenden Feinden nach. Nogaret und Colonna hörten die Fittige des Todes um sich rauschen, und entkamen, zu ihrer eigenen Verwunderung, im Getümmel der Finsterniss. — Von den jubelnden Einwohnern begleitet, nahm der befreite Pabst seinen Rückweg nach Rom; auch hier bezeugte ihm das Volk und ein grosser Theil des Adels ihre ungeheuchelte Freude über seine Erlösung. Aber seine Kraft war gebrochen; der Unglimpf, der ihm zu Anagni widerfahren, hatte zu stürmisch an seinen gealterten Lebensgeistern gerüttelt; er sank auf's Kran-

kenbett und gab, in einem Alter von mehr als achtzig Jahren, am elften Tage des folgenden Monats seinen Geist auf. Dass er im Wahnsinne gestorben, und von Gewissensbissen gemartert, seinen hochmüthigen Wandel lautklagend bereut habe, ist eine Erdichtung seiner Feinde.

Siebentes Kapitel.

Während Philipp alle erfinderischen Fähigkeiten seines Geistes beisammen hielt, um über die Allgewalt des römischen Bischofs den Sieg davon zu tragen, verlor er dessen ungeachtet Flandern keineswegs aus den Augen. Die Zeit des Waffenstillstandes ward auf die Rüstung zu einem neuen Kampfe verwendet; die gewonnenen Städte erhielten eine ordnungsmässige Verfassung, die Festungen stärkere Mauern und doppelte Bollwerke. Der flandrische Graf dagegen liess es gleichfalls an Eifer und Vorsicht nicht fehlen; aber zu seiner Kränkung entdeckte er überall in den Gemüthern der Bürger eine sehr laue Anhänglichkeit, und die Kriegesruhe ging zu Ende, ohne dass Eduard mit einem einzigen Wimpel auf den Wellen erschien, oder von sich hören liess.

Der Krieg ward auf's Neue eröffnet. Der Graf von Valois, der seinen königlichen Bruder um den Oberbefehl beschworen hatte, damit er den unrühmlichen Feldzug in Guienne durch wackere Thaten in Vergessenheit bringen könnte, rückte mit einem wohlgezogenen Heere in's Feld, und brannte vor Begierde, den Schaaren des Flamländers zu begegnen. So volkreich und blühend auch die Städte des Landes, so verschwisterte

sie doch kein Band der Eintracht, keine treue Ergebenheit fesselte sie an das Wohl ihres Fürsten. Daher fand Valois keinen allgemeinen Widerstand; über einzelne Steine, welche dem Strome sich entgegen stemmten, konnte er mit raschem Schwunge hinweg wogen. Douay, eine feste Stadt an der Scarpe, im südlichsten Winkel des Landes, ergab sich dem jungen Feldherrn; das westliche Bethüne folgte dem Beispiel. Umsonst sah Veit, hinter den Mauern von Gent einer bedenklichen Zukunft entgegen seufzend, nach Beistand sich um; mit jedem Schritte, den Valois vorwärts that, sank seine Hoffnung tiefer, erbangte sein Muth immer ängstlicher. Valois entriss ihn dieser peinlichen Ungewissheit sehr bald; in raschem Zuge rückte er auf Gent los. Der unglückliche Graf, von seinem Bundesgenossen verlassen, von verrätherischen Einwohnern mehr noch als vom Feinde fürchtend, wusste weder welches Mittel er ergreifen, noch wohin er sich wenden sollte. Da erhielt er von Valois ein Schreiben, welches ihn mit der ganzen Hülflosigkeit seiner Lage bekannt machte, zugleich aber auch ihm die Versicherung gab, dass König Philipp wohl zürne, doch nicht unerbittlich sey, und dem Flehen einer aufrichtigen Reue sein Ohr nicht schliessen werde.

So begannen Unterhandlungen, und der unglückliche Graf begab sich hinüber zum siegreichen Feldherrn. Valois wurde durch das Elend des bedauernswerthen Fürsten gerührt; er versprach, ihn mit seinen beiden ältesten Söhnen nach Paris zu geleiten, und wenn er sich innerhalb eines Jahres mit seinem lehensherrlichen Könige nicht versöhnen könnte, ihn wieder zurück nach seiner Hauptstadt zu bringen. Der Graf schauderte; es

war von demselben Philipp die Rede, der in Corbie ihn und seine Gattin, seine fürstlichen Gäste, durch bewaffnete Häscher überfallen liess, von einem Könige, welcher aus Ländersucht einen feierlichen, öffentlich geleisteten Schwur gebrochen hatte. Was konnte er sich Heiles versprechen? Doch Valois gerührte Theilnahme war ungekünstelt, in grossmüthiger Aufwallung hatte er seine Ehre verbürgt. Der Unglückliche folgte ihm nach Frankreich. Robert und Wilhelm, die beiden ältesten Söhne des flandrischen Grafen, reisten nebst vierzig Edelleuten des Landes mit. Fünf Tage harrte der Graf am Hofe, und hatte den Herrn dieses Hofes noch nicht zu sehen bekommen. Am sechsten geschah die Unterredung. Der Graf warf sich seinem Lehensherrn zu Füssen, senkte sein ergrauendes Haupt zur Erde, bat den zürnenden Monarchen um Verzeihung, und erwartete von seiner fürstlichen Güte das Wort der Begnadigung. Philipp, überrascht und ergriffen, stand mehrere Minuten hindurch wortlos da; der Anblick eines gefallenen Fürsten überrascht einen Fürsten, auch den siegenden. Dann aber liess er seinem Unwillen über des Grafen Betragen freien Lauf, und zeigte, wie nichts ihn bitterer gekränkt habe, als dass dieser den vatikanischen Priester, mit welchem er bereits im Zwiste lag, zum Beistand angerufen. Veit entschuldigte sich mit der herkömmlichen Sitte, den obersten Kirchenhort der Christenheit auch als den obersten Schiedsrichter zu betrachten. Darüber flammte Philipp in Leidenschaftlichkeit auf, und liess seinen flehenden Gast, ohne sich zu erklären, am Boden liegen. Auch schien er noch keinen Entschluss gefasst zu haben; Johanna aber, die Königin, die voll ehrsüchtiger Unersättlichkeit nichts leb-

haster als den Besitz von Flandern wünschte, rieth ihm, die Gunst der Umstände nicht thöricht vorüber gleiten zu lassen, und auch Robert von Artois behauptete, im Herzen des Flamländers sitze der Groll zu tief; es dürfe an Frankreichs Gränzen sich nur ein mächtiger Feind wieder einmal zeigen, so würde er augenblicklich in Flandern einen thätigen Bundesgenossen finden. Der König ergab sich ihren Vorstellungen, die eigene Herrschsucht stählte ihn gegen Gerechtigkeit und Erbarmung, Valois dringende Mahnworte verloren ihre Kraft, das schöne Flandern sollte mit der französischen Krone vereinigt werden. Zu Compiegne öffnete sich der Kerker für den getäuschten flandrischen Grafen; Robert, sein Aeltester, ward nach dem Schlosse Chinon an der burgundischen Grenze, Wilhelm nach einer Feste von Auvergne unweit Lyon gebracht. *)

So viele Stimmen sich gegen das rechtlose Verfahren erhoben, ward Flandern dennoch sogleich, als ein französisches Lehen, an die Krone zurückgefallen erklärt, und während die drei andern Söhne des verhafteten Grafen, sobald sie das Unglück ihres Vaters vernommen, die Heimath erschrocken verlassend, nach Na-

---

* Ueber diese Wendung der Dinge war Valois entrüstet, und sah seine Ehre gekränkt. Er ging nach Italien, wo ihn Bonifaz zum Anführer der päbstlichen Schaaren ernannte, und ihm mit den Thronen von Deutschland und Konstantinopel schmeichelte; denn seine zweite Gemahlin, Katharina von Courtenay, war eine Enkelin Balduins II., des letzten französischen Griechenkönigs. Daher kämpfte er für den Pabst gegen Friedrich von Sicilien, den Nachfolger des Königs Jacob; der Kampf war heftig, aber Friedrich spielte den Zauderer, und so glänzte auch hier Valois Feldherrntalent nur sehr matt. Bei steigender Spannung zwischen Philipp und Bonifaz rief ihn jener endlich zurück, worauf er denn den Generalstaaten, wie die übrigen Mitglieder des königlichen Hauses beiwohnte.

mür, ihrem mütterlichen Besitzthume, flohen, bereiteten sich Frankreichs König und seine Gemahlin zur Reise nach Flandern, um persönlich die Huldigung der Einwohner zu empfangen. Es war ein glänzender Zug, bei welchem man es an Gnadenbezeugungen und wohlthätigen Eindrücken nicht fehlen liess. Die meisten Flamländer, ihrem Grafen wenig gewogen, nannten es eine thörigte Uebereilung, dass er sich in die Löwenhöhle, daraus er schon einmal kaum mit dem Leben entwischt war, zum zweiten Male hatte hineinlocken lassen; doch konnten sie sich zum Könige von Frankreich eben so wenig ein Herz fassen. Der Pöbel dagegen, durch den Schein leicht geblendet, und jeder Veränderung gleich einer neuen Segensquelle hoffnungsvoll entgegentaumelnd, empfing das königliche Paar mit jauchzenden Glückwünschen, hatte an den verschwenderischen Festen, die es gab, eine kindische Freude, und lebte des betrüglichen Wahnes, dass endlich einmal die goldnen Tage des Ueberflusses und der Wohlfart gekommen. Indessen sparte auch Philipp keine List, um die Herzen der Einwohner zu gewinnen; eine freundliche Herablassung, welche mit leutseliger Aufmerksamkeit jede Beschwerde anhörte, that ihre Wirkung; viele Missbräuche wurden abgestellt, die städtischen Freiheiten erneuert, unter den Steuern die drückendsten aufgehoben.

Das königliche Paar hatte in der That die Dankbarkeit der Flamländer sich verpflichtet; ungeheuchelte Segenswünsche begleiteten es auf seine Rückreise. Aber ein einziger Schritt vertilgte sehr bald jeden günstigen Eindruck wieder. Es war die Wahl eines Statthalters. Jacob Chatillon, Graf von Saint Paul, welcher von seinem Könige

über

über Flandern gesetzt ward, besass kein Herz für das Land, dessen Pflege man seiner Sorgfalt anvertraut hatte, keine maassliebende Klugheit, wie sein Amt sie erfoderte, keine selbstständige Kraft, um den Einflüsterungen verderblicher Rathgeber zu widerstehen, keine Leutseligkeit und kein Erbarmen. Indem er den Bürgern mit Grobheit begegnete und die Zuchtruthe mit unerweichlicher Strenge führte, suchte er auf den Befehl des Kanzlers de la Flotte, welcher die Schatzkammern seines Herrn auf alle Weise zu füllen trachtete, die aufgehobenen Steuern wieder hervor, sprach mit Hohn von den neu erlangten Freiheiten der Städte, und erbaute in den vornehmsten Ortschaften auf Kosten der Einwohner feste Schlösser. So verriethen sich denn durch's ganze Land gar bald verwandelte Gesinnungen, der Unmuth gährte unter den Dächern der Häuser, der Groll sehnte sich nach einer Gelegenheit, die hartherzigen Martervögte durch einen stürmischen Auftritt an ihre Pflicht zu erinnern. Man wünschte die alten Tage, die alte Herrschaft zurück, man unterhielt einen heimlichen Briefwechsel mit den Söhnen des Grafen zu Namür, und lieh das Ohr mit Wohlgefallen den Rednern, welche die Bosheit der Tyrannen mit hassvoller Uebertreibung schilderten. Eine Umwälzung der Dinge schien mit jeder neuen Sonne emporzusteigen, jede kleine Verwirrung die Ursache einer grossen Begebenheit zu werden. Sie wurde es in Brügge.

Hier forderte die Obrigkeit zur Bezahlung der Vorschüsse auf, die sie beim festlichen Empfange des Königs geleistet hatte. Die Bürger, jene Feste bereits verwünschend, zögerten mit dem Gelde, und liessen sich endlich verlauten, wenn der Magistrat

unnütze Ausgaben gemacht habe, so müsse er auch die bösen Wirkungen derselben in seinem Säckel allein verschmerzen. Die Obrigkeit traf ernstliche Maassregeln, das Volk ward um so erbitterter. Es versammelte sich in einzelnen Gruppen auf Plätzen und Strassen, murrende Stimmen wurden laut, die Mitglieder des Rathes hiessen bestochene Mantelträger der französischen Tyrannen. Das lauteste Wort führte der Obermeister der Leinweber, Pierre le Roy, auch Peter Koningk genannt. Den Rathsherren ward bange; sie beschlossen in der Stille der Nacht sich von ihren Besorgnissen zu befreien, und liessen den Leinweber mit fünf und zwanzig andren Handwerkern aus den Betten in's Gefängniss schleppen. Mit staunender Entrüstung vernehmen die erwachten Bürger, was geschehen; in gemeinschaftlichem Uebereinkommen beschliessen sie sich zu rächen, aus allen Thüren eilen bewaffnete Männer hervor, die Häuser der Rathsherren werden umzingelt, die gefangenen Handwerker in Freiheit gesetzt. Der zitternde Magistrat giebt nach, und weicht der Uebermacht; heimlich aber trifft er mit Chatillon Verabredung. Dieser soll an einem bestimmten Tage mit fünf hundert Reitern vor die Stadt rücken, und auf ein Zeichen der Glocke über den Häuptern der Empörer seine Schwerdter blitzen lassen. Doch der Plan ward verrathen, die Bürger erfahren Stunde und Zeichen; sie besprechen die Gegenwehr, und brechen bei demselben Glockenrufe los. Chatillon findet die Thore bewacht und die Mauern besetzt; zum Angriff sich nicht stark genug fühlend, zieht er sich zurück, und erwartet einen grossen Heereshaufen, der unter Anführung seines Bruders herbeirücken soll. Er erscheint, und eine furchtbare Kriegesa-

macht droht den Bürgern Verderben. Jetzt ändert sich die Stimmung in der Stadt; der Begüterte fürchtet für seine Habe, der Hausvater für sein Weib und seine Kinder; der muthige Leinweber sucht vergebens die zagenden Gemüther mit seiner Unerschrockenheit zu beseelen, nur wenige Genossen stehen noch kampffertig an seiner Seite. Die Obrigkeit bietet sich zur Vermittlerin an, sie redet milde Worte, und versichert die liebreichste Schonung. So bequemt sich die Bürgerschaft zum Vergleiche; doch besteht sie darauf, dass dem wackeren Leinweber und seinen Gefährten kein Haar ihres Hauptes gekrümmt werde. Chatillon betritt die Stadt, Brügge ist in französischen Händen wieder, eine lebenslängliche Verbannung entfernt die Rädelsführer der Empörung.

Nun legte der Statthalter den Zuchtstab nicht wieder aus der Hand; zu seiner natürlichen Härte gesellte sich die Erbitterung, und dieser Erbitterung vergönnte der Argwohn keinen Schlummer. Das Volk seufzte, die Obrigkeit bereute den Hülferuf, durch welchen sie ein weit herberes Elend sich auf den Nacken gebürdet, und schämte sich vor den Bürgern, so oft diese die neuen Lasten nicht schweigend ertragen mochten. Als man aber bei wachsendem Jammersal sich mit dringenden Klagen an den Hof nach Paris gewandt, und durch de la Flotte's Bemühung, als unzufriedene Verleumder, die Weisung erhalten hatte, den Frieden der neuen Regierung durch keine Erdichtungen zu beunruhigen; als der Statthalter neben der Härte und dem Argwohn nun auch dem Hass und der Rachsucht eine Stufe seines Thrones einräumte; da fing man endlich an, den heimlichen Botschaftern aus Namür Gehör zu geben, und das weiche beklemmte

Herz den Söhnen des alten gefangenen Landesherrn zuzuwenden. Obrigkeitliche Personen selbst traten den Unterhandlungen bei, und Männer, welche bisweilen an Chatillons Tafel erschienen, hatten am frühen Morgen die Maassregeln zu seinem Untergange besprochen.

Veit und Johann, die Söhne des alten Grafen, setzten jetzt ihre Hoffnung auf Pierre le Roy, den Leinweber. Sie beriefen ihn zu sich, und erstaunten nicht wenig, da er erschien. Es stand eine kleine unansehnliche Gestalt mit schielendem Augenpaare vor ihnen, ohne Ausdruck oder Würde, mit plumper Unbehülflichkeit sich bewegend; aber das erste Gespräch schon zeigte ihnen einen unerschrockenen Mann von natürlichem, ungemein hellem Scharfblick, einen Volksführer, wie ihn die Zeiten begehrten, wortbegabt und entschlossen, beharrlich und unermüdbar. Er zeigte sich den Aufforderungen der beiden Grafen augenblicklich bereitwillig, widerlegte ihre Vorschläge durch weit passendere Pläne, und ersuchte bloss um Unterstützung an Geld. Darauf begab er sich mit den Verbannten nach Brügge, versicherte sich durch verkleidete Unterhändler des niedren Volkes, und machte einen Angriff auf die Arbeiter, welche auf Chatillons Befehl die Festungswerke der Stadt schleiften. Bestürzt liefen diese Tagelöhner davon, und steckten mit ihrer Furcht die Besatzung so ungewöhnlich an, dass sie auf der Stelle, den Tod aus jedem Fenster vermuthend, nach der andern Seite hin zur Stadt hinauseilte. Auch der Magistrat entwich; er hatte den Muth nicht, auf das Mitleid siegreicher Verbannter zu rechnen, noch Lust, unter einem herrschenden Volke die Rolle des abgesetzten Oberhauptes zu spielen. Chatillon aber, der sich in

einer andern Stadt befand, wusste sehr wohl, wie verhasst er den Bürgern; er hatte ihren Handel gehemmt, hatte die Söhne der Edelleute, die in Frankreich gefangen sassen, mit allem Unglimpf behandelt, und mit den erpressten Steuergeldern die Lilienträger, seine schmeichelnden Hausfreunde, gemästet. So verhasst, musste er sich für jetzt jedes Versuches gegen Brügge begeben.

Ein Aehnliches hatte sich in Gent ereignet. Auch hier zerfielen die Bürger mit der Obrigkeit wegen der Steuern, rotteten sich eines Abends zusammen, und am Morgen darauf waren alle Buden und Kramläden geschlossen. Mit Geldes Hülfe brachte der Magistrat Truppen auf, die Bürger wurden aus einander getrieben, wagten für jetzt keine Gegenwehr, und stellten sich von jeder Unternehmung zurück geschreckt. Plötzlich aber stürzen sie zu allen Hausthüren heraus, und schlagen, da sie den Glockenthurm besetzt finden, auf Pfannen und Kesseln Lärm. Es ist, als beseelen sie diese Klänge zur grimmigsten Erbitterung, die Söldlinge der Obrigkeit halten ihren Angriff nicht aus, in unaufhaltsamer Flucht stürzen sie hinweg, und mit ihnen enteilen die Glieder des Stadtrathen. Doch ehe sie die Thore noch erreichen, sinken viele unter'm Schwerdte der Verfolger. Gent hat Brügge's Schicksal sich erfochten, es sieht in seinen Mauern weder Obrigkeit noch französische Besatzung.

Indessen hatte zu Brügge der Leinweber, der nicht gesonnen war, seine Thätigkeit bloss auf das Heil seiner Vaterstadt einzuschränken, einen Genossen seines Amtes, einen Fleischer, ernannt, und vertraute ihm während seiner Abwesenheit die Stadt. Der Ruf des ausserordentlichen Handwerkers hatte sich bereits durch

die Städte Flanderns verbreitet, man nannte seinen Namen mit Ehrfurcht und Bewunderung, in den Gesellschaften der französischen Hauptstadt schüttelte man über den Abentheurer den Kopf. Gent sandte seine Abgeordneten, um ein Bündniss mit ihm zu schliessen; bei ihrer Rückkehr aber fanden sie Alles bereits verwandelt, die Parthei der Lilienträger hatte ihr verrätherisches Spiel gewonnen, und schon wallte das französische Banner in der Stadt wieder. Die Kunde dieser Verwandlung entmuthigte zu Brügge alle Herzen; ein einziges nur änderte seinen Schlag nicht, le Roy kannte keine Furcht. Ja, er war kühn genug, mit einer kleinen Schaar sich auf den Weg nach Gent zu machen, den Einwohnern die traurigen Folgen ihrer Feigheit zu schildern, und sie auf's Neue zum Abfalle zu spornen. Aber französische Streiter, von Lilienträgern und obrigkeitlichen Personen angeführt, zogen ihm in schrekender Ueberzahl entgegen, das Häuflein aus Brügge musste weichen, und die geliebte Nachbarstadt in den Klauen des Raubthieres lassen. Der Leinweber, der keinen ganz wirkungslosen Zug gethan haben wollte, nahm bei der Rückkehr seinen Weg zur Rechten, der Meeresküste zu, überfiel die kleine Festung Ardenborg, vertrieb die Franzosen, welche sich keines Feindes versahen, machte sich zum Meister der Stadt, und zerriss, König Philipp und seine Statthalter verwünschend, die französische Fahne. Siegesfröhlich eilte er nun nach seiner Vaterstadt zurück. Aber wie erstaunte der heldenherzige Mann, da er die Thore verschlossen fand, und Niemand etwas von ihm wissen mochte! Die Verwandlung in Gent hatte in Brügge nachgewirkt; durch das Gemählde einer schrecklichen Zukunft hatte die Obrig-

keit das Volk einzuschüchtern gewusst, man wollte lieber in einer tyrannisch beherrschten Stadt wohnen, als diese Stadt in einen Aschenhaufen verwandelt sehen, und so wurde Pierre le Roy das Opfer der Furcht, zum zweitenmal ein Verbannter, keine andere Zuflucht als Namür vor sich sehend.

In banger Erwartung sah man den Kanzler de la Flotte, von Heeresmacht begleitet, herbeiziehen. Er aber, welcher nur den Schatz seines Herrn durch Steuern und Lieferungen zu bereichern bemüht war, hatte keine Freude an Strafen, an Einkerkerungen oder Blutvergiessen; wäre eine lohnende Abgabe ohne schmerzlichen Verlust denkbar gewesen, er hätte sie erfunden und auferlegt. Bevor er daher die Mauern erreicht hatte, sandte er einen Herold ab, und liess die Weisung ergehen, es möchte sich, damit man nicht nöthig habe, in König Philipps Namen Strafen zu verhängen, Jeder, der sich schuldig fühle, auf den Weg zur Stadt hinaus machen. Das Anerbieten verrieth die Milde des Kanzlers, zugleich aber auch den Umfang der Ahndungsbeschlüsse. Man überzeugte sich, dass keine List der Grausamkeit dahinter steckte, und machte von der liebevollen Erlaubniss Gebrauch. Fünftausend Bürger verliessen die Stadt; de la Flotte selbst sah mit Erstaunen den schwarzen Zug durch die Ebene hinab gegen Ostende schleichen.

Nachdem der Kanzler, in jeder andern Rücksicht sanft und schonungsvoll, das Amt eines Schatzungsvogtes bis zur entsetzlichsten Ausleerung verwaltet hatte, trat Chatillon auf, andre Qualen und andre Schrecken mit sich führend. Zornblickend, gleich dem homerischen Apollo, wenn er auf den Gipfel des Uferfelsens sich

niederlässt, um seine Geschosse auf die Schiffe der Griechen hinab zu schnellen, zog er in seine Wohnung ein, und gab augenblicklich die unfreundlichsten Befehle. Kein Wunder, wenn man einem solchen Angesichte das Ungeheuerste zutraute; wenn die Sage Glauben fand, dass unter dem mitgebrachten Feldgeräthe des Statthalters sich Fässer mit Stricken befänden, und nächstens ein freier Mann in Brügge eine eben so seltene Erscheinung seyn würde, als ein armer Lilienträger. Jedes Herz erbebte, das Ende der Tage schien gekommen. Man legte alles Geschmeide ab, und vermied die Aufmerksamkeit zu erregen; der Eine hielt sich in entlegener Kammer versteckt, der Andre machte einen Spaziergang in's Freie, und kehrte nicht wieder. Die Entflohenen erfüllten alle Städte des Landes mit dem Elend, so zu Brügge lastete; sie flehten um Mitleid, sie versicherten, ganz Flandern würde nächstens ein einziges Brügge sein; ihr zweites Wort war jedesmal ein Aufruf zur Bewaffnung, und was ihr Mund verschwieg, das erklärte ihr bleiches Angesicht, ihre dürftige Erscheinung. So geschah es, dass in allen Städten, welche sich den Franzosen noch nicht geöffnet, bewaffnete Bürger, des Elends sich erbarmend und ihrem eigenen Unglück zuvor eilend, sich zusammen fanden, die Schritte eines patriotischen Unternehmens verabredeten, und aller Orten ihre Zahl zu vermehren suchten.

Das Gerücht der Empörung schlich noch sehr dunkel unter den Lilienträgern des Statthalters umher, als im Schweigen der Nacht sieben tausend bewaffnete Flamländer den Mauern von Brügge sich näherten. Der Mann, der sie führte, galt selbst für tausend Streiter. Diess war aber Niemand andern als Pierre le Roy,

der Leinweber. Ihn hatte man herbeigerufen; ohne ihn kein Vertrauen und kein Sieg, aber auch keine Kriegesehre, die man mit ihm nicht gern theilte. Nach Mitternacht war die Stadt erreicht; sämmtliche Thore wurden beramnt, drinnen fielen vertraute Bürger über die Wachen her, entrissen den Hauptleuten die Schlüssel und öffneten. In einer halben Stunde wimmelten Strassen und Plätze von blitzenden Schwerdtern und Speeren, die französischen Söldlinge sprangen von den Betten, den Lilienträgern erstarrte das Blut in den Adern. Nun aber galt es nicht mehr bloss die Befreiung der unglückseligen Stadt; kein Quäler soll die nächste Morgensonne erblicken, kein Werkzeug der Tyrannei mit dem Leben entrinnen. Der Leinweber giebt Befehl, alle Thore der Stadt und alle Thüren der Häuser zu schliessen; Skilt end Friend! *) ruft man in der Finsterniss jedem Verdächtigen entgegen, und wer dieses Schibolet mit der Unfertigkeit einer französischen Zunge ausspricht, stürzt vom Schwerdte der Rache getroffen zu Boden. Acht tausend Schlachtopfer müssen auf diese Weise mit ihrem Blute die Erlösung der Stadt besiegeln; Wenige entkamen. Der Statthalter und der Kanzler hüllten sich in ein Priestergewand, blieben bis zum nächsten Abend im Hause eines Edelmanns versteckt, schwammen sodann durch den Stadtgraben, und retteten sich, in Sümpfen und Wäldern mehrere Tage kläglich verweilend, mit genauer Noth nach Courtray.

Die muthige Vaterlandsliebe hatte gesiegt, die erdrückte Freiheit hob das Haupt, ein neuer Geist beseelte die Einwohner des flandrischen Landes. Die Söhne

*) Schild und Freund! (Annles de Flandres p. Kmon. Bveyre. Antw. 1624.)

des alten Grafen verliessen ihre mütterliche Stadt, sie warben Kriegshaufen, und wurden, auf dem Kampfplatz erscheinend, mit frohem Gruss empfangen. Johanna von Jülich, ihr Vetter, an Jahren älter und gereifter an Erfahrung, erhielt den Oberbefehl eines zahlreichen Heeres, und vereinigte seine Streitmacht mit dem Fähnlein des jungen Veit. In wenigen Monden zeigte die Lage der Dinge eine durchaus verwandelte Gestalt. Das Glück krönte die Waffen der Selbstvertheidigung; Courtray öffnete seine Thore; Oudenarde, eine feste Stadt an der Schelde, ergab sich; Ypern, eine bedeutende Festung im Westen, ward von der Besatzung verlassen. Wohin die bewaffneten Flamländer sich wandten, entgeisterte die Söldlinge Frankreichs ein unerklärliches Entsetzen; bewährte Krieger warfen ihre Streitäxte weg, rüstige Befehlshaber gaben ihre Stellung preis, und suchten sich zu retten. In Lille allein flatterte noch das Banner der Lilien, und in Gent behauptete sich die französische Parthei, von einer Obrigkeit unterstützt, welche nur allzusehr Ursache hatte, die Vergeltungswuth gemisshandelter Bürger zu fürchten.

Indessen hatte der Statthalter sich von Courtray aus nach Paris gewandt, die gefährliche Stimmung der Gemüther in Flandern geschildert, und um nachdrückliche Hülfe gebeten. Es konnte nicht fehlen, dass sich verschiedene Stimmen gegen ihn erhoben, und seiner unbesonnenen Grausamkeit die missliche Wendung zuschrieben. Chatillon zitterte, der allgemeine Widerwille deutete mit Fingern auf ihn hin. Doch Johanna, die Königin, war seine Nichte, ihre Beredsamkeit bemäntelte jede Missethat mit leichtem Siege; der Mann,

Ub... bl. München

dessen Fehltritte einen lebenslänglichen Kerker verdient hätten, trotzte jeder Anklage, belächelte in stolzer Sicherheit jeden Vorwurf. In seiner Straflosigkeit spiegelt sich das doppelte Gebrechen des Monarchen, der seine Diener selten nach den Bedürfnissen der Umstände wählte, und den Mitgliedern seines Hauses eine zu grosse Gewalt über sich einzuräumen pflegte.

Dagegen war's nun des Königs ernstlicher Vorsatz, den Ruhm seines Namens im abtrünnigen Lande wieder herzustellen, und die Flamländer zu züchtigen. In kurzer Zeit stand ein Heer von sieben tausend Reitern und fast sechsmal so vielem Fussvolk streitfertig da; den Oberbefehl erhielt Robert, der Graf von Artois, damals bereits zu den besten Feldherren seiner Zeit gezählt. Gern hätte sich Philipp selbst an die Spitze seiner Krieger gestellt; aber noch war der Kampf mit Rom nicht geendigt, die Reichsversammlungen forderten seine Gegenwart. Das Heer zog hinaus, und der alte gefangene Graf zu Compiegne hörte die Schwerdter klirren, die in den Eingeweiden seines Volkes wühlen sollten. Robert konnte den Tag der Schlacht nicht erwarten. Er war ein alter Feind der Flamländer, von sprühendem Hass gegen das herrschende Grafengeschlecht eingenommen; auf seinen Rath, erzählte man sich, habe Chatillon so rücksichtslos gewüthet, durch seine Mitwirkung sey er jeder Rüge entgangen. Dem Lande, dem kaum die Morgensonne der Freiheit zu lächeln angefangen, drohte eine entsetzliche Wetterwolke; die Einwohner aber boten ihr mit verzweiflungsvoller Unerschrockenheit das Haupt, lieber auf dem Felde der Schlacht als auf dem Hochgerichte zu sterben bereit. Sie versammelten sich bei Courtroy, schlugen ein La-

ger am linken Ufer der Schelde auf, und erwarteten, obgleich es ihnen an Reitern, zum Theil sogar an Waffen gebrach, muthathmend den Feind. Artois flog auf sie zu, und beschloss augenblicklich den Angriff. Man rieth ihm, sie durch Umzinglung zur Uebergabe zu zwingen; er verwarf den Rath, und nannte es eine Schande für die französischen Waffen, auf das Erhungern flamländischer Bauern zu warten. Auch Rudolph de Nesle, der Konnetable, war der Meinung, man sollte ihnen von allen Seiten die Zufuhr abschneiden. — „Wollt Ihr das lumpige Leben der Verräther schonen", rief Artois, „weil eure Tochter an einem flandrischen Grafen verheirathet ist?" — „Nun wohl", war des Konnetable's ruhige Antwort, „ich will Euch so folgen, dass weder Ihr noch ich davon kommen sollen." — Jetzt siegte Artois Ungeduld im Kriegsrathe, und der Angriff geschah. Die Franzosen, vom Flammenmuthe ihres Anführers begeistert, stürzten in die feindlichen Haufen, und hieben mit unaufhaltsamer Hitze ein. Sie fanden besonnenen Widerstand, mussten weichen, wiederholten den Angriff, und geriethen in Unordnung. In wenigen Stunden gab es keine Schlachtreihe und keinen Plan mehr; vor dem Siegesgeschrei der Feinde vernahm Niemand den Befehl eines Vorgesetzten, die Bande des Gehorsams hatten sich gelöst, in eine schrankenlose Flucht verwandelte sich der siegeslustige Angriff. Auf dieser Flucht geriethen die Besiegten an einen breiten Graben der Verschanzung, welchen wirbelnde Staubwolken ihren Augen verhüllten. Die Vordersten stürzten hinein, und verkündigten durch ihr Geschrei das Unglück; die Nachfolgenden aber, die flamländischen Speere im Rücken fühlend, achteten nicht darauf, drängen mit allen Kräften der Todesangst vorwärts, und

stürzten blindlings ihrem Verderben zu. Fast die Hälfte des Heeres ertrank in jenem Graben, oder wurde darin erschlagen; mit langen Stangen, deren Spitzen mit Eisen bewaffnet, stachen die Sieger nach den Ringenden im Wasser, oder drückten sie zu Boden. Dabei stürzten die fliehenden Reiter eine grosse Zahl des eigenen Fussvolks nieder, und so weit die Ebene an der Schelde sich erstreckte, verkündigten französische Leichen die siegreiche Behauptung der flamländischen Freiheit.

Tiefere Wunden hat den Besiegten selten ein Kampf geschlagen; die edelsten Häupter waren vom Tode hinweggerafft worden. Von den Hufen der Rosse zermalmt lag Rudolph de Nesle, der Konnetable, auf dem blutgetränkten Auger, wenige Schritte von ihm der Kanzler de la Flotte, der unersättlich gierige Blutegel; der böse Dämon des Kampfes, Jacob Chatillon, deckte als Leiche das Land, das seine Grausamkeit gemartert; die Blume der jungen adlichen Krieger war dahin, und Robert von Artois, der fürstliche Feldherr, ward mit dreissig Wunden gezeichnet aus einem Leichenhaufen hervor gezogen. Wie auf einer Brücke, schritten die Flamländer über die entseelten Körper zum andern Ufer des Kanals hinüber, versahen sich mit den Waffen der Feinde, setzten den Fliehenden bis zu den Mauern von Lille nach, metzelten eine grosse Anzahl nieder, und zerstreuten, was in der Verwirrung sich zusammen thun wollte. Die Sieger zählten wenig Todte, aber viele Verwundete.

Er war entscheidend, dieser glänzende Sieg von Courtray. Die Citadelle der Stadt ergab sich, nachdem sie, staunenswerth genug, mehrere Tage hindurch von dreien Rittern vertheidigt worden; in Gent stand

das Volk gegen die herrschende Parthei auf, Rathsherren und Lilienträger wurden in's Gefängniss geschleppt, und das Lied der Freiheit gesungen. Bald wusste man im ganzen Lande von keiner französischen Besatzung mehr, die Lilien waren vertilgt; Johann von Namür, der Sohn des alten Grafen, wurde bis zur Wiederkehr des Landesherrn aus dem Gefängnisse zum „Statthalter von Flandern" ernannt.

Die Trauer und die Bestürzung im französischen Reiche waren unbeschreiblich; Paris verstummte in zagendem Kleinmuth, man glaubte Sparta oder Rom nach den Schlachten von Leuktra oder Cannä zu sehen. Nur Philipp verlor die Fassung nicht; ein doppeltes Aufgebot weckte das Leben wieder um die verwaisten Fahnen, harte Steuern mussten ohne Sträuben abgetragen werden, und der Werth des Geldes ward um ein Drittheil erhöht. Die Völker murrten, ohne Wünsche für ihren König sahen sie das neue Heer hinausziehen. Doch hatte seine Rüstung mehrere Monde gedauert; es schlug ein Lager an der Echappe zwischen Arras und Douay auf, sah sich aber bald durch den Herbstregen genöthigt, seine Thätigkeit einzustellen. Die verstärkte Besatzung der Grenzstädte war die einzige Wirkung dieses Feldzuges. Die Welt erstaunte über die vergebens aufgebotenen Kräfte, sie war an Philipp einer halben Unternehmung nicht gewohnt. Daher das Gerücht, dass seine Schwester Margarethe, bereits Eduards Gemahlin, auf Anrathen ihres Gatten, dem Bruder als ein Geheimniss vertraut habe, es befänden sich in seinem Heere viele verrätherische Ritter; auch seyen ihm die Gestirne — sie war eine Meisterin in der Astrologie — für dieses ganze Jahr durchaus nicht günstig.

Die Flamländer, durch diese Unthätigkeit ihrer Feinde zum Uebermuthe verleitet, überschritten die Grenzen, fielen in die Grafschaft Artois ein, und hausten wie Mordbrenner. Der neue Konnetable aber, Gaucher von Chatillon, empfing sie am Lys, in der Gegend von Aire, mit einem Hinterhalte, und verleidete ihnen das Handwerk durch einen blutigen Tag. So oft sie ihm entgegen traten, wurden sie geschlagen.“

Indessen dachte nun Philipp, welcher eine Unterstützung der Flamländer von englischer Seite fürchten musste, ernstlich an einen eigentlichen Frieden mit Eduard. Mehrere Verlängerungen des Waffenstillstandes hatten bereits statt gefunden, Margarethe war mit Eduard vermählt, und zu Canterbury mit grosser Pracht gekrönt worden. Jetzt endlich gab man von beiden Seiten die Bundesgenossen, Philipp die Schotten, Eduard die Flamländer auf; dieser erhielt Guienne zurück, und leistete als „Herzog von Aquitanien und Pair von Frankreich“ durch Heinrich von Lacy zu Amiens den Eid der Vasallentreue. An demselben Tage ward die Vermählung der Isabella, der Tochter des französischen Königs mit Eduard, dem Thronerben des engländischen, gefeiert, und der Friede zu Paris beschworen.

Achtes Kapitel.

Die Nachricht dieses Friedens war den Flamländern nicht erfreulich, aber ohne von der bisherigen Unerschütterlichkeit zu lassen, behielten sie das Schwerdt in der Hand. Selbst ein Angriff auf Tournay, bei welchem sie durch zwei kluggeleitete Anfälle der Be-

satzung über dreitausend Mann verloren, vermochte in ihrer Stimmung nichts zu ändern. Sie sahen es gefasst mit an, wie ein neues französisches Heer, an dessen Spitze der König selbst erschien, die junge Freiheit wieder in Fesseln zu schlagen, heran rückte. Doch das königliche Heer war weder zahlreich noch wohl bewaffnet; die Erfahrenen sahen einen zweiten erfolglosen Feldzug voraus. Sie täuschten sich nicht. Nachdem Philipp bei Peronne an der Marque, im Südosten von Lille, ein Lager aufgeschlagen hatte, kam es auf Bitten des Amadeus, Grafen von Savoyen, welcher unter französischem Banner den Feldzug mitmachte, zu einem Waffenstillstand auf acht Monate, und so zog die Streitmacht des zürnenden Königs zum zweiten Male thatenlos zur Seine heim.

Philipp der Schöne war nur mit halber Seele in's Feld gerückt; Sorgen anderer Art hatten seine Aufmerksamkeit gefesselt. Er benutzte daher die Kriegesruhe, und eilte nach Languedok, wo er die lautgewordene Unzufriedenheit durch die leutseligsten Gunstbezeugungen beschwichtigte, und über die Allgewalt seiner beredeten Freundlichkeit selbst erstaunte. Auf seiner Rückreise vollzog er die seltsame Vereinigung der Herrschaft Lusignan in Poitou mit den Gütern der Krone. Der Besitzer derselben, Hugo der Braune, welcher bei Courtray geblieben, sollte in seinem letzten Willen dem Könige Dinge von Wichtigkeit vermacht, sein Bruder aber die Urkunde in's Feuer geworfen haben. Dieser wurde daher vor Gericht gefordert; es traten Zeugen auf, dass er im früheren Kriege mit den Engländern sich in sträfliche Verbindungen eingelassen; so ward er denn in's Gefängniss gesetzt, und die Grafschaft

schaft unter öffentlicher Verhandlung zur Krone geschlagen.

Zur Unterjochung Flanderns aber ersann Philipp einen neuen Kunstgriff. Der gefangene Graf sah die Eisengitter seines Kerkers aufgehen, sah sich an des Tages Licht geführt, und erhielt den Auftrag, zu den Seinen zu wandern, und der Vermittler eines Friedens zu werden, wie der König ihn wünschte. Mit traurigem Antlitz machte sich der Graf, jetzt ein achtzigjähriger Greis, auf den Weg; blutenden Herzens sah er die Fluren wieder, die er einst beherrscht, zu deren Unterjochung er jetzt die Künste der Ueberredung missbrauchen sollte. Aber ihm gebrachen die Worte; er fühlte, wie jede Vorstellung seiner eigenen Ehre und der Ehre seines Landes zuwider lief; auch schwellte die Flanderer nach dem Siege von Courtray ein zu stolzes Bewusstseyn errungener Selbständigkeit, als dass sie von einem „geschlagenen Könige" sich Friedensbedingungen hätten vorschreiben lassen. Der alte Graf nahm Abschied, auf ewig Abschied von ihnen; wollte er seine beiden Söhne nicht in ihrem Gefängnisse erdrosselt wissen und ihre blutigen Köpfe zugesandt erhalten, so musste er in seine dumpfe Schmerzenswohnung wieder zurückkehren. Er sah sie wieder, seufzte aber nicht lange mehr darin; der nächste Frühling machte seinem kummerreichen Wandel auf Erden ein Ende.

Die Zeit des Waffenstillstandes verrann; zu einem neuen Kampfe stiegen, wie aus der Erde, neue Schaaren hervor. Des Königs Rüstungen geschahen diessmal mit lebhafterem Nachdruck; jede Vorkehrung erklärte die Absicht, einen entscheidenden Feldzug zu beginnen. Ein neuer Bundesgenosse schloss sich ihm an, Graf Jo-

hann von Hennegau, der Beherrscher des Landes zwischen der Schelde und der Sambre. Er hatte vor einiger Zeit die Grafschaft Holland ererbt, und da er sich weigerte, den Flamländern, welche seine neue Grafschaft als ein Lehen von Flandern betrachteten, den Huldigungseid zu leisten, hatten sie Seeland angegriffen, hatten Mastricht an der Maas, eine seiner festesten Städte, durch Ueberfall eingenommen und seinen Bruder in ihre Gewalt erhalten. Während er sein Fähnlein zum Landheere des Königs stossen liess, sollte Flandern auch von der Seeseite angegriffen werden. Es wurden Galeeren von den Genuesern gekauft, und der Oberbefehl des Geschwaders dem Ranier Grimaldi, einem erfahrenen Seehelden, anvertraut. Dieser zeigte sich auch sogleich in den flamländischen Gewässern, und erwarb der französischen Flagge schnellen Ruhm. Die Flamländer hatten, aus Rachsucht gegen den Grafen von Hennegau, ihre Flotte nach Seeland geschickt, und einen Angriff auf die Uferfeste Zierkzee gemacht. Aber die Stadt vertheidigte sich mit seltener Tapferkeit; man schloss sie daher ein, und hatte den Vorsatz, den Hunger für sich kämpfen zu lassen. Grimaldi zerriss mit einem einzigen Streiche diesen Plan. Er segelte den Angreifern nach, fiel im Angesichte der Belagerten über sie her, bohrte ihre Schiffe in den Grund, oder liess sie durch hineingesprungene Soldaten fortnehmen, und erfocht in wenigen Stunden den vollständigsten Sieg. Es gab keine flandrische Flotte mehr, und der junge Graf Veit befand sich als Gefangener in den Händen des Siegers.

Doch so schmerzlich auch dieser harte Schlag den bewaffneten Vertheidigern des Landes zu Herzen ging,

entmuthigen konnte er sie nicht. Die Erinnerung an Courtray lebte noch fröhlich in jedem Busen, täglich gleichsam noch neue Sprossen treibend; die Wellen des Lys, die so viele Franzosen empfangen hatten, konnten noch unendlich viele in ihren kalten Schooss aufnehmen. So übergaben sie den Oberbefehl im Kampfe dem jungen Philipp, dem vierten Sohne des alten Grafen, und erschraken nicht, als der König mit seinen beiden Söhnen, den Grafen von Valois und Evreux, in schnellen Tagereisen heran zog. Er nahm seinen Weg nach Tournay, und bemächtigte sich auf diesem Zuge der festen Stadt Orchies. Aber der junge flandrische Graf liess ihn nicht aus den Augen; er bewegte sich unaufhörlich ihm zur Seite hin, und drohte mehrmals, ihm in den Rücken zu fallen. Der König, eine solche Wendung fürchtend, schlug plötzlich eine andere Strasse ein, drehte sich nach Südwesten zurück, und wählte in einem festen Lager bei Mons en Puelle, auf der Strasse von Lille nach Douay, seine Stellung. Hier wurden Schanzen aufgeworfen, wachsame Posten vertheilt und eine Wagenburg von anderthalb französischen Meilen gezogen. Ihm gegenüber bei der Brücke von Bouvines zu beiden Seiten der Marque, welche von Mons en Puelle daherfloss, lagerten sich die Flamländer.

Graf Philipp, der bereits als Feldherr bei'm Könige von Sicilien gedient hatte, und einige italiänische Hülfsvölker mit sich führte, war einsichtsvoll genug, da es ihm an Reiterei gebrach, nur vertheidigungsweise verfahren zu wollen. Aber sein Rath fand zu viele Gegner; die Schlachtlust der Flamländer war nicht zu zähmen, Feldherrn und Bürger glichen den muthigen Rossen, die an der Schwelle der Abfahrt ungeduldig in's

Gebiss knirschen; französisches Blut wollte man fliessen sehen, an einem zweiten Courtray das Herz ergetzen. Der junge Graf vermochte die Ungestümen nicht länger zu halten. In dreien Haufen zogen die Flamländer hinaus; doch war alles mit geheimnissvoller Vorsicht bereitet. Es war um die Abenddämmerung, als sie, hinter einer Anhöhe hervorströmend, auf das französische Lager losrannten. Wie von geflügelten Kriegesgenien waren in einem Augenblicke die Wachten zurückgeworfen, die Wagenburg von einander gesprengt, die Verschanzungen durchstochen, die Gräben mit Erde gefüllt. Ehe die Franzosen noch zur Besinnung gelangen, wimmelt es mitten im Lager schon von Feinden, und zur Erde sinken die Ueberfallenen, bei Bereitung ihres Abendbrodes, oder bei Besteigung des Lagers schaudervoll überrascht. Auch vor dem königlichen Zelte erklirren die Waffen schon, als unser Fürst, so eben bei der Mahlzeit sitzend, mit dem Anblick des Feindes zugleich sein Unglück erfährt, und mit gezogenem Schwerdte vom Tische aufspringt. Seine Tafelgenossen ergreifen, aller Geistesgegenwart vor Schrecken beraubt, die Flucht; die Flamländer setzen ihnen nach, und übergehen den König, den sie nicht erkennen. Indessen mäht der Tod um ihn her, ein Opfer sinkt auf's andre; er sieht sich eingeschlossen, haut, was auf ihn losstürzt, mit heldensinniger Selbstvertheidigung nieder, und bahnt sich mit rauchendem Schwerdte seinen Weg durch das blutigste Gemetzel hindurch. Noch aber sausen die feindlichen Speere um sein Haupt, da erblickt er den Valois, seinen Bruder, mit einer kleinen Schaar, stellt sich an ihre Spitze, und spricht ihr Muth zu. Mit ungeschwächter Kraft und von keinem Geschosse verwundet, bietet

er mit dem dürftigen Häuflein dem Feinde die Stirn, ruft seine Gebote mit lauter Stimme hinaus, als wenn jenseits ein volles Heer stände, und täuscht die Angreifenden durch wechselnde Bewegungen. Bald schliessen sich von den zerstreuten Schaaren Mehrere an, und ein blutiges Treffen beginnt. „Courtray!" schreien die siegestrunkenen Flamländer; „Comines!" antworten ihnen die Franzosen, und die Wage des Kampfes schwankt. Aber von Bewunderung ihres tapferen Königs hingerissen, drängen die Franzosen nach allen Seiten vor, und vereinigen sich mit ihren Brüdern; die Flüchtlinge kehren zurück, der Lichtglanz des Sieges schimmert um die Lilien wieder, die Reiterei vollendet das Schicksal des Tages, zerstreut und geschlagen fliehen die besiegten Sieger zurück. Sechstausend Flamländer, und unter ihnen Wilhelm von Jülich, ihre mächtige Stütze, erlebten die Mitternacht nicht mehr; aber auch die Franzosen beweinten viele gefallene Brüder, und manche adlige Mutter sah ihren Sohn nicht zurück kehren. Graf Anselm von Chevreuse, welcher die Oriflamme trug, ward nicht mehr gefunden.

Es war ein theurer Sieg, mehr vom Ruhme verherrlicht als vom Glücke begleitet. Der erste Kranz der Verherrlichung aber gebührte dem Könige selbst; seine Tapferkeit hatte das Beispiel gegeben, seine gefahrverachtende Entschlossenheit das schwarze Unglücksloos in ein weisses verwandelt; mit staunenswerther Geistesgegenwart, wie sie mehrere Jahrhunderte nach ihm ein grösserer Held bei Hochkirch zeigte, hatte er sein Reich, sein Heer und seine Ehre gerettet (1304).

Der junge Graf Philipp nahm auf seiner Flucht den Weg nach Lille; er fand eine Sorglosigkeit der Besatzung, wie er sie nicht vermuthet hatte, erhielt die

Stadt durch Ueberraschung, und warf sich mit seinen Begleitern hinein. Die Flamländer sahen sich geschlagen, aber den Kampf für ihre Freiheit gaben sie nicht auf. Ihre Erbitterung stieg, dem Tode für das Vaterland weihte sich der Höchste wie der Niedrigste, und als wüchsen sie aus dem Boden der Erde empor, stand nach wenigen Wochen ein neues, wenn gleich ungeordnetes Heer von sechszig tausend Streitern vor dem Angesichte des Königs. Philipp erstaunte; eine solche Unerschöpflichkeit hatte er seinen Feinden nicht zugetraut; der unschreckbare Heldenmuth eines Volkes, das für seine Freiheit kämpft, bewegte ihn zu ernsterem Nachdenken. Vor den Thoren von Lille, wo sie sich gelagert hatten, forderten ihn die Flamländer zur Feldschlacht heraus, und mit jauchzenden Geberden begleitete der Herold seine Worte; die Franzosen schwiegen, und die Grossen des Reiches im Heere, theils ein so heldenmüthiges Volk ehrfurchtsvoll bemitleidend, theils eines Kampfes, der so viele Menschen bereits hinweggerafft, überdrüssig, gaben in lautem Murren ihren Unwillen zu erkennen. So öffnete denn der König den Vorschlägen zum Frieden sein Ohr; er ward zu Lille geschlossen. Die gefangenen Söhne des alten Veit sollten ihren Kerker verlassen, und Robert, der älteste, das Besitzthum seines Vaters in Empfang nehmen, nur Lille, Douay, Orchies und Bethüne in König Philipps Händen bleiben; das flamländische Volk erhielt seine vorigen Gerechtsame wieder, und versprach, nach Auswechslung der Gefangenen, dem Könige in verschiedenen Fristen zwei mal hundert tausend Livres als Kriegeskosten zu zahlen.

Mit siegprangendem Aufzuge in seine Hauptstadt zurück gekehrt, begab sich der König in die Kirche

unserer Frauen, wohnte einem glänzenden Gottesdienste bei, und liess sich in der Nähe des Altares ein Standbild zu Pferde errichten. Der Krieg hatte ausgetobt; nach Ruhe sich sehnend, sah man erwartungsvoll den friedlichen Jahren entgegen, und fragte, welch eine Frucht durch den Tod so vieler Söhne des Landes erkauft worden sey? Unerschwingliche Steuern, drückende Werbungen, eine Entwürdigung des königlichen Namens durch unredliche Handlungen — und am Ende einige wenige Städte der ganze Gewinn! Man äusserte sein Missbehagen ziemlich offen, und doch schwieg ein ganzer Kreis, in welchem der Unwille seine tadelnde Stimme führte, augenblicklich still, sobald ein einziger Mund den Namen Mons en Puelle aussprach. Dem Könige aber verbitterten den Frieden sowohl öffentliche als häusliche Leiden. Eine Hungersnoth suchte die Hauptstadt heim, und wüthete mit dem ganzen Jammergefolge ihrer Schrecken; Philipp liess es an keiner Sorgfalt mangeln, doch das Volk erkannte seine Bemühungen nicht, man schrieb das Elend dem langen unnöthigen Kriege zu. Bald darauf starb Johanna von Navarra, die Königin, eine herrschsüchtige ränkeliebende Frau, welcher jedoch ihr Gatte mit zärtlicher Treue ergeben war, und aufmerksamer, als dem Heil seiner Krone frommte, das Ohr lieh. Das Kollegium von Navarra zu Paris war ihre Stiftung.

Glücklicher, als aus dem flandrischen Kriege, trat Philipp aus dem Kampfe mit der römischen Priestermacht hervor. Ihn haben viele Fürsten Europa's unternommen, wenige mit einer so unwandelbaren Beharrlichkeit fortgesetzt, keiner bis zu solcher Fülle des Erfolges gewonnen. Mit dem Untergange des Pabstes,

den sie bekämpften, traten sie, sich begnügend, zurück; Philipp überwältigte das Pabstthum, und gab ihm eine verwandelte Lage, wie sie seinem eigenen Vortheil frommte.

Eilf Tage nach dem Hinscheiden des Bonifaz verkündigte das Tedeum die Wahl des Nicolaus Boccasini, eines Dominikaners, Kardinalbischofs von Ostia, der als Benedikt der elfte den Stuhl des Apostels bestieg. Er dachte anders als sein Vorgänger; es graute ihm vor dem Abgrunde, an dessen Rande dieser die Kirche hinterlassen, und so eilte er, die friedliche Stellung gegen Frankreich mit so wenigen Aufopferungen als möglich wieder zurück zu rufen. Er erhielt sogleich drei Gesandte vom französischen Könige, welcher für ihn eben so viel Ehrfurcht als gegen seinen Vorgänger Verachtung an den Tag legte, und ernstlich auf bessere Wege hindeutend, seine unwandelbare Ergebenheit dem apostolischen Stuhle betheuerte, während er sich und die französische Kirche dem päbstlichen Schutze empfahl. Der sanfte besonnene Pabst willfahrte ihm von selbst. Eine Bulle verzieh den französischen Prälaten und Doktoren, so auf des Pabstes Ruf sich in Rom nicht eingefunden, ihren Ungehorsam; eine zweite setzte die Kanzler der französischen Universitäten wieder in ihre Rechte zu Ertheilung akademischer Würden ein; eine dritte hob die geistlichen Strafen gegen Philipp, gegen sein Reich und seine Unterthanen auf, mit dem bemerkenswerthen Zusatze, dass der König nicht erst darum habe bitten müssen; eine andre verhüllte die vatikanischen Blitze zur Schonung aller Derjenigen, die gegen Bonifaz gehandelt hatten. Unerbittlich aber blieb Benedikt gegen „die Kinder der Ungerechtigkeit," wel-

che an des Pabstes Person und Schätzen sich vergriffen hatten; er liess sie im Kirchenbanne seufzen, und war gesonnen, sie vor seinen Richterstuhl zu laden. Wilhelm von Nogaret wurde namentlich erwähnt, und zu unverzüglicher Erscheinung aufgefordert. — Auch rief Benedikt, auf Verwendung des Königs, die Colonna zurück, und ein feierliches Dekret des römischen Volkes gab ihnen die Güter wieder, deren sich die Häuser Orsini und Gaetano bemächtigt hatten. Die beiden Kardinäle dieses Hauses sahen sich wieder im Besitz ihrer Würde, empfingen jedoch den Befehl, sich des Scharlachmantels zu enthalten. Sciarra Colonna ward von der allgemeinen Versöhnung seiner Familie mit der Kirche ausgeschlossen, und mit Nogaret vor Petri Richterstuhl beschieden. Beide erschienen nicht, wurden mit dem Kirchenbanne belegt, und mit ihren Helfershelfern, der Sprache jener Zeiten gemäss, dem Satan übergeben. Aber schon nach acht Monaten war Benedikt, wahrscheinlich durch Gift aus dem Wege geräumt, nicht mehr, und nun erfolgte eine der denkwürdigsten Pabstwahlen. *)

Zu Perugia an der Tiber, im nördlichen Kirchen-

---

*) Da er zu Perugia Mittag gehalten, soll ein junger, als Frauenzimmer gekleideter Mensch in's Zimmer gekommen seyn, sich als eine Dienerin des Nonnenklosters in der Stadt angekündigt, und ihm im Namen der Aebtissin eine silberne Schüssel mit frischen Feigen überreicht haben. Es heisst, die Feigen — der Pabst liebte dieses Obst vor allem andren — waren mit Gift getränkt, ungewiss, ob von der Familie des Bonifaz oder von den Florentinern, deren Stadt er mit dem Interdikt belegt hatte, weil anders den Mördereien der Bianchi und Neri nicht abzuhelfen war. — Aus armem Stande, wollte Pabst Benedikt seine Mutter, da sie in glänzendem Pompe ihn besuchte, nicht erkennen; am andren Tage aber, da sie in einfacher Kleidung sich ihm zeigte, begegnete er ihr mit ehrfurchtvollster Kindlichkeit. (Leander de viris illustr. ord. Praedic. l. 3.)

stadt, wo der Pabst aus dem Leben gegangen, versammelten sich die Väter des Conclave. Aber neun Monate sass man bei einander, und noch stand Petri Kirchenthron leer da. Denn den Colonna und der französischen Parthei wirkte die italiänische, vorzüglich die Anhänger und die Verwandten des Bonifaz, mit aufmerksamem Argwohn entgegen. An der Spitze der letzteren standen der Kardinal Matthäus Rossi, ein Ursini, und Franz Kajetan, ein Neffe des berüchtigten Bullenschleuderers, welche durchaus einen Italiäner nach ihrem Sinne wollten; die erstere suchte entweder einem geborenen Franzosen oder wenigstens einem Freunde des Königs Philipp und der Colonna die Tiara aufzusetzen. Endlich trat der Bischof von Ostia, Kardinal Nicolaus von Prato, welcher vom jüngst gestorbenen Pabste zum Kardinal erhoben worden und dem Philipp ergeben war, mit dem Vorschlag auf, die Gegenparthei sollte drei Männer nach ihrem Behagen nennen, worunter jedoch kein Italiäner seyn dürfte; von diesen aber wollte die Seinige in jedem Falle einem die Stimme geben. Jene, sich auf diese Weise des Spieles Meister dünkend, stellten drei Kandidaten auf, die alle als geschworene Gegner Philipps sich gezeigt hatten, und so wählte die französische Parthei den Bernhard de Got, Erzbischof von Bordeaux, welcher, von Bonifaz mit dem Pallium bekleidet, bei dem Feldzuge der Franzosen in Guienne sehr gelitten, und wegen Misshandlung seiner Verwandten seit mehreren Jahren ein erklärter Feind des Königs geworden war. In Berücksichtigung dieses Grolles hatte ihn die italiänische Parthei hoffnungsvoll aufgestellt, und einen zweiten, aber glücklicheren Bonifaz zu erschaffen geglaubt; doch der Bischof von Ostia kannte

die ehrsüchtige Eitelkeit dieses Prälaten, und gab auf der Stelle dem Könige von Frankreich Nachricht.

Da hiess ein königlicher Eilbote den Erzbischof plötzlich nach Saint Jean d'Angely, einem Städtchen an den Grenzen von Poitou, eilen und in der dortigen Abtei ein hohes Haupt erwarten. De Got findet erstaunt den König; auf der Stirn des Monarchen schwebt ein vielsagendes Geheimniss. Schon durch die erste Frage, ob der Erzbischof sich wohl mit dem Grafen von Valois wieder versöhnen möchte, fühlt der Priester sich geschmeichelt. Nachdem aber beide Messe gehört und einander verschwiegene Treue geschworen hatten, entdeckte der König, er sey gesonnen, ihn auf Petri Stuhl zu setzen. De Got fällt ihm vor Ueberraschung zu Füssen, er bittet wegen des murrenden Ungehorsams, womit er sich gegen einen so liebevollen Fürsten versündigt, um Verzeihung, und versteht sich in seiner Freude ohne Sträuben zu allen Bedingungen. Doch musste er diese noch durch einen Eid bei'm Abendmahl beschwören, und dann erst erfuhr er sie. Nach einer vollständigen Lossprechung und Aufhebung aller kirchlichen Strafen sollte er die Beschlüsse des Bonifaz vernichten, und sein Andenken öffentlich verdammen, sollte die beiden Kardinäle vom Hause Colonna wieder in das Kollegium aufnehmen, und die erledigten Hüte nur solchen ertheilen, die der König ihm empfehlen würde. „Die sechste Bedingung eurer Wahl," schloss der schlaue Philipp, „sollt ihr zu bequemerer Zeit und an gelegnerem Orte erfahren". — Der Erzbischof empfand sehr wohl, wie das neue Scepter, das er führen sollte, eigentlich in Philipps Händen sich befinden würde; ihm jedoch waren die seinigen gebunden, er übergab dem

Könige seinen Bruder und zwei Neffen als Geiseln, und so schieden beide, der König frohlockend, der Erzbischof, sein neues Glück in fassungslosem Taumel zu überdenken suchend, aus einander. *)

Die Bonifazische Rotte zu Rom äusserte über die Wahl eine selbstgefällige Freude; sie sah den König von Frankreich bereits um alle Früchte seiner Anstrengungen gegen die Kirche betrogen. Aber wie erstaunte sie, da der Erzbischof, welcher in der Nähe von Poitiers zu Lusignan die feierliche Wahlgesandtschaft empfangen hatte, sich nach Bordeaux begab, und statt zur Krönung den Ufern der Tiber zuzueilen, nach Lyon reiste, und als Klemens der Fünfte dorthin die Kardinäle beschied. Die italiänische Parthei murrte, doch musste sie sich einstellen; **) in Gegenwart Philipps und des ganzen französischen Hochadels ward der neue Statthalter Christi gekrönt. Der französische König schritt neben dem reitenden Pabste, und führte eine ganze Strecke hindurch das geschmückte Pferd; nach ihm verrichteten Karl von Valois und der Herzog von Burgund diesen Ehrendienst. Indessen wurde die Feierlichkeit durch ein Unglück seltsamer Art getrübt. Eine alte, mit gedrängten Zuschauern besetze Mauer stürzte während des Festzuges ein; mehrere vornehme Herren, wie der Herzog Johann von Bretagne und ein Bruder des Pabstes, kamen dabei um's Leben, viele Andre, wie

---

*) Berthier Discours sur le Pontif. de Clem. V. vor dem 13. Bande v. Raumer's Hist. de l'eglise Gallicane.

**) Bis auf zwei, die sich mit ihrem Greisenalter entschuldigten, gehorchten Alle dem Befehle. „Das Vorhaben, den päbstlichen Hof jenseit der Gebirge zu versetzen," soll der Kardinal Matthäus Rossi gesagt haben, „ist erreicht; ich kenne die Gasconier, so geschwind sehen wir keinen Pabst in Italien wieder."

der Graf von Valois, wurden beschädigt, und Klemens selbst vom Pferde geworfen; die päbstliche Krone fiel zur Erde, ein kostbarer Rubin ging aus ihr verloren, ward jedoch einige Tage darauf von einem Handwerker gefunden und zurück gebracht. *) Natürlich, dass der Aberglaube, in diesem Unfall das traurigste Vorzeichen für Petri Stuhl erblickend, die kläglichste Zukunft predigte. **) Auch sah er nach wenigen Jahren seine Besorgnisse gewissermassen gerechtfertigt. Denn Klemens hielt eine Zeitlang bald zu Lyon, bald zu Poitiers oder Bordeaux seinen Hof, und schlug endlich, entweder weil er den grollenden Römern nichts Gutes zumuthete, oder weil Philipps Vorschriften so geboten, zu Avignon am Einfluss der Dürance in die Rhone, welches die päbstliche Krone bereits vor funfzig Jahren durch Kauf gewonnen hatte, seinen bleibenden Wohnsitz auf. (1309.)

In dieser provenzalischen Stadt sassen die Päbste siebzig Jahre hindurch; die Anhänger der römischen Kirche pflegten diese Zeit die babylonische Gefangenschaft derselben zu nennen. Die Folgen gaben sich sehr bald zu erkennen. Von den Beamten des französischen Königs umgeben, wurden die Päbste

*) Steph. Baluzii Vitae Papar. Avenionens. Par. 1693. — Dieser Schriftsteller bemüht sich auch vorzüglich, die Vorwürfe, die von den Italienern bei Verlegung des päbstlichen Sitzes den Franzosen gemacht wurden, auf sie zurück zu wälzen.

**) Ein zweites Unglückszeichen folgte sehr bald dem ersten. Am Tage des heiligen Klemens — am drei und zwanzigsten November — hielt der Pabst ein feierliches Hochamt, und gab alsdann seinen Kardinälen einen köstlichen Schmaus. Bei diesem geriethen seine Diener mit den übrigen in Streit, und es erfolgte ein blutiges Gefecht. Dagegen hat König Eduard, wie Matthäus von Westminster berichtet, dem Pabste alle Geräthschaften für Haus und Tafel von edlem Metall zugesandt.

die Sklaven eines weltlichen Herrschers, dessen Wille ihnen ein Gesetz, dessen Gesuch ihnen ein Gebot galt; der Verlust der Selbstständigkeit brachte sie um die Ehrfurcht der Völker, ihre Verordnungen klangen wie zugesandte Vorschriften, ihre Strafwaffen verloren alle Furchtbarkeit; in Italien sank ihr Ansehen noch weit tiefer, Missvergnügen und Empörungen drohten ihrer Herrschaft und zerrten an ihrem Besitzthum. Die Jahrhunderte der römischen Allgewalt waren vorüber, die Christenheit erschrak vor der zürnenden Stimme Petri nicht mehr, und endlich entwickelte sich aus diesem Uebelstande ein grösserer, die Trennung in der Kirche, das mehrfache Pabstthum, welches erst ein Jahrhundert später, auf der Kirchenversammlung zu Kostnitz, seine Abstellung finden konnte. Zugleich stieg, wo möglich, die Sittenverderbniss am päbstlichen Hofe; aber hierüber sprechen die italiänischen und die französischen Schriftsteller in ganz entgegengesetztem Tone. Jene nennen den Aufenthalt zu Avignon eine Verwüstung des göttlichen Hauses, ein Aergerniss der Christenheit, mittelst dessen französischer Leichtsinn und französische Gottlosigkeit in die heiligen Hallen sich eingeschlichen; diese versichern, dass durch die Bekanntschaft mit den Italiänern die Sitten in Frankreich sich verschlimmert, dass das Land mit der Simonie, mit der Chikane und so manchem andren Uebel vertraut geworden, wofür es bis dahin nicht einmal einen bezeichnenden Ausdruck gekannt hatte.

Es zeigte sich schnell, durch welchen Arm Klemens der Fünfte auf den päbstlichen Stuhl gesetzt worden. Er söhnte den König nicht nur völlig mit der Kirche aus, und sprach den drei heftigsten Bullen des

Pabstes Bonifaz alle geistliche Kraft ab, sondern bewies sich auch in jeder Rücksicht seinem königlichen Schutzherrn gefällig, und erlaubte ihm sogar, auf fünf Jahre von allen Geistlichen in seinem Reiche sich den Zehenten entrichten zu lassen. Zugleich wurden zehn neue Kardinäle ernannt, und kein Einziger unter ihnen war in der apenninischen Halbinsel geboren; neun Franzosen und ein Engländer erhielten den Purpur. *) Darauf begab sich der König, welcher so eben die Juden, deren Vermögen ihn reizte, aus seinen Staaten verjagt hatte **), nach Poitiers, und hielt daselbst mehrere Tage hindurch mit seinem Pabste Zusammenkünfte und Unterredungen. Er erschien in Begleitung seiner Söhne und seiner Brüder; verschiedene Ritter von vornehmer Geburt verherrlichten seinen Zug. Auch Robert, der nunmehrige Graf von Flandern, fand sich daselbst ein, und Klemens bestätigte seinen Vertrag mit dem Könige durch priesterlichen Segen. Zugleich geschah des Streites mit Eduard dem zweiten, der bereits die Krone von England trug, Erwähnung. Dieser beklagte sich über Philipp, weil er seiner Tochter, der Isabella, die vertraggemässe Morgengabe noch immer nicht ertheilt hatte; der französische König behauptete, mit dem

*) Auch bekamen die beiden Kardinäle Colonna ihre ungeschwächte Würde zurück, und wurden selbst der päbstlichen Würde fähig erklärt.

**) Es ward vorgegeben, Kaiser Albrecht habe auf die Juden von Frankreich, indem sie zu seiner Kammer gehörig, Ansprüche gemacht, die Rechtsgelehrten hatten diese Forderung für gegründet erkannt, und so sey der König genöthigt worden, sämmtliche Juden aus seinem Staate zu entlassen. Dass er ihnen vor dem Abschiede das Ihrige nahm, galt für ein öfter angewandtes Erwerbmittel, das keiner Rechtfertigung bedürfte. Sie durften nach Philipps Tode wieder heimkehren, und erhielten den dritten Theil ihres Vermögens zurück. (J. M. Jost Gesch. der Israeliten. Th. 6.)

Herzogthume Guienne ihr Alles gegeben zu haben, was die Billigkeit verlangen könne. Er, der wenige Jahre früher jedes Dazwischentreten eines Pabstes mit flammender Entrüstung zurück gewiesen, legte die Streitsache in Klemens Hände. Eduard erfuhr, wie die Zeiten sich geändert hatten. Er musste sich begnügen, kam im nächsten Jahre darauf nach Boulogne in der Picardie, hielt seine Vermählungsfeier mit Philipps Tochter, und leistete, ein geschmeichelter Schwiegersohn aber ein betrogener Vasall, den Eid der Huldigung.

Doch der vorzüglichste Beweggrund, welcher den König nach Poitiers gezogen, war die Verdammung des Pabstes Bonifaz. Der Tod, der allgewaltige Schiedesrichter, der plötzlich, alle Verhältnisse zertrümmernd, die Leidenschaften des menschlichen Herzens erstarren zu lassen pflegt, konnte den Hass dieses Königs nicht dämpfen. Noch immer sprühte die Entrüstung aus seinen Augen, wenn man ihm den Namen des Priesters nannte, dessen Hochmut ihm die Edelsteine aus seiner Krone zu reissen getrachtet hatte, dessen verstummte Anmassungen aber schon die Grashalme des Grabes bedeckten. Aus diesem Grabe sollte er hervor gezogen, und seine Gebeine, wie die Gliedmassen eines verruchten Ketzers, unter förmlicher Beschimpfung, zu Asche verbrannt werden. Es war eine beschworene Bedingung, und mit gebietrischem Ernste verlangte der König die Erfüllung. Klemens sah sich in ein beklemmendes Drangsal hinein gerathen. Dem Könige Gehorsam leisten, hiess seine entehrende Sklavenschaft zur offenen Schau hinstellen, bei der Welt sich verachtet machen, und in Italien das letzte Wohlwollen, das noch für ihn sprach, auf's Spiel setzen; in einem Pabste, der einem

nen so grossen, wenn auch nicht fleckenlosen Namen sich gewonnen, schändete man die apostolische Stuhlwürde, und alle Kardinäle, die ihn gewählt oder zu seinen Beschlüssen ihre Stimme gegeben hatten, mussten die ausgesprochene Verdammung ihres Meisters theilen. In dieser Noth wandte sich der heilige Vater an den schlauen Bischof von Ostia, und von diesem unterstützt, gelang es ihm, durch Versprechen und Vorbereitungen den ungestümen König hinzuhalten. Wenn Bonifaz, erklärte er, als ein Ketzer der Verdammniss preisgegeben würde, so habe auch er, von diesem Pabst zum Erzbisthume befördert, das Pallium mit Unrecht getragen; folglich sey seine Wahl zum Papste nicht gültig, und die Bullen, die er zu Philipps Gunsten habe erscheinen lassen, verlören plötzlich ihre Kraft; auch könne ein Pabst nur von einem rechtmässigen Concilium, nach förmlicher Anklage, verurtheilt werden. Auf der nächsten Kirchenversammlung, kam man endlich überein, sollte die Verdammung des lasterhaften Pabstes vollzogen werden; dort würde die Handlung von desto glänzenderer Feierlichkeit begleitet seyn, der König eine vollere Genugthuung erhalten. So drängend ihn auch die Ungeduld beherrschte, ergab sich Philipp dennoch endlich dieser Vorstellung; doch erpresste er von Klemens eine Bulle der Rechtfertigung, in welcher für sein Benehmen gegen den Pabst die passendsten Entschuldigungen aufgestellt wurden; Bonifaz, hiess es darin, sey öffentlich als ein Ketzer anerkannt worden, und so habe der König von Frankreich, nicht weniger Schutzherr der Kirche als der deutsche Kaiser, zu keinen andern Hülfsmitteln seine Zuflucht nehmen können.

Philipp kehrte nach seiner Hauptstadt zurück, und

sandte seinen ältesten Sohn, Ludwig, Grafen von Champagne, nach Navarra, um von dem Königreiche seiner gestorbenen Mutter Besitz zu nehmen. Der junge Fürst ward zu Pampelona gekrönt, stattete den vornehmsten Ständen des Landes seinen Besuch ab, und hiess verschiedene Edelleute in den Kerker wandern, weil sie sträfliche Gesinnungen gegen die französische Krone gezeigt hatten. In Frankreich zurück gekehrt, fand er seinen Vater mit neuen Unternehmungen beschäftigt.

Von den Händen seines Neffen hatte Kaiser Albrecht sein blutiges Ende gefunden. Philipp enthüllte nun dem Pabste die sechste verschwiegene Bedingung seiner Wahl; Valois, des Königs Bruder, sollte das Oberhaupt des deutschen Reiches werden. Klemens erschrak; zum zweiten Male beweinte er seine Ohnmacht. Ein französischer Fürst auf dem deutschen Kaiserthrone, und die Selbstständigkeit der Kirche war für immer dahin. Der König aber drohte mit einschüchterndem Unwillen; sechs tausend Reiter standen gewaffnet da, unter Valois Anführung nach Avignon aufzubrechen. So wanderten denn päbstliche Botschafter nach Deutschland, und führten das Wort für Karl von Valois. Aber andere Boten warnten indessen die Churfürsten vor den Folgen einer solchen Wahl, und empfahlen Heinrich, den Grafen von Luxemburg, zum Oberhaupte des Reiches. Die fürchtenden Wahlfürsten vereinigte der zugeflüsterte Wink mit ungewöhnlicher Schnelligkeit, Heinrich ward der siebente Kaiser dieses Namens, und der listige König sah sich überlistet. Er vergass es dem Pabste nicht, und das Vertrauen zwischen beiden gelangte nie wieder zu der früheren Ungezwungenheit. Ein schwa-

cher Trost war's, der diese Kränkung in seinem Herzen milderte, die Erwerbung der mächtigen Stadt Lyon. Bei einem Streite zwischen dem Erzbischof und den Bürgern daselbst hatte Philipp die Gemeinde in Schutz genommen. Peter von Savoyen, ein neuer Erzbischof, fand die Bürger von kecker Widerspenstigkeit beseelt und den Einfluss des Königs unwiderstehlich; er verlor den Muth, und unterwarf die Stadt der französischen Krone, von welcher sie seit dem Erlöschen des karolingischen Herrschergeschlechtes getrennt gewesen.

Nun aber beharrte Philipp desto ernstlicher auf die Verdammung des Bonifaz, auf Anstalten zu einer Kirchenversammlung. Klemens, von allen ferneren Ausflüchten verlassen, wählte die Stadt Vienne im Delphinate, welche wenigstens nicht unter französische Herrschaft gehörte. Doch der König bestand darauf, dass die Führung dieser Rechtssache, die Anhörung der Kläger und die Vergleichung der schriftlichen Zeugnisse, noch vor der Versammlung zu Ende geführt seyn müsste, und erzwang eine Bulle, die jedem gewichtvollen Kläger in Avignon zu erscheinen erlaubte. Fünf Männer von Bedeutung, unter ihnen Nogaret und dü Plessis, stellten sich auf diesen Ruf, und bestätigten durch Zeugnisse die Ketzerei des gestorbenen Pabstes. Klemens erbangte in trostloser Bestürzung. Umsonst führte der Kardinal Kajetan für seinen Oheim das Wort der Rechtfertigung; umsonst suchte Valois, auf des Pabstes Flehen, den König von jenem unseligen Vorsatze abzubringen; Philipp hatte kein Ohr. Ganz Europa richtete seine Augen auf Avignon, unzählige Schriften traten an's Licht der Welt, von allen Seiten liefen Briefe ein, und die meisten vertheidigten die Ehre des beschimpf-

ten Kirchenhauptes. Philipp erhielt sie zur Durchsicht, er sah die Völker der Christenheit alle gegen die Wünsche seines Grolles gestimmt, und vermied, sich den allgemeinen Hass aufzubürden. Eine neue Unternehmung, die seine Thätigkeit weit dringender in Anspruch nahm, machte ein ungetrübtes Einverständniss mit der Kirche nothwendig; so gebot er endlich den Zeugen, die Anklage fallen zu lassen, und stellte die Sache dem heiligen Vater und den Kardinälen frei, zufrieden damit, dass der Pabst in einer schmeichelhaften Bulle die Unterdrückung seines Hasses zum Friedenswohle der Christenheit als die Musterhandlung eines mächtigen Königs aufstellte *). Zugleich aber erschien eine päbstliche Verordnung, welche alle, die Untersuchung gegen Bonifaz behandelnde Schriften zu vernichten befahl **).

Im eilften Jahre des neuen Jahrhunderts nahm endlich am sechszehnten October die berühmte Kirchenversammlung von Vienne ihren Anfang. Die Menge und die Würde der Mitglieder machten sie zu einer der ausgezeichnetsten; unter drei hundert Bischöfen und Aebten erblickte man die Patriarchen von Alexandrien und Antiochien. Denn die Schaaren des Abendlandes sollten noch einmal zur Befreiung des heiligen Grabes gegen die Bekenner des Mahomet fechten.

---

*) Die Urschriften dieses Prozesses gingen daher alle verloren, und aus dieser Ursache zweifeln Viele an der Echtheit des Manuskriptes, welches im J. 1655 zu Paris in der Bibliothek Saint Victor an das Licht hervor gezogen worden.

**) Voll freudiger Dankbarkeit erlöste Klemens bei dieser Gelegenheit den Nogaret endlich vom Kirchenbanne, und gebot ihm blos, als bewaffneter Streiter nach Palästina zu ziehen, bis der heilige Stuhl ihn zurück rufen würde. Nogaret starb jedoch noch vor Erfüllung der Busse, nachdem ihn sein König der glänzendsten Ehre gewürdigt, und zum Kanzler des Reiches ernannt hatte.

In voller Pracht erschien der französische König, und nahm zur Rechten des Pabstes, auf einem etwas niedrigeren Sessel, seinen Sitz. Mit eigenen Ohren überzeugte er sich hier, wie Alles zu Gunsten seines todten Feindes dachte; wie man das Decret, welches den Bonifaz für einen reingesinnten Christen erklärte, mit einmüthigem Beifall aufnahm; mit welchem Eifer drei ernannte Doktoren diese Erklärung rechtfertigten, und endlich zwei katalonische Ritter in vollständiger Rüstung auftraten, einen Jeden, der verwegen genug wäre, das Gegentheil zu behaupten, zum blutigen Zweikampfe herausfordernd. Philipp begnügte sich, seinen Namen von jenem Tadel gereinigt, seine Schritte gegen die Kirche entschuldigt, und sämmtliche Bullen, welche den Rechten der französischen Könige Eintrag thun konnten, widerrufen zu wissen *). Er würde aber, bei seinem Starrsinn, einer solchen Wendung der Sache unfehlbar zuvor geeilt seyn, und den Lieblingswunsch seiner Rachsucht so nachgiebig nicht aufgeopfert haben, wenn nicht ein Vorsatz von bedeutenderem Umfange, wie bereits angemerkt worden, ihm der Berücksichtigung werther geschienen hätte. Dieser Vorsatz bestand in der Aufhebung des Tempelherrnordens.

Neuntes Kapitel.

Der Orden der Tempelherren verdankte seine Entstehung den Kämpfen des Abendlandes mit den

*) Doch befahl er, das sechste Buch der Decretalen, welches nach Anweisung des Bonifaz zusammen gestellt worden, aus dem Codex des geistlichen Rechtes in Frankreich zu streichen; in keinem Angelegenheiten sollte davon Gebrauch gemacht werden können.

Saracenen. Unzählige Krieger und fromme Pilger strömten zur asiatischen Küste hin, eine fremde Flur betretend, wo den Ermatteten keine Brudersorgfalt erquickte, für die Schmerzen des Verwundeten keine lindernde Hand sorgte, kein treuer Rath den Verirrten zurecht wies. Gar Mancher, dessen Geist nach glänzenden Thaten zur Ehre des Glaubens strebte, erlag dem Ungemach einer beschwerlichen Reise, starb aus Mangel an ärztlicher Hülfe, oder gerieth in die Gewalt der Ungläubigen, und sah die Heimath nicht wieder, deren Segen er im Bewusstseyn frommer Verdienste zu geniessen hoffte. Die wenigen gottesfürchtigen Mönche, die im Morgenlande sich aufhielten, waren weder an Zahl so bedeutend, noch konnten sie eine so nachdrückliche Schutzesmacht aufstellen, um sich der unglücklichen Glaubensbrüder mit Erfolg anzunehmen; der gewöhnliche Krieger hingegen besass weder weiches Mitgefühl noch ruhige Sorglosigkeit genug, um sich der stillen, gar vielfache Geduld erfordernden Schirmpflicht anzunehmen. Auf diese Weise erzeugte das allgemein gefühlte Bedürfniss jene Gesellschaften, in denen der aufkeimende Rittergeist mit dem glühenden Glaubenseifer sich verband, zur hochherzigen Tapferkeit die fromme Schwärmerei trat; der Verfechter der Religion wurde der Pfleger der Leidenden, die Hand, welche das Schwerdt führte, faltete zugleich die Wundenbinde, in einer Person weihte der Krieger und der Mönch sich dem Besten der Christenheit. Die entstandenen Gesellschaften lebten bald nach beschworenem Gelübde, erhielten Regeln und Vorschriften, erkannten einen Meister als ihr Oberhaupt, und wurden von den Päbsten bestätigt. So die Hospitalsritter, welche, vom

Pabste Paschalis dem Zweiten anerkannt, unter ihrem Ordensmeister Raimund de Puy im Anfange des zwölften Jahrhunderts eine geregelte Verfassung erhielten, und auf einem schwarzen Mantel ein achteckiges weisses Kreuz trugen; so der Orden der Tempelherren, eine Nachahmung der ersteren.

Im Jahre tausend ein hundert und achtzehn traten neun französische Ritter, unter ihnen vorzüglich Hugo von Pajens und Godefroi von Saint Aldemar, in einen heiligen Bund zusammen; sie machten neben dem Kampfe gegen die Ungläubigen und der Beschirmung der Pilger die Wartung der Fremden und Kranken unter gemeinschaftlichem Gottesdienste sich zur Pflicht. Von ihrem hohen Berufe mit warmem Eifer erfüllt, legten sie das feierliche Gelübde desselben in die Hände des Patriarchen von Jerusalem nieder, verpflichteten sich zur Ehelosigkeit, zu Armuth und Gehorsam, und erfüllten, nach der Weise regulirter Domherren lebend, anfangs in weltlicher Kleidung ihren Beruf. Der König des neueroberten Palästina, Balduin der Zweite, wies ihnen ein Gebäude in der Nähe des alten Tempels an, und deshalb erhielten sie den Namen der Tempelherren — Tempelbrüder oder Templer —. An Mitgliedern wachsend, bildete der Verein die Gesetze seiner Bestimmung immer deutlicher aus; zehen Jahre nach seiner ersten Entstehung ward er auf der Kirchenversammlung zu Troyes vom Papste Honorius dem Zweiten öffentlich als ein geistlich-kriegerischer Orden anerkannt. Der heilige Bernhard, Abt von Clairvaux, verwandte sich eifrig für die neue Gesellschaft. Pabst Eugen der Dritte genehmigte ihre Statuten, und schrieb den Mitgliedern ein achteckiges rothes Kreuz

auf einem weissen Kleide vor *). In solcher Tracht erschienen die eigentlichen Ritter, welche von ebenbürtigem Adel seyn mussten, die vorzüglichsten Würden im Orden bekleideten, und die eigentlichen Besitzer seiner Güter waren; die dienenden Brüder trugen eine graue, die geistlichen eine weisse kreuzlose Kleidung. Das christliche Morgenland segnete eine Gesellschaft, deren wohlthätige Sorgfalt so viele Hülfsbedürftige empfanden; sie stand in allgemeiner Achtung, und als Palästina wiederum in den Besitz der Saracenen gerathen, nahm man auf Empfehlung des Pabstes Bonifaz des achten, mit gastlicher Bereitwilligkeit die frommen Ritter in Cypern auf (1291), wo sie zur See vorzüglich den Kampf gegen die Ungläubigen fortsetzten, und zu der Zeit, von welcher wir sprechen, den fünf und zwanzigsten Ordensmeister, den Jacob von Molay, an ihrer Spitze hatten.

In den ersten Zeiten lebte der Orden von Almosen und gottseligen Spenden. Frommsinnige Pilger, welche im Morgenlande ihren Tod fanden, ernannten ihn zu ihrem Erben, und mancher kinderlose Mann in Europa hinterliess ihm seine Besitzthümer. So gelangten die Tempelherren allmählig zu bedeutenden Gütern, und besassen vorzüglich in Frankreich eine ungeheure Masse an liegenden Gründen; am Ende zählten sie daselbst in zwölf Ordensprovinzen neun tausend Comthureien, und bezogen jährlich zwei Millionen Thaler an Einkünften. Sie bildeten einen Staat im Staate; denn durch päbstlichen Ausspruch war der Orden von jeder geistlichen und weltlichen Gerichtsbarkeit unabhängig, und erkannte

*) Karl Gottlob Anton Vers. einer Gesch. des Tempelherrnord. 2. Aufl. Leips. 1781. 8.

den heiligen Vater allein als seinen Schutzherrn, dem er den Zehenten abtrug. Der Grossmeister, das Oberhaupt des ganzen Ordens, hatte fürstlichen Rang, und achtete sich den Volksgebietern in Europa an Würde gleich. Aber dieser Staat im Staate verschlang einen grossen Theil der französischen Nationalkraft und leistete, im Genuss ansehnlicher Vorrrechte, zum bürgerlichen Wohle des Landes keinen Beitrag.

Mit dem Reichthum war indessen auch zugleich die frühere Einfachheit verschwunden; die Tapferkeit erstickte im Wohlleben, an die Stelle der wirksamen Thätigkeit war ein üppiger Müssiggang getreten; unter Männern, deren Leidenschaften in der Liebe einer Gattin keinen Zügel fanden, erzeugten sich bald verderbliche Missbräuche, und da ihrer Geschäftslosigkeit kein Ersatz im Umgang mit den Wissenschaften entgegen kam, entwickelte sich in ihrer Mitte ein sittenloser Wandel, von welchem die Zeitgenossen endlich mit Abscheu sprachen *).

Schon früher hatte sich bei einem Aufruhre zu Paris, welcher wegen der schwerlastenden Abgaben und der öfteren Veränderung der Münzen empor brach, das Gerücht verbreitet, die Tempelherren, deren eine grosse Anzahl in Frankreich lebte, wären die Urheber des Missvergnügens, die Beförderer der unruhigen Auftritte gewesen. Indessen haftete in dieser Hinsicht keine Schuld an ihnen. Man wollte durch das erkünstelte Gerücht das Volk glauben machen, dass die Unzufriedenheit mit der Regierung nicht in den ungerechten

*) Daher hatte schon Gregor der zehnte auf der Kirchenversammlung von Lyon den Vorsatz, den Orden der Tempelherren mit den Hospitalrittern in einen einzigen zu verwandeln.

Schritten der Krone, sondern im Uebermuthe eines reichen Ordens ihre Ursache habe. Die Ritter, bei ihrem Eintritt in den Orden von der ganzen übrigen Welt scheidend, gehörten ihm mit Leib und Leben, mit Kräften und Wünschen an; daher seine Stärke, sein trotzendes Selbstgefühl. Indem Mancher, welchem weltlicher Glanz und Wohlleben wärmer als das Reich Christi am Herzen lag, im französischen Staate politischen Einfluss sich zu erwerben suchte, indem die Gesellschaft sich mit dem Schleier des Geheimnisses umgab, und in schweigsamer Verächtlichkeit auf die übrigen Christen herabsah, zog sie sich den allgemeinen Hass zu, weckte sie den Argwohn. Sie gerieth in den Verdacht des Unglaubens, und bald hiess es, ihre Ehrsucht, im Schoosse der Ueppigkeit erzeugt, gehe mit gefährlichen Entwürfen gegen die Könige Europa's um; sie trachte die bestehende Ordnung zu unterwühlen, und wolle die Staaten in ein Gemeinreich verwandeln, an dessen Spitze ein aristokratischer Adel stände. Daher suchte man, durch jene Beschuldigung die priesterlichen Ritter selbst bei den Bürgern verhasst zu machen, und die späteren Unternehmungen gegen sie vorzubereiten; denn nicht verkennen lässt es sich, dass König Philipp und seine Räthe den gütergesegneten Orden schon damals mit eifersüchtigen Augen betrachteten, und einen kühnen Plan gegen ihn im Schilde führten. Das Ereigniss aber, mittelst dessen dieser längst gehegte Plan plötzlich an's Licht der Welt trat, und seine Erfüllung erhalten sollte, wird von den Geschichtschreibern verschieden angegeben.

Zwei Mitglieder des Ordens, erzählt der florentinische Geschichtschreiber Giovanni Villani, der eine

aus Languedok, der andere ein Stadtgenosse des Berichters, jener der Ketzerei angeklagt, dieser um anderer Schuld willen vor Gericht geladen, wurden zu lebenslänglichem Gefängnisse verurtheilt, und geriethen auf den Gedanken, durch Eröffnungen, welche sie über furchtbare Geheimnisse des Ordens versprachen, eine Befreiung von ihrem traurigen Schicksale zu erzielen. Ihre Bitte fand Erhörung, ihre Geständnisse erfüllten die Anwesenden mit schauderndem Staunen. Dagegen heisst es in einer Lebensbeschreibung Klemens des Fünften *), ein Bürger von Beziers habe sich im königlichen Schlosse zu Toulouse mit einem abtrünnigen Tempelherrn als gefangener Verbrecher befunden; die Stunde ihrer Hinrichtung erwartend, hätten beide, wie es in Todesgefahren die Sitte der Leute, einander ihre Sünden gebeichtet und Trost zugesprochen; der Bürger aber sey über das, was er vernommen, in Staunen gerathen, habe eine Gerichtsperson zu sprechen verlangt, und derselben versichert, er sey im Besitze wichtiger Geheimnisse, die er jedoch ausser dem Könige Philipp keinem Sterblichen auf Erden vertrauen könne; er sey darauf in der That nach Paris gebracht worden, und habe mit dem Könige eine lange Unterredung gehabt.

Unverzüglich begab sich der König nach Poitiers zum heiligen Vater, und theilte ihm seine Erfahrungen mit. Klemens erschrak; er ahnte Philipps Absichten, und zitterte, auf's Neue das Werkzeug eines verwerflichen Beginnens werden zu müssen. Er widerstand daher der Zudringlichkeit seines Schutzherrn, und betheuerte, von einem geistlichen Rittervereine so ungeheure

*) Amalrich Auger. v. Berry Vit. Clement. V. in L. A. Muratori Script. rer. ital. tom. III. part. 2.

Frevel nicht glauben zu können. Philipp aber liess ihn wieder, wie einst, sein zornblitzendes Auge sehen; der unselbständige Priester neigte sich, und beschloss durch seine Kardinäle eine sorgfältige Untersuchung der Sache *). Bei diesem Prüfungsgeschäfte aber war der Einfluss des Königs unverkennbar, die Räthe seines Hofes schienen ihre gebietende Hand mit im Spiele zu haben. Die Geheimnisse, zu deren Enthüllung man gekommen seyn wollte, sprachen jeder Glaubwürdigkeit Hohn; es klangen die Anklagen weit abentheuerlicher noch, weit phantastischer als Alles, was man gegen Saisset und Bonifaz ersonnen hatte. Während die unnatürlichsten Laster fast alle Mitglieder des Ordens angesteckt hätten, sollte eine vollkommene Verleugnung des Heilands ihr vorzüglichster Grundsatz seyn; starb ein Tempelherr, ergab sich aus den Untersuchungen, so verbrannten die Uebrigen den Leichnam, und mischten die Asche in ihr Getränk, um in der gegenseitigen Treue stark und in Gefahren beherzt zu werden; es wurde in ihren nächtlichen Versammlungen ein Götzenbild, ein scheusslicher Riesenkopf, der Bafometus, angebetet, und bei gewissen Festen mit dem Fette gesalbt, welches man aus dem gebratenen Kinde eines Tempelherrn erlangte **); die Neulinge waren gezwungen, dem

*) Ein gefangener Tempelherr von Rang soll heimlich von Philipp selbst verhört worden seyn, und die wichtigsten Punkte der Beschuldigung eingestanden haben. Der König sandte ihn augenblicklich an den Pabst; dieser verhörte ihn mit fünf Kardinälen, und vernahm dasselbe Geständniss. — Auch erzählt man, dass ein Tempelherr, der sich am Hofe des Pabstes aufhielt, in der Ueberzeugung, die Ausschweifungen des Ordens würden nun nicht länger verschwiegen bleiben, dem heiligen Vater sie freimüthig bekannt und vollkommene Lossprechung erlangt habe.

**) Nach Einigen, z. B. Silvestre de Sacy, sollte Bafomet den Mahomed bedeuten.

Grossmeister oder dem Ritter, welcher in den Orden sie aufnahm, eine abgöttische Verehrung zu bezeugen, und diese Vorschrift unter den unzüchtigsten Gebräuchen zu vollziehen; die Ritter, denen der Gottesdienst aufgetragen, liessen bei der heiligen Messe die Worte der Konsekration aus, die Verleugnung des Christenthums aber sey durch einen Grossmeister eingeführt worden, der von einem Sultan gefangen, für den Schwur der Abtrünnigkeit seine Freiheit zurück erhalten habe *). Vernunftgemässer lauteten die Vorwürfe, dass die Ritter ihre ursprüngliche Bestimmung ganz und gar vergessen hätten, dass sie durch unrechtliche Kunstgriffe ihre Besitzungen zu erweitern trachteten, dass sie zu Ptolomais die Gelder des Königs Ludwig unterschlagen, und den Staaten, darin sie sich aufhielten, zur verzehrenden Last, zum unleugbaren Verderben gereichten.

Nun bot die geistliche Macht der weltlichen ihre Hand, und der Untergang des Ordens wurde beschlossen. Unter dem Vorwande, über einen neuen nachdrücklicheren Kreuzzug und die Vereinigung der bestehenden Ritterorden mit einander Rath zu pflegen,

---

*) Es sind Einige der Meinung, dass man eine goldene Reliquienkapsel, welche die Tempelherren nach Art rechtgläubiger Katholiken küssten, für den Götzenkopf Bafometus verschrieen habe; dass die Verleugnung des Gekreuzigten und die Verhöhnung seines Bildes als ein Beweis des Gehorsams, des aufgegebenen Eigenwillens von den Neulingen gefordert worden; dass die Tempelherren aber bei dem allmähligen Sinken des christlichen Reiches in Asien allerdings manchen sträflichen Schritt gethan, und besonders durch Verträge mit den sarazenischen Fürsten ihre Besitzthümer sich zu sichern suchten. — In einem Zeitalter, wo man das Verderben eines Pabstes durch den Vorwurf der Ketzerei zu vollenden strebte, ist es kein Wunder, wenn solch eine Anklage, bei einzelnen Rittern vielleicht begründet, sich gegen den ganzen Orden mit Nachdruck gebrauchen liess.

berief Klemens den Grossmeister der Tempelherren, Jacob von Molay, zu sich, und sandte, nachdem dieser die Insel Cyprus verlassen hatte, dem Beherrscher derselben den Befehl, die dortigen Ritter sämmtlich zu überfallen, und sie in Fesseln geschlagen ihm zuzuschicken. Aber nur funfzehn der Vornehmsten erlagen der List; die übrigen entkamen, und erharrten in Verborgenheit das Schicksal des Ordens. Indessen hatte auch Philipp, der Erreger des Sturmes, seine Maassregeln ergriffen. Es ergingen an die Statthalter und Beamten im ganzen Reiche versiegelte Befehle, welche sie bei Lebensstrafe erst an einem bestimmten Tage eröffnen durften; einstweilen sollten sie bewaffnete Mannschaft zu Gebot halten, und sich zur Ausführung eines wichtigen Beginnens bereiten. Das Blatt selbst enthielt die Vorschriften des Uebertalles, das Verfahren mit den Eingezogenen, die Orte, wohin sie zu senden. Wo ein Tempelherr in Frankreich sich befand, hing ihm das Schwerdt der Vertilgung an dünnem Faden über dem Haupte; fürchtende Verschwiegenheit verdeckte die Mine, die List eines habsüchtigen Königs sah ihre Wünsche erfüllt.

Am dreizehnten October des Jahres tausend dreihundert und sieben wurden alle Tempelherren Frankreichs in ihren Häusern überfallen, und in Bande geschlagen, von bewaffneten Söldlingen zum Kerker geschleppt. Den Grossmeister selbst, welcher sich bereits zu Paris im tempelherrlichen Pallaste befand, traf das nämliche Loos; die Hauptstadt allein sah hundert und vier Ritter in Ketten. Der König betrat gleich darauf in eigener Person den Pallast des Tempels, das Haus, in welchem der unglücklichste seiner Enkel, Ludwig

der Sechzehnte, so viele thränenreiche Tage verseufzt hat; hier bemächtigte er sich der Papiere des Ordens, liess den königlichen Schatz und die Schriftensammlung des Reiches in das verlassene Gebäude nieder legen, und schlug auf einige Zeit seinen Wohnsitz darin auf. Wenige Tage nachher wurde in Paris unter Trompetenschall die künftige Auflösung des Ordens kund gethan, und die Gründe dem Volke mitgetheilt.

Jetzt sollte das gerichtliche Verfahren öffentlich seinen Anfang nehmen. Indessen war der Pabst, keineswegs mit den raschen Schritten des Königs zufrieden, herzhaft genug, ihm durch zwei Kardinäle jeden Eingriff in seine geistlichen Gerechtsame untersagen zu lassen. Ueber eine solche Sprache, je weniger er daran gewöhnt, um desto heftiger empört, stand der König schon im Begriff, dem Nachfolger Petri zu zeigen, von wem er seine Würde erhalten, als er plötzlich auf einem anderen Wege sein Ziel zu gewinnen beschloss. Er that über das Verfahren gegen die Ritter bei den Doctoren der pariser Universität Anfrage, und stutzte beleidigt, da sie, diessmal für die Wünsche des durchdringenden Monarchen kein Auge habend, den Bescheid ertheilten, es entgehe ihm als weltlichem Richter die Befugniss, einen geistlichen Orden der Verdammniss zu übergeben; auch heische die rechtliche Gewissenhaftigkeit, die Güter desselben zu dem nämlichen Zwecke, für welchen sie bestimmt gewesen, anzuwenden. Dieser Wink frommte dem Pabste. Philipp liess zwei und und siebzig Ritter nach Poitiers bringen, damit sie von Klemens über ihre Verbrechen befragt würden. Es geschah, und der heilige Vater, so lautete der Bericht, konnte von seiner Bestürzung über ihre Geständnisse kaum sich

erholen. Doch wurden diese Aussagen, nachdem man sie niedergeschrieben hatte, zum zweiten Male von den Rittern bekannt, und in Gegenwart vieler hohen Männer bestätigt; die Mittheilung von geheimen und öffentlichen Statuten des Ordens hob manchen Zweifel, und beschwichtigte die Ungläubigen. Von der Verderbniss des Vereines überzeugt, ertheilte Klemens dem Könige endlich volle Freiheit zu handeln, seiner eigenen Verurtheilung nur den Grossmeister und einige andere Ritter von höchster Bedeutung vorbehaltend. Desto behutsamer gedachte der Pabst mit den Gütern des Ordens zu verfahren; strenge Bullen erschienen zu ihrer Sicherheit, verlässige Männer wurden zu ihren Verwaltern ernannt. Aber auch hier lenkte Philipps Unwille die Bahn der Begebenheiten; eine andere Bulle schützte ihn in den Gerechtsamen seiner Krone, und was bei verfallenem Gute eines Verbrechers innerhalb derselben lag, war nicht eben klar bestimmt.

Der König beauftragte, das Schlussverhör durchzuführen, mehrere Ritter von tadellosem Namen; zum rathenden Haupte ward ihnen der Dominikaner Wilhelm von Paris, der Beichtvater des Monarchen, gesellt. Unter hundert und vierzig Rittern sollten nur drei, die vielfach besprochenen Verbrechen geleugnet haben. Da nun auch die Aussagen in den Provinzen ziemlich gleichlautend einliefen, versammelte Philipp zu Tours die Stände seiner Staaten, führte in eigener Person den Vorsitz daselbst, liess durch seinen Kanzler die Anklagen und die Zeugnisse verlesen, und gab seine Zustimmung, als man zur Strafe für solche Frevel den Flammentod festsetzte. Der Pabst indessen liess seinen Aufruf in alle Länder Europa's ergehen; er verlangte die

Gefan-

Gefangennehmung aller Ritter in England und Schottland, in Deutschland und Italien; die Könige von Spanien und Ungarn wurden befehligt, dem erstgebornen Sohne der Kirche in ihren Ländern nachzuahmen, und die Pest der Verderbniss auszurotten. Es ward ihm ziemlich überall Gehorsam geleistet, und der Orden hier schuldig, dort fleckenlos gefunden; König Eduard der Zweite aber nahm sich seiner an, und suchte manchen andern Fürsten eben so zu stimmen.

Während aber in verschiedenen Ländern ein verschiedenes Urtheil über ihre Schuldigkeit gefällt ward *), wanderten die Ritter in der Hauptstadt Frankreichs bereits zum Scheiterhaufen. Vor dem Thore Saint Antoine loderten die Flammen, eine unzählige Menge Volkes war herbei geströmt, die Priester bereiteten die Schlachtopfer zum Tode, die Henker standen ihres Amtes gewärtig. Da widerriefen die Unglücklichen alle ihre Geständnisse; die Folter habe sie ihnen erpresst, der Schmerz sie zu Verleumdern ihres Ordens gemacht. Das Volk schauderte, der allgemeine Unwille schmähte die Richter, in lauten Vorwürfen ergoss man sich gegen König und Staatsrath. Die Richter, in ängstlicher Verlegenheit schwebend, hiessen die Scheiterhaufen dämpfen, und betrachteten die widerrufenden Ritter als dop-

*) In Magdeburg z. B. wurden sie sämmtlich in's Gefängniss geschleppt. Die Tempelherren hatten in Deutschland überhaupt viele Feinde, weil man wusste, dass sie aus neidischer Eifersucht gegen Kaiser Friedrich den Zweiten, nachdem der Sultan von Aegypten ihm das Reich Jerusalem abgetreten, diesem heimlich den Tag verrathen hatten, an welchem der Kaiser mit schwacher Begleitung eine Wallfahrt zum Taufplatze Jesu an den Jordan thun würde; der Sultan aber schickte das verrätherische Schreiben dem Kaiser selbst zu. — Dagegen wurden sie auf den Synoden von Mainz und Salamanka für verbrechenfrei befunden.

pelt sträfliche Zurückgefallene. Darauf fand eine Kirchenversammlung zu Paris statt, in welcher man überein kam, den Besseren nach Auferlegung bestimmter Busse ihre Freiheit zurück zu geben, die willfährigen Verbrecher, so ihre Laster bekennen würden, zu ewigem Kerker zu verurtheilen, die Andren hingegen, die hartnäckig auf ihren Widerruf beständen, mit dem Tode zu bestrafen. Neun und funfzig aber verharrten bei ihrem Widerrufe; mit heldengrosser Seelenruhe bestiegen sie den Scheiterhaufen, kein Einziger suchte durch ein Geständniss der Verbrechen die angebotene Straflosigkeit zu benutzen; in den Flammen priesen sie mit lauten Stimmen den Namen Gottes, durchrieselten die Gemüther der versammelten Zuschäuer mit heiliger Ehrfurcht, rührten sie zu Thränen, erfüllten sie mit seltsamen Gefühlen. Wie in der Hauptstadt, loderten die Flammen in den Provinzen; überall dieselbe bewundernswürdige Unerschütterlichkeit, überall dieselbe lebhafte Theilnahme des Volkes. Und um dieser Theilnahme, die sich bereits in bedenklichen Bewegungen aussprach, einen Brocken der Zufriedenstellung hinzuwerfen, wurden einigen Rittern das Leben und die Freiheit geschenkt, und die Begnadigten zur öffentlichen Schau aufgestellt.

Die Zweige des Ordens waren zum grössten Theile ausgerottet; es kam nun darauf an, die mörderische Axt auch an den Stamm zu legen. Der heilige Vater sandte acht ausgezeichnete Prälaten nach Paris; sie sollten den ganzen Orden in Frankreich auf einen bestimmten Tag zur Erscheinung im bischöflichen Saale einladen, und daselbst ihren Richterstuhl aufschlagen. Während dessen begab sich der Bischof von Paris nach Chinon an der Vienne, woselbst der Grossmeister des Ordens in fin-

stern Mauern schmachtete; er trat zu ihm hinein, stärkte ihn mit theilnehmenden Trostesworten, und forderte ihn auf, gleichfalls vor seinen geistlichen Richtern zu erscheinen. Der Gefangene fand eine solche Zumuthung anfangs unter seiner Würde; sobald er aber von den Bekenntnissen der Ritter erfahren, bat er selbst um eiligen Aufbruch, und erschien in Ketten vor den Prälaten. Jacob von Molay führte einen Namen, welchen die Verleumdung vergebens zu schwärzen suchte; ohne Bildung und Wissenschaft, einfach und offen in seinen Sitten, sah er seine Tapferkeit gepriesen, seinen redlichen Wandel von der Welt wie von seinem Orden anerkannt. Besorgnisslos und gefasst stand er auf der fürchterlichen Stelle, wo sein Schicksal sich entscheiden, sein Orden gerechtfertigt oder schimpflich aufgehoben werden sollte.

Da man ihn fragte, ob er die Vertheidigung seines Ordens übernehmen wolle, erwiederte er, der Grossmeister müsste ein Schurke sein, welcher die Unbescholtenheit der Seinigen nicht bis zum letzten Athemzuge verträte; er aber sey ein Gefangener des Königs und des Pabstes; wie könnten seine Beweisreden Kraft haben, wo die weltlichen und die geistlichen Donner zusammen hallend seine matte Stimme überbrausen; wundern aber müsse er sich über die Eile, mit welcher man verfahre, über die unbegreiflich rasche Strenge, die einem sterbenden Orden nicht einmal die letzten Züge gestatte. — Darauf überreichte man ihm eine Schrift, welche die Geständnisse der Ritter und die Bekräftigungen der Zeugen enthielt. Da er jedoch versicherte, dass er weder zu lesen noch zu schreiben verstände, wurden die einzelnen Punkte der Reihe nach ihm vorgetragen. Molay

hörte verwundert den Inhalt der Schrift, mit jeder Zeile wuchs sein Staunen, sein empörter Unwille. Der ruhigen Besonnenheit nicht mehr Meister, nannte er das gerichtliche Verfahren ein Blendwerk der Hölle; er schrie über teuflischen Betrug, konnte die Mittel nicht begreifen, durch welche man seine Ritter zu so unnatürlichen Erdichtungen gebracht habe, und fragte, wie ein Herrscher auf einem christlichen Throne, wie ein Stellvertreter des Apostels zum Verderben eines gottseligen Ordens solche Lügen hätte erpressen können? Die geistlichen Richter sahen sich durch die laute Sprache des einfachen furchtlosen Mannes im Vorfolg ihres Amtes gehemmt; vergebens ermahnten sie ihn, seine Ausdrücke zu mildern, vergebens wünschten sie, seine Betheuerungen als Ausbrüche des Wahnsinns darstellen zu können; ein priesterlicher Krieger stand vor ihnen, der seine Wahrheit mit unschreckbarem Muthe vertheidigend, das Bewusstsein seines Werthes im Gefühle der Unschuld zwiefach zu erkennen gab. Er behauptete, dass es in Frankreich keinen Richter für ihn gäbe, und gebot, dem heiligen Vater vor's Auge geführt zu werden. Zugleich berief er sich auf die Tapferkeit, mit welcher der Orden noch jetzt, wenn die trägen Fürsten Europa's ihm nur Gelegenheit verschafften, für den Glauben sein Blut vergösse; auf die Schönheit des Gottesdienstes, auf die Heiligkeit der festlichen Gebräuche in seinen Kirchen; auf die Summe der Almosen, welche, aus den Händen der Tempelgesellschaft strömend, das Elend überall erleichterten. Er fragte, wie es möglich sey, dass mehrere Jahrhunderte hindurch die Christenheit von so ungeheuren Verbrechen nicht den leisesten Wink erhalten, dass kein Neuling, vor den scheuss-

lichen Gebräuchen zurück schaudernd, augenblicklich der Gesellschaft entronnen, und ihre Frevel aller Orten verkündigt, dass Männer, die aus dem Orden getreten, über seine Abscheulichkeiten ein ewiges Stillschweigen beobachtet hätten — Fragen, die allerdings die Verfolgungssucht aus ihrer Fassung zu rütteln vermochte *).

Wilhelm von Nogaret, auch in dieser Angelegenheit seinem Herrn mit nie ermattender Geschäftigkeit ergeben, trat darauf hervor, und berichtete aus der Chronik von Saint Denis, wie der Sultan Salaeddin von Babylonien, der vom Grossmeister und den Tempelherren die Huldigung empfangen, bei einem Unglücke, welches sie nachher im Felde getroffen, gesagt habe, es ereile sie ein gerechtes Schicksal, denn sie hätten treulos an ihrem Glauben gehandelt, und sich der ehrenlosesten Schändlichkeiten schuldig gemacht. — Verwundert über eine solche Aeusserung, erklärte Molay, in wie fern, wenn der Orden seine Grenzfesten nicht einbüssen wollte, jene Huldigung unumgänglich habe statt finden müssen. Zugleich aber fragte er, ob man einem saracenischen Volksgebieter mehr Glauben als dem Oberhaupte eines christlichen Ordens beimessen wollte. Da er indessen bald gewahr ward, mit wie halbem Ohre der Hass auf seine Betheuerungen hinhörte, ersuchte er um ein Gotteshaus, um die Verstattung eines geistlichen Beistandes, und trat aus der Versammlung, mit seiner Zukunft vertraut.

Dennoch war man, das Urtheil der Menschen scheuend, der Meinung, durchdringendere Vorkehrungen ver-

*) Vers. üb. d. Beschuld., welche dem Tempelherrnorden gemacht word. sind und üb. dess. Geheimniss v. Fr. Nicolai, Berl. u. Stett. 1782. — Alex. Pereira Mem. da celebre orden d. Templ. Lisb. 1735.

anstalten zu müssen. Zu diesem Ende wurden alle Ritter, welche die Vertheidigung des Ordens zu übernehmen gedächten, nach der Hauptstadt berufen. Vier und siebzig Mitglieder fanden im bischöflichen Saale sich ein, und liessen unter der Leitung des Pierre von Boulogne, des geistlichen Vorstehers der Gesellschaft, eine Schutzschrift erscheinen, in welcher sie den Orden gegen jede glaubenswerthere Anklage zu rechtfertigen sich bemühten, die Abgeschmacktheit der übrigen Beschuldigungen in ihrem ganzen lächerlichen Unsinne darstellten, und die gemachten Geständnisse, als Erfindungen einer kleinmüthigen Angst, für nichtig erklärten.

Um diese Zeit sass bereits zu Vienne die Kirchenversammlung. Sie begehrte die Verhandlungsschriften in der Rechtssache der Tempelherren zu vernehmen, und so wurden sie vorgelesen. Da bestanden fast alle Prälaten auf eine nähere Untersuchung; nur vier Erzbischöfe, die Kirchenhorte von Rheims, Sens und Rouen nebst einem italiänischen, unter diesen der gelehrte Wilhelm Dürant, verfochten die entgegengesetzte Meinung, und erklärten jede neuere Bemühung für überflüssig, indem die Vertheidigung des Ordens bereits den Rittern selbst gestattet worden *). Der Handel zog sich in die Länge; man benutzte die Zwischenzeit, um die Geistlichen, deren Einfluss auf die Uebrigen am sichtbarsten, für die Wünsche der Krone zu stimmen. Endlich langte König Philipp selbst zu Vienne an. Eine Unterredung mit dem Pabste benahm diesem die letzten Zweifel, machte ihn jedem Ansinnen geschmei-

*) Christ. Tomasius diss. de Templar. equit. ord. sublato. Hal. Magdeb. 1706. 4.

dig, und bestimmte ihn zur äussersten Entscheidung. So verabredet begab man sich in jene glänzende Tagsatzung, wo der König des mächtigsten Reiches dem untrüglichen Oberhaupte der Kirche zur Seite sass, wo man die fürstlichen Sprösslinge des Kapetingischen Hauses neben den Kardinälen im Purpurmantel, die Blüthe des ritterlichen Adels neben den ausgezeichnetsten Prälaten erblickte. Kaum hatten sich die Augen vom Glanze der zwiefachen Majestät erholt, so ward die Bulle zur Vernichtung des Tempelherrnordens verlesen. Klemens der Fünfte hob aus apostolischer Machtvollkommenheit, nicht durch ein Endurtheil *), den Namen, das Wesen und die Verfassung dieses geistlichen Rittervereines auf, behielt sich aber die völlige Entscheidung für einen künftigen Ausspruch vor. Die Versammlung schwieg, Niemand wagte zu murren.

Darauf wurden zwei Kardinäle nach Paris gesandt, damit sie über den Grossmeister das letzte Gericht halten möchten. Neben ihm sassen der Kommenthur Veit von Auvergne, Hugo von Peraldo, der Grossvisitator von Frankreich, und noch ein Dritter, gleichfalls eins der wichtigsten Mitglieder im Orden; das Schicksal des Meisters sollte auch das ihrige werden. Aber schon war von einem gesetzlichen Rechtsverfahren nicht mehr die Rede; Philipp und Klemens hatten geboten und entschieden, ihre Diener schlossen der Gerechtigkeit Ohr und Auge. Kein Verhör, keine Vergleichung der Zeugen, kein Gegenüberstellen der Kläger

*) Per provisionis potius quam condemnationis viam. — Reynouard Monum. hist. relat. à la condamn. des Chev. du Temple.

und der Angeklagten — im Vorhofe der Kirche Notre Dame lärmte es die Nacht hindurch von Bretern und Hämmern, am Morgen stand ein finsteres Schreckensgerüst da, und ehe noch die Nachricht sich durch die unübersehliche Hauptstadt verbreitet hatte, stiegen vier edle Männer hinauf zum Hochgerüste, um für Verbrechen zu bluten, die sie nicht kannten, um durch ihren Tod die Sterbestunde eines Ordens zu bezeichnen, dessen Macht und Reichthum die Eifersucht und die Habsucht gereizt hatten. Als man oben angekommen, wurden die Befehle des Pabstes und die Aussagen der vier hohen Sträflinge selbst vorgelesen; sie aber baten mit Ungestüm um Erlaubniss zu reden, schwuren den versammelten Zuschauern, dass sie nie Etwas dieser Art gestanden hätten, oder sey über ihre Lippen etwas Ehrenrühriges gegen den Orden getreten, so habe es fluchwürdige List ihnen zu entlocken verstanden. Die Vollzieher des Urtheils geriethen aus dem Geleise, und wussten sich nicht zu helfen; das Volk lief durcheinander, man gestand sich sein Mitleid mit den trefflichen Männern, zu deren Verderben die Bosheit eigens ein Beil geschliffen habe; die Entrüstung gesellte dem Namen des Königs widerwärtige Bezeichnungen, verdammte die Richter, die um des eigenen Vortheils willen die frevlen Lüste ihres Herrn aus dem Schlummer weckten, und bespöttelte mit bittrem Hohne einen Pabst, der nach den Blitzen der französischen Krone die Edelsteine seines eigenen Diademes leuchten lasse.

Indessen hatte man die vier Männer eiligst in's Gefängniss zurück geführt, und dem Könige Bericht erstattet. Erbittert, durch die wiederholte Zurücknahme der Geständnisse sein Verfahren dem allgemeinen

Schmähtadel preisgestellt zu finden, liess Philipp einen leidenschaftlich jähen Befehl ergehen, und noch am nämlichen Tage, da dieser zu Paris angelangt, wurden Jacob von Molay und Hugo von Peraldo auf einer Insel in der Seine, zwischen den königlichen Gärten und dem Kloster der Augustiner, den Flammen übergeben, ohne dass man die beiden Kardinäle weiter darum befragt hätte (18. März 1314). Aber auch hier, erschien der Grossmeister mit dem Muthe, welchen er bisher so ritterlich behauptet hatte; nicht mit jener scheinbaren Beherztheit, wie die Gleichgültigkeit der Verzweiflung sie an manchem Missethäter bewundern lässt, ruhig und besonnen widerrief er auch hier und sprach seinen Orden von allen Abscheulichkeiten frei. Die Sage ging, er habe in den Flammen den Statthalter Christi und den König der Franzosen, „den ungerechten Richter und den grausamen Henker", im laufenden Jahre noch vor den Richterstuhl des allerhöchsten Gottes gefordert *). Die Umherstehenden weinten, und Viele sammelten die Asche des unglücklichen Ritterhauptes. Veit von Auvergne aber und der vierte Ritter liessen an diesem Tage kein Wort mehr hören; man nahm ihr Schweigen für einen Widerruf, entfernte sie von den Flammen, und übergab sie einer ewigen Haft.

Klemens der Fünfte hatte sich ein entscheidendes Endurtheil über die Aufhebung des Tempelherrnordens vorbehalten; aber auch ohne dieses war er bereits von der Erde verschwunden. Denn kein Ritter durfte sich mehr im weissen Mantel mit dem rothen Kreuze er-

*) Hist. Templarior. observ. ecclesiast. auct. Nic. Gurtleri ed. 2. Amst. 1703. 8. — Rezeray Hist. de Fr.

blicken lassen; wer auf Leugnung der Verbrechen bestand, sollte dem Henker übergeben werden, wer sie bekannte und Reue darthat, hatte die Erlaubniss, von den Einkünften der Gesellschaft, doch ohne jedes äussere Zeichen, in den verödeten Ordenshäusern seine Tage zu verleben, und wenn auch in einem Lande ihre Unschuld siegreich aus dem Kampf hervor trat, durfte man sie doch, aus Furcht vor den päbstlichen Verordnungen, durch kein öffentliches Zeichen rechtfertigen; in andere Ordensgesellschaften musste man sie unterzubringen suchen *). Ihre Schätze und liegenden Gründe wurden den Hospitalbrüdern oder Johannitern zugesprochen, welche von ihrem Aufenthalte später Rhodiser-, endlich Malteser-Ritter hiessen, und wegen ihrer Heldenherzigkeit in den morgenländischen Kriegen würdig erachtet wurden, die Erben der aufgelösten Tempelherren zu seyn. Zwar erhoben sich, und es leuchtet bald ein, von welcher Seite, verschiedene Stimmen, die einen solchen Ausweg als unklug tadelten; man würde die Johanniter, erklärten sie, durch einen gleichen Reichthum mit den Tempelherren einer gleichen Verderbniss zuführen. Doch scheute man sich, die geistliche Ritterhabe auf eine andere Weise zu verwenden; ihre Warnung fand kein Ohr, die Könige bequemten sich, den Wünschen des heiligen Stuhles zu willfahren, und Philipp

*) Auch König Eduard, der anfangs sich für sie erklärt hatte, liess sie nachher gefänglich einziehen, und auf der Kirchenversammlung zu London sollen Alle die aufgestellten Verbrechen als unerdichtet zugegeben haben. P. G. Daniel l. c.) — In Deutschland gab es zu Görlitz noch im vierzehnten Jahrhunderte Tempelherren. — In der Synode von Salamanca wurden sie für unschuldig erklärt. In Arragonien leisteten sie Widerstand, vertheidigten sich in den festen Schlössern des Ordens, mussten sich aber endlich ergeben und geriethen in Gefangenschaft. (Helyot Gesch. d. geistl. u. weltl. Orden. Th. 6.)

selbst konnte sich nicht davon ausschliessen *). Doch wussten seine Beamten für den königlichen Schatz dabei zu sorgen, und was der eine Orden hinterlassen hatte, gelangte keineswegs in seinem ganzen Umfange zum Besitz des andern **).

Mit so schaudervoller Auflösung endigte der Orden der Tempelherren. Wie die gerichtlichen Verhandlungen, die seinen Untergang herbeizogen, für die fernstehende Nachwelt von gar manchem Geheimniss verschleiert da liegen, mussten die Meinungen der Geschichtschreiber und Philosophen sehr verschieden über den Gegenstand ausfallen. Daher kommt es, dass viele, unter ihnen vorzüglich die französischen Geschichtschreiber, alle Verdammlichkeit auf die Rechnung der Ritter setzen, während andere, wie Hume und Voltaire, die ganze Verderbniss des Ordens in der listigen Bosheit seiner Verfolger erblicken zu dürfen glauben, und besonders auf die verschiedene Behandlungsweise aufmerksam machen, durch welche man Geständnisse belohnte, und die leugnende Standhaftigkeit bestrafte. Eine dritte Parthei hält eine genugthuende Entwicklung dieser ausserordentlichen Begebenheit für nicht denkbar, und nennt sie, wie Griffet ***), ein geschichtliches Räthsel. Und in der That, wer möchte heut behaupten wollen, dass ein ganzer Verein von edlen Rittern, eine

*) Einige Fürsten in Spanien erhielten die Erlaubniss, die Einkünfte der Tempelgüter so lange zu geniessen, bis sie die Mauren aus ihren Staaten vertrieben hatten.

**) Phil. Grouvelle Mem. sur les Templiers. Uebers. v. C. Fr. Cramer.

***) De l'abolition de l'ordre des Templiers, eine Abh., die sich hinter der Gesch. Philipps des Schönen im fünften Theil des Daniel befindet.

geistliche Kriegergesellschaft, an deren Spitze ein Molay gestanden, von so abscheulicher Entartung verpestet gewesen, und so unnatürliche Laster unter sich geduldet hätte? Wer möchte aber auch leicht sich überreden, dass der Hass und die Habsucht eines Königs Schurken genug gefunden, um durch bezahltes Zeugniss einen schuldlosen Orden in so vielen Untersuchungen als den frevelhaftesten Auswurf des menschlichen Geschlechtes darzustellen? Und sollte es möglich seyn, dass Philipp, dessen Unversöhnlichkeit gegen den Schatten des Bonifaz allerdings bis zum Unglaublichen gestiegen, den Rittern unwiderrufliches Verderben geschworen, weil sie diesem Priester zum Kampfe gegen ihn Gelder zugesandt hatten? Unser Mitleid den unglücklichen Rittern, dem gehässigen Verfahren ihrer Vertilger unsern Abscheu, die Lösung des Knotens sey einem Andern aufbewahrt.

Zehntes Kapitel.

Die Vernichtung des Tempelherrnordens war der hauptsächlichste Gegenstand gewesen, mit welchem die Kirchenversammlung zu Vienne sich beschäftigt hatte. Aber auch die Gesetzwidrigkeiten im Leben und Treiben des geistlichen Standes, mit jedem Jahrzehend zum immer fühlbareren Aergerniss sich steigernd, nahmen mit den Missbräuchen in der kirchlichen Verwaltung die Thätigkeit in Anspruch; daneben gedachte man die streitfähige Christenheit zu einem neuen Kreuzzuge zu bewaffnen. König Philipp versprach, das heilige Zeichen zu nehmen; aber der Eifer für die Kämpfe im Morgen-

lande war mit seinem Grossvater in's Grab gesunken, Jerusalem rief kein gewaffnetes Christenheer mehr über den Bosporus, ein geringfügiges Ereigniss reichte bereits hin, die Waffen, über welche der heilige Vater gegen die Saracenen den Segen gesprochen hatte, auf einen christlichen Feind in Europa zu wenden. So brachten denn auch hier Zwistigkeiten, die in Guienne zwischen Franzosen und Engländern sich erhoben hatten, den heiligen Vorsatz in Vergessenheit.

Doch weder Philipp noch Eduard waren jetzt geneigt, den Hader ihrer Unterthanen durch's Schwerdt zu schlichten. Es erging eine freundschaftliche Einladung an den König von England, und fand bereitwilliges Gehör. Zu Poissy sahen sich die beiden Fürsten; sie kamen ihren gegenseitigen Wünschen fast zuvor, und gleichten bei fröhlicher Eintracht in wenigen Stunden jede Unbill aus. Beide begaben sich darauf nach der benachbarten Hauptstadt; der Einzug des Königs mit seinem Gaste weckte die allgemeine Freude, eine glänzende zahlreiche Versammlung feierte, um die beiden Fürsten geschaart, das Pfingstfest. Die Geschichtschreiber wissen die Farben nicht blendend genug zu wählen, wenn sie die Herrlichkeit jener Tage schildern wollen. Nachdem König Philipp seine drei Söhne nebst vielen andern jungen Edelleuten zu Rittern geschlagen, sollte Eduard durch Feste berauscht werden, wie sie keinem englandischen Könige vor ihm in Frankreich bereitet worden. Das Volk empfand es; denn einer alten Sitte zufolge war der Ritterschlag des Kronerben mit einer Steuer verbunden; doch im Glanze seines Beherrschers sich selbst verherrlicht fühlend, begaffte es die kostbaren Anstalten mit stolzem Wohlgefallen.

Die Kreuzzüge hatten die Völker des Abendlandes mit einem neuen Geiste beseelt; im Denken und Treiben stempelte sich ein erhöhter Schwung, eine jugendliche Aufwallung. Das Beginnen selbst, die Geburtsstätte des heiligen Glaubens aus den ungerechten Händen der Mahometaner zu befreien; die niegesehenen Erscheinungen, welche der ferne fremde Himmelstrich darbot; das reiche wundersame Land des Sonnenaufgangs, dessen Gemälde die Eitelkeit und der Aberglaube nach und nach mit den seltsamsten Zaubergestalten bereicherten; die gesetzliche Verehrung der Frauen, deren Schleier keine saracenische Hand zu lüften sich erdreistet; der erkämpfte Ruhm und die überstandenen Abenthener, vom heimgekehrten Krieger mit wortreicher Selbstgefälligkeit berichtet, mit schaurigem Entzücken vom jüngeren Geschlechte vernommen; die Verbindung der Gottesfurcht mit der Tapferkeit, welche das Schwerdt mit dem Kreuze schmückend, eine heldensinnige Schwärmerei erzeugte, wie sie bis dahin in der Christenheit noch nie sich verkündigt hatte — diese Momente bereiteten den Geist des Mittelalters, wo die Völker, überwogende Kräfte fühlend und dem Zuge der Phantasie folgend, gleich rohen, aber vielversprechenden Jünglingen, neben den zartesten Empfindungen den gewaltsamsten Ausbrüchen der Leidenschaften sich dahingaben, das Fest der Freude nur mit übersprudelndem Ungestüm zu feiern liebten, und den Frauen bereits mit zartsinniger Ehrfurcht ergeben, neben dem Heiligsten sich an dem niedrigen Alltäglichen ergetzten, oder an Tagen der Lust das Ehrwürdige mit dem Lächerlichen zusammen treten liessen. — Aus diesem Gesichtspunkte wollen alle Feierlichkeiten jener Zeit betrachtet seyn; was uns un-

begreiflich oder unserm Geschmack beleidigt, lag damals in der allgemeinen Denkweise, und entsprach dem Bedürfnisse. So die Feste, mit welchen man König Eduard den Zweiten an der Seine zu unterhalten suchte. Da waren die Strassen mit bunten Teppichen belegt, und des Abends blitzten unzählige Fackeln vor den Fenstern vorüber; was bei den stattlichen Versammlungen im Pallaste der Könige sich einfand, erschien in neuen reichbebarteten Kleidern, und oft liessen sich die vornehmen Gäste in dreien verschiedenen Trachten des Tages sehen. Die Bürger aber legten durch mancherlei Schaugepränge ihre freudige Theilnahme an den Tag, und die Zünfte hielten, mit ihren bezeichnenden Sinnbildern geschmückt, zahlreiche Aufzüge durch die Stadt. Aber die erquicklichste Unterhaltung gewährten die Schaubühnen, auf welchen die „Feereyen" ihr tolles Wesen trieben. Da tummelte sich der Humor in seinen drolligsten Gegensätzen; dem Gängelbande der Vernunft entronnen, erging sich die Phantasie in den buntesten Gärten, und hatte die Zuchtruthe der Bildung noch nicht genug empfunden, um ihrer kindischen Sprünge sich zu schämen; wer das seltsame Treiben gesehen, hätte nimmermehr geahnt, dass aus diesem phantastischen Wirrwar sich dereinst die dramatische Kunst der Franzosen mit ihren Wegweisern und Warnungstafeln, mit ihren Verzäunungen und Zwanggräben heraus wickeln würde. Denn was es Heiliges und Ehrwürdiges in der Vorstellung der Menschen gab, fand hier sein lächerliches Spiegelbild neben sich; ohne einander zu verwunden oder verzerrend zu entkräften, kreuzte sich mit dem Ernste der Scherz; das Niedrige prunkte spottlustig in den Formen des Höchsten. Eine tobende Spielgesellschaft neben

einer Einsiedeley mit betenden Mönchen, die Qualen der Hölle neben dem Entzücken des Paradises; aber aus dem Schwefelpfuhle tanzte man hinüber in die Flur der Seligen, und ein Bischof, der sich in's Reich der ewigen Freude verirrt hatte, ward mit Pechfackeln zur Höhle der Verdammniss hingetrieben. Der Herr der Welten betete mit den Engeln das Paternoster, erweckte Todte, und hielt mit seinen himmlischen Kanzlern Rath, wie man die „bösen Ritter" von den Planeten am wohlfeilsten hinab stürzen könnte — so durfte der Spott auf der Schaubühne selbst die verfänglichsten Kapitel in Philipps Regierungsgeschichte laugen. Aber die Hauptposse, ohne welche keine Vorstellung zu schliessen pflegte, sollte nicht fehlen, der Fuchs nämlich, der in schlauen Sätzen die geistlichen Rangstufen durchspringt, und endlich Pabst geworden, mit apostolischem Wohlgefallen Hühner fängt und frisst. Auf biblische Scenen folgten Prachtzüge von Thieren und Waffenspiele schwergeharnischten Kinder *).

Endlich ward auf der Ebene bei Saint Germain des Pres eine Kriegesübung der pariser Bürger veranstaltet. Ihre Rüstung war glänzend, ihre Haltung kriegerisch, ihre Bewegungen wurden mit geübter Fertigkeit ausgeführt. Die englischen Zuschauer standen verwundert dabei, und König Eduard wünschte seinem Wirthe zu solchen Bewohnern seiner Hauptstadt Glück. Hiemit aber waren die festlichen Tage vorüber, der Scherz verstummte, und der Glaube mahnte mit strengen Worten zur Pflicht. Der Kardinallegat des Pabstes näherte sich den Fürsten mit dem Kreuz in der Hand; seine Pre-

*) Les frères Parfait Hist. du Théatre fr. Amst. 1735.

Predigt verhiess Vergebung der Sünden und ewige Seligkeit, die Manen König Ludwigs des Heiligen wurden zu Zeugen gerufen, und jeder rüstige Arm für die Kriege des Herrn gefordert. Die Fürsten liessen auf's Knie sich nieder, ihrem Beispiele folgten die Mitglieder ihrer Häuser wie der ganze gegenwärtige Adel, Alles empfing die Zeichen der heiligen Waffenschaft, und selbst die Damen gelobten sich dem Morgenlande; doch als treue Gattinnen ersuchten sie um Befreiung vom Gelübde, falls ihre Männer sich gehindert fänden, es zu erfüllen. Nun wurden die Kampfspiele verboten, der Kreuzzug in den Gotteshäusern und auf den Strassen öffentlich gepredigt, und Philipp erhielt das Recht, zu diesem Zwecke den zehnten Pfennig von der Geistlichkeit seines Landes zu erheben. Dass er von dieser Gestattung mit der lebhaftesten Thätigkeit Gebrauch machte, bedarf kaum einer Erwähnung. Aber König Eduard nahm Abschied; Niemand bereitete sich weiter zum Aufbruch gegen Osten, und die Saracenen hatten keinen streitlustigen Christen zu fürchten. Philipp hütete sich, des unterlassenen Zuges mit einem Worte Erwähnung zu thun; nicht Palästina, Flandern war's, wohin seine Aufmerksamkeit das Auge gerichtet hielt.

Graf Robert von Flandern hatte die Zahlungen, zu denen das Land im Friedensschlusse sich verpflichtet, nicht mit der sorgfältigsten Pünktlichkeit erfolgen lassen. Doch der Zwist, der hieraus sich entsponnen, fand bald seine Beilegung. Als aber der Graf sich nachmals in Paris zum Besuche befand, wiederholte der treulose König das Spiel, welches er mit dem Vater versucht hatte, und liess ihn in's Gefängniss setzen.

Doch glücklicher als der alte Veit, entkam Robert durch List seiner Haft, und verweigerte nun der französischen Krone unverhohlen jede fernere Zahlung. Philipp, der ehemalige noch an Rachlust und Herrschbegier, wiewohl nicht an Kraft und Nachdruck, forderte den Grafen vor seinen Gerichtshof, und da dieser nur einige Abgeordnete mit zweideutigen Ausflüchten sandte, übertrug er die Entscheidung der Sache seinem Parlamente, die Meinung desselben sehr wohl voraus wissend. Das Parlament erklärte den flandrischen Grafen für einen Rebellen, und stellte das Urtheil auf, seine Lande wären jetzt ein an die Krone Frankreich verfallenes Lehen. So erneuerten sich die alten Zeiten; hier Werbungen und Kriegsbefehle zur Eroberung Flanderns, dort angestrengte Rüstungen, um das väterliche Erbe zu vertheidigen. Der heilige Vater musste seinen Beistand leisten; zwei französische Prälaten wurden im Namen des Pabstes mit dem Bannfluche nach Flandern geschickt. Der Kampf begann. Mit einem starken Heere rückte Philipp in das Land zwischen der Schelde und dem Lys; aber seine Waffen hatten ihren schreckenden Blitz verloren, eine zagende Vorsicht schritt dem ergrauenden Könige zur Seite; Robert hatte kluge Vertheidigungsmittel ergriffen, und der Held von Mons en Puelle, den weder der Feind noch seine eigenen Krieger wieder erkannten, trug Bedenken, in ein gefährliches Spiel sich einzulassen.

Zwar hatte er sich zum Meister von Courtray gemacht; aber bald wiederholten sich die früheren Ereignisse; das Volk erbrauste in furchtbarem Aufstande, und jagte die französischen Beamten zu den Thoren hinaus. Ein zweiter Feldzug entschied eben so wenig,

doch zeigte sich Robert zu friedlichem Uebereinkommen geneigt. Zugleich aber verkündeten sich in Frankreich immer gedrängter die Zeichen des allgemeinen Unwillens; ein Jedes schien dem Augenblick einer furchtbaren Empörung entgegen zu reifen. Eine Steuer auf Alles, was verkauft würde, hatte die Gemüther des Volkes ungemein erbittert; unter dem Adel schienen zur Wiedererlangung verschiedener Freiheiten gefährliche Bündnisse statt zu finden; die Geistlichkeit, über den Zehnten unwillig, den sie zum vorgespiegelten Kreuzzuge hatten zahlen müssen, wandte ihr Herz vom Könige weg. Seine Diener schmähte der Fluch der Bürger; Alles war entschlossen, ihre Habsucht nicht länger zu ertragen. So sah sich Philipp genöthigt, alle Schuld öffentlich auf seine Minister werfend, die verhasste Steuer zurück zu nehmen. Hiemit aber fand er sich auch ausser Stande, seinen Streitern den Sold zu zahlen; das Missvergnügen griff nun auch im Heere um sich, und die Eroberung Flanderns, der alte langgenährte Lieblingsgedanke, musste für immer aufgegeben werden. Die Vorschläge des Grafen wurden angenommen, der Friedensschluss änderte in der Lage der Dinge nichts. Robert versprach nach Frankreich zu kommen, um die hergestellte Freundschaft für ewige Zeiten zu besiegeln. Aber er sah Frankreich so wenig als Philipp jemals Flandern wieder. Unmuthig kehrte der König in seine Hauptstadt zurück, verzagt, wenn er diese Heimkehr mit jenem Siegesjubel verglich, der ihn nach den Tagen des Ruhmes an den Thoren von Paris empfangen hatte.

Mit bedenklichen Gesichtern gestanden die Höflinge einander, dass König Philipps Stern unverkennbar

zu ermatten angefangen habe. Das Misslingen der flandrischen Plane lag vor Aller Augen offen da, aber Niemand ahnte das seltsame Unglück, welches den gealterten Fürsten in seinem eigenen Hause treffen sollte. Veit von Flandern, Bonifaz und Jacob von Molay, alle Geister der Beleidigten schienen herauf gestiegen an das Licht der Welt, um Rache zu nehmen an ihrem Peiniger, und über seine Leiden ihre Kränkung zu vergessen.

Der Thronerbe Frankreichs, Ludwig, König von Navarra und Graf von Champagne, hatte sich mit Margarethen, der Tochter Roberts des Zweiten, Herzogs von Burgund, vermählt. Schon während der ersten Monde hatten dieser Ehe wenig Freuden gelächelt; der Welt ein glückliches Antlitz zuwendend, weilte das fürstliche Paar ohne Neigung und Eintracht neben einander, und blickte mit stillem Neid nach mancher ärmlichen Hütte, unter deren Strohdach die Liebe den kargen Erwerb zärtlich theilte. Der Pallast ward der Fürstin zur öden Höhle, die Ergetzlichkeiten des Hofes zu schalen Mummereien. Aber bald fesselte sie ein neues Gestirn an diesen Pallast, an diesen Hof. Die Person ihres Gemahles umgab Philipp Lanüai, ein gewandter Hofmann, seinem Herrn treu ergeben, der Gemahlin seines Herrn mit schweigendem Ernste begegnend. Allmählich jedoch entdeckte er in ihrem Auge, was er in ihrer Seele erregt hatte; ungeahnte Wünsche, mehr der Ehrsucht als der Liebe ihr Daseyn verdankend, stiegen nach und nach in ihm auf; er entschloss sich, sein Glück zu benutzen; ein Fussfall in unbemerktem Augenblicke entdeckte der Fürstin, mit welchem Gedanken er sich schmeichelte, mit welchen

kühnen Hoffnungen er sich trug. Er fand Gehör, und die Zärtlichkeit, die gegen Ludwig von Navarra sich nicht zu erschliessen vermochte, kam seinem Edeldiener entgegen.

Was Philipp Laniai bei'm Thronerben, war Walter, sein Bruder, bei Karl, dem Grafen von La Marche, König Philipps drittem Sohne. Karl hatte seine Hand der Blanca, einer Tochter des burgundischen Pfalzgrafen Otto des Vierten, gereicht, und mit ihr in friedfertiger Ehe gelebt. Aber Walter, vom verborgenen Glücke seines Bruders benachrichtigt, und gleichsam aus Eifersucht nach einem ähnlichen Verhältnisse sich sehnend, fasste den Gedanken, was jenem ohne sein Bemühn geworden, durch eigene Thätigkeit zu erringen. Von der Natur mit glänzenden Eigenschaften begabt, versuchte er behutsam die Künste der List und der Schmeichelei; er schien nur für seine Fürstin zu leben, sein Aug und sein Ohr nur für sie zu besitzen. Nach langem Sklavendienste der Aufmerksamkeit gelang es ihm endlich, die Neigung der Fürstin zu bestechen, und das Ziel seiner thörichten Ehrsucht zu erlangen. Nun durfte er vor dem Bruder sich seiner Ruhmlosigkeit nicht mehr schämen, und beide bewunderten, wenn Niemand sie belauschte, die Kränze der Herrlichkeit, mit denen eine so hohe Liebe sie geschmückt hatte.

Doch der Rausch sollte nicht lange währen, ein entsetzliches Erwachen sie aus ihrer Seligkeit stürzen. Vor den Lauschern eines Hofes ist es schwer ein Geheimniss zu verschleiern; der geschäftige Verrath enthüllte ihr Verhältniss, in der nämlichen Stunde wurden die Brüder überfallen, und Kläger traten auf, welche

die beiden Schwiegertöchter des Königs vor öffentlichem Richterstuhle der ehelichen Untreue beschuldigten. Frankreich erstaunte, das Ungewöhnliche des Aergernisses konnte man kaum begreifen. Aber als wollte die Rachegöttin ihren ganzen Köcher auf Philipps Haupt leeren, tastete die Beschuldigung auch Johannen an, die ältere Schwester der Blanca, die mit des Königs zweitem Sohne vermählt war. Philipp sah mit Bestürzung die Ehre seines Hauses besudelt, kaum war in der Geschichte der Fürstengeschlechter eine Schande, wie die seinige, aufzufinden. Zu Boden geschmettert von einem so ausserordentlichen Schlage, gebrach ihm die Fassung, in der Sache der Seinigen als Richter zu sprechen; mit kleinmüthiger Ergebung überliess er sie seinem Parlamente, und erwartete mit ängstlicher Verzagtheit dessen Entscheidung. Der Gerichtshof wählte seine Sitzungen zu Pontoise, nicht weit von der Hauptstadt. Die Kläger wurden noch einmal befragt, die Zeugen verhört, und die Geheimnisse, welche die Untersuchung an das Licht des Tages förderte, setzten die Richter in Erstaunen, rückten den ergrauten König dem Grabe näher; der Fürst, der jedes neue Verbrechen bei der Prüfung der Tempelherren mit freudigem Wohlgefallen begrüsst hatte, fuhr jetzt erbleichend zusammen, so oft eine neue Entdeckung ihm mitgetheilt ward.

Margarethe und Blanca wurden schuldig befunden, und konnten ihre Vergehen nicht leugnen; Johanna aber, die Gemahlin des jungen Philipp, verliess gerechtfertigt die Schranken, und erhielt ihre Freiheit wieder. Die beiden Fürstinnen wurden zu lebenslänglichem Gefängnisse verurtheilt; doch war ihre Zukunft verschieden. Margarethe ward auf Befehl Ludwigs,

ihres Gatten, der seine Schande nicht länger am Leben wissen wollte, im Gefängnisse erdrosselt; Blanca schmachtete sieben Jahre hindurch im Verliesse, ward dann von ihrem Gatten geschieden, und in ein Uferschloss bei Coutances in der Normandie gesetzt; nach mehreren Jahren erst erblickte sie den Himmel wieder, ward Nonne in der Abtei von Maubuissen, und starb nach einem Leben voll strenger Büssungen. Entsetzlich endete das Schicksal mit den beiden Brüdern; was die Gerechtigkeit damals an gräuelvollen Strafen kannte, versuchte sie an diesen unglückseligen, zur schreckenden Warnung bestimmten Missethätern. In Gegenwart einer grossen Volksmenge ward den Lebenden die Haut abgezogen, einzelne Glieder ihres Körpers in's Feuer geworfen, und der halbtodte verstümmelte Rumpf sodann an den Schandpfahl gehängt. Unter ähnlichen Martern verloren bei diesem schmachvollen Rechtshandel auch verschiedene andere Menschen, die um die Ausschweifungen der Fürstinnen gewusst, oder ihren Sünden behülflich gewesen, das Leben.

Es mag wohl nicht dieses Unglück allein gewesen seyn, was auf König Philipp so niederbeugend wirkte. Das Gefühl, bei einem zweideutigen Ruhme den Hass seiner Unterthanen zu tragen und verdient zu haben; ein Rückblick auf das vergangene Leben, wie er mit dem ermattenden Alter unwillkührlich sich aufzudringen pflegt, und die Summe des Erlangten so winzig gegen die Anstrengungen, so unbegehrlich gegen die angewandten Mittel, gegen den vergeudeten Namen der Redlichkeit so jämmerlich erscheinen lässt; die Stimme des erwachenden Gewissens, um so lauter sprechend, je weniger sie der Mensch bereits durch Thätigkeit zu

übertäuben vermag; Edelleute, welche ungeduldig auf seinen Hintritt warteten, um unter einem jungen Könige das Reich von Neuem erblühen zu sehen — wie viele Gewichte, um einen Sinkenden nieder zu drücken! Im Frühlinge schon war Klemens der Fünfte hinüber gegangen in's Reich der Ewigkeit, um vor dem Throne des Richters, der keine Bestechungen kennt, über die Ermordung der Tempelherren Rede zu stehen; dass er den Herbst nicht überleben würde, gewahrte Philipp an allen Erscheinungen des Körpers und des Geistes.

Für Frankreich aber ging sein Leben keineswegs spurlos vorüber. Unter seiner Regierung wurden der Lehensverfassung die letzten Lebenskräfte genommen; die Mächtigen im Lande verloren das Recht, in eigenem Namen Krieg zu führen. Denn indem Philipp, mancherlei List gebrauchend, den Baronen und den hohen Prälaten die Befugniss, Geld zu schlagen, nahm, und sie in ein Vorrecht der Krone verwandelte, machte er sich gewissermassen zum Herrn über das Vermögen seiner Unterthanen. Bald erhöhte er den Werth der Münzen, bald liess er bei vorhandenen schlechten plötzlich gute schlagen, und so stürzte er viele Vasallen nach und nach in eine solche Armuth, dass sie ihre Söldlinge nicht mehr bezahlen konnten. So baten sie denn am Ende selbst, die Friedenstörer als Verbrecher zu verfolgen, und leisteten Verzicht auf das letzte Zeichen ihrer Hoheitsrechte, auf die Befugniss Krieg zu führen. Zu einem solchen Grade der Unterwürfigkeit einmal gebändigt, widersetzen sie sich zuletzt auch nicht mehr, wenn er zum Vortheil der Krone in ihrem Gebiete ausserordentliche Abgaben erheben liess.

Das Parlament von Paris wurde durch Philipp den Schönen zum obersten Gerichtshof erhoben, dessen Entscheidungsrecht mit Ausnahme der Normandie, der Champagne, Flanderns und Toulouse, die ihre eigenen Tribunale behielten, in allen Ländern der Krone galt. Der häusliche Gerichtshof der Könige aus dem kapetingischen Stamme hatte früherhin die innere Verwaltung ihrer Krongüter betrieben, folgte gewöhnlich der Person des Landesherrn, und wurde gehalten, zu welcher Stunde oder an welchem Orte es ihm bequem war. Die Versammlung bestand aus vornehmen Edelleuten und Prälaten. Im letzen Jahrhundert hatte sie den Namen des „Parlamentes" erhalten. Philipps Vorgänger vermehrten die Zahl der Mitglieder durch Rechtsgelehrte; er berief deren noch mehrere, ernannte, um der Rechtsführung mehr Würde und Regelmässigkeit zu geben, einen Vorsitzer, und wies der Versammlung endlich ihren bleibenden Aufenthalt zu Paris an, woselbst sie jährlich zwei Mal zusammen treten sollte. Dadurch ging die Handhabung der Gerechtigkeit besser und schneller von statten. Auf diese Weise war der König von Apellationen befreit. Indessen ward in der Verfassung manches nachher verändert, und die Sitzungen bleibend *). Das Parlament sprach anfangs in seinen Entscheidungen nach den Verordnungen Königs Ludwig des Heiligen; doch unter diesem schon kam das übertragene Gesetzbuch des Justinian in Gebrauch, und bildete die hohen Begriffe von der unumschränkten Macht des Königs aus. Wegen Entfernung der Orte errichtete Philipp zu Toulouse, Rouen und Troyes gleichfalls hohe

*) Hist. du Parl. de Paris p. Voltaire. Amst. 1769.

Gerichtshöfe. Auch schaffte er den gerichtlichen Zweikampf in allen bürgerlichen Angelegenheiten ab *).

Philipp, dem auf diese Weise die gesetzgebende wie die obrigkeitliche Gewalt in seinem Reiche eingeräumt worden, befand sich ungeachtet des heillosen Verfahrens mit dem Gelde, welches ihm den Namen des Falschmünzers zugezogen, in unaufhörlichem Geldbedürfniss. Denn theils kannte er die Sorgfalt einer geregelten Haushaltung nicht, theils verzehrten die stets erneuten Kriege seine Einkünfte; was ihm aber am meisten schadete, war die betrügerische Habsucht seiner Beamten, die mehrmals das Volk fast zu Empörungen getrieben hätte. Aber es blieb sein Gebrechen, dem schlechten Rathe nicht bloss sein Ohr zu leihen, sondern auch dem sträflichen Rathgeber, sobald er einmal seiner Anhänglichkeit versichert zu seyn glaubte, die Züchtigung gern zu erlassen. Daher die empörende Straflosigkeit des Enguerrand de Marigny, Grafen von Longueville, der unstreitig um seines trugvollen Unterschleifes willen durch Henkershand zu sterben verdient hatte, aber erst von Philipps Nachfolger dem erbitterten Volke preisgegeben ward, und ohne sich vertheidigen zu dürfen, auf dem Hochgerichte endigte.

Seltsam ist das Gesetz, das unter Philipps Regierung den Aufwand beschränken sollte. Da lesen wir von der Kleiderzahl, welche den verschiedenen Ständen gestattet; wie den Bürgern Grauwerk und Hermelin verboten; wie die Lebensweise und die Speisen vorgeschrieben wurden; wie nur dem Adel das Recht blieb, sich im Staatswagen mit Fackeln nach

*) Mably observ. s. l'hist. de Fr. t. 3.

Hause leuchten zu lassen. Aber die Verbote fruchteten nichts, die Strafen waren umsonst. Doch einen grösseren Lärm als alles Andere verursachten die berühmten Schnabelschuhe, — souliers à la Poulaine — eine geliebte Staatstracht, durch welche die Eitelkeit wetteiferte; denn je höher die Würde, desto länger ragten die Spitzen hinaus, wohl bis zur Unförmlichkeit von acht Fuss getrieben. Sie waren von wunderlichen Verzierungen umflattert, und von den Spitzen der Schnäbel zogen sich Ketten hinauf bis zum Knie *). Wie viele Mittel wurden angewendet, um eine so lächerliche Sitte zu vertilgen! Bannflüche tobten von den bischöflichen Sitzen hernieder, wie Ketzer wurden die Träger der Schnabelschuhe verdammt — umsonst, erst nach der Regierung König Karls des Fünften verlor sich der Unsinn, aber, wie gewöhnlich, um einem andern Platz zu machen; denn nun wurden Schuhe von so breitem Vordertheile getragen, dass der zierlichste Frauenfuss einer Elephantentatze glich.

Philipps kränkelnde Traurigkeit ging bald in ein abzehrendes Fieber über. Er bestieg das Bett, von welchem er nicht mehr wieder erstehen sollte, er bereute die Schritte, die er für die Glanzpunkte seines Lebens gehalten, und ermahnte Ludwig, seinen Aeltesten, einen entgegen gesetzten Weg zu wandeln, vorzüglich aber nicht durch Verfälschung des Geldes das Vertrauen seiner Unterthanen zu verscherzen. In seinem letzten Willen suchte er manche böse Wirkung zu mil-

*) Die Mode soll durch König Heinrich von England, den ersten Plantagenet, entstanden seyn, indem er seiner körperlichen Schönheit sich freute, am Knie aber ein entstellendes Gewächs hatte, und durch diese Fussbekleidung es zu verhüllen suchte. (Le Gendre moeurs des Fr.).

dern, setzte viele Schenkungen aus, und bestimmte eine bedeutende Summe zur Befreiung des gelobten Landes *). Am neun und zwanzigsten November des Jahres dreizehn hundert und vierzehn, acht und einen halben Monat nach der Hinrichtung des Jacob von Molay, schied König Philipp der Vierte von Frankreich in einem Alter von sieben und vierzig Jahren aus diesem Leben.

Seine Tochter Isabella theilte mit Eduard dem Zweiten den Thron von England; seine drei Söhne trugen nach einander, als Ludwig der Zehnte, der Hadrer, Philipp der Vierte, der Lange, und Karl der Vierte, der Schöne, die französische Krone; nach dem Tode dieses letztern gelangte ein Nebenzweig des kapetingischen Hauses, die Valois, zum Scepter.

---

*) Man hat die Bemerkung gemacht, dass alle kapetingischen Könige in ihrem Testamente Verordnungen festsetzten, um denjenigen, welche durch Gewalt und Unrecht während ihrer Regierung gelitten hatten, den Unglimpf einigermassen zu ersetzen; „nicht weil unsere Könige gewaltthätiger, denn andere," setzt Mezeray mit patriotischem Eifer hinzu, „sondern weil sie mehr von Religion und Gewissen sich leiten liessen."

Alfons Albuquerque.

Erstes Kapitel.

Nach dem Zeitalter der Kreuzzüge war es die Periode der Entdeckungen, welche das Leben der europäischen Völker mit einem neuen bewegungsreichen Schwung beseelte. Jene wurden in frommem Sinn unternommen, und die Tapferkeit gebrach dem heiligen Streben nicht; aber schnell, wie sie erobert worden, fielen die asiatischen Königreiche in die Gewalt des Morgenländers zurück, und nur im Geiste der europäischen Völker, nicht in ihrem Länderbesitze, hatte sich eine Spur des abentheuerlichen Schaarengetümmels erhalten. Nicht so die Entdeckungen. Hier war's weniger das Schwerdt als die höhere Bildung, durch welche der Europäer ein neues Besitzthum zu erwerben und das Erworbene zu behaupten suchte; auf einer unbedeutenden Anzahl von Schiffen schwammen die gewaffneten Entdecker hinaus zu unbekannten Küsten; aber die Frucht ihrer Anstrengungen ging nicht verloren; während auf der Todesstätte des Erlösers ein düsteres Kloster nur an die Siege der christlichen Helden erinnert, weht die Flagge der europäischen Staaten in unzähligen Häfen der anderen Welttheile; der Indier und der Neger, der Hottentott und der Amerikaner gehorchen dem weissen Gebieter, der durch das Uebergewicht seines Geistes ihn in Fesseln geschlagen; dem kleinen Europa huldigen grosse Reiche, und das trüge-

rische Element des Meeres hat sich hier lohnreicher als die Ebenen der Erde gezeigt.

Wenn wir den reicheren Geist und die kräftigere Bildung anerkennen müssen, durch welche unser Erdtheil, der unbedeutendste und ärmlichste unter allen, sich zum Vormunde der übrigen emporgeschwungen, so ist's eine ähnliche Bemerkung, dass unter den Völkern dieses Erdtheils gerade das schwächste, das dürftigste an Menschen und Fluren, den glänzendsten Entdeckerruhm erworben, und die Ehre seines Namens auf den fremden Küsten am weitesten verpflanzt hat. Portugal, ein Stück vom Weststamme Europa's, ein Theil der pyrenäischen Halbinsel, auf welcher es von dem mächtigen Spanien umschlossen und gleichsam erdrückt wird, Portugal ist's, das hier unsere Bewunderung fesselt; nicht leicht hat sich ein Volk in seinen Unternehmungen kühner, in seinen Plänen grossartiger, in seinen Helden rühmenswerther, in seinen Anstrengungen unvergleichlicher gezeigt. Mag auch diese Zeit seiner Herrlichkeit nur ein vorüber flitternder Glanz, die Blüthe eines kurzen Lenzes nur gewesen seyn; es darf ihr unser gerechtes Staunen nicht versagt werden, mit dem heldennährenden Entdeckervolke kann kein zweites seine Lorbeern messen, und der Freund der Vorzeit begleitet es mit erfreulicher Theilnahme auf seinen Fahrten, seinen Feldzügen und Abentheuern. Das Herz schwillt uns in der Brust, mit festlicher Strahlenkrone um sein Haupt steht der Genius der Menschheit vor unsern Blicken, wir sprechen mit Ehrfurcht die Namen der Männer aus, die mit so reichwirkenden Schritten über die Erde hingewandelt, und wenn uns eben dieses Volk durch die jämmerliche Charakterlosigkeit, mit

wel-

welcher es jetzt gegen jede edlere Art des politischen Daseyns sich sträubt, verachtungswürdig anekelt, so blicken wir in seine lichtprangende Vergangenheit zurück, und können ihm seine heutige Verworfenheit wenn auch nicht vergeben, doch mit gemildertem Unwillen nachsehen; straft es sich doch stündlich selbst durch einen Rückblick bitter genug!

Den Ruhm jener Zeit theilen mit den **Portugisen** die **Spanier**. Aber diesen standen reichere Kräfte zu Gebot; aus ihren Häfen schwamm eine grössere Anzahl von Schiffen, aus ihren Städten strömte eine reichere Fülle von Kriegern herbei. Heldenmuth und Beharrlichkeit mögen beide Völker wohl in gleichem Maasse entwickelt haben; doch die Portugisen verdankten mehr als die Spanier ihren allmählich reifenden Plänen, weniger dem günstigen Zufall; sie blickten bei ihren Unternehmungen vorsichtiger in die Zukunft, und benutzten die neugewonnenen Lande in einem edleren Sinne; ihr ruhmvolles Glück ward weniger durch Grausamkeit entstellt, Herrsucht und Raubgier verdunkelten ihre Verdienste nicht so gehässig, und wenn sie auch, wie die Spanier, unter ihrer Herrlichkeit ermattend zusammen sanken, wenn sie den üppigen Garten, den ihre Helden erkämpft, den Holländern und bald auch den Britten überlassen mussten, so überschimmerte ihre Glanzzeit doch die spanische, so steht das Geschlecht ihrer Könige doch thätiger und verdienstreicher da als die Beherrscher von Kastilien.

Unter den Männern, welche in diesem ruhmvollen Zeitalter der Portugisen als die leuchtenden Mittelpunkte der Entwürfe und des Heldengeistes dastehen, gebührt dem Feldherrn, dessen thatenreiches Leben dieses Ge-

mälde entwickeln soll, die bedeutendste Stelle. Kein anderer Portugise hat an Grossartigkeit der Unternehmungen ihn übertroffen, kein anderer mit einem treffenderen Blicke der Sorgfalt in die Zukunft gesehen; keinen seiner Amtsgenossen hat aber auch die Geschichte den Grossen genannt, und wie unermesslich müssen die Verdienste des Unterthans seyn, welchen die Nachwelt eines so auszeichnenden Beinamens würdigt, während der Herrscher auf dem Throne ihn ebenfalls führt! — Zugleich spiegelt sich nicht leicht im Leben eines andren Mannes die portugisische Entdecker- und Heldenzeit so treffend und befriedigend — aus dieser Ursache ward er zur biographischen Darstellung ausersehen; aus dieser Ursache müssen wir aber auch weiter, als es sonst unsre Sitte, zurück schreiten, und um den Mann in seinem Wirkungskreise schildern zu können, mit kurzen Worten die Ereignisse erzählen, die einen solchen Wirkungskreis herbei geführt hatten.

Das ferne Zauberland des Ganges hatte im Alterthume schon die Wissbegierde der Menschen rege gemacht, und da diese nur eine sehr kümmerliche Befriedigung fand, so sah die Phantasie sich einen weiten Spielraum eröffnet, die Fabelsucht setzte ihre Erfindungskraft in Thätigkeit, und fand willige Ohren. Die Siegesreise des Dionysos mit seiner abentheuerlichen Schaar nach Indien klang in den Gesängen der Dichter wieder, der vielbesprochene Waffenzug des Sesostris nach demselben Himmelstriche beschäftigte die Geschichtsforscher. Die Griechen rühmten es mehreren ihrer Weisen nach, dass sie hinaus gereist nach dem Osten, und an den Ufern des gefeierten Stromes die Erfahrungen der Braminen aus ihrem eigenen Munde vernommen;

doch erst unter den Bannern des siegreichen Macedoniers gelangte man in die Nähe des seltsamen Landes, und was an der Grenze sich zeigte, setze seine Krieger allerdings in Erstaunen. Aber weiter hinaus, als zwischen dem Indus und dem Hyphasis, blitzte das macedonische Schwerdt nicht; die Nebelhülle, die vor der Wunderflur zu zerrinnen geschienen, floss bald wieder zusammen. Zwar gelang es darauf einem Nachfolger des Alexander, dem Seleukus Nikator, bis an die Ufer des Ganges vorzuschreiten, und dem Landhandel eine ungefährdete Strasse zu sichern; aber auf dem langen Wege ging die Waare von einer Hand in die andere über, nicht mit ihr zugleich die Kunde des Landes, dessen fruchtbarer Boden sie erzeugt hatte. Auch die Römer, die alleseroberuden Söhne des Kriegesgottes, hatten von Indien nur sehr dunkle, durch Fabeln verzerrte Vorstellungen; indische Leckerbissen prangten theuer bezahlt auf ihren Tafeln, indische Stoffe und Edelsteine nährten den Hochmuth ihrer reichen Frauen; doch Asiaten schafften alle diese Kostbarkeiten nach Europa, die Flur, der sie entstammten, blieb den Römern immerdar verborgen, gleichsam in den Strahlenschimmer der fernen Morgensonne gehüllt. Nachdem sodann das Riesengebäude des römischen Reiches zerfallen, und der düstere Wolkenhimmel der Unkultur auf Europa lastete, trat Indien noch weiter in die Ferne des Ostens zurück, und selbst der Verkehr mit seinen Erzeugnissen verlor an Lebhaftigkeit. Fast verhallte der Name aus dem Gespräche der Menschen, und klang, gleich einer mythischen Bezeichnung, ungefähr wie die äusserste Thule oder die Atlantis.

Als aber die Kreuzzüge, die Völker Europa's über-

haupt mit ungeahnten Kenntnissen bereichernd, einen neuen Sinn des Strebens und der Wissbegier in ihnen aufkeimen liessen, wurden sie wiederum auch auf Indien aufmerksam, und erhielten von ihren mohamedanischen Feinden manchen belehrenden Wink über das Land. Indessen hatten die italiänischen Seestaaten, auf deren Schiffen die Kreuzfahrer dem Schauplatz ihres Ruhmes zueilten, die Gelegenheit zu benutzen verstanden, und waren mit den morgenländischen Zwischenhändlern in kluge Verbindungen getreten; sie richteten sich Stapelplätze ein, erbauten Vorrathshäuser für ihre Waare, und wurden die Einzigen in der Christenheit, denen der Kampf mit den Ungläubigen einen weltlichen Nutzen leistete. Der langsame beschwerliche Landhandel durch Karavanen gerieth bald in's Stocken; die Kostbarkeiten Indiens schwammen auf arabischen Fahrzeugen in's rothe Meer, wurden nach Alexandrien gebracht, wanderten dort auf europäische Schiffe, kamen nach den Häfen von Venedig und Genua, und gelangten von hier aus nach allen Gegenden Europa's. An indischen Waaren fehlte es nun in unserm Erdtheile nicht; Indiens Volk und Flur blieben unbekannte Dinge. Ueber ihre Stapelplätze hinaus gingen die Handelsleute der italiänischen Seestaaten nicht; auch würde die Eifersucht der Muhamedaner, die ihres Gewinnes sorgfältig wachten, jedes weitere Vordringen feindselig ihnen verwehrt haben.

Da gelangte Europa auf eine ganz andere Weise zu einiger Kenntniss des entlegneren Asiens. Dschingis Khan, der Sohn eines mongolischen Hordenführers, setzte das Ostland in Schrecken, und eroberte sich mit glücklichem Schwerdte ein ungeheures Reich, wie

es die Welt nicht zum zweiten Male wieder gesehen. Zu keinem bestimmten Glauben sich bekennend und keinem vor den übrigen den Vorzug gebend, hiess er jeden Mann von Werth willkommen, und nahm den Tüchtigen, wo immer er auch herkam, mit gleicher Bereitwilligkeit an seinem Hofe auf. Nach ähnlichen Grundsätzen verfuhren diejenigen unter seinen Nachfolgern, welche im Norden und Nordwesten Asiens, in Sibirien und an der Wolga, zwei ausgebreitete Tatarenhorden bildeten. An den Grosskhan einer solchen Horde fertigte um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts Pabst Innocenz der Vierte einen Gesandten ab, den Franciskaner Carpin. Die Briefe, die er mit sich führte, baten den morgenländischen Fürsten, den zahlreichen, in seinem Gebiete wohnenden Christen mild und gnädig zu begegnen. Der Mönch war mit seiner Aufnahme zufrieden, und entwarf, nachdem er zurück gekehrt, eine Reisebeschreibung. So lächerlich auch die Erfindungssucht oder die Leichtgläubigkeit des Verfassers sich in ihr darstellt, so enthielt sie doch immer Winke über die Ferne, und machte auf das Unbekannte wenigstens aufmerksam. Wenige Jahre später begab sich der Niederländer Wilhelm Rübrüquis — Ruisbrock — von Ludwig dem Heiligen gleichfalls an einen Khan gesandt, auf die Reise, zog über den Euphrat, und durchwanderte einen grossen Theil von Mittelasien. Seine Berichte, auch jetzt noch anziehend, stellten den Osten in ein freundlicheres Licht, und erweckten eine Begierde zu reisen, die ihre Tadler wie ihre Lobredner fand. Man verliess den heimischen Heerd, um in der Tatarei sein Glück zu machen. Um vieles wichtiger aber für die Erdkunde ward Marco Polo, der Vene-

zianer, welcher von seinem Vaterlande auf Entdeckungsreisen ausgesandt, bis nach China vordrang, und über den asiatischen Osten, wie über die Küsten und Inseln des indischen Meeres, die ersten deutlichen Nachrichten zurück brachte. Von den Genuesern in einem Seegefechte zum Gefangenen gemacht, soll er im Kerker seine Reiseberichte ausgearbeitet haben *). Mit dem Beginne des vierzehnten Jahrhunderts reiste Haiton, ein König von Armenien, durch den Orient, und begab sich, zurück gekehrt, nach der Insel Cyprus, wo er Mönch ward und seine Geschichte vom Reiche der Tartaren schrieb. So häuften sich die Nachrichten über Asien, und ward auch Vieles auf Glauben angenommen, was die Probe der Wahrheit nicht bestand, so bildete sich in Europa dessenungeachtet eine bestimmtere Vorstellung von dem Erdtheil, von welchem alle Bevölkerung und alle Bildung ausgegangen. Es sey genug, hier nur noch den Johann Maundeville zu nennen, einen Engländer, der etwas später als jener König sein Vaterland verliess, und vier und dreissig Jahre im Morgenlande zubrachte **).

Am Ende des vierzehnten Jahrhunderts stand Tamerlan, Timur-Lenk, ein Emir der Mongolen, der

---

* Er setzte seine Nachrichten in lateinischer Sprache auf; sie wurden aber bald in die meisten neueren europäischen übertragen. So sehr auch seine Wahrheitsliebe von Manchem angefeindet wird, so gab er doch der Erdkunde einen ungemein nachwirkenden Schwung, und Malte-brun, der Kenner im Fache, nennt ihn „den Humboldt des dreizehnten Jahrhunderts". Nach Einigen soll er zuerst den Gebrauch des Schiesspulvers und der Magnetnadel, der Landkarten und des Astrolabiums aus China nach Europa gebracht haben.

** Er soll nach England zurück gekommen seyn, ohne zu wissen, dass es England ist. Die echte Ausgabe seiner Reisen führt den Titel: The Voiage and Travaile of Sir Joh. Maundeville, which treateth of the Way to Hierusalem and of Marvailes of Inde. 1727. 8.

sein Geschlecht vom Dschingis Khan herleitete, in Asien auf, unterwarf sich eine grosse Anzahl von Völkern, schlug die Osmanen, die so eben den Europäern fürchterlich zu werden angefangen, und zog dann nach Osten zurück, um einen siegreichen Kampf gegen China zu beginnen. Aber auf diesem Zuge starb er, und sein Reich löste sich in mehrere Glieder. Timur war nicht ohne gelehrte Kenntnisse; er schätzte die Wissenschaften, und begegnete ihren Jüngern mit auszeichnender Ehrerbietung. Gar Mancher, dem in Europa keine Hoffnung schimmerte, nahm seine Zuflucht zu ihm, und besonders waren es Italiäner, die in seine Dienste traten. Eine neue Verbindung zwischen Asien und Europa, ein neuer Weg zur Erweiterung der Kunde vom Morgenlande.

Indessen hatten die Spanier und die Portugisen mit glücklich belohnten Anstrengungen gegen die Mauren in ihrer Halbinsel gefochten, und die Fremdlinge nach der Südküste zurück gedrängt. Durch den glänzenden Sieg in den Ebenen von Ourique hatte Alfons der Erste, Portugals Beherrscher, von ihrem drohenden Uebergewichte sich befreit; Alfons der Dritte, der Wiederhersteller, vollendete die Eroberung Algarbiens. Nachdem darauf der gelehrte König Dionys, den seine Unterthanen den Vater des Vaterlandes nannten, die glückliche Lage seines kleinen Staates zu nutzen, und durch seine wohlthätigen Verordnungen die Betriebsamkeit der Bürger zu befördern, den Ackerbau, den Handel und die Schifffahrt zu unterstützen gesucht, gelangte endlich Johann der Erste, Peter des Strengen unehelicher Sohn, auf den portugisischen Thron. Denn Beatrix, die Königstochter und rechtmässige Erbin der Krone, war mit dem Könige von Kastilien vermählt; den Grossen des Reiches aber schien eine

Verbindung mit Kastilien, ihres kleineren Staates mit einem grösseren, so verhasst, dass sie es vorzogen, den unechten Stamm des königlichen Hauses auf dem Herrschersitze zu sehen, und den kriegskundigen Johann als ihren König zu begrüssen. Die Kastilier griffen zu den Waffen, und rückten mit eroberungslustigem Muthe auf die Grenzen ihrer westlichen Nachbarn los; aber die Niederlage bei Aljubarotta, wo Johann, von seinem Schwiegervater, dem Herzoge von Lancaster, unterstützt, der Wahl seines Volkes sich würdig gezeigt hatte, zerstörte ihre Hoffnung, und sicherte dem Geschlechte der unechten Burgunder den Thron von Portugal. So gewährte der Friede mit Kastilien dem thätigen Könige Raum, für die Wohlfahrt seines Landes zu sorgen. Zwar gehorchte das Volk noch keinesweges einem Fürsten, an welchem der Tadel der Geburt haftete, mit williger Ergebung, und die Mächtigen im Staate, die bei ihrer Wahl selbstsüchtig genug für ihren eigenen Vortheil gesorgt hatten, erhoben widerspenstig ihre Häupter; dennoch wusste er seiner Regierung den Charakter des kräftigen Nachdrucks zu geben, verlegte seinen Herrschersitz von Coimbra nach Lissabon, und war so glücklich, Ceuta, eine Feste an der Nordküste Afrika's, den saracenischen Händen zu entreissen. Jetzt war seiner Thätigkeit eine freiere Bewegung gestattet; er verwendete die wackeren Streiter, welche während des Friedens keine Beschäftigung für ihr Schwerdt fanden, zu Seereisen und Entdeckungen. Es wäre aber hierin dessenungeachtet bei den ersten Versuchen geblieben, wenn nicht treffliche Söhne, unter diesen vorzüglich Heinrich der Seefahrer, mit unermüdlichem Eifer ihn unterstützt hätten.

Frühzeitig schon dem Studium der Erdkunde ergeben, hatte Heinrich sein Auge auf entfernte Gestade gerichtet, und schien im Geiste den Zug der Helden zu ahnen, welche dereinst zur Mündung des Tajo nach den fernsten Himmelstrichen von Asien hinaussegeln sollten. Sein älterer Bruder, Don Pedro, Johanns zweiter Sohn, hatte verschiedene Reisen in Afrika und Asien gemacht, und bereicherte den jüngeren mit seinen Erfahrungen. Durch diese Fingerzeige um so lebhafter für seine Pläne begeistert, zog sich Heinrich nach Sagres zurück, einem Schlosse in der Nähe des Vorgebirges Sankt Vincent, der südwestlichen Spitze von Portugal, sann in der Einsamkeit desto ungestörter den künftigen Unternehmungen nach, und brachte seine Entwürfe immer mehr zur Reife. Wer in den mathematischen Wissenschaften sich einigen Ruhm erworben hatte, begab sich zu dem jungen Fürsten, und war einer freundlichen Aufnahme gewiss; wer Kenntnisse auf Reisen gesammelt und fremde Ufer gesehen, galt in Sagres ein willkommener Gast. Der Jüngling, welcher gegen die Mohren mit gepriesenem Heldenmuthe gefochten, und nach der Erringung Ceuta's von seines Vaters Händen den Ritterschlag erhalten hatte, sass in der stillen Kammer des Meerschlosses, von Landkarten und Messwerkzeugen umgeben, befestigte sich immer ernstlicher in dem Gedanken, an die Erhebung Portugals durch Entdeckungen und Ausbreitung des Handels seine Ruhe und seine Kräfte setzen zu müssen, und beschloss, die Einkünfte, welche er als Grossmeister des Christordens bezog, auf diesen Zweck zu verwenden. „Talent de bien faire" wurde der Wahlspruch auf seinem Wappen, und prangte nachmals an allen

entdeckten Orten, unter dem Bilde des Erlösers oder über den Thoren der Festungen zu lesen.

Die Westküste von Afrika war's, daran sich Heinrichs fröhliche Hoffnungen hefteten. Das Gerücht von der Umschiffung dieses Erdtheils durch die Phönizier, aus dem Alterthume, wie eine lockende Mahnstimme, zurück tönend *), die Entdeckungsreisen des Hanno, des karthaginensischen Feldherrn, der an dieser Küste hinsteuernd, zu merkwürdigen Völkern gelangt war, und in zweien grossen Strömen, wahrscheinlich dem Senegal und der Gambia, Krokodile und Flusspferde gefunden hatte; beides spornte den jungen Fürsten, und belebte den Muth in ihm, dessen er zur Ueberwindung mancher Schwierigkeit bedurfte. Denn an Schwierigkeiten gebrach es ihm so wenig, als irgend einem Andern, der, einen neuen Weg betretend, die alten Meinungen beleidigt. Die Meisten hielten dafür, dass ein christlicher Fürst seinen Ruhm auf dem Felde der Schlacht gegen die Saracenen, nicht aber wie ein Kaufmann oder ein wagelustiger Abentheurer, auf den Wellen suchen müsse; dabei beherrschte die Gemüther ein entsetzliches Grauen vor dem Süden; die heisse Zone

*) Eine grosse Anregung für Heinrich war die Nachricht, dass Eudoxus von Cyzicus aus dem rothen Meere in's Weltmeer geschifft und auf diesem bis nach Gibraltar gelangt sey. Die Umseglung Afrika's wurde nachher oft bezweifelt, und vom Hipparch als unmöglich erkannt. Des letzteren Meinung, dass jedes Weltmeer ein für sich Abgeschlossenes bilde, folglich keine Fahrt aus dem einen in das andere denkbar, hatte auch Ptolomäus angenommen, und die Aussprüche dieses Erdkundigen standen zu Heinrichs Zeiten in so unerschütterlichem Ansehen, dass der Bezweifler seine Vernunft in schlechten Ruf brachte. Dennoch entfernte sich Heinrich von diesem Systeme, und wandte sich den Hypothesen zu, die seinen Wünschen mit einer Erfüllung schmeichelten.

unserer Erde, bildete man sich ein, glühe unter der senkrechten Sonne, da rinne kein Fluss, da keime kein Blättchen aus der versengten Erde, und der Mensch könne dort so wenig als unter dem starrenden Nordpol weilen; das äusserste Ziel einer möglichen Schifffahrt sey das Vorgebirge Bojador, wer darüber hinaus segle, kehre nicht wieder zurück; dahinter glühe selbst die Luft so entsetzlich, dass die Wellen des Meeres, während sie an die Küste sich wälzen, vor Hitze kochen. Widersprüche dieser Art liessen sich verlachen; ein Anderes war's mit gegründeteren Hindernissen. Die Kunst der Schifffahrt hatte sich das ganze Mittelalter hindurch ihrer Kindheit nicht entrissen; während man auf offenem Meere unfehlbar eine Beute der wilden Strömungen zu werden glaubte, und daher den Krümmungen der Küste nachsegelte, fürchtete man zugleich die Felsen des Strandes, und scheute sich vorzüglich, hervorragende Gebirgsmassen zu umsegeln. Die Kiele scheuten die Freiheit der See, und zitterten vor dem Beschränkungsgebiete des Ufers. So hatte man sich an der Westküste von Afrika nur bis zu den Grenzen Marokko's gewagt; dem Vorgebirge Channor war der Name Kap Non geworden, und so bezeichneten die Seefahrer treffender, als ihrem Ruhme frommte, die kindische Befangenheit ihrer Wissenschaft.

Heinrich der Seefahrer widersetzte sich den Vorurtheilen, und ging jeder Schwierigkeit unverdrossen entgegen. Doch konnten die ersten Versuche nur von beschränktem Umfange seyn. Er rüstete einige Fahrzeuge, übergab sie der Leitung beherzter Männer, und ermuthigte sie durch Mittheilung seiner Ansichten. Sie zogen hinaus, und umschifften das gefürchtete Vorge-

birge Non, welches bisher, gleich einem riesenhaften Schreckbilde, die Neugier und den Muth zurück gescheucht hatte. Es war der erste Schritt; unbedeutend und armselig an sich selbst, fruchtbar aber in seinen Folgen, der Herold einer kräftigen Thätigkeit, die erste Regung zur Grösse der Portugisen. Er geschah im zehnten Jahre des funfzehnten Jahrhunderts. Mit klopfendem Herzen schwammen die Segler weiter, ein unbekanntes Gestade dehnte sich vor ihren Blicken aus; aber bald thürmte es sich zu einem neuen Vorgebirge auf, dem Kap Bojador, und dieses zu umfahren getrauten sie sich nicht. Sie kehrten heim, und wurden von ihrem fürstlichen Aussender, als die Bürgen einer entdeckungsreichen Zukunft, freundlich empfangen.

Johann Gonzalez Zarco und Tristan Vaz Texeira, die einige Jahre später die Leitung verschiedener Fahrzeuge erhielten, wurden durch einen Ostwind von der afrikanischen Küste entfernt, geriethen in's offene Meer, und stiessen auf eine Insel, die sie Porto Santo nannten. Ein Hofmann, den Heinrich ihnen mitgegeben hatte, brachte die Kunde nach Sagres. Niemand fröhlicher, als Fürst Heinrich; er erinnerte sich der Inseln der Glückseligen, mit denen die Alten das westliche Meer bevölkerten, der Purpureilande, von welchen die Schriften des Plinius sprechen. Während dessen sahen die Zurückgebliebenen von Porto Santo aus eine Wolke am Horizonte schwimmen; sie erblickten sie mit jedem Tage wieder, steuerten endlich zu ihr hin, und entdeckten die schöne, mit reichen Waldungen besetzte Madeira-Insel. Was aber mehr als die Pracht des Eilandes sie in Erstaunen setzte, waren die Spuren eines gebildeten Bewohners, der hier gelebt haben

musste. Es war der Engländer Eduard Macham, welcher mit seiner Geliebten, aus dem Vaterlande fliehend, hieher seine Zuflucht genommen, und nach dem Tode der Gefährtin über ihrem Grabe eine Kapelle gebaut hatte. Sein Andenken zu verewigen, wurde der Meerbusen daselbst „Machico" genannt, die Insel aber vom Prinzen Heinrich in zwei Kapitanien getheilt, und den beiden Entdeckern als eine Belohnung ihrer Dienste geschenkt.

Nach dem Tode Johanns des Ersten, des thätigen Königs, gelangte (1433) Eduard, der älteste seiner Söhne, zur portugisischen Krone. Das Glück seines Vaters begleitete ihn nicht; ein trauriger Feldzug gegen Tanger schlug den aufstrebenden Muth der Portugiesen nieder, und gab Ferdinand, seinen jüngeren Bruder, in die Hände der Saracenen. Sie forderten Ceuta für seine Freiheit zurück; der junge Königsohn weigerte sich, um einen solchen Preis die Rückkehr in sein Vaterland zu erhalten; er trug seine Fesseln mit Ergebung, und starb im Gefängnisse, in Calderons meisterhafter Dichtung, „der standhafte Prinz" noch heut auf der Bühne bewundert. Durch das klägliche Schicksal eines solchen Bruders niedergebeugt und vom Unglück seines Vaterlandes schmerzlich verwundet, hatte Heinrich der Seefahrer weder Neigung noch Gelegenheit, die begonnene Ausführung seiner Lieblingsentwürfe fortzusetzen. Doch sann er im Stillen ihnen weiter nach, und so war die Zeit der Unthätigkeit nicht ganz verloren.

Doch König Eduard sass nicht lange auf dem Throne; nach fünf Jahren schon nahm ihn der Tod hinweg, und die Krone gelangte auf das Haupt Alfons des

Fünften, seines erstgeborenen Sohnes. Aber dieser stand noch in unmündigem Alter, und so erhielt Don Pedro, des Seefahrers älterer Bruder, die Verwaltung des Reiches. Um seinen neuen Pflichten mit unzersplitterter Aufmerksamkeit leben zu können, überliess dieser die Entdeckungen und ihre Benutzung gänzlich seinem jüngeren Bruder; zu dem Ende gestattete er ihm, von seinen Einkünften beliebigen Gebrauch zu machen. Das hatte Heinrich während Eduards Regierung nicht gekonnt; das Unglück hatte die Herzen entmuthigt, und jeder neuen Unternehmung einen gehässigen Anstrich gegeben; das Geschrei der Aengstlichen hatte das Uebergewicht erhalten, sie sprachen von der Entkräftung des kleinen Staates, welchem mit den Luftschlössern des Fürsten schlecht gedient sey, und brachten es bald dahin, den König Eduard zum Gegner aller Entdeckungsversuche zu stimmen. Die Regierung des Neffen, oder richtiger, die Regierung Don Pedro's, war dem Seefahrer günstiger. Der Wechsel der Verhältnisse zeigte sich sehr bald in glücklichen Folgen. Mit dem nächsten Jahre schon war das Vorgebirge Bojador umschifft; Gilianes hiess der Flottenführer, der über die drohende Klippe hinaus zu steuern wagte *). Kurz darauf erreichten Anton Gonzalez und Nugno Tristan das weisse Vorgebirge; die neuen Entdeckungen fingen an, eine lebhaftere Aufmerksamkeit zu wecken; die mitgebrachten Pflanzen und Menschen, niegesehene Erscheinungen, reizten die Neugier, und erregten allmählich auch die Gewinnsucht;

*) Es erhielt seinen Namen von einem portugisischen Zeitworte, welches „hervorspringen" bedeutet.

schon galt Heinrich nicht mehr für den leichtfertigen Abentheurer, der Geld und Menschen an Hirngespinnste vergeudete; man sprach mit Ehrfurcht von ihm, nur heimlich wagten seine Gegner ihre Widersprüche; die Unbeschränkteren, von keinem hartnäckigen Eigendünkel verblendet, nannten ihn den Stolz des Vaterlandes, und die thatenlustige Jugend drängte sich zu seinem Dienste.

So erfolgte die Erwerbung der südlichen Kanarien. Diese reichbegabten Eilande, dem Vorgebirge Non gegenüber, von dem geheimnissvollen, jetzt verschwundenen Volke der Guanches bewohnt, welches die Einbalsamirung der Leichen verstanden, das weibliche Geschlecht mit zarter Achtung behandelt, und in seiner sittlichen Bildung eine wunderbare Hochstufe gezeigt haben soll, waren im vorhergehenden Jahrhunderte von den Spaniern, da die vorrückenden Mauren sie drängten, entdeckt und mit Gewalt der Waffen in Besitz genommen worden. Nachdem aber das siegreiche Kreuz den Ungläubigen sich furchtbar gemacht hatte, wandten die Spanier auf die neuentdeckten Inseln wenig Sorgfalt, und Heinrich der Prächtige von Kastilien schenkte sie seinem Seefeldherrn, einem Franzosen, als einen Lohn für geleistete Dienste. Dieser überliess sie durch Tauschvertrag seinem Vetter Jean de Betancour, welcher sie Heinrich dem Seefahrer abtrat. Indessen gewährten sie dem neuen Besitzer keinen erheblichen Nutzen; nur zur Ausbreitung des christlichen Glaubens trugen sie bei, und als die Spanier nach dem Tode des Seefahrers sich zur Wiedereroberung derselben rüsteten, wurden sie ihnen ohne sonderliche Weigerung überlassen *).

*) Roman. de Faria y Sousa Epitome de las Hist. Portug. I. 4.

Wichtiger war die Umschiffung des grünen Vorgebirges, wo das afrikanische Ufer, zwischen den Mündungen des Senegal und der Gambia sich hinziehend, ein reicheres Ansehen darbot, und eine gedrängtere Bevölkerung verrieth. Nuno Tristan hatte es umsegelt; der Auffindung des Vorgebirges folgte bald die Entdekkung der Inseln, die ihm gegenüber liegen, und von ihm ihren Namen erhalten haben. Während dessen stiess Don Gonzalo Vallo im atlantischen Meere auf die Habichtsinseln, die Açoren, die er unbewohnt fand, und nahm sie gleichfalls für Heinrich den Seefahrer in Besitz *).

Wenn die neugemachten Entdeckungen nicht als ein unnützer Glücksfund bald wieder verlassen werden sollten, so musste für ihre Benutzung mit kluger Vorsicht gesorgt werden. Fürst Heinrich liess es an treffenden Maassregeln nicht fehlen. Während von den afrikanischen Küsten geraubte Neger nach Portugal gebracht, und bereits eine so bedeutende Masse von Goldstaub erhalten worden, dass König Alfons für den Kreuzzug, welchen er dem Pabste Kalixtus dem Dritten versprochen, aus dem gewonnenen Metall Kruzaden schlagen konnte, liess man an allen Punkten des Ufers portugisische Hausthiere zurück, und pflanzte nach Madeira das Zuckerrohr und die Reben von Sicilien und Cypern über. Bei dem Allen fanden sich für einen Vor-

*) Die Holländer nennen sie „die flandrischen Inseln," weil sie behaupten, dass flamländische Seefahrer sie früher als die Portugiesen entdeckt haben. Doch schienen die Flamländer nur die Inseln Flores und Corvo, welche Vallo nicht besuchte, zuerst gesehen und bevölkert zu haben. Denn der grösste Theil der heutigen Einwohner ist portugisischer Abstammung.

Verkehr mit den aufgefundenen Völkern die widerwärtigsten Schwierigkeiten. Die Neger liefen vor den weissen Ankömmlingen davon, oder schritten ihnen mit bewaffneter Hand entgegen; die Unkunde der Sprache machte jede Verständigung unmöglich, und an den Tauschhandel mit den Mohren gewöhnt, wollte man zu den Europäern durchaus kein Zutrauen fassen. Erst nachdem Johann Fernandez, ein seltenes Beispiel von Selbstverbannung zum Frommen des Vaterlandes gebend, freiwillig unter ihnen zurück geblieben, und ihre Sprache wie ihre Sitten ein wenig kennen gelernt hatte, leitete sich allmählig ein Handel mit ihnen ein, und so wurde auf Arguin in der Nähe des weissen Vorgebirges, sobald man eine kleine Festung erbaut hatte, unter der Aufsicht des Ferdinand Gomez eine Handelskammer errichtet. Hiemit öffneten sich neue Quellen der Betriebsamkeit; haufenweise meldeten sich die Reiselustigen zu den Segeln, in neuen Entdeckungen suchte man das Glück seiner Zukunft; Afrika's Westküste versprach einen unberechenbaren Gewinn, die Auffindung unbekannter Länder einen bleibenden Ruhm. Der Muth wuchs, wie gewöhnlich, mit dem Glücke, die Vorurtheile mussten verstummen, das kleine Ländchen gährte freudig in allgemeiner Bewegung; die Einwohner von Lagos, Heinrichs Nachbarn, rüsteten mit seiner Bewilligung eine Flotte aus, und streiften vom Goldflusse, der zwischen der Bojadorspitze und dem weissen Vorgebirge in die See mündet, bis hinunter zu den Arguininseln und den Inseln des grünen Vorgebirges.

Nachdem darauf Don Pedro, der Reichsverweser, Porto Santo und Madeira dem Seefahrer feierlich als sein Eigenthum abgetreten hatte, hielt es dieser für

räthlich, zu seinen ferneren Unternehmungen sich die Geneigtheit des römischen Bischofs zu erwerben. Don Ferdinand Lopez d'Acevedo, sein Gesandter, entwickelte vor dem versammelten Kollegium der Kardinäle in eiferbeseelter Rede die Absichten seines Herrn; er sprach von der weiteren Verbreitung des christlichen Glaubens und von dem Uebergewichte, welches man durch fortgesetzte Entdeckungen unfehlbar über die Bekenner des Mahomed erhalten würde. Pabst Martin der Fünfte freute sich des frommen unternehmenden Fürsten; er liess ihm Glück wünschen, sprach den Portugisen sämmtliche Erdstriche, welche sie auf dieser Seite entdecken würden, feierlich zu, gestattete den Entdeckern verschiedene Vorrechte, und verhiess einem Jeden, der den Hafen von Lissabon verliess, durch einen allgemeinen Ablass die Vergebung seiner Sünden. Die Bulle, welche er deshalb nach Portugal sandte, ward von mehreren seiner Nachfolger bestätigt.

Die letzten Lebensjahre Heinrichs des Seefahrers waren für sein Vaterland stürmische Zeiten des Unglücks. Der junge König gerieth mit seinem Oheim in Zwist, von beiden Seiten zog man gewaffnet einander entgegen, und Don Pedro, der Reichsverweser, blieb auf dem Felde der Schlacht. Heinrich erlebte die Freude noch, das Vorgebirge Sierra Leone entdeckt, und dadurch seine Bemühungen bis an die Grenzen der nördlichen Guineaküste vorgerückt zu sehen. Er starb (1463) in einem Alter von sieben und sechszig Jahren, hinterliess sein Vaterland in der Morgenröthe eines schönen Tages, in der Erwartung Johanns des Zweiten, eines vielversprechenden Herrschers, und nahm die Segenssprüche seiner Mitbürger mit hinüber in die

Ewigkeit. Die grossen Ereignisse der nächstfolgenden Zeiten waren durch ihn vorbereitet; seiner Beharrlichkeit verdankte Portugal seine Grösse, seinen Reichthum und Ruhm; in einer Geschichte der geistigen Wiederauflebung Europa's steht Heinrich der Seefahrer als eine der vorzüglichsten Gestalten da, und wenige Fürsten haben so verdienstvoll, wie er, ihrem Wahlspruche nachgelebt.

Ehe noch König Alfons aus dem Leben geschieden, hatte Pedro d'Escovar die Grenzlinie der nördlichen Halbkugel erreicht; er betrat die Fürsteninsel und Sankt Thomas, und entdeckte bald auch das Eiland Annobon, eigentlich Anno bueno — gutes Jahr — weil er es (1472) am ersten Januar erblickt hatte. Die Freude über alle diese Entdeckungen ward durch die Eroberung von Tanger, vor dessen Mauern bereits so viele Söhne Portugals gefallen, glänzend erhöht.

Zweites Kapitel.

Johann der Zweite, der Sohn des Alfons, erfüllte als König (1481) die Hoffnungen, welche er als Erbprinz erregt hatte, fast über die Erwartung. Portugal hat keinen entschlossenern Fürsten, als ihn, auf seinem Thron gesehen. Des festen Vorsatzes, die Macht des Adels, die unter seinen Vorfahren bis zur gefährlichen Höhe gestiegen war, zu brechen, trat er mit ihm unerschrocken in den Kampf, liess den gefürchteten Herzog von Braganza auf öffentlichem Platze enthaupten, und tödtete den Herzog von Viseu, den Ersten unter den vornehmen Missvergnügten, mit eigener Hand.

Sein Sieg über den Adel gereichte dem Lande zum Heil; sichere Ruhe, bessere Gesetzgebung und eine wohlthätigere Staatsverwaltung waren die Folgen.

Aber auch die Geschichte der Entdeckungen nennt diesen Fürsten mit Auszeichnung. Schon im zweiten Jahre seiner Regierung ward Digo Cam hinaus gesandt, schiffte über den Aequator fort, und entdeckte das Vorgebirge Sankt Katharina, die Mündung des grossen Zaire-stromes und das Königreich Kongo. Es wurden Neger mitgenommen, und Portugisen dafür zum Pfande zurück gelassen; nachdem darauf Rodrigo de Sosa, von mehreren Geistlichen begleitet, das Land zum zweiten Male besucht hatte, liess der König mit seiner Familie sich taufen *). Zwar gab er bei einer Empörung, welche unter seinen Negern gegen den christlichen Glauben durch Missverständnisse sich entsponnen, den feindseligen Einflüsterungen Gehör; endlich aber wurde er durch seinen ältesten Sohn, der unter den bedenklichsten Umständen ein treuer Christ geblieben, anders gestimmt, und nahm freudigen Antheil an dem Siege seiner weisen Gäste über ihre Widersacher. Um dieselbe Zeit ward auch der jaloffische Fürst Bemoin ein Christ, und seine prachtvolle Taufe zu Lissabon entzückte die theilnehmenden Zuschauer. Doch der Neubekehrte erfreute sich nicht lange des besseren Lichtes; Pedro Vaz d'Acugna, den er zur senegambischen Küste, seinem Vaterlande, begleitete, stürzte ihn mit eigenem Schwerdte zu Boden, und der Verrath, welchen der Mörder als das Verbrechen des Fürsten angab, war vielleicht der Deckmantel einer sträflichen Leidenschaft.

---

*) Der neue königliche Christ erhielt den Namen Alfons.

Während dessen hatte König Johann durch einen Gesandten aus dem Königreiche Benin in Oberguinea mit Erstaunen die Nachricht vernommen, dass im Nordosten dieses Landes ein geistlicher Fürst, Oganes, throne, der seine königlichen Vasallen mit Kreuz und Scepter belehne. Benoin, der Jaloffe, hatte von den östlichen Gegenden jenseit der Handelstadt Tombuktu etwas Aehnliches berichtet. So bildete sich die Sage vom Priester Johannes, dem christlichen Monarchen in Aethiopien. Der König entsandte zwei Männer, die diesen Fürsten zu Lande aufsuchen sollten; aber das Paar kam nur bis Jerusalem, und kehrte, vielleicht weil es der arabischen Sprache nicht mächtig, unverrichteter Sache zurück. Johann war der Mann nicht, den vergebens gethane Schritte zurück schreckten. Zwei neue Botschafter, Peter von Covillan und Alfons von Payva, erhielten den Befehl, alles Merkwürdige auf ihren Reisen sich aufzuzeichnen, und wurden zu Santarem im königlichen Schlosse feierlich entlassen; sie nahmen ihren Weg nach Aegypten, betraten Alexandrien und Kairo, und gingen von dort nach Aden, der vielbesuchten Hafenstadt Arabiens. Hier trennten sie sich. Covillan reiste nach Indien, segelte über das arabische Meer wieder nach Afrika, betrat die Küste von Sofala, wo er sich von einem Seewege nach Ostindien um Afrika überzeugte, kehrte dann nach Kairo zurück, und hörte hier, dass Payva, sein Geschäftsgenosse, auf dem Wege nach Aethiopien erschlagen worden. Indessen ertheilte er von Kairo seinem Könige schriftliche Nachricht, begab sich selbst nach Aethiopien, und wurde von Alexander, dem Könige Abyssiniens, mit gastfreundlichem Wohlwollen aufgenommen, von dessen

Nachfolger Nahu aber in's Gefängniss geworfen. König Johann, der bereits auch durch einen abyssinischen Priester zu Rom nähere Auskunft erhalten, hatte während dessen schon zwei sachverständige Juden nach dem Morgenlande geschickt, damit sie von dem Waarenverkehr zu Ormus sich überzeugen, und die Karavanenstrasse von Bassora nach Aleppo näher erforschen möchten. Das Paar kehrte mit befriedigendem Berichte zurück *), und wurde sodann nach dem östlichen Afrika zur Aufsuchung des Covillan abgefertigt. Doch musste dieser bis funfzehn hundert und zwanzig in seinem äthiopischen Kerker schmachten. — Auf solche Weise hatte sich die erdkundliche Umsicht des portugiesischen Königs um Vieles erweitert, und der Gedanke, dass sich Indien durch eine Umseglung Afrika's auf dem Meere erreichen lasse, war bereits zur Gewissheit gereift.

Portugal ging seinem glänzenden Zeitalter mit raschen Schritten entgegen. Die Schifffahrt entsagte ihrer kindischen Aengstlichkeit, und hörte auf, eine blosse Küstenseglung zu seyn; die Sternkunde machte sichtbare Fortschritte, die Werkzeuge zu Messungen wurden vervollkommnet, die Vorkehrungen zur Erforschung des Meeres vervielfältigt und verbessert. Man baute die Fahrzeuge nach einem klügeren Plane, rüstete sie mit zahlreicherer Mannschaft, und lernte sich mit glücklicherem Erfolge gegen die Launen des Meeres sichern.

---

* König Johann hatte die aus Kastilien vertriebenen Juden gegen Entrichtung eines Schutzgeldes aufgenommen, und sah durch diese thätigen Leute die Betriebsamkeit in seinem Reiche befördert. Bei der Gunst des Hofes, dessen die Schützlinge sich bald erfreuten, erstanden unter ihnen Männer von hoher Bildung, und leisteten der Krone bedeutende Dienste.

Bartholomeo Diaz erhielt den Befehl, vom Zaire aus die Westküste Afrika's zu verfolgen; er schiffte vor den Mündungen vieler Flüsse vorüber, sah die Küste der Namaquahottentotten und das Land der Buschmänner, erreichte das südwestlichste Afrika, und gelangte endlich zu einem Vorgebirge, bei welchem das Gestade eine ganz andere Wendung zu nehmen schien. Hier aber ereilte ihn ein furchtbares Sturmwetter, und schleuderte in der Finsternis sein Vorrathsschiff weit von ihm weg. Nur mit der äussersten Anstrengung überlebte das kleine Geschwader die Wuth der empörten See; aber das Schiffsvolk gerieth in Unwillen, es widersetzte sich jedem Befehle, und alle lockenden Versuche des Führers, seine Leute zur Fortsetzung der Reise zu bewegen, waren vergebens. Nach Errichtung einer steinernen Säule am Ufer trat man daher den Rückweg an, und erblickte nach einigen Tagen das verloren geglaubte Fahrzeug, auf welchem von neun Männern drei dem Tode entgangen waren. Das Entzücken der Umarmung war unbeschreiblich; Ferdinand Colazzo gab, da er seinen Hauptmann wieder erblickte, gleichsam vom Blitzstrahl der Freude getroffen, seinen Geist auf. Nach sechszehn Monaten segelte das Geschwader zum Hafen von Lissabon wieder hinein; voll frohen Bewusstseyns stattete Diaz seinem Könige Bericht ab, schilderte die gefundenen Küsten, sprach aber auch mit Schauder von den unheimlichen Schrecken jener Südspitze, die er das stürmische Vorgebirge nannte. Johann dagegen erblickte in dieser Schreckensspitze ein ganz anderes Wahrzeichen; die auffallende Aenderung im Laufe der Küste belebte seine Ahnungen auf's Neue, er verglich die Erzählung des Diaz mit Covillans Nachrichten, über-

liess sich seiner jauchzenden Hoffnungslust, und nannte die furchtbare Südklippe das Vorgebirge der guten Hoffnung.

Während die Küstenstriche von Loango und Kongo mit vorläufigen Niederlassungen besetzt wurden, stellte sich dem Könige Johann ein Gast dar, dessen Zurückweisung ihn später mit bitterer Reue schmerzte. Es war Christoph Kolumbus, der unsterbliche Genueser, welcher ihm den Plan zur Entdeckung eines neuen Erdtheils jenseit der atlantischen See vorlegte. Der König, sonst seinen Mann mit schnellen Blicken erkennend und kühne Entwürfe nicht ihrer Kühnheit wegen als lächerliche Hirngespinnste verdammend, konnte sich mit diesem seltenen Geiste nicht verständigen, und entliess ihn ohne tröstliche Erklärung. Kolumbus wandte sich nach Kastilien, Amerika ward entdeckt, die Wunderprodukte der neuen Welt langten in Spanien an, und Johann gewahrte mit reuevollem Neide den Unterschied zwischen den Amerikanern und den Negern, die seine Entdecker mit heimzubringen pflegten. Seine Unvorsichtigkeit verdammend, veranstaltete er geheime Rüstungen, und machte sich bereit, die Entdeckung des Genuesers durch Waffengewalt in seinen Besitz zu erhalten. Aber Ferdinand der Katholische, Kastiliens König, vernahm es durch seine Kundschafter, und beklagte sich deshalb beim heiligen Vater zu Rom. Da zog Pabst Alexander der Sechste die berühmte Scheidelinie, welche von Norden nach Süden hundert Stunden westlich von den Azoren und den kapverdischen Inseln laufend, alle westlichen Entdeckungen den Spaniern, alle östlichen den Portugisen zusprach. Einstweilen waren die Zwistigkeiten beider Völker hierdurch geschlichtet.

Bald darauf starb König **Johann der Zweite.** Man nannte ihn „den vollkommenen Fürsten;" er verdiente das ehrende Wort, und sein Stern würde am Himmel der Geschichte noch flammender leuchten, wenn neben dem Throne seines Nachfolgers die Glücksgöttin nicht weit treuer und gunstreicher noch dagestanden hätte (1495).

König **Emanuel**, welchen die Geschichte den **Grossen** nennt, gelangte, nachdem sein älterer Bruder Alfons durch einen Sturz vom Pferde um's Leben gekommen, in einem Alter von ein und zwanzig Jahren auf den Thron seiner Väter. Er hatte als Knabe schon auf Johanns Befehl die Erdkugel als Sinnbild in sein Wappen aufgenommen, und liess es nun seine erste Sorge seyn, den Weg der Entdeckungen, der unter seinem Vorfahr mit so vielversprechendem Glücke begonnen worden, durch jede mögliche Anstrengung bis zum erwünschten Ziele zu fördern. Doch, ein jugendlicher Fürst, wollte er zuvor seinen Staatsrath befragen. Da verriethen sich sehr verschiedene Gesinnungen; die Einen hassten jeden Entdeckungsversuch, sie sahen nichts als Uebermuth und heillose Unzufriedenheit darin, sie sprachen von dem abentheuerlichen Leichtsinn und der Habsucht, welche seit den Seereisen den portugisischen Charakter vergiftet, und prophezeiten den Untergang des Staates, wenn sie nicht gänzlich eingestellt würden; die Andern wünschten dem Reiche wegen der gemachten Fortschritte Glück, beschworen den König aber, bei der erreichten Ausdehnung stehen zu bleiben, und führten die Sprüche der Mässigkeitslehre, welche gar oft das Halbe empfiehlt, laut im Munde; eine dritte Parthei verdammte alles Stehenbleiben, hiess muthig die Voll-

endung des Werkes herbei führen, und schilderte die daraus folgende Grösse Lissabons, dessen Hafen schwerere Schätze und zahlreichere Kaufgäste, als Venedig und Genua, sehen würde. Kein Wunder, wenn der König diesen Letzteren sich zuneigte; sie hatten seine eigene Meinung ausgesprochen. — Eine neue Entdeckerlust erwachte, und bald standen vier grosse Schiffe vollkommen ausgerüstet da. Doch waren sie nur mit hundert und siebzig Kriegern und Seeleuten bemannt. Den Oberbefehl erhielt Don Vasquez, Vasco da Gama, ein Edelmann, dessen Dienste das Vaterland bereits schätzte. Zu Estremos, einer Stadt unweit der spanischen Grenze, hatte er mit dem Könige die letzte feierliche Unterredung; nachdem er Beglaubigungsbriefe an die indischen Könige, das Reisebuch des Covillan und die Fahne mit dem Kreuze des Christordens erhalten, brachte er die Nacht vor der Abreise mit seinen Seeleuten in der Kapelle, die Heinrich der Seefahrer am Ufer erbaut hatte, unter Gebeten zu, bestieg sodann (9. July 1497) das Admiralschiff, den heiligen Gabriel, und segelte, von unzähligen weinenden Augen verfolgt, zum Hafen hinaus. Denn Alles stand in dem Wahne, über das Vorgebirge des Diaz gelange kein Schiff unzertrümmert hinweg; daher auch die Seeleute am Beichtstuhle ihrer Sünden sich entledigt hatten. Paul da Vasco, der Bruder des Admirals, befehligte das zweite Schiff, Nicolao Coelho das dritte; das vierte, das Vorrathsschiff, leitete Gonzalo Nugnez, ein Untergebner des Vasco.

Nachdem die Mannschaft in der Bay Sankt Helena an's Land gestiegen, und mit den Einwohnern daselbst einen Kampf bestanden hatte, bereitete sie sich, das Vorgebirge der guten Hoffnung zu umsegeln. Aber auch

diesmal tobten hier feindselige Stürme; die Söldlinge widersetzten sich jeder weiteren Reise, der Anführer liess die Häupter der Meuterei in Fesseln werfen, und selbst das Steuerruder in die Hand nehmend, vollbrachte er nach fünf Tagen die Umseglung der gefürchteten Südspitze Afrika's. Darauf erholte sich die Flotte in der Bay Sankt Blasius, und trat mit den Kaffern der Küste in gutes Vernehmen und Handelsverbindung. Man umsegelte das Vorgebirge der Strömungen, und gewahrte ein Gestade ganz anderer Art; die Fluren zeigten sich mit klügerem Fleisse angebaut, die Einwohner gebildet; viele sprachen arabisch und an Weissen fehlte es nirgends; die Schiffe, denen man begegnete, waren planmässiger gezimmert, Städte und Dörfer erhoben sich längs dem Meere, und schöne Pflanzungen verkündeten Wohlstand. Zugleich aber verrieth sich unter den Portugisen der Scharbock, ein neues Uebel, dem ihre Aerzte nicht entgegen zu wirken verstanden. So kam man nach Mozambique, einer ziemlich volkreichen Stadt, die von den handelnden Mohamedanern als Stapelplatz benutzt wurde. Diese kamen den Fremdlingen mit Freundlichkeit entgegen; man besuchte sich von beiden Seiten, und dem Admiral ward ein wegkundiger Steuermann versprochen. Aber plötzlich brach der heimliche Verrath los, nur ihr zerstörendes Geschütz rettete die Portugisen. Selbst der Steuermann, welchen man dadurch gewaltsam erhalten, suchte sie irre zu führen. Nicht besser wurden sie in Mombassa behandelt; doch auch hier liess sie ihr gutes Glück aus gefährlichen Schlingen entkommen. Freundschaftlicher war ihr Empfang in Melinda; der Fürst des Landes versprach, bei ihrer Rückreise einen Gesandten an König Ema-

nuel mitsegeln zu lassen. Vasco zog hier bei einigen morgenländischen Christen und verschiedenen indischen Kaufleuten nähere Erkundigungen über das Ziel seiner Fahrt ein; er erhielt einen tüchtigen Piloten, und nahm nun seinen Weg mitten durch den indischen Ocean nach der Westküste von Hindostan, wo er endlich (18. Mai 1499) vor Kalekut Anker warf.

Nachdem Europa mit der erlöschenden Kultur des Alterthums Ostindien aus dem Auge verloren, liegt seine Geschichte in ein schwerlösliches Dunkel gehüllt. Es soll im zehnten Jahrhundert eine türkische Horde einen siegreichen Einfall in die Halbinsel gemacht, und der Lehre des Mahomet einen bleibenden Sitz daselbst verschafft haben. Drei Jahrhunderte später aber erschienen die Afghanen, ein Volksstamm aus dem Nordwesten Asiens, und errichteten, die Sieger vertreibend, eine neue Herrschaft im Lande. Doch hatten sie gegen die heranrückenden Mongolen manchen schweren Kampf zu bestehen, und mussten von Timur-Lenk gänzlich aus ihrem Besitzthum gejagt zu werden fürchten *). Ein König, erzählen die Indier, welcher die ganze Malabarküste beherrscht, und zu Koulan, in der Nähe ihrer Südspitze, gewohnt, ward von den Arabern zu ihrem Glauben bekehrt, räumte ihnen viele Handelsplätze ein, theilte, da er eine Pilgerfahrt nach Mekka machen wollte, das grosse Reich unter seine Söhne und Verwandten, und schenkte einem Neffen, seinem vor-

*) Erst dem Babur, einem mongolischen Fürsten aus dem Stamme des Timur-Lenk, war es aufbehalten, die Macht der Afghanen für immer zu brechen. Er eroberte Hindostan im J. 1525 und begann die Dynastenreihe der grossen Mogule, welche zu Delhi und Agra ihren Herrschersitz hatte (Guyon Hist. des Indes orient. Vol. 1).

züglichen Lieblinge, mit der Erlaubniss, sich als weltliches Haupt der Uebrigen Samorin nennen zu dürfen, das Gebiet von Kalekut. Die Stadt dieses Namens ward der vorzüglichste Handelsplatz, und wenn auch verschiedene Landesgebieter sich dem Oberbefehl des Samorin entrissen hatten, so hiess er doch, da die Portugiesen landeten, noch immer der Mächtigste unter den Fürsten *). Indessen hatten die heidnischen Indier noch so ziemlich denselben Charakter sich erhalten, welchen die Schriftsteller des Alterthums mit Bewunderung an ihnen schilderten; derselbe sinnbildliche Glaube noch, mit prächtigen Tempeln und wunderlichen Göttergestalten prangend, dieselbe Eintheilung des Volkes in Kasten, dieselbe nachdenkende fromme Weise in Leben und Handlungen. Von vorzüglicher Bedeutung waren die Nairen, der streitbare Adel, der ausserordentliche Vorrechte genoss, in Gemeinschaft der Weiber lebte und in der Nähe des fürstlichen Pallastes seine Wohnungen besass. Ausser dem Samorin zu Kalekut walteten in der Halbinsel mit überwiegender Macht vier Fürsten, die Könige von Kambaya, von Delhi, Dekan und Narsing.

Sobald Vasco da Gama dem Samorin von seiner Ankunft Nachricht gegeben, sandte ihm dieser einen Steuermann zu, um seine Flotte in den Hafen zu leiten. Auf diesem Wege begegnete ihnen Monzaida, ein Maure

*) João de Barros, Asia oder Dos feitos, que os Port. fizeráo no descubr. e conqu. dos mares e terras do Oriente. Lisb. 1552. Decad. 1, Lib. 9. (Barros, den die Portugiesen ihren Livius nennen, war Generalschatzmeister der indischen Kammer, und schrieb seine Geschichte in dreien Decaden. Die vierte, mit Anmerkungen und Karten versehen, ward von Joh. Bapt. Lavanha hinzugefügt). Eine deutsche Bearbeitung von D. W. Soltau führt den Titel: Gesch. der Entd. und Erob. der Port. im Orient von 1415 — 1539 nach Anleitung der Asia des João de Barros. 3 Th. Braunschw. 1821. 8.

aus Tunis, der spanisch sprach, und die Portugisen früher zu Oran, an der Nordküste Afrika's, kennen gelernt hatte. Er schien am Hofe, als kaufmännischer Geschäftsträger, ein bedeutendes Ansehen zu geniessen, gewann die Ankömmlinge in wenigen Stunden lieb, und versprach ihnen zu ihrem Besten die Kraft seines Einflusses. Seiner Beredsamkeit bei'm Samorin war es ohne Zweifel zuzuschreiben, dass Vasco am dritten Tage schon vor dem Fürsten zu erscheinen liebreich eingeladen ward. Seine Mannschaft aber fürchtete für sein Leben, und beschwor ihn, die Stadt nicht zu betreten. Der Admiral kannte keine Furcht, und begab sich mit zwölf der muthigsten Portdgisen auf den Weg; doch gebot er vorher seinem Bruder, wenn er selbst um's Leben kommen sollte, seine Ermordung nicht zu rächen, sondern auf der Stelle abzusegeln, und die Nachricht vom „entdeckten Ostindien" dem harrenden Könige zu bringen. — So wurden der Minister des Samorin und der portugisische Admiral in zweien prachtvollen Tragsesseln nach Pandarane, einem königlichen Lustschlosse, gebracht. Hier empfing der Fürst die Fremden mit glänzendem Pompe; Vasco da Gama liess sich dadurch nicht zum Kleinmuth verleiten, er sprach wie der Diener eines mächtigen Königs, und erwarb sich die gnädige Gunst des Samorin.

Die Mauren aber, die bald die Zerstörung ihres Handels fürchteten, suchten die Portugisen zu verleumden; sie stellten sie als gefährliche Räuber dar, und warnten vor ihren heimlichen Absichten. Vertheidigte auch Gama gegen den Fürsten, der diese Gerüchte ihm mittheilte, voll edlen Stolzes seine Ehre, so ward er doch gebeten, sich mit den Seinigen auf seine Schiffe

zurück zu ziehen, und sollte sich einstweilen mit einem Briefe begnügen, welchen der Samorin dem Könige von Portugal schreiben würde. Indessen liessen es die Mauren an Geschäftigkeit nicht fehlen; es wurden sieben Portugisen gefangen, und aller Vorstellungen ungeachtet, nicht zurück gegeben. Dafür befahl Gama, auf mehrere Fischerkähne Jagd zu machen, erhielt an zwanzig Eingeborene in seine Gewalt, und liess die Segel, als wollte er abreisen, sogleich aufziehen. Jetzt wurden ihm die Gefangenen nachgeschickt; der Samorin entschuldigte sich mit dem bösen Trachten seiner Staatsdiener und der Muhamedaner, ersuchte den Admiral um seine Freundschaft, und begleitete die Bitte mit dem Schreiben an Emanuel. Vasco da Gama, eben so vorsichtig als beherzt, traute der Stille nicht; Monzaida warnte vor einem verschleierten Racheplane, und so wurden die Anker gelichtet, um nach den Anchediven-Inseln, etwa funfzig Meilen von Kalekut, zu steuern. Der Mohr von Tunis begleitete die Pórtugisen *); von den gefangenen Indiern mussten mehrere mit nach Portugal wandern. Ein Schreiben aber, welches Monzaida an den Samorin aufzusetzen erhielt, erklärte die Mitgenommenen als Unterpfänder der Wiederkehr, und verhiess eine zweite Erscheinung mit grösseren Streitkräften.

Vom Könige zu Melinda, dem Bundesfürsten der Portugisen im Morgenlande, mit treuer Anhänglichkeit empfangen, segelte Vasco da Gama der Heimath zu. Doch Nicolas Coelho eilte ihm treulos voraus, und war

*) Er ward in Portugal ein Christ, und lebte daselbst in Ehren. (Maffaei Hist. indic.) Maffei's in guter Latinität vorgetragene Geschichte besteht in sechzehn Büchern, und geht bis zum Tode Johanns III.

der erste, welcher die staunenswürdige Nachricht von der Auffindung Ostindiens nach Lissabon brachte. Erst nachdem er seinen Bruder auf der Insel Terceira, einer von den Azoren, begraben hatte, erschien Vasco im Hafen der Hauptstadt, wo er seinen Kummer durch die glänzendsten Ehrenbezeugungen gemildert fühlte. Doch brachte er eine ganze Woche hindurch in Belem, der Kapelle des Seefahrers, unter stillen Andachtsübungen zu *); länger duldeten König und Volk seine Zurückgezogenheit nicht, ein prachtvoller Einzug zeigte ihn seinen Mitbürgern, wiederholte Jubelfeste feierten seine Gegenwart, und Emanuel belohnte den ausgezeichneten Mann mit königlicher Freigebigkeit. Er ernannte ihn zum Admiral in den indischen Meeren, gestattete ihm, einen Theil des Wappens von Portugal in das seinige überzutragen, und beehrte ihn endlich durch die Würde eines Grafen von Vidigueira.

So war der Seeweg nach Ostindien gefunden, und mit ihm dem Handel, wie überhaupt dem Treiben der europäischen Völker, eine verwandelte Richtung gegeben; die italiänischen Seestädte empfanden bald den gefährlichen Schlag, den ihre Wohlfahrt durch Gama's Entdeckung erhalten, und während seine Mitbürger mit Entzücken ihn in der Lusiade, Camoens schönem Heldengedichte, so reizend verherrlicht sehen, grollten ihm jene in ohnmächtiger Erbitterung.

Um die Verheissung des Gama bei seiner Abreise von Kalekut so bald als möglich in Erfüllung kommen

zu

*) Belem, zusammen gezogen aus Bethlehem, war nachmals die Begräbnisskapelle der Könige von Portugal. Es liegt westlich von Lissabon, am nördlichen Mündungsufer des Tajo; über der Hauptthüre der Kirche prangt ein stattliches Steinbild Heinrichs des Seefahrers.

zu lassen, machte Emanuel vielfache Anstrengungen, und liess eine zweite Flotte von dreizehn Segeln zur Fahrt nach Asien rüsten. Den Oberbefehl erhielt ein muthiger, in seinen Handlungen rasch entschlossener Feldherr, Don Pedro Alvarez de Cabral. Er empfing funfzehn Hundert Portugisen zur Bemannung seiner Schiffe, und sollte vor der Erreichung von Kalekut mit den Königen an der Ostküste Afrika's Verträge schliessen, damit die Schiffahrt nach Ostindien künftig durch eine Reihe von befreundeten Stapelplätzen gesichert und erleichtert würde. Die Fahne, welche der Bischof von Viseu geweiht hatte, gab der König seinem Flottenführer in die Hand, setzte ihm einen vom Pabste geschenkten Hut auf, und entliess ihn mit fröhlichen Glückwünschen. Cabral wurde entweder von den Winden nach Westen gefluthet, oder er nahm, die Scheidelinie des Pabstes nicht achtend, eine verbotene Richtung; nicht lange währte es, so erblickte er jenseit des Aequators ein fremdes Land, nannte den Ort, wo er Anker geworfen, Porto Seguro, und die ganze Küste „das Land des heiligen Kreuzes;" doch erhielt sie bald von dem dunkelrothen Färbholze, das in grossen Ladungen nach Europa ging, den Namen Brasilien *). — So hatten die Portugisen gleichfalls Amerika gefunden, und Emanuel, welcher in dieser Absicht schon früher den Caspar Cortereal, die Spuren des Genuesers Cabotto **) zu verfolgen, nach dem Norden der neuen

*) Das portugisische Wort „Braza" bedeutet eine glühende Kohle.

**) Sebastian Cabotto, eines italiänischen Seefahrers Sohn, aber in England geboren, hatte drei Jahre früher unter der Regierung Heinrichs VII. die Ostküste von Neu[illegible]landland gefunden, trat nachher in spanische Dienste, und beschiffte den Platastrom in Südamerika.

Welt gesandt, durch einen Schiffbruch aber ihn verloren hatte, sah plötzlich auch hier seine Wünsche erfüllt, und kümmerte sich um den lautschreienden Neid der Spanier nicht. Cabral sandte eins seiner Schiffe mit der angenehmen Nachricht nach Lissabon, und ein Eingeborener der Küste bestätigte sie; dann liess er zwanzig Verbrecher auf derselben zurück, und nahm seine Strasse nach Osten wieder.

Es war aber, als gäbe es um das Vorgebirge der guten Hoffnung keinen sturmfreien Himmel. Auch Cabral erfuhr die Wuth des Unwetters daselbst, verlor im Getümmel ein Schiff, auf welchem zugleich der erste Entdecker dieser Südspitze, Bartholomeo Diaz, um's Leben kam, und ward, ohne es zu wissen, vor ihr vorüber geflutbet. Aus Furcht empfing man ihn zu Mosambique glimpflicher als den Gama; auch hatte er mit Ibrahim, dem mächtigen Könige von Quiloa, eine Unterredung auf dem Schiffe. Doch liess sich auf die Verträge, die er hier wie mit den übrigen Fürsten der Küste schloss, keinesweges mit Sicherheit bauen.

Mit staunendem Grauen erblickte man zu Kalekut die neue wohlbemannte Flotte, und bald liess der Samorin ihren Befehlshaber in ergebenen Ausdrücken zu sich laden. Cabral aber, gleich anfangs mit einwirkender Kühnheit aufzutreten entschlossen, verlangte für seine Sicherheit bei'm Besuche den Katual, den obersten Beamten, und mehrere andere Staatsdiener als Geisseln. Der Fürst erstaunte, fand aber dennoch für gut, der verwegenen Forderung, weil sie eben so unerwartet verwegen war, Genüge zu leisten. Jetzt erschien Cabral vor ihm, und entwickelte so vielen prunkenden Glanz, als ihm nur zu Gebote stand. Seine Kühnheit

hatte den gehofften Erfolg; der Samorin ging einen Handelsvertrag mit dem Könige von Portugal bereitwillig ein, und schenkte dem Admiral ein bedeutendes Haus in der Stadt, wie es ihm und den Seinigen bequem lag. Der Schenkungsbrief war mit grossen vergoldeten Buchstaben geschrieben. Bald wehte die portugisische Fahne auf dem Giebel des erhaltenen Hauses; in der Nähe ward eine Faktorey eingerichtet und Vorrathskammern angelegt. Correa aber, der Mann, welchen Cabral an die Spitze der Faktorey gesetzt hatte, zerstörte das vortheilhafte Verhältniss. Unruhigen Gemüthes und zum Argwohn geneigt, machte er den Admiral unaufhörlich auf die heimlichen Ränke des Samorin und seiner Staatsdiener aufmerksam, und witterte überall Tücke und laurenden Verrath. Zum Unglück besass er Cabrals Ohr; dem vermeintlichen Verderben zuvor zu kommen, liess dieser einen Angriff auf die indischen Schiffe im Hafen machen, nahm mehrere weg, und verübte verschiedene andere Feindseligkeiten. So kam die bereits eingetretene Spannung zum Bruche. Zugleich spielten die Shaubander, die muhamedanischen Geschäftsträger, eine zweizüngige Rolle; sie erfüllten den portugisischen Faktor mit immer unseligerm Argwohn gegen die Einwohner, und reizten diese zur Heftigkeit, indem sie ihnen den Uebermuth der Fremdlinge mit den erbittertsten Farben schilderten. Ihre böse Rede wirkte; im Dunkel der Nacht, da die Portugisen sich sorglos dem Schlaf überliessen, rottete sich das Volk zusammen, lief, einander zur Rache auffordernd, nach der Faktorey, und griff sie an. Die Portugisen sprangen vom Lager; aber ehe sie noch zu klarem Bewusstseyn gelangten, tobten die Angreifer schon durch alle Speicher, die

köstlichsten Waaren wurden hinausgeschleppt, die vollgepfropften Kammern mit lautem Jubel geplündert, und rings umher loderten an den Wänden bereits die Flammen auf. Aber auch die Fremdlinge selbst suchte die Erbitterung; funfzig Schlachtopfer fielen unter den Messern der Plünderer, unter ihnen der Stifter des Unglückes selbst, Aires Correa, der Faktor. Die übrigen entkamen dem zugedachten Tode mit Mühe. — Cabrals Grimm war unaussprechlich; zehn reichbeladene Schiffe, die zur Abfahrt bereit im Hafen warteten, empfanden ihn. Er steckte sie in Brand, und beschoss sodann die Stadt mit so heftiger Thätigkeit des Geschützes, dass der Samorin, das Aeusserste fürchtend, sich nach einem entlegenen Landschlosse flüchtete.

Da der Admiral indessen auf diese Weise wenig Vortheil vor sich sah, und bei der Unzufriedenheit der übrigen Fürsten mit dem Verhältnisse, in welchem sie zu dem mächtigeren Samorin standen, bald auf den Gedanken gerathen war, man müsse die grösseren Könige Indiens durch die kleineren zu besiegen suchen, so verliess er nach vielfach angerichtetem Schaden den Hafen von Kalekut, und segelte nach Kochin, einer mehr südlich liegenden Küstenstadt. Dort herrschte Trimumpara, ein sanfter, von seinem Volke geliebter Fürst, der mit stillem Unmuthe bis dahin die Abhängigkeit von kalekutischen Monarchen ertragen. Cabral und seine Portugisen erschienen gleich Engeln des Beistandes; sie wussten nach den Gefühlen des Unterdrückten, welcher des Joches müde ist, zu sprechen, nach wenigen Tagen schon war eine verbrüdernde Unterhandlung eingeleitet. Dem ersten Beispiele folgten, südlich und nördlich von Kochin, die Fürsten von Koulan

und Kananor; von den Abgesandten der drei Könige begleitet, segelte Cabral nach Europa zurück, büsste aber zu Mombassa ein Kanonenschiff ein, und fand aus dieser Ursache bei seinem Könige die wohlwollende Gnade nicht, die er gehofft und in mancher Rücksicht auch wohl verdient hatte.

Vor seiner Rückkunft waren bereits vier Segel unter Juan Coelho nach Indien abgegangen, und erfochten mit ausgezeichneter Tapferkeit einen Sieg über die Flotte des Samorin. So erwarben sie sich die Achtung der indischen Könige, gewannen dem portugiesischen Namen ehrfurchtsvolle Bewunderung, und kehrten mit reicher Ladung zurück. Auf dieser Heimreise entdeckte Coelho das Eiland, auf welchem dreihundert Jahre später der grösste und unglücklichste der Menschen schmachten sollte, das einsame Sankt Helena, welches er zum Aussteigeplatze für die Segler nach Indien bestimmte. Die köstlichen Waaren, die er mitgebracht, setzten Alles in Erstaunen; ein unaufhaltsamer Eifer erwachte, Vornehme und Geringe machten sich auf und strebten nach dem Lande, wo so reicher Gewinn sich erbeuten liess. Zugleich hob sich Lissabon bereits als ein zahlreich besuchter Marktplatz, die Schiffe der europäischen Nationen segelten täglich zur Mündung des Tajo herein und hinaus. König Emanuel benutzte die allgemeine Begeisterung, und unter dem Befehl des Grafen von Vidigueira, des ruhmgekrönten Mannes, schwamm eine Flotte von zwanzig Segeln nach dem Morgen. Der feindselige Ibrahim von Quiloa ward zur Zinsbarkeit gezwungen, die Bündnisse mit den indischen Königen erneuert, und die Meris, ein grosses ägyptisches Schiff, welches mit schwerer Waarenladung

und mit Mekkapilgern jährlich aus dem Hafen von Kalekut nach dem rothen Meere ging, in Brand gesteckt. Die Erscheinung des Helden zu Kalekut setzte Alles in Schrecken; dessen ungeachtet suchte man, ihn durch listige Unterhandlungen zu täuschen. Vasco da Gama ergrimmte; er liess funfzig gefangene Indier köpfen, und ihre Glieder an's Land fluthen. Nachdem darauf die Stadt zum zweiten Male das portugisische Geschütz empfunden, segelte er, von anderer Seite Gefahr fürchtend, nach Kochin. Hier empfing er eine Gesandtschaft der indischen Christen, und versprach ihnen seinen Schutz *). Aber Gil Gonzalez, der Faktor zu Kananor, wiederholte Correa's Spiel, und machte den Admiral gegen die verbündeten Könige misstrauisch. Doch sie selbst versicherten ihre Treue, und rechtfertigten sich mit rührendem Eifer.

Da erschien ein Bramine, welcher, dem Gama die Freundschaft des Samorin gelobend, ihn nach Kalekut rief, und zum Pfande sein Kind zurück liess. Der Admiral folgte ihm, und sah sein Schiff bald von unzähligen bewaffneten Fahrzeugen umgeben, die mit Schwerdtern und Brandfackeln ihm den Untergang drohten. Nur seine entschlossene Geistesgegenwart rettete ihn; auch kam ihm Vincent Sodrez mit einigen Segeln zu Hülfe, und die versuchte List gereichte den Feinden selbst zum

*) Der Apostel Thomas soll das Evangelium nach Ostindien verpflanzt haben; daher nannte man die dortigen Bekenner desselben Thomaschristen. Ihr Glaube näherte sich dem frühesten Christenthume; sie salbten bei der Taufe den Leib des Kindes mit Oel, hatten verehlichte Priester, hielten noch die Liebesmahle, und empfingen ihre Bischöfe vom Patriarchen zu Babylon. Mit dem Ende des sechszehnten Jahrhunderts wurden sie zur katholischen Kirche gezwungen, wandten sich aber nachmals, unter den Holländern, ihrem früheren Glauben wieder zu.

Verderben. Gama eilte nach Kochin zurück, und liess den Braminen seine Verruchtheit büssen. Der gekränkte Samorin, welcher vergebens sich bemüht hatte, den Trimumpara gegen die Europäer zu stimmen, sammelte nun eine Flotte von dreissig Segeln, und gedachte damit den Admiral zu überfallen, wenn er reich beladen zurück kehren würde. Aber Gama, der eben nach Kananor segelte, kam ihm zuvor. Schnell hatte er seine Schiffe geordnet, der Kampf erbrauste, und bald war ein schöner Sieg erfochten, eine schwere Beute gewonnen; darunter vorzüglich ein Götzenbild von wunderlicher Gestalt, aber reinem Golde. — Nach einer Unterredung mit dem Könige von Kananor wurden sechs Schiffe unter Vincent Sodrez zurück gelassen, und der Rückweg angetreten. Bei'm Einzuge in Lissabon, wo Alles neben dem Glanze des Helden seine Bescheidenheit bewunderte, ward in einem grossen Silberbecken der Tribut des Königs von Quilon vor ihm hergetragen; Emanuel liess daraus eine prachtvolle Kustodie fertigen, die er der Kirche unsrer lieben Frauen zu Belem schenkte. Hier nehmen wir vom Entdecker des Seeweges nach Indien Abschied; er lebte über die Zeitgrenze unserer Darstellung hinaus, und leistete im Greisenalter noch seinem Vaterlande rühmenswerthe Dienste.

Der Samorin benutzte jetzt die Gelegenheit, und rückte mit einem Heere von funfzig Tausend Streitern gegen Kochin. Die Stadt schien verloren; die Bürger verzweifelten an allem Heil, und forderten vom Könige die Aufopferung der Portugisen. Diese selbst wollten sich nach Kananor zurück ziehen, und riethen ihm, sich einstweilen wenigstens scheinbar zu neigen. Trimumpara aber, in seiner Freundschaft unerschütterlich, gab

ihnen eine Bedeckung von Nairen, damit sie gesichert wären und auch sich nicht entfernen könnten. Doch Vincent Sodrez, so eben mit der Plünderung mohamedanischer Schiffe beschäftigt, weigerte sich, ihm Hülfstruppen zuzusenden; seine Landsleute selbst in Kochin geriethen in Zorn über die Unbarmherzigkeit des Mannes. Er segelte nach dem rothen Meere, und fand dort, nach Beute jagend, seinen Tod in den Wellen. — Während dessen waren zwei europäische Waffenschmiede zum Samorin übergegangen, und leisteten ihm schätzbare Dienste. Eine Kriegeserklärung forderte unter schrecklichen Drohungen den König von Kochin auf, endlich enttäuscht sein wahres Heil zu bedenken; der Schatzmeister in der Stadt wurde durch Bestechungen gewonnen, und verschob die Zahlung des Soldes. Daher entstand unter Trimumpara's Kriegern ein Murren; nur sein Neffe, der Erbe seiner Krone, widersetzte sich mit einigen Treuen den Feinden, und starb, ein beherzter Held, auf dem Schlachtfelde. Der König, für seine europäischen Freunde besorgt, liess sie nach der benachbarten Insel Vaipin, einem unverletzlich heiligen Glaubensbezirke, bringen, und musste bald den übermächtigen Feind in seine Hauptstadt herein brechen sehen. Der Sieger waltete mit grausamer Rachsucht; das muthlose Volk ergab sich ihm, Trimumpara floh zu den Portugisen auf die heilige Insel. Sie war von der Natur wie von der Menschenhand befestigt, und ihr Befehlshaber seinem Herrn treu ergeben. Der Samorin steckte einen grossen Theil von Kochin in Brand, und machte sodann, in seiner Wuth keine Vorschriften des Glaubens achtend, wiederholte Angriffe auf die Insel. Hier aber scheiterte seine Macht; der Winter rückte

heran, er liess in der Stadt bewaffnete Schaaren zurück, legte verschiedene feste Plätze an, und begann seinen Rückzug mit dem Versprechen, das nächste Frühjahr sollte ihn in weit furchtbarerer Gestalt noch zeigen.

Drittes Kapitel.

Ehe er jedoch sein furchtbares Abschiedswort noch lösen konnte, schwammen bereits wieder drei portugisische Geschwader auf dem Wege nach Ostindien. Das eine unter Anton Saldanha sollte die Fahrt in's rothe Meer bewachen; die beiden andren, für die malabarische Küste bestimmt, standen unter den Befehlen des Edelmannes Francisco Albuquerque und seines Neffen Alfons. Doch besass der Oheim die überwiegende Stimme im Kriegsrathe. Dem Neffen waren die jüngeren Krieger gewogen; die Festigkeit, die sich bereits in jedem seiner Schritte aussprach, die hohe Bildungsstufe, zu welcher er auf den vaterländischen Schulen gelangt, die grossartigen Meinungen, die unverkennbar seine künftige Grösse verkündigten, Alles an ihm fesselte die Edlen und gefiel den Muthigen.

Die beiden Flottenführer langten bei den Anchediven an, und vernahmen hier das Unglück von Kochin. Augenblicklich stachen sie wieder in die See, und eilten der jammervollen Stadt zu. Trimumpara war der erste, welcher die portugisische Fahne erkannte. „Portugal! Portugal!" soll er in der jauchzenden Freude seines Herzens gerufen haben, und warf sich dann, von seiner Beklemmung endlich frei wieder aufathmend, weinend den Rettern an die Brust. Nun ging es mit raschen

Schritten an das Werk der Erlösung; die Entwürfe des Samorin wurden vereitelt, seine Besatzung zu den Thoren von Kochin hinaus getrieben, die neuen Festwerke zertrümmert, und der König in lustigem Feierzuge nach seiner Hauptstadt zurück geführt. Wie vom Wetterstrahle berührt, ergriffen die abgefallenen Nairen die Flucht oder fielen, Verzeihung erflehend, den Admiralen zu Füssen. Des Königs Dankbarkeit aber kannte keine Grenzen; den Portugisen ward die Vollmacht zum Bau eines festen Schlosses gegeben, und ihnen eine Anhöhe in der Nähe der Stadt dazu eingeräumt. Europäer und Indianer legten Hand an's Werk, selbst die Palmbäume um den königlichen Pallast gab man den Aexten der Bauknechte preis, mit jeder Stunde wachsend stieg das Gemäuer unter den Händen der Geschäftigkeit empor. Alfons Albuquerque erhielt die leitende Oberaufsicht. Aber der Eile wegen wurden sowohl die Festung als die Kirche nur aus Holz aufgeführt; doch geschah die Einweihung mit vieler Feierlichkeit; Francisco Albuquerque nannte das Fort Sankt Jakob, und während die Indier das Werkzeug ihrer Unterjochung gedankenlos anblickten, nahm jener mit der kleinen, an sich unbedeutenden Festung Besitz von der weiten Halbinsel diesseit des Ganges.

Der Erfolg giebt Muth. Das Fort stand kaum vollendet da, so wurden verwüstende Einfälle in das Gebiet des Samorin unternommen, und glücklich durchgeführt. Zwar zog sich eine zahlreiche Schaar von Nairen zusammen, und Eduard Pacheco, auch unter seinen tapferen Genossen ein Mann von ausgezeichnetem Heldenmuthe, gerieth in die dringendste Lebensgefahr. Aber die beiden Albuquerque eilten herbei, und entrissen ihn

dem Verderben. Wenige Stunden darauf bezahlte er schon seine Schuld; Alfons Albuquerque sah sich in der Hitze des Gefechtes von Feinden umringt, Pacheco schlug sich unwiderstehlich zu ihm durch, kämpfte an seiner Seite, und setzte die Indier durch Wunderproben der portugisischen Tapferkeit in Bestürzung. Der entmuthigte Samorin bot die Hand zum Frieden; mit verstohlener Heimlichkeit, damit die Mauren im Lande nichts davon ahnen möchten, ward er betrieben und unterzeichnet. Aber mit übermüthigem Stolze brachen die Portugisen die Bedingungen, die Feindseligkeiten der Soldaten wurden weder beschränkt noch gestraft. Vergebens die Beschwerden des Fürsten; man würdigte seine Boten keiner Antwort. Dieser Hohn brachte den Samorin zur äussersten Verzweiflung, und so sammelte er heimlich alle Streitkräfte, die ihm zu Gebote standen, entschlossen, das lästige Verhältniss, in welchem er schmachtete, durch den blutigsten Kampf zu enden.

Während dessen war Alfons Albuquerque nach Koulan, einer südlichen Stadt, welche durch das Aufblühen von Kalekut um ihren Wohlstand gekommen, von der Königin, der Herrscherin während der Minderjährigkeit ihres Sohnes, gerufen worden. Er errichtete daselbst eine Vorrathskammer, befreite die indischen Christen von den bisherigen Steuern, und liess zur Beförderung des christlichen Glaubens einen Dominikanermönch zurück. Als er zu Kochin wieder auftrat, hatte König Trimumpara seinem Oheim von den heimlichen Rüstungen des Samorin bereits Nachricht gegeben, und ihn flehentlich gebeten, seine Rückreise nach Europa aufzuschieben. Francisco aber, der in Indien bereits einen schweren Reichthum erworben, und mit den vollen

Schiffen nach Portugal zu segeln sich sehnte, achtete so wenig auf die Beschwörungen des Königs und der Einwohner von Kochin, als auf die Gegengründe des Neffen, mit welchem er überhaupt gemeinsamen Kriegesrath zu halten nicht liebte; er befahl diesem, sich gleichfalls zur Heimfahrt bereit zu machen, und war, sonst ein tapferer und kluger Mann *), herzlos genug, zum Beistande der Schutzbedürftigen nur drei Schiffe mit hundert und funfzig Streitern, wiewohl unter dem Befehle des löwenherzigen Pacheco, zurück zu lassen. Aber wie wir in der Geschichte der portugisischen Entdeckungen die Rachegöttin mit unverkennbarem Arm jede Unthat strafen sehen, ereilte sie auch den Francisco Albuquerque; ein Sturm schleuderte ihn gegen die Felsen der arabischen Küste, er fand in den empörten Fluthen sein Grab, und das Schiff mit seinen Schätzen folgte ihm in die Tiefe. Alfons hingegen, der auf seinen Befehl voraus gesegelt, kam wohlbehalten zu Lissabon an, schenkte dem Könige zwei persische Rosse, die ersten, die auf diesem Wege nach Portugal gelangt, und vernahm schön belohnt die Lobsprüche seines Monarchen.

Eduard Pacheco und seine Wenigen, von ihren absegelnden Gefährten selbst als Opfer des unausbleiblichen Verderbens betrachtet, rüsteten sich indessen mit unsterblichem Edelmuthe, im Kampf für den Bundes-

*) So hatte er z. B. dem Trimumpara, als dieser auf der Insel Vepin sich in der klaglichsten Noth befand, hundert tausend Goldstücke aus seiner Schiffskasse gezahlt, und durch die Versicherung, König Emanuel schicke sie ihm, den unglücklichen Fürsten aus seiner Verzweiflung gerissen. (Hist. des decouv. et conqu. des Portug. dans le nouv. monde p. l. R. P. Jos. Fr. Lafitau de la comp. de Jesus. Par. 1733. 4. Vol. 1. lib. 3.

genossen ihren Tod zu finden. Die Mauren in Kochin versuchten es, ihn dem Könige als einen feigen Prahler zu schildern; er aber versammelte sie, und hielt ihnen eine so schreckende Rede, dass sie entmuthigt ihren Ränken entsagten. Die Begeisterung seines Häufleins war beispiellos, jeder Einzelne zeigte sich als einen Pacheco. Der Samorin und sein Heer nahten, zwischen Stadt und Insel geschah ein blutiger Kampf, die erschrockenen Nairen flohen aus der Stadt; Pacheco aber liess sein Geschütz erfolgreich donnern, zwei vornehme Krieger wurden dem Samorin zur Seite niedergeschmettert, und der erbleichende Fürst musste zu Fuss sein Heil in der Flucht suchen. Während die Waffen darauf ruhten, liess Pacheco ein Gerüst aufführen, und als man ihn um den Zweck desselben befragte, gab er zur Antwort, daran gedenke er den Samorin aufzuknüpfen. Die Antwort gelangte zu den Feinden; der Samorin versuchte noch einmal den Kampf der Verzweiflung, und kehrte alsdann nach dem trauernden Kalekht heim. Hier entsagte er dem Throne, und zog sich, wie viele gealterte Fürsten Indiens zu thun pflegen, in die Einsamkeit zurück. Doch bewegte ihn seine Mutter, die Zügel der Regierung wieder in die Hand zu nehmen; aber seine Kraft war gebrochen, er erkannte den portugisischen Heldenmuth für unüberwindlich, sah überdiess mehrere kleine Geschwader aus Europa daher kommen, und bequemte sich zum Frieden, wie der ermattete Groll ihn schliesst. Jetzt schiffte Pacheco nach Portugal zurück; mit lebhafterem Beifall noch als sein König begrüssten ihn seine Mitbürger. Er rieth dem Emanuel, Alles aufzubieten, um die Mauren in Indien zu vertilgen; daher ward ein Kriegesplan gegen ihre

vorzüglichsten Häfen entworfen; Aden in Arabien, Ormus auf der gleichnamigen Insel und Malakka sollten mit angestrengter Waffengewalt ihnen für alle Zeiten entrissen werden.

Die Feste, welche Francisco Albuquerque zu Kochin erbaut, und die Ansichten, die Pacheco über die Behandlung der hindostanischen Halbinsel mitgebracht hatte, liessen König Emanuel nicht mehr zweifeln, dass der Krone Portugal im Morgenlande ein Reich von grösserem Umfange und fruchtbareren Hülfsquellen, als ihr europäisches, erstehe. Es schien zweckgemäss, mit einer würdevolleren Hoheit daselbst aufzutreten. Nachdem daher dreizehn grosse Schiffe ihre Mannschaft und ihre Bedürfnisse zum Zuge nach Indien erhalten hatten, bestieg Don Francisco d'Almeida, Graf von Abrantes, das Admiralschiff als „Vicekönig und Generalgouverneur der indischen Lande." Zur Sicherheit wie zur Erhöhung seines Ansehens ward ihm eine Leibwache bewilligt; mitsegelnde Kapläne sollten, seiner Bestimmung gehorchend, ihre kirchlichen Dienste leisten. Almeida hatte bereits unter dem Könige Ferdinand von Kastilien mit hohem Ruhme gedient; seine Tapferkeit fand überall Anerkennung, in seine Klugheit setzte der König ein seltenes Vertrauen. Almeida versprach, ihm die hindostanische Küste, seines Vertrauens würdig, als ein sicheres Besitzthum zu erkämpfen, und segelte von Lissabon (22. May 1505), nach seinem Wirkungskreise sich sehnend, ab. Die Flotte gelangte nicht in die Nähe des Vorgebirges der guten Hoffnung; ein anhaltender Sturmzug trieb sie nach Süden, und entfernte sie so weit von der afrikanischen Landspitze, dass Alle empfindlich von der Kälte litten, und Viele

ihre Finger durch den Frost einbüssten. Nach einem langweiligen Umwege erst erreichte man die Ostküste von Afrika, und machte vor Quiloa halt. Ibrahim, der zinspflichtige Fürst, weigerte sich, die jährlichen Gelder länger nach Portugal abgehen zu lassen; Almeida erklärte den Wortbrüchigen der Krone verlustig, und setzte an seine Stelle den Mahamed Ankonin. Dieser hat den Grafen, statt seiner eigenen Kinder den Abulfail, einen Sohn des Königs, den Ibrahim vom Throne verdrängt hatte, als seinen Scoptererben zu bestimmen. Almeida bewunderte die tugendhafte Güte des Mannes, und erfüllte seinen Wunsch. Nachdem er darauf eine Küstenfestung angelegt hatte, nahm er von dem neuen Fürsten freundlichen Abschied, und ging unter Segel.

Die Nachricht seiner Ankunft hatte sich in Hindostan schon verbreitet; Könige und Völker sahen ihr mit verschiedenen Erwartungen entgegen. Endlich stieg man auf den Anchediven an's Land, und segelte dann nach Kananor. Der König des Landes gab den Gründen nach, dass die verborgenen Absichten des Samorin eine mächtige Schutzwehr nöthig machten, und gestattete den Portugisen den Bau einer Festung. Sie ward mit stärkeren Mauern als das Fort Sankt Jakob aufgeführt, und erhielt eine ansehnliche Besatzung. Von dort begab sich der Vicekönig auf die Reise nach Kochin, woselbst eine grosse Veränderung der Verhältnisse eingetreten war. Der edle treue Trimumpara hatte, der Schwäche eines hohen Alters nicht mehr trauend, die Krone nieder gelegt, und sie dem Nubeador, dem jüngsten Sohne seiner Schwester, hinterlassen. Denn der ältere,

dem sie der Sitte nach gebührte *), hatte bei jeder Gelegenheit ganz entgegen gesetzte Meinungen gezeigt, konnte seinen Hass gegen die Portugisen nicht verbergen, und war bei'm letzten Einbruche des Samorin davon geschlichen, seinen königlichen Oheim und sein angewiesenes Amt im Kriege zugleich verlassend. Aber nicht gesonnen, unthätig dem jüngeren Bruder das Scepter in der Hand zu gestatten, hatte er eine Schaar von Freunden gesammelt, und erhob sich mit ihnen, sein Recht mit dem Schwerdte zu erkämpfen. Die Stadt spaltete sich in zwei feindliche Hälften, und als Almeida anlangte, wüthete der Bürgerzwist in allen Häusern und Gassen. Dem Mächtigern aber stellten Beide den schiedesrichterlichen Ausspruch anheim, der eine mit frohhoffender Bereitwilligkeit, der andre mit unmuthiger Entsagung, aber von der Noth gezwungen. Die Entscheidung liess sich vorher sagen. Almeida sprach die Regierung dem Nubeador zu, und bestätigte ihn als „wohlgeliebten Vasallen des Königs von Portugal." Indem er ihm aber eine goldene Krone auf's Haupt setzte, sprach er ihn mit feierlichen Worten von aller sonstigen Abhängigkeit los; er sollte gegen den Samorin von Kalekut keine Pflichten der Unterwürfigkeit mehr zu erfüllen haben, an königlicher Würde von Unterthanen und Fremden ihm gleich geachtet werden.

Durch diesen Schritt verkündigten sich die Absichten

*) Da unter den Nairen die Gemeinschaft der Weiber eingeführt, damit sie, wie die Indier erklärten, nicht durch die Liebe zu ihren Kindern vom Kriegshandwerke abgezogen würden, so erbten bei ihnen nicht die eigenen Söhne, sondern die Söhne der Schwester. Dieser Gebrauch scheint zum Theil auch auf die fürstlichen Geschlechter in Hindostan übergegangen zu seyn.

ten der Portugisen in Indien deutlich genug; mit dem Systeme der Vormundschaft, welche sie nachmals über die befreundeten Könige führten, war durch Nubeadors Krönung der Anfang gemacht. Aber schon jetzt hatte ihr Einfluss und ihre Macht eine erstaunliche Höhe erreicht. Während es überall ihre erste Bedingung war, dem Könige von Portugal einen jährlichen Tribut gezahlt zu wissen, legten sie in allen Städten Festungen an, und schützten durch die bethürmten Mauern nicht bloss ihren Aufenthalt im Lande, sondern auch ihre Vorrathshäuser und ihren Handel. In diesem waren sie bereits die Gesetzgeber geworden; nach ihrem Vortheil bestimmten sie den Preis der Waaren. Wie die Erzeugnisse der Halbinsel herbei strömten, wanderten sie zuerst in ihre Magazine, und ehe diese nicht ihren vollen Bedarf erhalten hatten, durften keinem Anderen Verkäufe davon gemacht werden. Die Mohamedaner, welche durch Verbreitung ihrer Lehre in allen Handelsplätzen des östlichen Asiens ein ehrenvolles Ansehen sich erworben, und mit eingeborenen Frauen verheirathet, durch Kinder und Verwandte den Indiern verbunden waren, sahen sich jetzt auf allen Märkten zurück gedrängt, um ihren Wohlstand gebracht und mit herbem Verluste bedroht. Nicht weniger als das Aufblühen des christlichen Glaubens kränkte sie das überwiegende Handelsrecht der Portugisen. Die Banianen hingegen, die indischen Kaufleute, fanden im Verkehr mit diesen eben so wohl ihren Vortheil als mit jenen; die Nachfrage war überdiess lebhafter geworden, und so liessen sie es an emsiger Herbeischaffung ihrer Gegenstände nicht fehlen. Dabei sahen sich die Staaten, welche in feindseligem Verhältnisse mit den Portugisen standen, in

eine klägliche Lage versetzt; König Emanuels Banner herrschte auf dem Meere, ohne die Erlaubniss seiner Feldherren durfte kein fremdes Schiff zwischen Afrika und Hindostan segeln; es wurde von den Portugisen durchsucht, und wenn es keinen Geleitschein von einem Feldherrn oder einem Faktor bei sich führte, mit hinweg geschleppt oder in den Grund gebohrt. Die Folgen mussten sich bald offenbaren; die maurischen Seefahrer wagten in jenen Staaten keine Aufkäufe zu machen, die Waaren sanken im Preise, die Banianen zogen sich daher nach den portugisischen Märkten, und was auf den andern noch verkauft ward, bestand bloss in den Gegenständen, welche bestimmt waren, mittelst des Karavanenhandels nach Persien und der Tatarei zu gehen.

Während in Indien ein glänzendes Reich für ihn erobert ward, kämpfte König Emanuel gegen die Mauren von Nordafrika nicht mit gleichem Glücke. Es sey nun, dass Venedig und Spanien, von Eifersucht gemartert, seinen mohamedanischen Feinden, wie erzählt ward, heimlichen Vorschub leisteten, oder dass die Nordküste Afrika's allein den Portugisen nicht gehorchen sollte, seine Anstrengungen hatten keinen Erfolg; die indischen Schätze wurden vergebens verwendet, vergebens sanken in einem vieljährigen Kampfe die besten Streiter. Aber wie hartnäckig auch immer Fez und Marokko seinen Versuchen trotzten, verlor er doch die übrigen Küsten jenes Erdtheils nicht aus den Augen. Zur Verbreitung des Kreuzes in Guinea wurden geistliche Ordensväter gesandt, und vom frommen Könige Alfons zu Kongo thätig unterstützt. Weniger glückten diese Glaubensbotschaften an der Ostküste; hier wohnten gebildete Völker, die Bekehrer hatten nicht das stumpfe Götzen-

thum, sondern Mahomeds Lehre zu bekämpfen. Den vorzüglichsten Widerstand aber fanden sie zu Mombassa und Quiloa. Deshalb fertigte man einzelne Geschwader ab, die theils von Stürmen verschlagen wurden, theils ihr Ziel glücklich erreichten. Anton de Saldanha gerieth bei dieser Gelegenheit an die Insel Socotora, welche der Nordostspitze Afrika's, dem Vorgebirge Guardafui, gegenüber liegend, nachmals einen wichtigen Landungspunkt leistete. Ravasco, sein Fahrtgenosse, kämpfte mit dem Könige der Insel Zanzibar, und steuerte von dort nach Brava, einer bedeutenden Stadt, die von sieben arabischen Brüdern aristokratisch regiert ward. Diese Machthaber wiesen seine Vorschläge zurück, und erst vom Donner seiner Kanonen geschreckt, bequemten sie sich zu einem jährlichen Schosse. Nun vereinigten sich beide Flottenführer, und segelten nach dem feindlich gesinnten Mombassa. Auch hier siegte der portugisische Muth; der Fürst musste seiner Halsstarrigkeit entsagen, und es sich gefallen lassen, den König von Melinda als seinen Oberherrn zu erkennen. Nach so gelungenen Unternehmungen steuerten sie hinaus in die See, und begaben sich nach Indien.

Zu gleicher Zeit war Pedro d'Aguaja, der Befehlshaber eines dritten Geschwaders, in den geräumigen Meerbusen gesegelt, an dessen Küste das Königreich Sofala liegt. Man hielt es für Ophir, das Goldland der heiligen Schrift, und die Portugisen glaubten, ihre Hand nur ausstrecken zu dürfen, um das edle Metall zu erhaschen. Früher hatte das Reich unter der Botmässigkeit von Monomotapa gestanden, dem geheimnissvollen Binnenlande, in welchem später Reisende mit Erstaunen die Ueberreste riesenhafter Gebäude und

unlesbare Inschriften gefunden. Nachher aber rissen Mauren, vom nördlich liegenden Magadoxo gekommen, die Obergewalt in Sofala an sich, bis sie durch den Beherrscher von Quiloa verdrängt wurden. Jussuph, der Statthalter desselben, hatte sich während der letzten Unruhen zu Quiloa, von denen die Rede gewesen, die Unabhängigkeit zu erwerben gewusst, und empfing den portugisischen Feldherrn mit biederer Herzlichkeit. Es war ein achtzigjähriger blinder Greis, aber voll königlicher Würde, obschon er nichts als ein Bündel einfacher Pfeile neben sich liegen hatte. Er zeigte sich treu, gestattete den Fremdlingen eine Festung, und dämpfte den Aufruhr der Mauren, die laut dagegen schrieen, mit kluger Entschlossenheit. Aber bald erhob sich in Sofala ein anderer Feind gegen die Portugisen. Eine furchtbare, durch Sumpfluft erzeugte Krankheit raffte die meisten in wenigen Monden hinweg; gegen das kleine Häuflein der Uebriggebliebenen riefen die Mauren einen benachbarten Kafferfürsten zu Hülfe. Doch die Portugisen kämpften wie die Löwen von ihren Verschanzungen herab, ihre Geschosse stürzten ganze Reihen von Kaffern zu Boden; diese verzweifelten am Siege, und fielen endlich mit mordlustiger Wuth über die Mauren selbst her. Nach ihrem Abzuge sah sich das tapfere Häuflein von aller Gefahr befreit; das gute Vernehmen mit Jussuph indessen ging zu Grunde, er starb in seinem Pallaste, von einer portugisischen Kugel durchbohrt. Agnaja überlebte ihn nicht lange; die verderbliche Luft, ein Gift für den europäischen Körper, warf ihn auf's Krankenlager, und liess nach wenigen Tagen ihn enden. — Auf die Nachricht von seinem Tode schickte Almeida einen anderen Feld-

herrn an seine Stelle. Es war Nugnez Vaz Pereira. Dieser ging nach Quiloa, fand hier den edelmüthigen Mahomed Aukonin in einem Auflaufe von Missvergnügten getödtet, und setzte, der Verheissung des Unterkönigs zuwider, den Hassan, einen seiner Söhne, auf den Thron. Aber auch dieser genoss der Ehre nicht lange; der alte Ibrahim hatte seine Freiheit wieder gewonnen, riss auf's Neue die Königswürde an sich, und lebte seit jener Zeit mit den Portugisen in heilsamer Eintracht.

Den drei Geschwadern folgte eine Flotte von dreizehn Segeln. Den Oberbefehl erhielt Tristan d'Acugna, ein wackerer Kriegesmann, der früher als der Graf von Abrantes zum indischen Unterkönige bestimmt gewesen. Aber eine Schwindelkrankheit, die unerwartet ihn überfiel, hatte ihm das Licht der Augen genommen; erst nach Almeida's Abreise stellten ihn die Aerzte her. Er scheute sich, wieder auf dem Schauplatze der Thätigkeit zu erscheinen, und ward zum Befehlshaber aller Lastschiffe auf dem Wege nach Indien ernannt. Fünf Segel von der Flotte indessen sollten dem Alfons Albuquerque gehorchen. Alfons hatte seit seiner Heimkehr aus Indien den Wissenschaften gelebt, und durch stillen Fleiss zu dem hochgefeierten Namen, unter welchem die Nachwelt dereinst ihn kennen sollte, sich vorbereitet. Aber schon damals nannten ihn seine Mitbürger mit seltener Achtung; schon damals sprach man von der Geneigtheit, mit welcher König Emanuel ihm zugethan, von den grossen Zwecken, zu denen er den kräftigen Mann bestimmt habe.

Acugna's Absicht war, nach Hindostan zu segeln, und von dort aus nach der Anweisung des Almeida seinen Weg zu nehmen; doch kam er, auf den Rath des

Albuquerque nicht achtend, in den Gewässern von Mozambique bei zu vorgerückter Jahreszeit an. Man besuchte daher die Gestade von Madagaskar, der grossen, von Ruy Pereira entdeckten Insel, in welcher man anfangs ein Festland vermuthet, und lange Zeit hindurch zu keinem bleibenden Fusse gelangte. Auch diessmal wollte keine Verbindung sich anknüpfen lassen. Die beiden Feldherren vereinigten sich also bald zu einem anderen Plane; sie richteten ihren Zug nach Brava, woselbst sich die herrschenden Araber, dem Vertrage mit Ravasco zum Hohn, gegen jede Zumuthung eines Tributes entrüstet sträubten. Da sie sich jedoch von der Kriegesmacht des Feindes überzeugten, wählten sie den gewöhnlichen Kunstgriff, und suchten durch hohle Unterhandlungen Zeit zu gewinnen. Die Feldherren aber hatten nicht Lust, durch erfolglosen Botenwechsel die kostbaren Tage zu verschwenden, und beschlossen, durch einen nächtlichen Sturm den Knoten zu zerhauen. Alle Vorkehrungen wurden getroffen; Albuquerque sollte die erste Schiffslinie mit vier hundert Kriegern, Acugna die zweite mit sechs hundert befehligen. Doch die Mauren erhielten Winke davon, und wussten ihre Gegenanstalten zu treffen. Der Angriff geschah, und der gewaltsamen Heftigkeit des Sturmes entsprach die Kraft des Widerstandes nicht unwürdig. Die Ausdauer aber war auch hier das Erbtheil der Portugiesen; sie schwangen kampfesfroh ihre Schwerdter noch, als der Feind bereits sich auf die Flucht zur Stadt begab. Man verfolgte ihn, musste jedoch, nachdem die Thore der Stadt geschlossen worden, von weiterer Benutzung des Sieges abstehen. Albuquerque aber, jedes Mittel und jeden Weg versuchend, entdeckte einen schwachen, leicht

übersteiglichen Punkt der Mauer, zog die Seinigen herbei, erschütterte durch Steinwürfe die schwache Stelle noch mehr, stürzte sie zum Theil nieder, und drang in die Stadt. Zu gleicher Zeit waren die Mahomedaner von den Zinnen der Thürme und der Mauern hernieder geeilt, und warfen sich wüthend dem Hereindringenden entgegen. Der Held zeigte ihnen, wer er sey; er stand ihrem Angriffe, bis auf der andren Seite nach Sprengung eines Thores auch Acugna herein gebrochen, und zur Beendigung des Kampfes herbei eilte. Jetzt entstand ein entsetzliches Schlachtgeschrei in der Stadt; die Mauren zogen sich auf dem grossen Marktplatze zusammen, und drängten sich in die benachbarte Moschee. Hier erreichte das Gefecht seine ungestümste Hitze. Die Portugisen errangen den Sieg; zu allen Thoren flohen die entmuthigten Mauren hinaus. Tristan d'Acugna hatte eine Wunde erhalten; doch warf sie ihn nicht auf's Siechbette. Er wurde auf dem Marktplatze noch von Alfons Albuquerque, der ruhmvolle Krieger von dem ruhmvolleren, zum Ritter geschlagen, und theilte dann mehreren Andren, die gleichfalls als Helden des Tages sich gezeigt hatten, die neuempfangene Würde mit. Darauf zerstreute sich die Mannschaft in die Häuser, und wer so eben durch schöne Tapferkeit sich Ehre erfochten, lief jetzt plündernd umher, und beraubte die friedlichen Einwohner ihrer Habe. Ja die Raubsucht war in ihrer Eilfertigkeit so unbarmherzig, dass Mancher, um ohne Aufenthalt Ringe und kostbare Gehenke zu erhaschen, den Frauen die Ohren und die Finger abhieb, und diese in die Taschen steckte. Bald loderten die Flammen in mehreren Gegenden der Stadt empor; aber die Bosheit stürzte auch hier in ihre eigene Grube, es

kamen viele der Plünderer in den brennenden Gebäuden um. Acugna, hiess es, sey in seinen Geboten zu nachgiebig gewesen, und habe so das Unheil verschuldet.

Die Stadt Magadoxo, welche, ein wenig nördlicher an der Mündung eines bedeutenden Stromes gelegen, von gebildeten Arabern bewohnt und vertheidigt ward, wagten die Sieger nicht anzugreifen. Sie steuerten weiter, und wählten ihre Richtung nach Socotora, der einsamen Insel, an welche Anton de Saldanha verschlagen worden. Natur und Bewohner überraschten die Landenden. Jene zeigte den arabischen Charakter, sie brachte viele Sandpflanzen hervor, und schien eine unerschöpfliche Fundgrube von Weihrauch und Aloë zu seyn; diese waren schwarzbraune Höhlenbewohner, träg und duldsam, in einem Glauben lebend, der aus dem christlichen und dem mahomedanischen zusammen geflossen. Sie ehrten das Kreuz, sie kannten die heiligen christlichen Namen, und sprachen mit Ehrfurcht von Mekka. Als ihren Oberherrn aber verehrten sie den König von Kaxem, einen Fürsten an der gegenüber liegenden Südostküste Arabiens. Dieser, die Wichtigkeit der Insel für den Handel wohl erkennend, hatte am Ufer eine Citadelle erbaut, und seinen Sohn Ibrahim, einen tapferen jungen Krieger, zum Statthalter ernannt. Der Jüngling vernahm die Vorschläge der Portugisen mit Befremden; voll stolzen Kraftgefühls wies er sie zurück. Die Folge war ein Angriff in der Nähe der Citadelle. Ibrahim eilte herbei, und vertheidigte das Ufer mit einem Muthe, dem Albuquerque seine Bewunderung nicht versagen konnte; plötzlich aber machte dieser, mitten im Kampfe, mit seinen Schiffen eine unvermuthete Wendung, und warf sich auf einen andren Strich des Ufers.

Ibrahim musste seine Macht theilen, verzagte aber keineswegeas. Bald in diesem, bald in jenem Haufen mit Schwerdt und Mund den Kampf leitend, hielt er das Schicksal des Tages mehrere Stunden hindurch im Schwanken, und wich erst, als Alfons de Norogna, Albuquerque's Neffe, mit einem auserlesenen Häuflein ungestüm sich auf ihn warf. Das Weichen des Führers bewirkte die Flucht seiner Schaaren. In eiligem Laufe schossen sie ihre Pfeile hinter sich ab, und warfen sich in die Feste. Jetzt wurde diese berannt. Doch ihre starken Mauerwerke trotzten der Stürmung; mancher Portugise fand hier seinen Tod, und Alfons Albuquerque, der mit vorleuchtender Unerschrockenheit den Seinigen das glänzendste Muster darstellte, ward von einem herab geschleuderten Steine so gewaltsam zwischen Schulter und Brust getroffen, dass er lange bewusstlos taumelte, und keine Sylbe hervor zu bringen vermochte. Endlich aber erholte er sich wieder, sein Schwerdt blitzte auf's Neue, und sein Schild deckte den jungen Norogna gegen einen Speer, welcher so eben ihn zu durchbohren daher sauste. Der Augenblick, der durch Norogna's Rettung ausgezeichnet, ward es noch mehr durch Ibrahims Fall. Eine Kugel streckte ihn auf die Mauer hin. Jetzt verzweifelten seine Araber an allem Heile; aber unwillig, den Tod als Gefangene erleiden zu müssen, suchten sie ihn lieber im Kampfe zu erjagen. Sie fochten fort, und erreichten ihre Absicht; bis auf den letzten Mann deckten sie als Leichen das Bollwerk der Citadelle. Ein Steuermann war der Einzige, welcher, um Schonung betend, den Portugisen sich übergab; Albuquerque nahm ihn mit sich, und hatte

nachmals öftere Gelegenheit, seine See- und Küstenkenntniss zu benutzen.

Von dem Tage an gehörte Socotora dem Könige Emanuel. Die Einwohner wurden zum Christenthume geleitet, und Alfons de Noronha, der seines Oheims würdig gefochten, zum Statthalter der Insel ernannt. Tristan d'Acugna segelte darauf nach Indien; Albuquerque blieb zurück, im rothen Meere zu kreuzen.

Viertes Kapitel.

Sobald sich Alfons Albuquerque in seinem Amte von keinem Genossen mehr beschränkt sah, entwarf er einen Plan, wie er von einem solchen Manne sich erwarten liess. Es war die Eroberung von Ormus. Diese Stadt, der Hauptsitz eines seltsamen mächtigen Reichs, welches auf der einen Seite sich an der arabischen Küste vom Vorgebirge Ras al Gad bis zum persischen Meerbusen hin erstreckte, auf der andern einen bedeutenden Theil von Kerman und Farsistan umfasste, lag auf einer Insel, die nackt und öde an Allem, selbst am Trinkwasser, Mangel litt, für den Handel aber die glücklichste Lage hatte. Denn als die ersten Nachfolger des Mahomed den Westen Asiens bereits seiner Lehre unterworfen hatten, und ihre Eroberungen durch die Betriebsamkeit des Friedens blühend zu machen wünschten, legte Omar, der zweite Kaliph, gegen die Mitte des siebenten Jahrhunderts am Euphrat, wo er, mit dem Tigris schon vereinigt, dem persischen Meerbusen zuströmt, einen grossen Stapelplatz an, und nannte ihn Bassora. Die Wahl des Ortes war klug getroffen.

Die indischen Waarenschiffe landeten auf Ormus, ihre abgesetzten Ladungen schwammen von hier nach Bassora, machten dann den Landweg durch Karavanen nach Aleppo, und fanden hier ihre europäischen Käufer, vorzüglich Venetianer und Genueser. Die Kaufleute genossen zu Bassora lockende Vorrechte; daher blieb die Stadt einige Jahrhunderte hindurch der lebhafteste Marktplatz Asiens, und das Beste, was Indien an Gewürzen und Edelsteinen, an seidenen und baumwollenen Waaren erzeugte, gelangte auf diesem Wege in die westlichere Welt. Nachdem aber Aegypten mit der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, eine Beute der herrschsüchtigen Mameluken, vom Kolosse des Kalipheureich sich losreissend, den alten verlornen Handel wieder zu geniessen strebte, liefen die indischen Waaren in das rothe Meer ein, und gelangten von dort auf dem Nil nach Alexandrien. Die neue Strasse war kürzer, bequemer und daher besuchter, als die alte; dennoch blieben Ormus, Bassora und Aleppo zahlreich besuchte Plätze, und der grosse persische Shah, Ismael Sofi, welcher wenige Jahre vor Albuquerque's Ankunft, die Schwärmerei als einen Hebel der Politik gebrauchend, zum Ahnherrn eines glänzenden Herrschergeschlechtes sich gesiegt hatte, war grossmüthig genug, wenn er von Ormus nichts weiter als einen jährlichen Tribut nahm, und damit den Lehensherrn spielte. Daher wohnten in der Stadt Mahomedaner, besonders Araber und Perser, eben so schöne als verschmitzte Menschen, für den Handel geboren und erzogen, sich sicher fühlend in einer Stadt, welche durch ungeheure Bollwerke fest, und von hundert, mit Schlössern besetzten Bergspitzen umgeben war.

Nachdem Albuquerque mit seinen Schiffen sich im

Angesichte der Stadt befand, verkündigte er durch einen donnernden Kanonenschuss seine Gegenwart. Die Einwohner strömten zum Ufer, der Eine erschrocken, der Andre neugierig; man betrachtete die niegesehene Weise der Schiffsbemannung, man lobte die Ordnung, und fand in den Portugisen selbst stattliche Männer. Ueber die Absicht ihrer Erscheinung aber drängten sich tausend Vermuthungen an den Tag. Sie ward indessen bald klar. Ein Abgeordneter aus der Stadt bestieg das Admiralschiff, und befragte unsern Helden um seine Zwecke, ohne es jedoch an irgend einem Zeichen vergötternder Ehrfurcht fehlen zu lassen. Die Antwort, die er erhielt, bestand in wenigen Worten; je kürzer und entscheidender, desto schlagender setzte sie ihn in Erstaunen. Emanuel, der mächtige König von Portugal, lautete sie, sey jetzt Herr der indischen Meere; wenn daher der Beherrscher von Ormus sein Reich erhalten und seinen Handel ungefährdet wissen wolle, so müsse er den König als seinen Oberherrn erkennen, und ihm den Tribut zahlen, den er bisher dem persischen Shah gezahlt habe. — Der entlassene Abgeordnete ruderte langsam zurück; es war als trüge er ein schädliches Gift im Munde, und kaum hatte er den Muth, die empörende Forderung des Fremden vorzutragen. Im Pallaste wirkte sie verschieden; während die Einen einen Abentheurer verspotteten, der vielleicht, nachdem seine Hoffnungen gescheitert, hier in Ormus das Netz der Verzweiflung noch einmal auswerfen wolle, zogen die Andren die Ordnung auf den Schiffen, die Mannszucht und die übrigen Zeichen eines gesetzlichen Kriegszuges in Erwägung, hielten die Dinge damit zusammen, die bereits von demselben Volke an den Südküsten Asiens geschehen, und

waren der Meinung, dass man hier mit der umsichtigsten Behutsamkeit seinen Entschluss fassen müsse.

Diese Ansicht hegte auch Koya-Atar, ein arabischer Sklave, der durch geschmeidige Schlauheit, nachdem er im Labyrinthe der Hofränke eine zahllose Menge finsterer Irrgänge durchgemacht, unter dem vorigen Fürsten schon zu einem bedeutenden Ansehen gelangt war, und jetzt, an der Spitze der Höflinge glänzend, alles Ansehen und alle Macht in seiner Person vereinigte. Selfadin, der junge Monarch, hatte ihn als einen angelegentlich empfohlenen Schatz von seinem sterbenden Vater empfangen; unerfahren, da er in den duftenden Gemächern der Harems erzogen worden, ohne durchgreifende Kraft und ohne entschlossene Selbstständigkeit, wiewohl nicht ohne gefällige Tugenden, die ihn vielleicht zu einem trefflichen Hausvater gemacht hätten, pries der Jüngling sich glücklich, einem so erfahrenen Getreuen die Sorgen des Reiches überlassen und das Schwerste dem Klügsten anvertrauen zu können. Auch täuschte er sich nicht ganz. Der gefeierte Sklave kannte besser als irgend wer die Schleichgänge der List, die heimlichen Tücken der Verschmitztheit; wo durch Ränke nur sich siegen liess, war er der Held, und Erfahrung, Kenntnisse und berechnende Vorsicht pflegten seine Pläne zu unterstützen; aber dieser Schlauheit gebrach es an persönlichem Muth, an kräftiger Ausdauer; nur im Zuge des Glückes schien Atar voll kluger Hülfsmittel zu stecken; empfand er die Hand eines feindseligen Geschickes, so lag seine Erfindsamkeit gelähmt darnieder, und eine verzweifelnde Feigheit lastete drückend auf allen Schwungfedern seines Geistes.

Die Zusammenziehung der Kriegesschaaren, welche

Atar auf der Stelle beschloss, konnte so schnell nicht vor sich gehen, als die Noth der Umstände es heischte; die Portugisen hatten sich bereits mehrerer festen Plätze an der arabischen Küste bemächtigt, und so mussten die neugeworbenen Krieger Umwege nehmen, um zu den festgesetzten Versammlungspunkten zu gelangen. Es kam also darauf an, Zeit zu gewinnen, und durch Vorspiegelungen aller Art den Feind, wenn er auch noch so ungestüm sich geberden sollte, hinzuhalten; in dieser Kunst glaubte Atar Meister zu seyn, und hoffnungsvoll machte er sich an den Versuch. Zuerst wanderte eine ansehnliche Menge von Geschenken, theure Waffen und Kostbarkeiten anderer Art, auf das Admiralschiff; ein trauliches, zu gutem Vernehmen einladendes Schreiben begleitete die gastlichen Gaben. Ihre Aufnahme jedoch entsprach den gehegten Erwartungen keineswegs. Wenn der Monarch von Ormus durch diese Flitterdinge, liess Albuquerque, indem er Alles sogleich zurück schickte, sagen, eine Musterschau seines Reichthums geben wolle, so müsse er es bei Leuten versuchen, welche die Herrlichkeiten an König Emanuels prachtglänzendem Hofe nicht gesehen; gedenke er aber ihn, den Feldherrn der Portugisen, damit zu blenden, so möge er wissen, dass nach dem Tode des Alfons Albuquerque der König von Portugal für die armen Kinder desselben werde sorgen müssen. — Fürst und Minister waren überrascht; doch während jener für den ausserordentlichen Mann eine hohe Achtung zu empfinden begann, bereitete sich dieser, seine Absicht keineswegs aus den Augen verlierend, alle Mittel des Schlauesinnes spielen zu lassen. Die Unterhandlungen begannen; es eilten Boten hin und her, in wenigen Tagen schien

man zu einem feststehenden Verhältnisse zu gelangen. Aber bald fand sich diese, bald jene Schwierigkeit; heut war der kränkliche Minister zu jedem Geschäfte unfähig, morgen befahl ein Festtag, die geöffneten Moscheen zu besuchen. Täuschen liess sich Albuquerque durch diese Kunstgriffe nicht; da indessen alle seine Hauptleute der Meinung waren, dass es Tollkühnheit wäre, vor einer ausgesprochenen Erklärung der Stadt zu den Waffen zu greifen, so musste er sich mit knirschendem Unwillen in die ränkefädelnde Langsamkeit des Sklaven fügen, und mit Worten fechten, wo er so gern durch Kugeln sich ausgesprochen hätte.

Endlich sah Koya-Atar seinen sehnsuchtsvoll erwarteten Kriegeshaufen beisammen, und freute sich, die Maske der kriechenden Gefälligkeit wegwerfen zu können. Die Portugisen, welche in der Stadt zerstreut sich befanden, wurden eines Abends plötzlich ergriffen und in's Gefängniss gesetzt; Waffenlärm erklang in allen Gassen; auf allen Thürmen der Mauer, auf allen Schlössern der Berge umher blitzten Helme und Schilde im Glanze der untergehenden Sonne. Albuquerque, über den Unglimpf sich im Herzen freuend, schickte in die Stadt, und forderte die Loslassung der Gefangenen. Sie seyen in seiner Gewalt, liess Atar antworten, und würden darin bleiben, bis ein passendes Lösegeld für sie gezahlt worden; Albuquerque aber möchte mit seinen Portugisen, wenn ihm sein Leben lieb sey, eiligst wieder dahin gehen, woher er gekommen; er stehe tapfern Kriegern, nicht, wie bisher, elenden Negern oder Kaffern gegenüber; mit zermalmender Kriegesgewalt würde der Beherrscher von Ormus seine Hauptstadt zu vertheidigen wissen, und Ismael Sofi, der allgewaltige

Fürst, sey der Schutzherr, unter dessen Fittigen Seifadins Thron stehe.

Die prahlerische Rede klang, wie Alfons Albuquerque es erwartete und wünschte. Augenblicklich rief er seine Hauptleute zusammen; die Stimmen im Kriegesrathe erklärten sich alle für einen beherzten Angriff, Plan und Mittel wurden verabredet. Mit kluger Vorsicht ordnete der Feldherr die Schiffe, erklärte den Führern noch einmal, welch ein ruhmvolles Verdienst die Eroberer von Ormus sich um König Emanuels Krone erwürben, und gab sodann den Befehl zum Angriff. Die Flotte schwamm gegen das Land, und bald flogen die Kugeln in die Schiffe der Feinde oder über ihre Köpfe hinweg an die Mauern und Thürme der Stadt. Zu gleicher Zeit rückten die feindlichen Fahrzeuge heran; man bekam einander näher in's Gesicht, zog das Schwerdt, und ward handgemein. In wenigen Minuten nahm jedes Fahrzeug an dem Gefechte Theil, ein furchtbares Kampfgetöse brauste zwischen der Stadt und dem persischen Ufer. Die arabischen Söldlinge zeigten eine unerwartete Tapferkeit; ihr Angriff geschah mit lebhaftem Ungestüm, ihr schallendes Kriegsgeschrei hätte einen andren Gegner leicht in Schrecken gesetzt. Aber die Beherztheit der Portugiesen vermochte ihr Ungestüm nicht aus dem Gleichgewicht zu bringen; wie auf festem Lande, unverrückbar, standen die beiden feindlichen Schiffsreihen eine lange Zeit hindurch auf dem Spiegel der Meerenge. Atar, der sich dicht hinter seinen Kampfschiffen befand, bewunderte die Schlachtfertigkeit der Portugiesen, und in der Besorgniss, dass über diese Helden die überwiegende Zahl selbst keinen Sieg erhalten möchte, setzte er ein Hülfsmittel in Bewegung, welches er zu diesem

Ende

Ende bereit hielt. Eine zahlreiche Menge kleiner Barken, von denen viele mit Brennstoffen beladen waren, musste einzeln zwischen seinen grösseren Schiffen hindurch segeln, und im Pulverdampfe unbemerkbar, schleichend zur portugiesischen Flotte hinan schwimmen; dort sollten sie diese theils in Brand stecken, theils durch Umzingelung die Feinde in die äusserste Verlegenheit stürzen. So klug jedoch das Liststück ersonnen, so schlecht gelang es. Ein Windzug lüftete den Pulverdampf; die Portugiesen bemerkten die Barken zu früh, und hatten Zeit genug, sie mit einem Kugelregen zu empfangen. Albuquerque, überall, wie immer, und für Alles sorgend, liess eine ungestüme Jagd auf sie machen, und ehe sie noch sich zurück zu ziehen vermochten, waren sie bis auf einige wenige zertrümmert und ihrer Mannschaft beraubt. Atar, der ihre Bewegungen angeordnet hatte, erschrak; eine plötzliche Furcht überfiel ihn, er glaubte Alles verloren, und eilte, heimlich fliehend, zur Stadt. Albuquerque indessen betrieb mit verdoppeltem Nachdruck den Angriff auf die grossen Schiffe. Unter diesen ragten durch ihr Riesenmass vorzüglich zwei hervor, von denen das eine dem Könige von Kambaya, das andere dem Melek-Ass, dem maurischen Beherrscher von Diu in Hindostan, gehörte; beide Fürsten standen mit dem Könige von Ormus in engen Handelsverbindungen, und hatten, ihren eigenen Vortheil im Auge, keine Stunde gesäumt, in seinem Drangsal ihm Hülfe zuzusenden. Die Mannschaft beider kämpfte gleich würdigen Bundesgenossen; der Schlachtlärm ward immer stürmischer, das Meer unter dem Kampfgewühl immer röther. Schon deckten die Trümmer der zerschmetterten Barken, so weit der Blick nur reichte, das

Gewässer; die Kugeln wütheten verderbenvoll unter den Arabern, aber auch von Albuquerque's Kriegern stürzten viele vom Schiffsrande hinab in das Meer, und mancher zuckte von schweren Pfeilen durchbohrt. Dessenungeachtet zog ihre Beharrlichkeit das Glück des Kampfes herüber; die Feinde fingen an zu schwanken, und als sich die Nachricht verbreitete, dass Atar in eiligem Schrecken aus dem Kampfgewühle geflohen, hielt kein Befehl, keine Drohung sie mehr zurück, sie wandten ihre Fahrzeuge, und eilten fassungslos nach Ormus. Als aber die Portugisen, vom Winke des Sieges nur um so muthiger entflammt, in ihre Schiffe hinüber setzten, warfen sich die Meisten in's Meer, und suchten schwimmend das Ziel der Rettung zu erreichen. Albuquerque und die Seinigen liessen ihnen wenig Zeit; sie sprangen eilig in Schalupen, um beweglicher vorwärts steuern zu können, und setzten den Fliehenden nach. Nun gab's kein arabisches Herz mehr, das nicht verzagt auf sein Heil dachte; mit zitternder Ungeduld schwang man sich aus den Fahrzeugen an's Land, und drängte sich nach den Thoren. Von den Mauern aber flohen die Zuschauer, das Volk verbarg sich bebend in den Häusern.

Während dessen schwammen an beide Küsten brennende Schiffe hinan, und die Sieger landeten an vielen Punkten. Die geflohenen Schaaren des Feindes vertheilten sich auf Mauern und Thürme, fassten neuen Muth, und suchten nach dem verunglückten Angriff die Vertheidigung wenigstens mit Ehren durchzuführen. So erneute sich an mehreren Stellen der Kampf mit blutiger Heftigkeit, Albuquerque selbst ward unter den Mauern eines kleinen Küstenpallastes mit einigen Haupt-

leuten von Pfeilen verwundet. Doch war die Verletzung nur oberflächlich, und hinderte ihn nicht, noch länger die Alles leitende Seele seiner Heldenschaar zu seyn. Zugleich versuchten die Muthigsten unter den Portugiesen, Bollwerke und Mauern zu erstürmen; sie versprachen sich einen glücklicheren Erfolg, da bereits viele Häuser der Vorstädte in Flammen standen, und selbst eine Moschee nieder brannte; der Feldherr aber hielt dieses Uebermaass des Muthes für zu gefährlich, auch waren nicht Wenige mit dem fliehenden Feinde zugleich in die Thore hinein gerathen; er liess daher zum Rückzug blasen, zog sich mit seinen Schiffen in einige Entfernung vom Ufer, stellte sich aber dort in schlachtmässiger Ordnung auf.

Jetzt bereute Koya-Atar die übermüthige Sprache, die er in zu unbesonnener Zuversicht auf seine Streitkräfte geführt hatte, von ganzem Herzen. Ein vielfacher Kummer war's, der mit einem einzigen Schlage sich auf ihn geworfen hatte; die Untrüglichkeit seines Geistes musste in Seifadins, seines königlichen Zöglings, Augen einen bedenklichen Stoss erlitten haben; die Widersacher im Pallaste und in der Stadt, an denen es einem empor gestiegenen Sklaven wie Atar unmöglich fehlte, konnten ihr Haupt schadenfroh empor heben, und Minen springen lassen, die sie schon lange vielleicht in Bereitschaft gehalten; Ismael Sofi aber musste unzufrieden mit dem obersten Staatsdiener seines Vasallen seyn, nachdem ein solches Häuflein europäischer Feinde einen so entschiedenen Sieg über eine so zahlreiche Flotte erhalten. Die Noth befahl, ihrem Willen musste Gehorsam geleistet werden.

Am Morgen nach der Schlacht näherte sich ein

Schiff mit weisser Fahne, dem Zeichen friedlicher Gesinnungen; darauf befand sich ein Maure, der mit seinen Landsleuten aus Grenada vertrieben worden, und keines Dolmetsch weiter bedurfte. Er hatte den Auftrag, um Verzeihung bittend, jeder Forderung des Siegers völligen Gehorsam zu versprechen; dafür sollte aber auch Albuquerque augenblicklich den Seinigen Waffenruhe gebieten, damit man den brennenden Theilen der Stadt mit den erforderlichen Rettungsmitteln zur Hülfe eilen, und die grosse Anzahl von Todten, so sich an der Küste und auf den schwimmenden Schiffstrümmern gefunden, bestatten könnte. Dem Gesuche ward gewillfahrt, und der Vertrag bald darauf abgeschlossen. Seifadin, der König von Ormus, bat den Feldherrn der Portugiesen um Verzeihung wegen der vorgefallenen Feindseligkeiten, und unterwarf sich in Demuth seinen Befehlen; er bekannte sich zu einem jährlichen Tribute, wies den Siegern einen Platz und Baustoffe zu einer Festung an, räumte ihnen Wohnhäuser in der Stadt ein, zahlte dem Feldherrn eine namhafte Summe an Kriegeskosten, hob seine Abhängigkeit vom persischen Herrscher gänzlich auf, und nannte sich einen Vasallen, einen Schützling König Emanuels von Portugal. Der Vertrag ward auf zweien Goldplatten in arabischer und persischer Sprache verzeichnet, und bald flatterte das portugisische Banner, die neuen Verhältnisse bezeugend, auf den Zinnen des königlichen Pallastes.

Koya-Atar schaute mit trüben Kummerblicken in die Zukunft; er empfand das Joch auf seinem Nacken, und ahnte den Tag, welcher dereinst ihn auch um die Ueberbleibsel seines Ansehens bringen könnte. Bald verlangte Albuquerque eine persönliche Zusammenkunft

mit dem Fürsten; der Sklave zitterte, unterschlagen aber liess sich die Forderung nicht. Seifadin selbst wünschte eine solche Unterredung; mit eigenen Augen wollte er den Mann sehen, dessen Heldengeist er mit Staunen erkannte. Vergebens sprach Atar von Gefahren, von einem jähen Ueberfall, von unauflöslichen Ketten, in denen er nach Europa werde wandern müssen; der Jüngling gab Besorgnissen dieser Art keinen Raum, und der portugisische Feldherr bestand immer ernstlicher auf seine Forderung. — So kam man auf einem geschmückten Fahrzeuge zusammen, zwar von beiden Seiten mit aller Behutsamkeit des Mistrauens gewaffnet, aber bald einander offen in's Auge schauend, und freundschaftlich sich liebgewinnend. Seifadin konnte an dem Sieger sich nicht satt sehen; diese königliche Hoheit der Gestalt, der würdevolle Ernst, dessen Wirksamkeit ein gefällig herablassendes Wesen erhöhte, flössten ihm die ehrfurchtsvollste Bewunderung ein, und bald stand Albuquerque als das Muster eines vollkommenen Mannes vor seinen Augen da. Dieser dagegen fand einen liebenswürdigen, gutartigen jungen Fürsten, dem er von ganzem Herzen eine bessere Schule und eine bessere Umgebung wünschte. — So schied man im günstigsten Vernehmen; der Friede ward mit vieler Pracht gefeiert, und die Spitze einer Erdzunge, an deren andrem Ende die Stadt lag, zum Citadellenpunkte bestimmt. Eine klügere Wahl liess sich nicht treffen; durch die neue Feste wurde die Stadt beherrscht, und alle Wege zu ihr hin mit leichter Aufmerksamkeit beobachtet.

Nachdem die Portugiesen in den angewiesenen Häusern der Stadt ihre Wohnung genommen, wurden die Bürger es erst inne, wie winzig das Häuflein, dem

man die Hände gebunden hingereicht hatte. Eine allgemeine Schaam ergriff sie; kaum wagte der Eine dem Andren auf öffentlicher Strasse in's Auge zu schauen. Im Gefolge der Schaam erzeugte sich bald der Unwille, und so bildete sich der Wunsch, die beschwerlichen Fremdlinge, wie herbe Opfer es auch immer kosten möchte, zurück auf die Wellen des Meeres zu treiben. Der gebietende Sklave bemerkte diese Stimmung; sie kam ihm ausserordentlich gelegen. Er machte seinen Fürsten mit ihr bekannt, suchte im Herzen desselben jede Neigung zu Albuquerque und den übrigen Portugisen zu vertilgen, schilderte ihm die ruhmlose Sklaverei, in welche er allmählig bei den weiter um sich greifenden Gästen hinab sinken würde, und versprach ihm einen glücklichen Wechsel der Dinge, glücklicher, als der erste Vertheidigungskampf gegen diese frechen Ungläubigen gewesen. Sein Plan machte diesmal in der That seiner Klugheit Ehre. Während er dem Feldherrn mit der ergebensten Unterwürfigkeit begegnete, und den Kriegern desselben es an keinem Bedürfnisse fehlen liess, aber auch keinen durch einen sichtbaren Vorzug vor den Uebrigen auszeichnete, suchte er mehrere Stückgiesser und Zimmerleute zu gewinnen. Er schilderte ihnen die traurige Zukunft, welche sie dereinst, in die Citadelle eingeschlossen, von all den Ihrigen entfernt, würden verleben müssen; er bestach sie durch Geschenke, und lähmte durch diese Kunstgriffe ihren Fleiss. Dadurch begann der Bau hin und wieder zu stocken; die Arbeiter entschuldigten durch ihre ordnungslose Nachlässigkeit den Minister, und doch liess es dieser, indem er äusserlich den Schein der eifrigsten Thätigkeit behauptete, bald an dem einen bald

an dem andren Bedürfnisse fehlen. Albuquerque konnte sich die Ursache der Verzögerung nicht erklären, und bestand mit um so grösserer Strenge auf dem Fleiss der Arbeitenden; diese geriethen darüber allmählig in Unwillen, die feindselige Stimmung pflanzte sich weiter fort, und Atar sah bald die Gelegenheit gereift, wo er selbst die Aufseher bei'm Festungsbau gewinnen konnte. Von diesen wurden mehrere höhere Krieger angesteckt, und ein gefährliches Gift, vom Feldherrn noch nicht ahnt, schlich, mit jedem Tage weiter um sich greifend, unter seinen Portugisen umher.

Endlich brach das böse Geschwür auf. Es ward bei'm Feldherrn ein Schreiben eingereicht, in welchem eine ziemliche Anzahl unterzeichneter Hauptleute ihn ernstlich bat, den nutzlosen Festungsbau von Ormus zu verlassen, und den Befehlen des Königs Emanuel gemäss auf dem Meere zu kreuzen. Alfons Albuquerque erwiederte keine Sylbe, verrieth kein Zeichen seiner Entrüstung; da aber so eben der Grundstein zu einem Thore der Citadelle gelegt wurde, nahm er das Blatt, und schob es unter den Stein. Die Soldaten lachten über die seltsame Beantwortung eines Gesuches, und so lange Ormus sich nachmals in den Händen der Portugisen befand, hiess das Thor gewöhnlich „das Thor der Bittschrift." Die schweigende Entschiedenheit des Feldherrn wirkte für einige Zeit; der Bau rückte vor, und die Missvergnügten nahmen sich in Acht, ihre widerwärtigen Meinungen laut werden zu lassen.

Die Feste stand ihrer Vollendung nahe, als eine feierliche Gesandtschaft von Ismael Sofi erschien, und den herkömmlichen Tribut verlangte. Koya-Atar, der ihr Erscheinen, wie sich vermuthen lässt, erwirkt oder

beschleunigt hatte, gestand mit Achselzucken, dass jeder Pfenning des Seifadin jetzt den Portugisen gehöre, und also die Abgesandten sich mit diesen zu verständigen hätten. Entrüstet machten die Perser sich alsobald auf den Weg, traten vor Albuquerque, fragten ihn mit drohendem Stolze, wer ihm ein Recht gegeben habe, feindselig gegen Ormus zu verfahren, und verlangten für ihren Herrn den Tribut, der ihm gezahlt worden. Auch hier antwortete der grosse Mann mit seiner gewöhnlichen nachdrucksreichen Kürze. Er liess eine grosse Schüssel herbei holen, in welcher Schwerdter, Kugeln und andere Kriegesgeräthe lagen, hielt sie den Abgesandten vor Augen, und sagte, in solcher Münze zahle der König von Portugal und seine Vasallen. Ismaels Diener, über eine Sprache erstaunt, wie sie gegen ihren mächtigen Herrscher, seit er so viele Kronen auf seinem Haupte trug, noch nie geführt worden, wussten nicht, was sie zu antworten hätten; sie schlichen nach der Stadt zurück, und kehrten bald in ihre Heimath.

Mehr aber noch, als die Abgesandten, erstaunte Koya-Atar. Dass Albuquerque auch dem grossen gefürchteten Shah zu trotzen verwegen genug seyn würde, hatte er nimmermehr geglaubt; so war denn auch dieser Versuch fruchtlos abgelaufen, und bedenklichere Wege mussten eingeschlagen werden. Die Unzufriedenheit der portugisischen Hauptleute zu nähren, liess er es weder an Geld noch an Schmeicheleien fehlen; seine Wünsche reiften, der Murrsinn bildete sich zur vollkommenen Meuterei aus. Sobald er davon sich überzeugt hatte, traf er seinerseits die zweckmässigsten Anstalten. Es wurden in den Häusern der Stadt, welche

dem neuen Fort gegenüber standen, Kanonen aufgestellt, verkleidete Soldaten auf einzelne Punkte vertheilt, und in aller Stille eine Menge von Schiffen zusammen gezogen. Albuquerque jedoch entdeckte den Plan, noch ehe die letzte Hand daran gelegt worden; er versammelte seinen Kriegesrath, belehrte die Missvergnügten von der schrecklichen Gefahr, in welche sie durch ihr verrätherisches Benehmen sich selbst gestürzt, und gab den strengsten Befehl, jeden Verkehr mit den Einwohnern auf der Stelle abzubrechen. Kaum aber hatte Atar diese Vorkehrungen des gefürchteten Gegners in Erfahrung erhalten, so liess er von den Moscheen herab Lärm schreien, und durch dieses Zeichen der allgemeinen Noth die allgemeine Bevölkerug zu den Waffen greifen. Wollte Albuquerque nicht die grösste Gefahr laufen und zugleich eine traurige Schande erleben, so blieb ihm nichts Anderes übrig, als die Citadelle, auf deren Schutz sich noch nicht vertrauenvoll rechnen liess, unbesetzt zu lassen, und lieber auf die Stadt selbst einen Angriff zu machen. Dazu kam es bald. Mit ihrer gewohnten Tapferkeit stürmten die Portugisen daher, und selbst von den Unzufriedenen schienen es die Meisten an Eifer nicht fehlen zu lassen; dagegen empfing sie aus der Stadt ein sausender Pfeilhagel, und Atars Feldstücke begrüssten sich mit den portugisischen. Gegen die schirmreiche Stadt blieb jeder heftige Angriff vergebens; Albuquerque dämpfte die Hitze, änderte seinen Plan, und beschoss die Stadt acht Tage hindurch, während er alle Schiffe, die ihm in die Hände fielen, verbrennen liess. Doch auch dadurch ward nichts gewonnen; Fürst und Bürger schienen entschlossen, Beschwerlichkeiten und Gefahren bis zur äussersten Unübersteiglichkeit zu ertragen. So

beschloss denn unser Held, die Stadt zu umzingeln, und durch den Hunger zur Unterwerfung zu zwingen. In dieser Absicht wurden die Schiffe im Kreise vertheilt, auf jede Regung mit grösster Wachsamkeit gelauscht, und wer, sich durch zu schleichen willens, den Einschliessenden in die Hände fiel, mit abgeschnittenen Nasen und Ohren zurück geschickt.

Der heftigste Kampf aber entflammte sich in einiger Entfernung von der Stadt bei einem Brunnen, dessen Ergiebigkeit, so karg sie war, die Einwohner durch eine zahlreiche Bewachung zu sichern suchten. Die Portugisen überfielen sie, metzelten sie, vor ihrer Mehrzahl nicht zurück schreckend, nieder, und warfen die Leichen in den Brunnen. Die Feinde strengten alle Kräfte an, des wichtigen Platzes wieder Meister zu werden; die einzige Quelle des frischen Wassers konnte man durch kein zu theures Opfer erkaufen. So wurden denn hier die Araber der angreifende Theil; mit einer nieerlebten Wuth stürzten sie sich, vom Könige und seinem Lieblingssklaven, dem Koya-Atar, selbst geführt, auf die Portugisen; sie schienen mit ihren Leichen um diese und den Brunnen eine Mauer ziehen zu wollen. Ihre grössere Menge war zu überwiegend, die Portugisen sahen sich in eine schreckliche Enge getrieben; wer nach der einen Seite hin sein Leben vertheidigte, ward auf der andern von raschen Geschossen getroffen; der Feldherr selbst erhielt mehrere Hiebe, er blutete an verschiedenen Theilen des Körpers, und dem Sohne des Noradin, den zweiten Staatsbeamten, der so eben mit der Keule nach ihm hauen wollte, nahm zur glücklichen Sekunde eine Kugel den Arm weg. Doch gestand Albuquerque selbst, er habe sein Leben lang

niemals in einer dringenderen Gefahr geschwebt, und wenn er von diesem Tage erzählte, funkelte sein Auge, färbte sich seine Wange von stolzem Bewusstseyn mit einem lebhafteren Roth. Wollte er indessen nicht all die Seinigen bei dem Brunnen als Leichen zurück lassen, so musste er die Behauptung desselben aufgeben. Er entschloss sich zum Rückzuge, und erlebte zu seinem Verdrusse die Jubelmiene der unzufriedenen Hauptleute, die ihre Schadenfreude, den grossen Mann endlich auch einmal unverrichteter Sache zurück schleichen zu sehen, nicht verheimlichen konnten oder mochten.

Bald aber meldete sich in der Stadt der Hunger immer deutlicher; verzweifelnde Menschen suchten durch die Schiffsreihe der Portugisen zu schlüpfen, und wagten die augenscheinlichste Gefahr lieber, als dass sie länger mit der Nahrungslosigkeit kämpfen wollten. Alle berichteten das Elend in der Stadt, alle wurden verstümmelt zurück geschickt. Schon war der Pallast des Königs am Ufer umzingelt, wenige Tage nur konnte die Stadt der entsetzlichen Noth noch widerstehen — da stahlen sich mehrere Hauptleute mit ihren Fahrzeugen in der Nacht hinweg, und nahmen ihren Weg nach Ostindien zum Unterkönige; einer von ihnen hatte sich sogar mit Lebensmitteln und Geschützvorrath davon geschlichen. — Albuquerque erschrak; er sah durch die Treulosigkeit der Meineidigen in seine Schiffsreihe eine bedenkliche Lücke gerissen, seine Streitkräfte um eine ansehnliche Summe verringert. Dennoch geschahen erneuerte Angriffe, und die beiden Neffen eines benachbarten Königs, welcher dem Seifadin Hülfe zusandte, wurden als Leichen auf kleinen Barken nach Ormus hinein geschickt; ein alter Priester, der mit ihnen gekommen, begleitete

die todten Körper, und hatte den Auftrag zu berichten, dass Alle, so des Beistandes wegen nach Ormus wollten, in solcher Gestalt daselbst anlangen würden. Desungeachtet gestalteten sich die Umstände immer bedenklicher; noch immer kein Wort von Uebergabe, dagegen ein Mangel an Lebensmitteln, die aus beträchtlicher Ferne herbeigeschafft werden mussten, eine Erschöpfung der Krieger durch ununterbrochene Thätigkeit und Nachtwachen, vor Allem aber die Nachricht von einer grossen persischen Flotte, von deren Ankunft Atar bereits Meldung zu haben schien. Albuquerque's Hitze gab erkaltend der Besonnenheit Raum; er hiess unvermuthet die Anker lichten, verliess die Meerenge, die er mit so schmeichlerischen Hoffnungen betreten, und schwamm, dem berühmten karthaginensischen Feldherrn nicht unähnlich, da er von Italien hinweg segeln musste, nach der Insel Socotora zurück, woselbst er sich wie den Seinigen Erholung gestattete, und die zweite Hälfte des Winters (1508) zubrachte.

Während dessen hatten sich in Indien unter der Leitung des Grafen von Abrantes grosse Ereignisse begeben. Der Samorin zu Kalekut hatte nach dem Schlage, welchen er durch die Tapferkeit des Eduard Pacheco erhalten, Zeit genug gehabt, in stiller Reue über den entehrenden Frieden nachzudenken, den er geschlossen. Die Braminen am Hofe gewahrten seinen Trübsinn, und riethen ihm, die Christen durch den Beistand maurischer Mächte zu verderben. Er sann ihrem Vorschlag weiter nach, und wandte sich endlich an den Sultan von Aegypten.

Die Saracenen hatten nach Mahomeds Auftreten ein grosses Reich mit zu schnellen Fortschritten erobert, als

dass es sich lange Zeit hindurch in seinem Umfange hätte erhalten können. Im zehnten Jahrhundert riss sich Abulkassem, der Befehlshaber in Afrika, von der Unterthanschaft gegen die Kaliphen zu Bagdad los, und sein Enkel schlug seinen Herrschersitz in Kairo auf, das er selbst erbaut hatte; er nannte sich gleichfalls einen Kaliphen, und so unterschied man die ägyptischen von den ursprünglichen zu Bagdad. Der neunte seiner Nachfolger ward im zwölften Jahrhundert von Nureddin, dem Feldherrn des Saladin, des Sultans von Damaskus, besiegt, und Aegypten von diesem in Besitz genommen. Saladins Bruder aber, Malek Adhel, den Besieger Ludwigs des Heiligen, stürzten die Mameluken vom ägyptischen Throne, und erhoben einen der Ihrigen zum Sultan. Im Anfange des funfzehnten Jahrhunderts endlich empörten sich die cirkassischen Krieger, welche die Mameluken als junge Knaben aus Asien holten, und zum Soldatendienste erzogen, gegen ihre Herren; sie folgten dem Beispiele derselben, und setzten einen aus ihrer Mitte auf den Thron. So entstand eine zweite Dynastie mamelukischer Sultane, deren letzter, Khan Hassan Algauri, die ägyptische Krone trug, als der Samorin von Kalekut seinen Abgesandten nach Kairo schickte *). Dieser führte bekräftigende Briefe

*) Die Mameluken — vom arabischen Worte „Mamalik, ein Sklave" — hatten, aus den kaukasischen Gegenden stammend, einzeln schon früher den Königen gedient; einer der ägyptischen Kaliphen erkaufte eine ganze Schaar, und bildete einen stets sich erneuenden Kriegshaufen daraus. Ihre Sultane machten Eroberungen, und beherrschten das westliche Asien bis zum Euphrat. Khan Hassan Algauri war der letzte; denn neben Jahre nach der Sendung des Samorin trat der Türkenkaiser Selim der Erste in Aegypten auf, eroberte das Land, und machte der Mamelukenherrschaft ein Ende. Im vergangenen Jahrhundert erlangten sie einen mächtigen Einfluss wieder.

der Fürsten von Kambaya, von Ormus und Aden mit sich; er sprach beweglich zum Herzen des Sultans, und setzte den Hass, welchen der Fürst bereits gegen die Portugisen hegte, in lichte Flammen. Um aber zuvor einen friedlichen Weg zu versuchen, liess Khan Hassan die Drohung bekannt machen, er würde, wenn die Portugisen mit ihren Eroberungen in Asien fortführen, alle christlichen Heiligthümer im Orient zerstören und die Bekenner des Kreuzes bis auf den letzten ausrotten. Auf diese Ankündigung eilte der Superior vom Kloster Sinai erschrocken zu ihm, bat um Gnade, und erbot sich zum Ueberbringer eines Briefes nach Rom. Er ward abgeschickt, und langte an der Tiber an. Pabst Alexander der Sechste sandte das Schreiben an Emanuel; dieser aber ertheilte die unerschrockene Antwort: Das Schreiben des Sultans erfülle ihn mit der innigsten Freude, seine Klagen seyen ein Beweis der portugisischen Grösse, seine Drohungen würde er nicht in Erfüllung gehen lassen. Er hatte Recht. Keinem Christen ward ein Haar gekrümmt *), dagegen augenblicklich der Befehl zum Bau einer grossen Flotte gegeben. Aegypten hat keine Waldungen; das Zimmerholz musste aus Kleinasien herbei geschafft werden. Die Portugisen waren eifrig bei der Hand, ihre Kreuzer machten im rothen Meere Jagd, und zerstreuten oder verbrannten die Holzschiffe. Dessenungeachtet gelangte endlich der Flottenbau zu Werke, und vier ungeheure Schiffe stan-

*) Die Rache an den kleinen Christengemeinden wäre ein wirkungsloser Schritt der Entrüstung gewesen; staatsklüger war's, sie ungefährdet im Lande zu lassen, die schweren Abgaben, die sie zahlen mussten, zu erndten, und die reiche Quelle der Einkünfte, welche durch die Pilger sich ergaben, geöffnet zu erhalten.

den zur Abreise nach Ostindien segelfertig da; funfzehn hundert mamelukische Renegaten bildeten die Bemannung, der Emir Hossein hatte den Oberbefehl. Die Flotte segelte das rothe Meer hinab, trat durch das Babelmandeb, und langte so im Hafen von Diu an, wo Melek Ass, der dortige Fürst, gleichfalls zum Kampfe gerüstet, als Bundesfreund sie erwartete.

Don Lorenzo d'Almeida, der Sohn des Unterkönigs von Indien, ein junger Edelmann von preiswürdigen Tugenden, welcher die maldivischen Inseln besuchend und Ceylon entdeckend, durch die Unterwerfung der vorzüglichsten Fürsten daselbst sich bereits einen glänzenden Namen erworben hatte, kreuzte so eben in den Gewässern von Diu, und gewahrte die heranschwimmende ägyptische Flotte zuerst. Er hielt sie für das Geschwader des Albuquerque, und freute sich des Wiedersehens mit dem trefflichen Manne; aber bald unterschied er die roth und weissen Flaggen mit den schwarzen Halbmonden, und eben so schnell war auch sein Entschluss, den Kampf zu wagen, gefasst. Während Alles in bleicher Furcht verzagte, zog er allein das Schwerdt, und musste die geprüftesten Streiter von ihrem ersten Schrecken sich erholen lehren. Zwar konnte er die Vereinigung der Mameluken mit den Schiffen des Melek Ass nicht verhindern; Zeit zur Rastpflege aber gönnte er ihnen nicht. Eine blutige Seeschlacht erfolgte. Die Portugisen fanden bald ihren Muth wieder; Maimane, der Priester, welchen der Samorin als Abgesandten nach Kairo geschickt hatte, wurde, während er die Arme in die Höhe gehoben hielt, und zum Propheten um Verleihung des Sieges betete, vom hohen Schiffsrande durch eine Kugel hinunter in's

Meer gestürzt; auf der andren Seite aber fiel ein edleres Opfer, Don Lorenzo sank, von Geschossen zermalmt, zwischen den Streitenden nieder. Seine Getreuen verloren die Fassung, ihre Streitkräfte wurden durch keinen ordnenden Befehl geleitet, sie wichen der Uebermacht, und zogen sich zurück. Zum ersten Mal hatten die Mauren über ein portugisisches Heer den Sieg davon getragen; die freudige Nachricht verbreitete sich mit Windeseil durch ganz Indien, in Kalekut jubelten Siegesfeste durch die Gassen der glänzend erleuchteten Stadt, die Feinde der Portugisen sahen die Macht derselben gebrochen, sie selbst von der asiatischen Küste vertrieben, wie gedemüthigte Abentheurer nach ihrer Heimath zurück schleichend; die Freunde der Europäer verstummten, und sahen den nächsten Ereignissen mit ängstlichem Zagmuth entgegen.

Don Francisco d'Almeida hatte die Ankunft der ägyptischen Flotte mit gefasster Unerschütterlichkeit vernommen. Er erhielt die Nachricht von der Niederlage der Seinigen, und verrieth kein Zeichen des Unmuths; man meldete ihm, dass unter der Zahl der Gebliebenen auch sein geliebter Sohn sich befinde; er schwieg einen Augenblick, und sagte dann, dem Xenophon des Alterthumes ähnlich: „Wir müssen Alle sterben, und meinem Lorenzo konnte kein schönerer Tod, als im Dienste seines Vaterlandes, begegnen" *). Aber nur der ersten Gewalt des Schmerzens widerstand er; bald beugte der stille grübelnde Kummer seine Standhaftigkeit, und drei Tage hindurch hielt er sich in seinem Zim-

*) Maffaei hist. indic. V. 1. c. 4.

Zimmer verschlossen, jede Speise zurück weisend, gegen jedes Trostwort der Freunde sich sträubend. — Während dessen schien das gute Verhältniss zwischen dem Emir Hossein und dem Beherrscher von Diu sich auflösen zu wollen; Melek Ass, gesonnen, wie es scheint, die Portugisen zu demüthigen, nicht aber ganz und gar in Asien auszurotten, weigerte sich, nach erfochtenem Siege mit dem Emir zum Beistande des Samorin zu eilen; er versicherte, der geschlagene Feind werde nicht säumen, seinen Verlust durch glänzende Thaten zu ersetzen, er behandelte die Portugisen mit auffallend liebreicher Nachsicht, und schickte selbst einen Gesandten nach Kochin, welcher dem Unterkönige über den Verlust seines Sohnes das Mitleid des Sendenden bezeugen und die Versicherung hinzu fügen musste, dass seit Jahrhunderten kein Krieger eines so ruhmprangenden Todes gestorben, als Don Lorenzo d'Almeida.

Der gebeugte Vater erstand endlich von seinem kummervollen Trübsinn; neue Schaaren langten aus Europa an, man bereitete sich zum Kampfe, ein erfolgreicher Sieg sollte die Todtenfeier des gefallenen jungen Helden werden. Eben wollte man absegeln, als Alfons Albuquerque mit seiner Mannschaft, von Socotora kommend, in den Hafen einlief.

Fünftes Kapitel.

Die Hauptleute, welche bei Ormus, ein unerhörtes Beispiel von Zuchtlosigkeit gebend, im Augenblicke, da der Stadt kein anderes Mittel als eine völlige Unterwerfung zu bleiben schien, unsern Helden verlassen

hatten, suchten bei'm Unterkönige ihr böses Betragen durch Anschwärzungen und lügenhafte Klagen zu beschönigen. Sie würden aber niemals eine Flucht gewagt haben, wenn sie nicht Almeida's Gesinnungen gegen den grossen Mann schon kannten, und durch Beschönigungsmittel solcher Art der Straflosigkeit sich zu versichern hoffen durften. Don Francisco d'Almeida besass grossartige Heldentugenden und kleinliche Schwächen; reich an Verdiensten, wie er war, an Ruhm kaum einem Portugisen weichend, beneidete er dennoch dem Albuquerque den erkämpften Namenglanz, und während er in ihm ein aufsteigendes Gestirn erkannte, fühlte er sich selbst, mit Unrecht, als ein niedergleitendes, dessen Lichtkraft mit jedem Tage abnahm. Die Verleumder wurden mit Wohlgefallen vernommen, ihre Anklagen schriftlich aufgezeichnet, und der Ankommende daher mit sehr unfreundlicher Kälte empfangen.

Indessen war die Herreise des Albuquerque so wenig als irgend ein anderer seiner Kriegeszüge ruhmlos gethan. Nachdem er Socotora auf's Neue mit hinlänglicher Sicherheit versorgt hatte, und drei Schiffe aus Portugal daher kommen sah, schloss er an diese sich an, und nahm mit ihnen seinen Weg nach Indien. Die Küsten des Ormusstaates wurden feindselig heimgesucht, und überall empfindliche Rache genommen. Als er aber vor der Hauptstadt vorüber segelnd, mit eigenen Augen es sehen musste, wie Koya-Atar die Citadelle, die auf seinen Befehl erbaut worden, durch neues Gemäuer noch befestigt hatte, da trat ihm die bittere Thräne des Unmuthes in's Auge, und zum ersten Mal erinnerte ihn eine unheimliche Geisterstimme an die Wandelbarkeit der Dinge auf dieser Erde, an den kurzen Blick

der menschlichen Klugheit, an die Gebrechlichkeit unsrer trefflichsten Entwürfe. Doch sollte er eine noch weit herbere Kränkung erfahren. Der staatverwaltende Sklave war boshaft genug, ihm die Briefe zu senden, in welchen Almeida sich, als zürnender Vorgesetzter, mit rauhen Worten gegen Albuquerque erklärte, und dem Seifadin vom Könige Emanuel Genugthuung zu erwirken versprach. Dessenungeachtet setzte der Held seinen Weg fort; was ihm den Muth gab, der wetterschwangeren Wolke entgegen zu schreiten, soll bald erklärt werden. Eine Antwort auf Atars rachlustige Botschaft war ein Ueberfall von Nabanda, einer bedeutenden Stadt an der persischen Küste; sie musste ein schweres Lösegeld zahlen, und freute sich, mit einer Plünderung verschont zu werden. Der Ueberfall aber war mit so berechnender Klugheit, mit so kraftvoller Schnelle ausgeführt worden, dass Ismael Sofi kaum Worte für seine Bewunderung fand, und dem Albuquerque einen Boten nachsandte, welcher in lobpreisenden Worten die Anerkennung seiner Heldengrösse aussprechen musste *). Während jedoch ein feindlicher Monarch sich zur Verehrung des Mannes hingerissen fühlte, betrachtete ihn sein Vorgesetzter mit den Augen des neidischen Hasses, und beschloss ihn zu verderben.

Es wurden Richter ernannt, und eine strenge Untersuchung eingeleitet. Die Klagen der Verleumder erhielten frische Kraft; muthwillig, hiess es, habe Alfons Albuquerque tapfere Portugisen dem Tode preisgegeben, habe durch Raubsucht den König von Ormus zur

*) Fernão Lopez de Castanheda Hist. do descobr. e conquista da India pelos Portug. Coimbr. 1552 — 61. f. 8 tom.

Verzweiflung gebracht, und seine Hauptleute durch eine entehrende Behandlung gegen sich empört. Man sah einem üblen Ausgang der Sache entgegen, und sprach bereits von schwerer Strafe, als unerwartet sich ein Gerücht verbreitete, welches den Grafen von Abrantes für einen Augenblick aus der Fassung brachte, und die übrigen Feinde des Helden, wie ein betäubender Donnerschlag, zu Boden streckte. Albuquerque, versicherte dieses Gerücht, sey vom Könige zu Almeida's Nachfolger bestimmt. Es irrte nicht. Schon da er mit Tristan d'Acugna Lissabon verlassen, trug er Emanuels schriftlichen Ernennungsbeschluss bei sich. Warum er aber dieses Schreiben gegen die ungehorsamen Hauptleute vor Ormus nicht hervor gezogen, und durch die Entdeckung so vielfachen Aerger sich erspart hatte, möchte schwer zu beantworten seyn. Vielleicht fürchtete er, Almeida's Neid um so ungestümer zu reizen; vielleicht wollte er sich auf diese Weise von der Gesinnung der Krieger gegen ihn desto zweifelfreier überzeugen. Jetzt aber strafte er das Gerede nicht Lügen. Doch während die Uebrigen noch zitterten, hatte sich Almeida von seiner Ueberraschung erholt, und machte seinen Entschluss bekannt, Alfons Albuquerque, den Verbrecher, in Banden mit zurück nach Portugal zu nehmen. Diego Lopez de Siqueira sollte bis zur Ernennung eines andern Unterkönigs die Würde desselben auf der hindostanischen Halbinsel behaupten. Doch dieser lehnte die angebotene Ehre ab, und versäumte keine Gelegenheit, seine Achtung vor dem gemisshandelten Manne an den Tag zu legen. Almeida's Groll milderte sich nicht; er weigerte sich durchaus, dem verhassten Nebenbuhler — und diese Benennung verdiente unser Held nicht —

seine Würde abzutreten. Ja, als dieser ihn flehentlich bat, er möchte ihn in sein Heer als einen gemeinen Freiwilligen aufnehmen, schlug er es ihm mit gehässigen Ausdrücken ab, und missgönnte ihm die Ehre, durch welche Cimon am Tage von Tanagra glänzte. Die meisten Hauptleute wandten sich, nach Art der Höflinge, dem Grafen von Abrantes zu, und während Alles zur Schlacht hinaus segelte, musste Alfons Albuquerque, von einem bewachten Missethäter wenig verschieden, „seiner Erholung wegen," wie die Verordnung sich ausdrückte, in Kochin zurück bleiben.

Durch seine heldenherzige Feldherrngrösse versöhnt uns Almeida mit seinen Schwächen. Emir Hossein und Melek Ass stellten sich zum Kampfe; aber der Tod des Don Lorenzo ward mit entsetzlicher Niederlage bezahlt. Verwundet floh Hossein, der seinem Genossen nicht mehr traute, und von ihm ausgeliefert zu werden fürchtete, aus dem Schlachtgedränge; nach wenigen Minuten segelten die Mameluken sämmtlich der Heimath zu. Melek Ass aber bot die Hand bald zur Freundschaft, und erlangte, da Almeida Eil hatte, einen ziemlich günstigen Frieden.

Mit den Lorbeern eines schönen Sieges geziert, kehrte Don Francisco d'Almeida nach Kochin zurück; er wandelte vom Ruhme hell genug umschimmert, um seinem Nebenbuhler nicht mit grollendem Neide gegenüber stehen zu müssen. Auf den Gewässern der Schlacht aber hatte er einen muthigen Feind zu bekämpfen; hier musste er sich selbst besiegen, und solch eine Stärke ist nur dem Zögling der Weisheit verliehen. Aber auch Albuquerque ward es bald überdrüssig, sich durch die kleinliche Eifersucht eines Menschen von aller Thätigkeit

ausgeschlossen, bei so reicher Gelegenheit seine Kräfte gelähmt zu sehen; er lüftete seinen Aerger in herben Worten, und so ereigneten sich zwischen beiden Männern unangenehme Auftritte. Der Eine war zu stolz, einem Gegner, in dessen übler Behandlung er bereits so weit gegangen, durch ein glimpflicheres Betragen gleichsam Abbitte zu leisten; er konnte den Gedanken nicht verschmerzen, einen Verhassten, gegen welchen er so eben die Kraft der Gesetze in Wirksamkeit bringen gewollt, mit einem Mal als seinen Nachfolger riesengross emporsteigen zu sehen, und wenn er es sich ausmalte, wie dieser tiefe Kopf durch glänzende Entwürfe und noch glänzendere Ausführungen innerhalb weniger Wochen vielleicht seine eigene Herrschaft in Indien zur Vergessenheit bringen würde, so verhüllte er vor seinem Schatten selbst das Gesicht, und hätte in einem Hagel von maurischen Pfeilen sich wohl gefühlt. Der Andre sah dem Beginn seines Amtes mit gespannter Ungeduld entgegen, nicht um an seinem Nebenbuhler Rache zu nehmen, sondern um endlich sich in einem Wirkungskreise zu bewegen, für den er seine Fähigkeiten jetzt gereift fühlte; aber noch immer war von Portugal kein näherer Bescheid angelangt, und die Stirne des Helden trübte sich mit den Wolken eines bangen Zweifels. Erinnerte sich König Emanuel seiner gegebenen Versicherung noch? Hatte die Geschäftigkeit der Widersacher vielleicht in der Nähe des grossen Königs schon ihre Minen gegraben, und dem Nebenbuhler des Grafen von Abrantes das Verderben bereitet? Wenn die versprochene Würde ihm wieder entzogen wurde, wie grauenvoll die Zukunft, welcher er entgegen ging! Seine Lage war in der That höchst peinlich.

So geschah es, dass er eines Tages heftiger als gewöhnlich die bitteren Bemerkungen des Unterkönigs beantwortete, und auf die Frage, wer ihm die Befugniss ertheilt habe, einen feindlichen Versuch gegen Ormus zu wagen, den Bescheid ertheilte, die Liebe zum Vaterlande, dessen Vortheil er unter allen Umständen mittelst der gefährlichsten Anstrengungen zu erringen suchen würde, dessen Bedürfnisse dem Almeida dagegen, wie er durch den Brief an Seifadin gezeigt, sehr oberflächlich am Herzen lägen; es dürfte aber eine Zeit kommen, wo die Nachwelt sich erzählen werde, Almeida hat wie ein kleiner Unterkönig, Albuquerque dagegen wie ein grosser Portugise gekämpft und geherrscht. Der Graf von Abrantes gerieth aus der Fassung; mit stolzem Hohne suchte er die unerschrockene Keckheit des Andern zu Boden zu schlagen, und Beide erhitzten sich am Ende bis zu beleidigendem Wortwechsel. Am andern Tage wurde Albuquerque's Wohnung untersucht, und seine Papiere wie sein sonstiges Besitzthum in Beschlag genommen; kurz darauf erschien ein Kriegerhaufe, forderte im Namen des Königs von Portugal sein Schwerdt, und führte ihn nach der Citadelle von Kananor ab. Sie war unter Almeida's Augen aufgebaut worden, den Bau der Feste von Kochin hingegen hatte Albuquerque selbst geleitet; vielleicht war's menschliche Schaam, welche dem Almeida verbot, den Gefangenen in sein eigenes Werk, in die erste indische Citadelle der Portugisen, einzusperren.

Während der Samorin von Kalekut durch den Sieg des Unterkönigs und den Frieden des Melek Ass seine Entwürfe bis auf den letzten zertrümmert sah, langte zu Kochin Don Fernando Coutinho, der Marschall

von Portugal, mit dreitausend Streitern aus Europa an. Nachdem er sich mit dem Grafen freundschaftlich bewillkommnet, und die Umherstehenden begrüsst hatte, blickte er suchend nach allen Seiten, und gestand bald, er vermisse in der ehrenvollen Heldenschaar den Ruhmreichsten, sein Auge spähe vergebens nach Alfons Albuquerque umher. Man wich seinen Erkundigungen einige Augenblicke aus, konnte ihm aber das Vorgefallene nicht lange verhehlen. Coutinho erschrak; er kündigte dem Grafen von Abrantes das Ende seiner Regierung in Indien an; er erklärte, dass König Emanuel seinen grossen Untergebenen, den heldenmüthigen Erstürmer von Brava, zu seinem Nachfolger ernannt habe. So wurden augenblicklich mehrere Barken nach Kananor gesandt, und der Gefangene mit Feierlichkeit herbeigeholt. Der Marschall reiste ihm entgegen, erhob ihn mit ungeheuchelten Lobsprüchen, labte ihn mit der Versicherung, wie entzückt König Emanuel vom Schimmer seiner Thaten sey, und erneute die alte Freundschaft mit ihm. Bieder und offen, wie er war, liess er sich's angelegen seyn, seinen Freund mit dem Grafen von Abrantes und den treulosen Hauptleuten zu versöhnen. Die Hauptleute versicherte Albuquerque seiner Verzeihung; dem Almeida freundschaftlich die Hand zu reichen, war ihm nicht möglich. Auch zog sich dieser sogleich auf seine Schiffe zurück, und die meisten der verbrecherischen Hauptleute, dem Versöhnungsworte eines Mannes nicht trauend, den sie über alle Beschreibung beleidigt hatten, machten sich bereit, mit dem Grafen das indische Gestade zu verlassen. Mit schweren Schätzen bereichert, segelte Don Francisco d'Almeida nach Europa zurück; sein Auge aber erblickte es nicht. Als

er in der Bay Saldanha, in der Nähe des Vorgebirges der guten Hoffnung, vor Anker gegangen, um sich mit Erfrischungen zu versehen, geriethen seine Krieger mit den Eingebornen der Küste in Streit; der Graf eilte herbei, er zog den Degen, nahm selbst am Kampfe Theil, und wurde von einem Speere durchbohrt. Das Banner von Portugal blieb bei dieser Gelegenheit in afrikanischen Händen. Eines so unwürdigen Todes starb ein Mann, welcher, vom Schandfleck eines ungerechten Neides nicht entehrt, in den Blättern der Geschichte als einer ihrer gefeiertesten Lieblinge glänzen würde; Ferdinand und Isabella, die spanischen Monarchen, heisst es, haben um seinen Tod Trauer angelegt *).

Nicht zum Unterkönige, wie den Grafen von Abrantes, hatte König Emanuel unsren Albuquerque erhoben, sondern ihm nur den Titel eines „Hauptstatthalters in Indien" verliehen; vielleicht hatte Almeida's Stolz jene Würde ein wenig bedenklich gemacht, vielleicht rieth eine ängstliche Vorsicht, den Hochsinn unseres Helden, eines aufstrebenden Ritters aus königlichem Geschlechte, durch die bescheidenere Bezeichnung seines Amtes zu dämpfen. Es wird um so wahrscheinlicher,

*) Manuel de Faria y Sousa Asia Portugueza. V. 1. (Der vielschreibende Verfasser, welcher durch seine Erläuterung des Camoens sich als einen gelehrten, aber geschmacklosen Kommentator gezeigt hat, ausser der Asia Port. in dreien Banden, auch eine Europa Port. in dreien, eine Africa Port. in zweien, und eine Amerika Port. in einem Bande geschrieben. Er wählte die kastilianische Sprache, und benutzte viele andre Schriftsteller, ist aber oft weitschweifig, verliert sich in Episoden und mageren Reflexionen. Der dritte Theil seiner Asia geht bis zum Jahre 1640). — De Barros, im angeführt. Werke, stellt den Unterkönig Don Francisco d'Almeida in einem fleckenloseren Lichte dar; er spricht bloss von seinem Ehrgeiz und seiner allzugrossen Freigebigkeit, erwähnt aber nicht, dass er unsern Helden im Gefängniss habe schmachten lassen.

wenn man erfährt, dass überdiess der Machtkreis des Hauptstatthalters auf weit engere Grenzen eingeschränkt wurde. Denn der Küstenstrich von Sofala bis Kambaya erhielt in George d'Agniar, die Halbinsel Malakka in Diego Lopez de Siqueira einen eigenen Statthalter; Hindostan allein also, die malabarische Küste nämlich von dem kambayischen Meerbusen bis zum Vorgebirge Komorin, sollte der Schauplatz für Albuquerque's Thaten seyn. Das hiess, einem Kranken zu kräftiger Gesundheit verhelfen, und zugleich ihm das Verlassen des Zimmers verbieten. Auch empfand Albuquerque die Kränkung schmerzlich genug; aber das Genie zerreisst, gleich dem gefesselten Simson, die Bande, die seine Schwungkraft zurück drängen sollen, und für seinen reissenden Lauf giebt es weder Gräben noch Wälle. Alfons Albuquerque wusste das Feld seiner Thaten sich zu erweitern, und das Glück war ihm gewogen.

Don Ferdinand Coutinho, der Marschall, welcher mit funfzehn Schiffen aus Portugal gekommen, stand den Befehlen des Hauptstatthalters nicht untergeben, und sollte den Samorin zur völligen Unterwerfung bringen. Seine Wünsche waren weder auf Beute noch sonst einen Vortheil des Eigennutzes gerichtet; Lorbeern wollte er sich erkämpfen, und dann zurück zur Heimath kehren. Keinem andern Gedanken daher Raum gönnend, als einen ehrenvollen Feldzug gegen Kalekut auszuführen, ersuchte er Albuquerque, seinen Freund, ihm bei diesem Unternehmen kein Hinderniss in den Weg zu legen, vielmehr, wenn er einige Verpflichtung der Dankbarkeit gegen ihn empfände, mit hülfreichem Beistande sich ihm zu gesellen. Albuquerque willigte ein, und rüstete sich, obschon mit schmerzlichen Empfin-

dungen, zur Theilnahme; er sollte sich in einer angewiesenen Laufbahn als ein Planet bewegen, wo er ziemlicher als gebietende Sonne gewaltet hätte. Indessen sprach sich die Lage der Dinge so günstig als möglich aus; der Samorin von seiner Hauptstadt entfernt, in einen Krieg mit einem Verbündeten des Königs von Kochin verwickelt; nur wenige Nairen zurück geblieben, Kalekut selbst in nachlässigem Vertheidigungsstande hinterlassen; das Cerame nur, ein Lustschloss des Beherrschers gegen Mittag, durch sorgfältigere Vorkehrungen geschützt; dabei, wie die Kundschafter berichteten, eine zahlreiche nach Mekka bestimmte Flotte segelfertig, im Hafen liegend.

Der Zug der Portugisen setzte sich in Bewegung, und langte in aller Stille zu Kalekut an. Es war der Befehl ergangen, dass vor den beiden Feldherren Keiner das Land betreten sollte. So hatte Albuquerque vorsichtig es angeordnet; er kannte den Leichtsinn und den Ungestüm erfahrungsloser Krieger, wie sie unter dem Marschall dienten; auch liess er diesen selbst, dessen Heldenmuth gleichfalls der Besonnenheit ermangelte, wo möglich nicht aus den Augen. Indessen bestimmte er sich für die schwierigste Aufgabe; er machte sogleich einen Angriff auf das befestigte Cerame, und erhielt es nach einem kurzen, aber hitzigen Kampfe in seine Gewalt. Coutinho gewahrte den ruhmvollen Vorsprung seines Genossen, und gerieth in Wuth; in den schonungslosesten Ausdrücken der gekränkten Ehrsucht erklärte er ihm seinen Unwillen, hiess ihn einen verrätherischen Genossen, und stürzte sich nun seinerseits mit blinder Heftigkeit auf den Feind. Das Uferthor wird gesprengt, der Marschall und seine Soldaten dringen in die Strassen,

was ihnen in den Weg kommt, wird nieder gestossen, und die Stürmung des grossen Pallastes unternommen. Continho's Begeisterung entflammt seine Streiter, ihr Heldenmuth kennt keine Besorgnisse, sie machen sich zu Meistern des Pallastes, scheuchen, wie wüthende Tiger, jedes lebende Wesen vom nächsten Platze, und strömen in die Häuser, ihre Anstrengung durch erplünderte Schätze zu belohnen. Da rasselt es auf einmal ringsumher von Waffen; eine zahlreiche Schaar von Nairen, bisher in Häusern versteckt, stürmt hervor, und fällt über die Sieger her. In diesem fürchterlichen Augenblicke erscheint Alfons Albuquerque; er überzeugt sich, dass hier keine Tapferkeit gegen das unbezwingliche Verderben etwas vermag, schlägt sich zum Marschall hindurch, und beschwört ihn, nicht rasend sich in die entgegen gestreckten Speere zu werfen. Umsonst. Cutinho will von keinem Rückzug wissen, er ruft die Seinigen herbei, theilt mit seinem Schwerdte Todeswunden aus, und sucht mit einer winzigen Streiterzahl den Platz gegen eine wohlbewaffnete Menge zu behaupten. Der Hauptstatthalter sieht ihn dem Verderben preisgegeben, beschliesst jedoch augenblicklich, ihm zur Hülfe zu eilen. Während er in dieser Absicht aber eine andere Strasse betritt, und die Seinigen zu versammeln läuft, umringen ihn hervorbrechende Feinde von allen Seiten; er kann weder vorwärts noch rückwärts einen Schritt thun, und bereitet sich zum Tode. Da erscheinen unerwartet, ihn suchend, seine Geführten; sie hören den Angstruf des Feldherrn, fliegen zu seinem Beistande, und hauen sich mit dem Schwerdte eine Strasse zu ihm hin. Es war hohe Zeit; von zweien Geschossen bereits verwundet, war er im Begriffe nieder zu

sinken, und unter den Füssen der Nairen das Leben zu verhauchen. Aber Gonzalez Quemado, der Fahnträger, und Fernando de Beja umschlangen ihn mit starken Armen, bahnten sich, in der einen Hand das Schwerdt, in der andern den bewunderten Feldherrn, einen Ausweg, und retteten ihn auf eine Schalupe; bevor sie jedoch noch davon segelten, stürzte der Fahnträger schon, von einer Kugel getroffen, in's Meer.

Indessen war der Marschall auf dem Kampfplatze gefallen; seine Krieger widerstanden der Uebermacht nicht länger, sie ergriffen, die Waffen wegwerfend, die Flucht, und eilten durch die brennenden Strassen nach der Küste. Viele verloren auf diesem Wege ihr Leben, Mancher stürzte bei'm eilfertigen Besteigen der Schiffe in die See, Mehrere fielen gefangen in die Hände der Nairen. Die Entkommenen langten beschämt zu Kochin an; einen herberen Tag hatten die Portugisen in Asien noch nicht erfahren. Aber auch der Samorin hatte wenig Ursache, sich des Glückes zu freuen. Seine Hauptstadt lag, wie nach einem Erdbeben, verwüstet da, Tempel und Palläste waren in Flammen aufgegangen, die wackersten Krieger ächzten verwundet auf dem Krankenlager, angesehene Männer hatte das Schwerdt der Portugisen hinweg gerafft, und mehrere Lieblinge des Fürsten wandelten nicht mehr unter den Lebenden. Mit schweigendem Grame kehrte er nach Kalekut zurück aus dem Kriege; als er aber erfahren, mit welcher Feigheit die Söldlinge, vorzüglich die Mauren, bei dem Angriff der hereinstürmenden Feinde die Flucht ergriffen, und die Nairen, die Helden des Tages, treulos der Gefahr preisgegeben, gerieth er in Zorn, liess

strenge Untersuchung halten, und wachte darauf, dass kein Strafwürdiger der Züchtigung entkam.

Je ungünstiger durch König Emanuels Anordnungen das Vermögen des Hauptstatthalters geschmälert worden, desto geschäftiger musste er jede zufliessende Quelle der Macht zu benutzen, desto aufmerksamer jede Vermehrung seiner Streitkräfte sich zu sichern trachten. Nachdem er daher von seinen Wunden erstanden, richtete er sein vorzüglichstes Augenmerk auf die Flotte des gebliebenen Marschalls, deren Führung dieser dem Pedro d'Aguiar anvertraut hatte; blieb sie, dem Albuquerque zu Gebote stehend, in Indien zurück, so war's der erfreulichste Gewinn. Pedro verrieth wenig Lust zu bleiben; er sehnte sich nach Europa, ohne seine Flotte indessen war er unter keiner Bedingung heimzukehren gesonnen. Albuquerque erklärte ihm in wiederholten Vorstellungen, wie sehr er der Schiffe zu seinen nächsten Unternehmungen bedürfe; wie dem Vaterlande ein weit grösserer Dienst damit geschähe, wenn sie, zu erfolgreichen Plänen benutzt, in Indien blieben, als wenn sie nach Hause segelten, um unthätig im Hafen zu stehen, oder wohl gar in einem Sturme zerschellt zu werden; wie ihr Führer selbst sich dem Gelächter preisgäbe, wenn er aus ruhmlosem Feldzuge mit zahlreicher Flotte heimkehrte. Aguiar indessen hatte für seine Gründe kein Ohr, er bestand auf Entlassung mit vollzähliger Schiffsmenge. Der Hauptstatthalter hielt ihn eine Zeit hindurch mit ungewissen Erklärungen hin, änderte aber endlich seine Sprache, liess ihn sein zornblitzendes Auge sehen, und drohte ihm mit empfindlicher Ahndung. Zuletzt war Aguiar froh, mit dreien Schiffen nach Por-

tugal zu steuern, und der Hauptstatthalter sah seine Seemacht durch zwölf Segel vergrössert.

Die zweite Gunst des Schicksals gab sich in einem Sturm zu erkennen, welcher die Flotte unter George d'Aguiar, dem Bruder des andern, der zum Statthalter des Küstenstriches von Sofala bis zum kambayischen Meerbusen ernannt worden, im rothen Meere zerstreute. Der Neffe des George kam nach Kochin; Albuquerque verstand es, dem eitlen Jüngling zu schmeicheln, und hielt ihn mit seinen Schiffen zurück.

Während dessen hatte sich auch auf der Halbinsel Malakka das Glück für unsern Helden erklärt. Diego Lopez de Siqueira, der dortige Statthalter, war vorsichtslos in eine furchtbare Gefahr gerathen, und hatte sein Herrschgebiet verlassen; obschon Albuquerque sein Freund war, fürchtete der Unglückliche dennoch ihm zu begegnen, und segelte, Kochin vermeidend, nach Lissabon zurück.

Dessenungeachtet fühlte sich Alfons Albuquerque in sehr misslicher Lage. Die Hauptleute, welche mit dem Grafen von Abrantes Indien zugleich verlassen, versuchten ohne Zweifel jeden Weg, seinen Namen am Hofe zu schwärzen, und durch seine Flecken sich zu reinigen; Pedro d'Aguiar und seine Mannschaft, war zu vermuthen, würden das Unglück von Kalekut nicht der ungestümen Hitze des Marschalls, sondern dem lauen Beistande des Hauptstatthalters zuschreiben — ein grosser gewichtiger Schritt also musste geschehen; durch einen kühnen gelungenen Schritt allein liessen sich die Netze, mit denen Albuquerque umsponnen zu werden fürchten musste, zerreissen. Er versammelte daher seine Schaarführer, erklärte ihnen, wie das emporkeimende Reich der

Portugiesen in Ostindien nur durch ununterbrochene Thätigkeit zur Reife gedeihen könne, und schlug einen Kriegeszug nach dem rothen Meere vor. Das rothe Meer dachten sich Alle mit arabischen Waarenschiffen besäet; unermessliche Beute winkte, kein Einziger, der nicht wohlgefällig seine Zustimmung gab.

Aber ganz andre Entwürfe waren es, mit welchen Albuquerque sich trug. Schon früher hatte er Seekundige abgeschickt, und den Hafen von Goa in aller Stille untersuchen lassen; die Kurzsichtigen bespöttelten ihn desshalb mit höhnischen Einfällen, und es wanderten selbst unter den Soldaten Lieder umher, die von „dem ungeheuren Strausse des Hauptstatthalters in einem Sperlingskäfigt" sprachen. Er indessen trat in Briefwechsel mit dem befreundeten Könige von Onor und dem Timoja, dem Feldherrn desselben, die er beide dem Beherrscher von Dekan, unter dessen Botmässigkeit Goa stand, feindselig wusste; zugleich schickte er den Pater Ludwig, einen Franziskaner, nach dem Königreiche Narsing, liess den Monarchen desselben zu einem Bündnisse einladen, und versprach, ihm den Handel mit persischen Pferden, die nunmehr über Lissabon nach Europa gehen sollten, in die Hände zu spielen. Nach so eingeleiteten Dingen verliess die Flotte den Hafen von Kochin, und Jedermann glaubte, man ziehe nach dem rothen Meere. Man schiffte vor Kananor vorbei, und gelangte nach Onor. Hier erschien Timoja, gleich einem Wahrsager in homerischen Heeren; er gab den Kriegern zu verstehen, dass ein ganz anderes, ein weit rühmlicheres Feld sie erwarte, hatte dann mit dem Hauptstatthalter heimlich eine Unterredung von mehreren Stunden, und trat am andern Tage in der Versammlung der Hauptleute, das

Wort

Wort nicht ohne Beredsamkeit führend, auf. Nachdem er die Grösse, die Pracht und den Reichthum von Goa geschildert, berichtete er, dass ein Feldherr des ägyptischen Sultans und tausend Mameluken, sonst aber keine Besatzung sich in der Stadt befinde; dass der alte Fürst gestorben sey, unter seinem Sohne, dem Hidal-Khan, hingegen eine allgemeine Verwirrung herrsche, und man im Reiche weder von Gesetzen noch Mannszucht etwas wisse; dass also die schöne, den Portugisen so vortheilhaft liegende Stadt eine leichte Eroberung sey; dass er endlich selbst an derselben Theil nehmen wolle, und sich als die Geissel des Gelingens preisbiete. Albuquerque schien diesen Vorstellungen kein volles Vertrauen schenken zu wollen, nähere Erkundigungen aber bestätigten sie. Darauf ward die Eroberung von Goa beschlossen, die Heerführer unterzeichneten sämmtlich ihre schriftliche Einwilligung, und Anton de Norogna ward, im Fall Albuquerque bei der Unternehmung den Tod finden sollte, zu seinem Stellvertreter bestimmt.

Zwischen dem kambayischen Meerbusen und dem Vorgebirge Komorin ziemlich in der Mitte lag auf der Insel Tissuarin die volkreiche Stadt Goa. Ihre beiden Halbinseln, Salsete und Bardes, wurden durch die Mandova, einen heilig geachteten Fluss, vom festen Lande geschieden; auf der andern Seite umwogten sie zwei Meeresarme. Die Stadt war damals eigentlich nicht mehr ein Besitzthum des Königs von Dekan; denn dieser, von seinen Unterkönigen fast aller Macht beraubt, hatte sie einem Mauren, dem Hidal-Khan, abtreten müssen. Dem neuen Beherrscher verdankte die Stadt selbst, wie die Meeresenge, ihre starken Befestigungswerke; auch wurde sie mit grosser Sorgfalt be-

wacht, und dieses Amt nicht den Indiern, sondern einer Leibschaar von Arabern, Persern und Mameluken vertraut. In keinem Stücke gebrach es an Vorrath, und europäische Waffen waren im Ueberflusse vorhanden. Ueberhaupt aber zeigte sich Hidal-Khan als einen umsichtsvollen Fürsten; während er seine Unterthanen mit Strenge, jedoch mit Gerechtigkeit beherrschte, hielt er alle im Zügel, und gab Keinem Gelegenheit zu statthaften Beschwerden; dabei nahm er die Fremden mit Gastfreundlichkeit auf, und suchte ihre Erfahrungen zu benutzen.

Nachdem man im Angesichte der Stadt die Anker ausgeworfen, erhielten Anton de Noregna und Timoja den Befehl, die beiden Kastelle der Insel, welche die Zugänge zu den Meeresarmen vertheidigten, augenblicklich anzugreifen. Der Feldherr des Sultans führte in ihnen den Oberbefehl. Er begegnete den Stürmenden mit unerschrockener Besonnenheit, jagte sie an verschiedenen Orten, wo sie die Mauern ersteigen wollten, mit glücklichem Erfolge zurück, wurde aber bald an der Hand verwundet, und konnte am Kampfe nicht länger Theil nehmen. Das Kriegeshaupt vermissend, dachten die Seinigen auf Flucht, und gaben, sich nach der Stadt zurück ziehend, beide Citadellen dem Feinde preis. Die Einwohner in der Stadt überfiel eine peinliche Furcht; sie erschraken vor einer langwierigen Belagerung, und widersetzten sich den maurischen Kriegern, denen sie überdiess sehr ungewogen waren. Die Portugisen hörten davon, sandten ihnen heimlich eingeborene Unterhändler zu, und schlossen einen Vertrag mit ihnen, vermöge dessen sie Goa dem Albuquerque übergaben, und sich eine völlige Unverletzlichkeit ihrer bürgerlichen

Rechte sicherten. Während der ägyptische Feldherr, vor Wuth schäumend, mit seinen Mameluken hinaus zum Hidal-Khan wanderte, hielten die Portugisen, siegesfroh, ihren feierlichen Einzug in die Stadt. Auf einem weissen persischen Rosse sass Alfons Albuquerque; vor ihm schritten ein Dominikaner mit der Kreuzesfahne und ein Hauptmann mit dem Banner von Portugal. Auf dem grossen Marktplatze ward knieend ein Tedeum gesungen, dann von der Stadt, von der Festung und dem Pallaste des Hidal-Khan im Namen des Königs Emanuel förmlich Besitz genommen. In den Ställen des Hidal-Khan wurden an hundert und sechszig persische Pferde gefunden, Schiffe traf man in beträchtlicher Zahl, Kriegsvorrath in unermesslicher Menge. Der Hauptstatthalter sah auf musterhafte Mannszucht, die Einwohner sollten in freundlicher Stimmung erhalten werden. Denn von Stunde an bestimmte er die Stadt zum Hauptpunkte aller indischen Besitzungen; daher die klugen und bestimmten Anordnungen, die er traf. Anton de Norogna, sein Neffe, ward zum Befehlshaber in Goa ernannt, und nahm seinen Wohnsitz in den Festungen; Francisco Corvinel erhielt die Faktorei, und während den Mauren wie den Indiern die Pacht gestattet wurde, hingen sie von Timoja, dem Oberpächter, ab. Zu gleicher Zeit ward die alte Citadelle in einen mehrleistenden Stand gesetzt, und nach allen Seiten hin Posten ausgestellt.

Die Erwerbung einer so beträchtlichen Stadt, als Goa, verherrlichte den portugisischen Namen im Oriente, gewann unserem Helden die allgemeine Verehrung. Es traten vor ihn mit Glükwünschen die Gesandten der Könige von Narsing und Vengapur, die beide dem Hidal-

Khan nicht wohlmochten; Koya-Atar selbst, der jeden glänzenden Fortschritt des Hauptstatthalters mit bebendem Grolle begleitete, schickte seine Boten, und der ruhmvolle Ismael Sofi liess ihm seine Freude bezeugen, gross genug, um die Grösse eines Andren nicht mit neidischen Augen zu betrachten. Albuquerque antwortetete den Abgefertigten desselben mit achtungsvoller Feinheit; er versicherte seinen Beistand zur Besiegung des Sultans von Kairo, und gab ihnen zu diesem Ende den Ruy Gomez mit, welcher jedoch unterweges durch ein Gift des Atar gestorben seyn soll.

Der zornflammende Hidal-Khan aber, der sich so eben im Kriege mit seinen Feinden befand, verglich sich mit diesen in grösster Eile, gewann durch Vorstellungen über die Gefährlichkeit der Europäer selbst den König von Narsing, und knüpfte verdeckte Unterhandlungen mit vielen Bewohnern von Goa an. Spuren mancherlei Art verriethen es dem Albuquerque. Eine schwere Wetterwolke zog sich über seinen Scheitel zusammen; die Hauptleute, nachdem ihre Hoffnung auf reiche Beute in der eroberten Stadt fehlgeschlagen, grösstentheils unlustig; Timoja, der wahrscheinlich sich mit der Herrschaft von Goa geschmeichelt, zweifelhaft; die Einwohner ihrer neuen hochmüthigen Herrscher überdrüssig, dem Christenthume, je lauter es gepredigt ward, immer missgewogener; die Soldaten vor der grossen heranrükkenden Macht des Hidal-Khan sich scheuend. Der Held kam der Gefahr zuvor; er überfiel die verrätherischen Hauptleute in einem Hause, woselbst sie zu Verabredungen beisammen sassen, und liess die beiden Rädelsführer in den Kerker werfen; des Timoja aber versicherte er sich durch Ueberraschung. Er fragte ihn, wie

man sich wohl gegen den Verrath der maurischen Städter am besten verwahren könnte, und erhielt die Antwort, er solle sie auffordern, ihre Weiber und Kinder, um sie ausser Gefahr zu wissen, in die Citadelle zu bringen. „Sie werden glauben", sagte Albuquerque, „man habe dort eine gefährliche Absicht mit ihnen vor; man muss ihnen ein Beispiel geben; mache Du den Anfang." Jener konnte sich nicht weigern; die angesehensten Einwohner folgten dem Beispiel. Während dessen schwamm das Heer des Hidal-Khan, von Pulatekan, seinem Feldherrn, befehligt, auf vielen Flössen heran; ehe dieser jedoch die Feindseligkeiten begann, sandte er als Unterhändler den Machiado, einen portugisischen, zum Maurenthume übergegangenen Verbrecher, welchen Cabral an der afrikanischen Küste ausgesetzt hatte. Der Hauptstatthalter aber wollte von keinen Unterhandlungen wissen; er beschloss, es koste was es wolle, in seiner Eroberung sich zu behaupten, vertheilte mit bewundernswürdiger Umsicht die Vertheidigungsposten, und hielt das Auge der Aufmerksamkeit nach jedem Winkel hin gerichtet. Da überschlich ihn ein entsetzliches Verderben. Der Beamte, welcher die Aufsicht über die Fahrzeuge führte, ging damit um, die Kähne zu den Feinden hinüber fluthen zu lassen; schon hatten sie sich vom Ufer der Insel entfernt, als Albuquerque es entdeckte, dem Verräther nachsetzen, und auf der Stelle ihn niederhauen liess. Die Absicht des Bösewichts war vereitelt.

Jetzt wählte der Feldherr des Hidal-Khan eine finstere Winternacht, um über die Portugisen auf der Insel herzufallen. Indem er seinen Kriegern das leiseste Geräusch zu erregen verboten hatte, schwamm er ohne gesehen oder gehört zu werden, auf der friedlichen

Welle heran, landete an verschiedenen Punkten, machte einen Angriff auf die Posten, und wurde von den wachsamen Schaarführern zurück geschlagen. Nach einer verstellten Flucht kehrte er gegen Morgen wieder; er fand eine trägere Wachsamkeit, drängte, seine Anstrengungen verdoppelnd, die einzelnen Haufen von ihrer Stelle, fasste auf mehreren Strichen des Ufers zugleich Fuss, und hatte, da die Sonne emporstieg, einen Theil der Insel mit seinen Kriegern besetzt. Albuquerque konnte seinen Verdruss nicht verbergen; er war um so schmerzlicher, da es unverkennbar am Tage lag, dass mancher von den Hauptleuten der Schuldigkeit eines redlichen Kriegers sehr unvollkommen Genüge geleistet hatte. Zugleich verrieth sich die verwandelte Stimmung der Asiaten jetzt weit deutlicher; Alle sahen die Portugisen mit ihrem Oberhaupte verloren, Alle suchten nach einer Gelegenheit, bei'm siegreichen Hidal-Khan sich ein Verdienst zu erwerben, und die Heeresschaar des Timoja nahm ihren Uebergang zum Feinde. Mit bleichem Angesichte trat ihr Oberhaupt vor Albuquerque; ihre Treulosigkeit liess sich nicht entschuldigen, mit Thränen im Auge aber schwur er, an ihrem Verbrechen nicht die entfernteste Theilnahme zu haben. Albuquerque empfing ihn mit gerunzelter Stirn, erwiederte jedoch auf seine Betheuerungen keine Sylbe. Dem weiteren Verrathe, der Klugheit gemäss, zuvor zu kommen, gab er den Befehl, dass alle indischen Krieger sich aus der Stadt entfernen sollten. Der Zuwachs, welchen der Feind dadurch an Macht erhielt, war weniger bedenklich, als die Gefahr, der man ohne diese Vorkehrung sich bloss stellte.

Während dessen begann Pulatekan, sein Geschütz gegen die Stadt spielen zu lassen. Die Einwohner,

theils erschrocken, theils gegen die Portugiesen um so erbitterter gesinnt, mochten sich, von auflodernder Wuth hingerissen, ihrer Frauen und ihrer Kinder nicht erinnern, und griffen zu den Waffen. Albuquerque sah sich von den feindlichen Schaaren und den Bürgern Goa's zugleich befehdet; dagegen stellte sich aber auch die alte Tapferkeit seiner Krieger wieder ein, sie erblickten keinen Vortheil in ihrem Ungehorsam mehr, in ihrem Schwerdte lag ihr Heil, in der Feldherrngröße des Oberhauptes ihre Rettung. Auch Timoja führte jetzt ritterlich seine Waffen, durch wackere Thaten seinen früheren Schwur bekräftigend. Dem Hauptstatthalter aber blieb endlich kein anderer Ausweg übrig, als alle fremden Fahrzeuge und die Vorrathshäuser der Stadt zu verbrennen, und sich mit den Seinigen in die Citadelle zurück zu ziehen. Jetzt drohte Pulatekan seinerseits, durch Brandgeschosse die portugisische Flotte in Flammen zu setzen, und um kein Mittel unversucht zu lassen, forderte er durch verkleidete Zwischenhändler die portugisischen Hauptleute auf, verloren, wie sie wären, sich der unnatürlichen Tollkühnheit ihres Feldherrn nicht zu opfern; herüber zu ihm sollten sie kommen, sein Herr würde sie mit fürstlichen Gunstbezeugungen in seine Dienste aufnehmen, oder ihnen unentgeldlich Fahrzeuge zur sicheren Reise in die Heimath verschaffen. So trübe die Aussicht, so hatte doch Niemand Lust, den schmeichelhaften Lockungen zu folgen.

Endlich langte der Hidal-Khan selbst an, und hielt seinen Einzug in die Stadt. Die wirksamste Maassregel, die sich treffen liess, ward getroffen; er beschloss, die Zugänge zu den Meeresarmen durch zusammen gebundene Kähne zu versperren, und diese Sperren durch

bewaffnete Schiffe vertheidigend, den Portugisen jeden Weg der Rettung zu schliessen. Jetzt wollte es unsres Helden ganze Unerschütterlichkeit, in einem so grässlichen Drangsal nicht zu schwanken. Die Citadelle behaupten, hiess sich dem Hungertode weihen; die vereinigten Heere des Pulatekan und seines Herrn sammt den bewaffneten Einwohnern angreifen, wäre Wahnsinn gewesen; nichts blieb übrig, als sich durch die Sperre hindurch zu schlagen — und doch, wenn diese schwere Aufgabe selbst glücklich gelöst war, wer bürgte dafür, dass das Ufergewässer jenseits nicht von den Winterstürmen verschüttet, und das Verderben, welchem man hier entkommen, dort unausweichlich lauerte? Es blieb aber keine Wahl vorhanden; Anton de Norogna hatte Befehl, die Vorrathskammern in Brand zu stecken, und da man nicht wissen konnte, wie lange man, bevor man sich durchgeschlagen, mit den Hindernissen zu ringen haben würde, wurden die Pferde des Hidal-Khan geschlachtet und eingesalzen. Aber früher, als es frommte, legte Norogna Feuer an; die Flamme schlug in die Höhe, die Feinde merkten das Vorhaben der Fluchtfertigen; von allen Seiten klirrte Waffenlärm, den Portugisen blieb kaum die Zeit, in verwirrter Hast zu den Schiffen zu eilen; der grösste Theil der Nahrungsmittel musste zurück gelassen werden, dem Hauptstatthalter selbst ward ein Pferd unter dem Leibe erschossen, und wenig fehlte, so hätte er, in der Finsterniss nicht bemerkt, bei'm Tumulte des Absegelns auf dem Ufer der Insel zurück bleiben müssen.

Die Flucht war bewerkstelligt; die Fliehenden aber, vor den Kastellen noch nicht vorüber, hatten die Sperre noch nicht durchbrochen, wussten von der Beschaffenheit

des jenseitigen Gewässers noch nichts, und führten einen kärglichen Vorrath von Lebensmitteln mit sich. Wer mochte ihre Rettung glaublich finden?

Sechstes Kapitel.

Sie waren kaum eine Strecke fortgesegelt, so vernahmen sie hinter sich ein furchtbares Geschrei, einen verworrenen Lärmen von Jubel und Wehklagen. Krieger und Bürger hatten sich eiligst in die Citadelle begeben, und jauchzten vor Freuden, sie von Feinden gereinigt zu finden. Als sie aber weder die Frauen noch die Kinder erblickten, welche man bei der Flucht vor allem Andren nach den Schiffen gebracht, als sie die Leichen indischer Krieger fanden, die man in Händen gehabt, aber nicht mitnehmen gewollt hatte, da gesellte sich zum Wonneruf der Wehlaut der Schmerzen, und mit schwerem Kummer empfanden sie die Nachwirkungen der feindlichen Gegenwart. Desto rascher gingen die Eilboten nach den Kastellen, und brachten dem Palatekan den Befehl, die verhassten Flüchtlinge, noch ehe sie die Sperre erreicht hätten, von seinen Zinnen aus durch das lebhafteste Geschützfeuer aufzureiben. Jener liess es an Thätigkeit nicht fehlen, und die Portugisen empfanden bald, welch ein entsetzliches Geschick ihnen von beiden Kastellen herab bereitet würde. Unter solch einem Kugelgeschmetter hinweg zu gleiten, mochte der Tollkühnste selbst nicht rathen. Man zögerte in qualvoller Unentschlossenheit, und gewahrte bald die Annäherung eines zweiten Feindes, des Hungers. In dieser Noth zeigte sich auch der Niedrigste der portugi-

sischen Glanzzeit würdig; wer früher dem Hauptstatthalter gegrollt, war ihm jetzt mit ehrfurchtsvoller Ergebenheit zugethan, und blickte auf ihn wie auf die unerschöpfliche Quelle der Hoffnung. So konnte er es wagen, einen ungeheuren Entwurf auszuführen.

Es hatten sich drei von seinen Kriegern, entweder aus Feigheit oder um die Rettung ihrer Mitbrüder zu versuchen, heimlich auf einem Nachen davon geschlichen, waren zurück nach der Stadt geschwommen, und erzählten dem Hidal-Khan, in welch einer beispiellosen Verlegenheit Albuquerque mit den Seinigen lange. Der Monarch, von seinem Hasse zu grossmüthigem Mitleiden übergehend, fertigte einige Krieger ab, und sandte durch diese den Bedrängten Lebensmittel zu. Albuquerque empfing die Abgesandten mit Freundlichkeit, verwarf es aber, von dem Anerbieten des Fürsten Gebrauch zu machen. „Ein Feldherr des Königs von Portugal," war seine Antwort, „nimmt nur von besiegten Feinden Geschenke an; ich lasse eurem Könige danken und zu wissen thun, dass ich einen Angriff auf die Kastelle machen werde." Die erstaunten Männer zogen sprachlos zurück; ehe der Hidal-Khan seinem Heerführer die Nachricht noch zusenden konnte, hatten die Portugisen schon ihre Schiffe verlassen, erklimmten die Mauern der Kastelle, und machten sich, mit wüthender Verzweiflung alles vor sich nieder stürzend, zu Meistern des einen Kastells. Bei dem andren gelang die Unternehmung noch glücklicher; dort hatte man die Flüchtlinge noch nicht erwartet, die Besatzung lag nach der Abendmahlzeit in Schlaf versunken. So wurden die einzelnen Posten von den Wällen hinunter in's Meer gestürzt, die übrigen Söldlinge auf ihren Lagerstätten durchstossen.

Pulatekan, obwohl er durch seine Tapferkeit das Vertrauen seines Herrn gerechtfertigt hatte, musste endlich seinen fliehenden Schaaren nacheilen, und hinter ihm her ward mit seinem eigenen Geschütze gefeuert. Die Nacht hatte den Feinden eine Menge von Streitern gekostet, die Kastelle waren in der Gewalt der Portugisen, ein Ueberfluss von Lebensmitteln lachte den Hungrigen entgegen.

Kleinmüthig und verwirrt, als wäre die nächste Vergangenheit ein betäubender Traum gewesen, erschien Pulatekan vor seinem Herrn. Hidal-Khan konnte das Wunder nicht begreifen; aber jede nähere Frage enthüllte ihm das Unglaubliche immer deutlicher. Ein Grauen überfiel ihn; Kriegesgöttern, wie diesen, traute er nunmehr auch das Unausführbarste zu; er fürchtete, sie zur Belagerung von Goa zurück segeln zu sehen, verliess mit seinem Gefolge die Stadt, und sandte Friedensboten mit den mildesten Vorschlägen. — Sobald indessen die erste Betäubung sich verloren, liess er Branderflösse bereiten, um sie gegen die feindlichen Fahrzeuge zu treiben, und rüstete bewaffnete Kähne aus, um den Portugisen, wenn sie sich von ihren brennenden Schiffen in's Meer stürzen würden, den Tod zu geben. Albuquerque sah die Zubereitung, und errieth ihre Absicht. Augenblicklich also ward beschlossen, mit Kähnen hinzurudern, und die Brander in Flammen setzend, den Mahomedanern ihre gefährliche Kriegeslist zu vereiteln. Wer aber die Unternehmung leitete, konnte von seinen Brüdern für immer Abschied nehmen. Nach aufgestelltem Vorschlage schwieg anfangs im Kriegesrathe eine lautlose Stille; bald jedoch traten mehrere Hauptleute von bewährter Heldenhaftigkeit her-

vor, und erboten sich zur Sendung. Unter ihnen Anton de Norogna, Albuquerque's Neffe; er erhielt den Vorzug, mit zagendem Abschiede entliess ihn der Oheim.

Die Kähne waren kaum in die Nähe der Branderflösse gelangt, so sahen sie sich von unzähligen bewaffneten Fahrzeugen umringt. Norogna und seine Streiter wichen zurück, stürmten aber bald in geschlossener Nachenreihe wieder daher, und begannen einen wüthenden Angriff. Ein blutiges Gefecht tobte auf dem Meeresarme, die Mannschaft der feindlichen Kähne empfing den Sturm mit wackerem Widerstande, von der Citadelle hernieder hagelten die Kugeln, aus der Stadt sausten unzählige Pfeile. Der Hidal-Khan, der während dessen nach Goa zurück gekehrt war, betrachtete den Kampf von den Zinnen der Stadt; von Bewunderung gefesselt stand er da, er überzeugte sich mit eigenen Augen von den Wundern portugisischer Tapferkeit, er sah, wie Norogna, die Wade von einem Pfeil durchbohrt, in seinen Nachen zurück sank, wie seine Krieger dessen ungeachtet die mahomedanischen Fahrzeuge überwältigten, die Branderflösse in Flammen setzten, und um die flockenden Geschosse sich nicht kümmernd, im Augenblicke, da sie dem Verderben geweiht schienen, den glänzendsten Sieg erfochten. In zerstreuter Flucht eilten die Mauren nach Stadt und Citadelle; die Sieger schwammen zu ihrem Feldherrn zurück, und brachten ihm mit der Botschaft der Rettung den verbluteten Neffen. Hidal-Khan aber liess ihnen durch den Portugisen Machiado seine Bewunderung ausdrücken, versicherte sie seiner Freundschaft, und bat um die ihrige. Den Portugisen schlug das Herz freudig im Bewusstseyn ihrer Thaten; doch am dritten Tage erblasste der Held dieses Sieges,

Anton de Norogna starb in den Armen seines schwerbetrübten Oheims *).

Während unsere Helden sich in den beiden Kastellen auf der Insel Tissuarin behaupteten, hatte ein portugisischer Edelmann eine von den maurischen Frauen, die aus der Citadelle als Geisseln mitgenommen worden, entehrt. Albuquerque, welcher sich öffentlich als den Beschützer dieser Frauen erklärt hatte, gerieth gegen den Verbrecher in heftige Wuth; an der Sittlichkeit der Portugisen sollte in den Augen der Mauren kein Flecken haften. Es ward daher ein Gericht niedergesetzt, und dem Edelmanne der Galgen zuerkannt. Aber dieser Spruch empörte die Genossen des Verbrechers, die meisten Hauptleute murrten, der Hauptstatthalter hiess ein blutdürstender Tyrann. Endlich sandten sie zwei Sprecher, und liessen ihn fragen, mit welchem Rechte er einen portugisischen Edelmann dem Henker übergeben wolle **). Albuquerque forderte das Paar auf, sein Schiff zu besteigen. „Ich thue es mit eben dem Rechte, mit welchem ich diess thue!" sprach er, indem er sie greifen, und in Fesseln werfen liess. Sie

*) Anton de Norogna (Noronha) war zwischen seinem strengen, oft eigensinnigen Oheim und den Heerführern gar häufig der Vermittler gewesen, und so empfanden beide Theile desto schmerzlicher den Verlust. Albuquerque aber erhielt gleich darauf eine zweite bittere Nachricht, dass nämlich Alfons de Norogna, jener andere Neffe, da er von der Insel Socotora nach Kananor steuern wollte, an den Küsten von Kambaya Schiffbruch gelitten und seinen Tod gefunden hatte.

**) Strenge genommen, konnte kein Unterkönig einen portugisischen Edelmann — dafür galt aber ein Jeder, welcher in den Diensten des Königs stand — hinrichten lassen, ohne vorher nach Lissabon zu berichten. Es war indessen überhaupt Albuquerque's Meinung, dass die Macht eines Unterkönigs, wenn das ostindische Reich der Portugisen blühen sollte, um Vieles erweitert, nach seinem Abtreten dagegen ernstliche Rechenschaft von ihm gefordert werden musste.

waren in seiner Gewalt, und mussten die Hinrichtung des Verbrechers mit ansehen. Die Strenge wirkte, die Widerspenstigkeit wagte kein zweites Wort.

An Lebensmitteln fehlte es nicht; auch schickte der Feind täglichen Mundvorrath für die gefangenen Frauen, und dieser ward nicht zurück gewiesen. Wohl aber gebrach es, um sich in dieser seltsamen Stellung länger zu erhalten, an allen andren Bedürfnissen. Der Hauptstatthalter eröffnete daher seinen Vorsatz, Goa mit gewaffneter Hand zu erstürmen, ohne den Besitz von Goa sich nicht aus der Meerenge zu entfernen. Aber die Hauptleute, auch die bestgesinnten, widersetzten sich diesem Entschluss; ihre Anzahl sey zu geschwächt, behaupteten sie, der Feind in Citadelle und Stadt bereits zu fest eingenistet; man müsse sich verstärken, und in gewachsener Anzahl die Eroberung mit vollen Kräften rasch vollenden; zu einer solchen Unternehmung würden sie alsdann Alle bereitwillig die Hand reichen. Albuquerque sah sich überstimmt, und, richtig angesehen, durch triftige Gründe widerlegt; so gab er denn endlich nach, liess die Kastelle räumen, und segelte die Meerenge hinab. Die Sperre, jetzt nicht mehr vertheidigt, ward bald durchbrochen, die Fluth wogte günstig, in wenigen Stunden schwamm die Flotte auf offener See. Goa hatte aufgegeben werden müssen; ein solcher Feldherr und solche Krieger aber errangen jeden verlorenen Besitz bald wieder.

Wenn Albuquerque mit dem bitteren Missvergnügen eines Tüchtigen, der an das Gefühl, seine Pläne scheitern zu sehen, nicht gewöhnt ist, nach Goa und der Insel Tissuarin zurück blickte, so hatte er dagegen die Freude, mehreren Geschwadern bei ihrer Ankunft

aus Europa zu begegnen, und durch diese verstärkt bald wieder den Stein von seinem Herzen wälzen zu können. Denn die Flotte war kaum zum Meeresarm der verlornen Stadt hinaus gesegelt, als ihr Diego Mendez de Vasconcellos mit vier stattlichen Schiffen gerade entgegen kam. Er hatte, ein verdienstvoller Krieger, vom Könige den Auftrag erhalten, nach Malakka zu steuern, und daselbst von Diego Lopez de Siqueira, dessen schlimme Schicksale man in Lissabon noch nicht erfahren, die Statthalterschaft sich überhändigen zu lassen. Als ihm Alfons Albuquerque die Ereignisse zu Malakka mittheilte, gerieth er in Erstaunen; dass er aber deswegen der Statthalterschaft, mit welcher sein König ihn beehrt hatte, entsagen sollte, war durchaus kein Gedanke, dem er Raum zu geben vermochte. Jener, jetzt mehr als je eines Zuwachses an Schiffen bedürftig, stellte ihm vor, wie er gegen eine mächtige feindselige Stadt, in welcher Siqueira beinah seinen Untergang gefunden hätte, weder die glückliche Lage der Dinge wieder herzustellen, noch mit seinen vier Schiffen in einiger Achtung sich zu erhalten im Stande sey; wie man es in Lissabon als einen sträflichen Muthwillen deuten würde, wenn er vier bemannte Schiffe des Königs, wo durchaus keine erfreuliche Wirkung zu hoffen, in den Strudel der Gefahr zöge; er sollte hier, an der malabarischen Küste bleiben, als ein ausgezeichneter Heerführer den Ruhm der Unternehmungen theilen, und dann, wenn die Wiederherstellung der günstigen Verhältnisse einen Abgang an Schiffen gestattete, seine Bestimmung nach Malakka verfolgen. Vasconcellos blieb unbeugsam bei seinem Willen, und so musste auch hier Timoja mit seiner Beredsamkeit zur Hülfe kommen. Er versicherte, von

einem reisenden Kaufmanne aus Malakka gehört zu haben, dass die Portugisen daselbst einem entsetzlichen Schicksal erlegen, und ihnen von allen Königen der Insel der Tod geschworen sey. Vasconcellos schien sich, je furchtbarer die Gefahr in Malakka, desto muthiger dahin zu sehnen; Timoja's Erfindungen würden wenig gefruchtet haben; wenn nicht Albuquerque, dessen Freundlichkeit bei seinem strengen Ernste um so allgewaltiger zu wirken pflegte, am Ende durch schmeichelnde Traulichkeit ihn gewonnen hätte. Vasconcellos blieb in Kochin, und dem Hauptstatthalter stand die Freude auf der Stirn zu lesen.

Bald darauf langte auch Duarte de Lemos an, nach dem Schiffbruche des George d'Aguiar zum Statthalter des Küstenstriches von Sofala bis zum kambayischen Meerbusen ernannt. Widrige Winde hatten ihn hergetrieben. Nach seiner Ankunft erschienen Gesandte aus Kambaya, welche dem Hauptstatthalter von Seiten ihres Fürsten Vorschläge zu einem dauernden Frieden machten. Augenblicklich trat Lemos, von kleinlichem Neide gekränkt, mit der Behauptung dazwischen, Albuquerque habe kein Recht, mit den Gesandten zu unterhandeln; Kambaya gehöre zu seinem Küstenstriche. Doch die Gesandten selbst lächelten über die thörigte Anmassung des Mannes, dessen Namen sie kaum noch nennen gehört, von dessen Thaten in Indien nicht das Geringste verlautet, während Albuquerque's beispielloser Rückzug aus Goa ihm eine glänzendere Feier, als drei gewonnene Schlachten, erworben hatte. Um so empfindlicher bestand Lemos auf seinem Ausspruche. Wiewohl aber selbst die gemeinen Soldaten ihn verlachten, wäre es dennoch zu unangenehmen Auftritten gekom-

gekommen, wenn nicht ein anlangendes Geschwader dem Alfons Albuquerque auch den Oberbefehl über den Küstenstrich des Lemos mitgebracht hätte. König Emanuel hatte die Eroberung von Goa erfahren, und trug diessmal kein Bedenken, den Wirkungskreis eines so grossen Mannes freigebig zu erweitern. Lemos verstummte, zu einer Unterhandlung mit den Gesandten aber kam es nicht.

Während sich unser Held einige Wochen zu Kananor aufhielt, ereignete sich in Kochin eine nicht erwartete Umwälzung der Dinge. Trimumpara, der alte treue Freund der Portugisen, welcher der Regierung entsagt hatte, war in seiner Einsamkeit entschlummert; auf diesen Tod hatte Nubeadors älterer Bruder, der seine Verdrängung vom Throne nicht verschmerzen konnte, sehnsuchtsvoll gewartet. Er verliess seinen Landsitz, verbreitete, in aller Eile Krieger werbend, die Lüge, dass sein Bruder den Tod des alten Trimumpara beschleunigt habe, besetzte die Insel Vaipin, und gedachte von ihr aus die Herrschaft über Kochin sich zu erkämpfen. Für seine Krone fürchtend, wandte sich Nubeador an den portugisischen Faktor. Dieser sandte eine Eilbarke nach Kananor, und stattete Bericht ab. Albuquerque zögerte keinen Augenblick, den Nubeador, welchen Almeida gekrönt hatte, in seiner Würde zu bestätigen; er entliess eine Heeresschaar nach Kochin, und befahl den Nebenbuhler desselben mit Waffengewalt zu demüthigen. Der Empörer behauptete sich eine Zeit hindurch auf der Insel, gerieth aber bald, von seinen Söldlingen verlassen, in die Hände der Portugisen. Die Fürbitte seines Bruders rettete ihm das Leben.

Die Verwundeten im Heere waren von ihrem Lager erstanden, die Erschöpften fühlten sich voller Kraft

wieder, alle Bedürfnisse zum Kriege waren in hinreichender Fülle vorhanden; länger in Unthätigkeit zu zögern, dünkte unsern Helden eine Sünde. Wir sehen ihn auf's Neue seine Hauptleute versammeln und ihre Stimmung prüfen. Er entdeckte eine allgemeine Kampflust, die ihn zu den freudigsten Aussichten berechtigte. Die ruhmvollen Unglückstage zu Goa hatten ihn auch seinen unwilligsten Widersachern im glänzendsten Lichte verklärt; wer seine Härte tadelte, konnte seiner Feldherrngrösse die bereitwilligste Anerkennung nicht vorenthalten. Unter seiner Leitung fühlte man sich der Unsterblichkeit entgegen geführt, und Niemand weigerte sich, Theil an dem Heldenzuge zu nehmen, an dessen Spitze solch ein Kriegesgott stand. Zugleich hatte sich durch die Erweiterung seines Machtbezirkes die Achtung ausgesprochen, welche König Emanuel seinen grossen Eigenschaften zollte; selbsterfochtener Ruhm und weltkundige Fürstengunst schimmerten um das nämliche Haupt. Er eilte, die günstige Gesinnung festzuhalten. Aber was konnte ihm näher am Herzen liegen, als die Wiedereroberung Goa's? Er hatte die Stadt zum Mittelpunkte aller hindostanischen Besitzungen erkoren; ehe er sie in seiner Gewalt wieder wusste, fühlte er sich nicht als Alfons Albuquerque. Die Hauptleute setzten ihm keinen Widerspruch entgegen; kaum war es nöthig, sie an ihr gegebenes Wort zu erinnern. „Goa muss wieder unser werden!" war der allgemeine Ruf, und so unterzeichnete Jeder die festgesetzte Unternehmung.

Nichts aber wünschte Albuquerque jetzt sehnlicher, als die Schiffe, welche Lemos und Siqueira, der Bruder des ehemaligen Statthalters von Malakka, mit reisefertiger Ladung im Hafen liegen hatten, bei seinem Feld-

zuge gegen Goa benutzen zu können. Hier jedoch fruchtete keine Freundlichkeit. Am Herzen des Lemos nagte der Ruhm seines Nebenbuhlers zu schmerzlich, als dass er sich entschliessen konnte, unter seinen Befehlen zu kämpfen; Siqueira hatte sich vom Groll des andren gleichfalls zu ungefälligem Widerwillen stimmen lassen. Vasconcellos zeigte sich ritterlicher; er zog es vor, über den Ruhm, welcher unter Albuquerque sich erkämpfen liess, seine Ursachen zu gerechten Beschwerden zu unterdrücken. Das war's, was die andren Beiden ihm nicht verzeihen konnten; sie warfen ihren Hass auf ihn, verfolgten ihn durch hinterlistige Umtriebe, und gingen in ihrem bösen Willen endlich so weit, ihn bei'm Hauptstatthalter selbst durch Verleumdungen anzuschwärzen. Sie erreichten ihre Absicht; der Held, der im Kampfe aus den gefährlichsten Engen sich hinaus focht, erlag nicht selten den Schlingen, welche seiner Fleckenlosigkeit eine böse Zunge bereitete. Vasconcellos schien ihm mit bedenklichen Plänen umzugehen; er liess ihn beobachten, er glaubte gefährliche Spuren zu erkennen, und gab endlich Befehl, den sorglosen Mann, den redlichsten unter seinen dreien Widersachern, in's Gefängniss zu werfen. Kaum sahen jene ihre Ränke gediehen, so segelten beide, Lemos und Siqueira, augenblicklich nach Europa ab; zwei nachtheilige Herolde für den Ruf unsres Helden. Zu gleicher Zeit indessen setzte sich die Kriegesflotte in Bewegung, und der arme Vasconcellos, der statt seiner Selbstständigkeit zu Malakka den Kriegesdienst unter Albuquerque erwählt hatte, sah sich auch von diesem ausgeschlossen, und hörte in seinem Kerker den Freudenruf der absegelnden Schaaren.

Im Hafen von Onor machte man Halt. Timoja,

dessen Hochzeitfeier so eben mit vieler Pracht in der Stadt begangen wurde, kam ihnen auf geschmückter Gondel entgegen, und forderte den Hauptstatthalter auf, sein ehrenwerther Gast zu seyn. Albuquerque hatte seit jenem blutigen Tage bei Goa allem Verdacht gegen diesen Mann entsagt, und ihn seiner vollen Freundschaft gewürdigt. Unverzüglich die Einladung annehmend, folgte er ihm in sein Haus, und sass fröhlich schmausend an der gästereichen Tafel, der einzige Gewaffnete unter den Festlichgeschmückten. Am andern Tage aber panzerte sich auch Timoja, liess seine Flotte aufbrechen; und schloss sich dem Kriegeszuge an.

Auf keine Weise hatten Hidal-Khan und sein Feldherr daran zweifeln können, dass die Portugisen in kurzer Zeit zurück kehren würden, um das entrissene Besitzthum sich auf's Neue zu erkämpfen. Die Klugheit rieth daher, eine starke Vertheidigungsmannschaft bereit haltend, das Auge der Wachsamkeit nicht zu schliessen. Auch hatte man diesen Rath keinesweges vernachlässigt; neun Tausend streitfertige Krieger standen auf den Mauern der Stadt vertheilt. Das Gerücht von einer weit grösseren Menge hatte man mit Fleiss verbreitet. Alfons Albuquerque aber und seine Portugisen schreckte kein Gerücht, und so allgewaltig war die Wirkung, welche ihre nieerlebte Tapferkeit bei den Mauren zurück gelassen, dass die Besatzung der beiden Kastelle, so bald nur die portugisischen Wimpel in die Meerenge hinein flaggten, ihrer Furcht sich nicht Meister fühlte, und nach der Stadt ihre Zuflucht nehmend, beide feste Punkte den Feinden preisgab. Ohne Schwerdtstreich trat man in die Kastelle, und besetzte sie. Das Schicksal lockte mit einem glücklichen Beginne. Da standen die Krieger

auf den hohen Zinnen, und massen die Mauern, die sie in jener Nacht erstiegen; sie blickten hinunter in die Enge, wo sie, schier verzagend, unter dem Kugelregen des Pulotekan nicht hinweg zu schwimmen vermochten, und spähten weiter hinaus nach der Stadt, wo Norogua mit seinem Häuflein den vaterländischen Namen verherrlicht; sie empfanden noch einmal jenes Drangsal und jene Gefahr, gaben sich einander zu neuer Tapferkeit die Hand, hielten die letzte Mahlzeit vor dem Kampfe, und erhoben sich dann zum Siege oder zum Tode.

Man nahm seine Fahrt geradesweges nach der Stadt. Im Augenblicke, da man sie zu erreichen im Begriff war, rasselte es von Thürmen und Mauern, wie ein krachender Donner, hernieder; mit einem fürchterlichen Kugelgrusse empfing der Feind seine Gäste, kein Gewehr, das sich nicht entladet hatte. Die Portugisen aber neigten sich, hielten ihre Schilde über den Köpfen, und steuerten unter dem Bleihagel hinweg nach dem Ufer. Jetzt sauste es von Pfeilen, doch auch diese vermochten die Helden des Albuquerque vom Angriffe nicht zurück zu scheuchen. Auf der Stelle ordnete er einen dreifachen Sturm, von drei verschiedenen Seiten rannte man mit lautem Feldgeschrei gegen die Festwerke. Der Widerstand war lebhaft, am lebhaftesten bei einem Thore, welches nachmals das Thor Sankt Katharina hiess. Die Mahomedaner, welche bisher fechtend zurück wichen, stellten sich hier dichtgedrängt auf, und versuchten jedes Hülfsmittel der List, jede Anstrengung der Tapferkeit. Während dessen feuern ihre Brüder von den Mauern herab; die Portugisen sind einem zwiefachen Verderben ausgesetzt. Sie sehen ihren Tod vor Augen, drängen sich in einen dichten Knäuel zu-

sammen, stürzen auf diese Weise Schulter an Schulter auf die Feinde, und sprengen sie auseinander. Jetzt haben sie den Rücken frei; die angegriffenen Mahomedaner werden zu Angreifern, sinken aber, wie von den portugisischen Kugeln gemäht, zu Boden. Die Streiter auf den Mauern sehen es, verlieren den Muth, und eilen in die Stadt. Die Portugisen erhaschen den Augenblick, es erklimmen einige von den Kühnsten die Mauer, erreichen drinnen den Boden, und öffnen das Thor. Die Andren stürzen hinein, die Mahomedaner ihnen nach; ein entsetzliches Gemetzel tobt in den Strassen der Stadt, aus allen Fenstern fliegen Steine, Freunde und Feinde werden von ihnen zerschmettert. Nach einigen Minuten hat sich das Getümmel auch in die Nebengassen zerstreut; kein Winkel in dieser Gegend der Stadt, wo Europäer und Asiaten nicht mit einander in verzweifeltem Kampfe begriffen.

Während dessen war Albuquerque schon von einer anderen Seite herein gedrungen. Er eilte nach dem Hauptplatze, und wurde, zu seinem Glücke, von einem tapferen Häuflein umgeben. Denn plötzlich begegnete er einem zahlreichen Zuge fliehender Mauren; sie standen augenblicklich still, zogen, ihre Bögen wegwerfend, das Schwerdt, und beschlossen, den Siegern ihren Tod so theuer als möglich zu verkaufen. In der That führten sie ihre Waffe mit schreckender Verzweiflung; Schwerverwundete kämpften, wie grimmige Tiger, noch fort, und mit der einen Hand eine Wunde zuhaltend, suchten sie mit der andren ihren Gegner darnieder zu strecken. Als aber ein Geschrei aus der Mitte der Stadt die Eroberung des Pallastes zu verkündigen schien, verschwand mit der letzten Hoffnung auch ihr letzter Muth; sie begannen den Angriffen auszu-

weichen, neigten sich seitwärts, und suchten das Thor zu erreichen, durch welches Albuquerque herein gestürmt. Ihre Tapferkeit anerkennend, liess dieser sie nicht weiter verfolgen, und so zogen sie, ohne dass die Furcht ihre Schritte beschleunigte, hinaus. Pulatekan, der Feldherr, ward später behauptet, habe sich unter ihnen befunden, und mit ihnen seine prrsönliche Tapferkeit bewährt.

Die Ahnung der Fechtenden hatte sie nicht getäuscht. Das wiederhallende Geschrei meldete in der That die Eroberung des Pallastes. Auch hier waren die Vertheidiger zu Angreifern geworden, und nirgends sonst deckten so viele portugisische Leichen das Schlachtfeld. Dessen ungeachtet ward auch hier der Sieg errungen; der Held, welchem man vorzüglich ihn verdankte, war der Mann, der bei'm Beginn des Kampfzuges an aller Theilnahme bereits mit blutendem Herzen verzweifelt hatte, Don Diego Mendez de Vasconcellos. Albuquerque hatte seine leidenschaftliche Heftigkeit bereut, und ihm die Erlaubniss nachzukommen zugesandt. — So verliess endlich die mahomedanischen Krieger jede Zuversicht; auch der Tapferste musste allmählig zum Entweichen seine Zuflucht nehmen. Goa war erobert. Unter offenem Himmel ward eine feierliche Dankmesse und darauf ein Ritterschlag gehalten. Dem Soldaten aber, der des Königs und des Feldherrn so würdig gekämpft hatte, liess sich eine kurze Plünderung nicht versagen; auch verfuhr man diessmal mit grösserer Strenge gegen alle maurischen Einwohner, und legte der Stadt überhaupt einen bedeutenderen Tribut auf. Jede frühere Maassregel der Vorsicht ward jetzt verdoppelt.

Nach einer so glänzenden Wiedereroberung einer grossen Stadt konnte Alfons Albuquerque seine Heerschaaren zu jeder Unternehmung führen. Es waren der Wege mehrere, die offen dastehend ihm zuwinkten, jeder einen herrlichen Ruhm versprechend, jeder mit reichen Vortheilen lohnend. König Emanuel hatte mehrfache Nachricht erhalten, wie Khan Hassan Algauri, der ägyptische Sultan, in aller Stille einen zweiten Flottenbau betrieb; es graute ihm vor dem Erfolge dieser Thätigkeit. Daher war es sein Wunsch, dass der Beherrscher von Aden, in der Umgebung des Babelmandebs, zum Bündnisse mit den Portugisen gezwungen, und neben der Stadt eine Citadelle erbaut würde; von dieser aus konnte man durch Geschütz der ägyptischen Flotte das Vorübersegeln wehren, und sie zur Rückflucht in den arabischen Busen zwingen. War es mit Aden nicht möglich, so sollte durch eine Festung auf der grossen, im rothen Meere selbst gelegenen Insel Kamoran das Nämliche erreicht werden. Auf der andern Seite aber lag dem Hauptstatthalter auch Ormus am Herzen; die Stadt war ein so wichtiger Mittelpunkt des Handels, ein so einflussreicher Platz für die Erhaltung der mahomedanischen Betriebsamkeit im östlichen Asien, und hatte, gleich wie Goa, bereits erobert, sich seinem Besitze entrissen. Endlich richtete er sein Auge auch auf Malakka; dort konnte sich die portugisische Krone eine gleiche Vergrösserung an Macht und Einkünften versprechen; der Tod hingemordeter Krieger war zu rächen, und gefangene Mitbrüder in Freiheit zu setzen; was ein Siqueira hatte verlassen müssen, sollte ein Albuquerque zu Ende führen.

Vor Allem aber musste Goa in unangreifbaren Zu-

stand versetzt werden. — Damit von den Einwohnern nichts mehr zu befürchten wäre, sann Albuquerque auf eine nähere Verbindung derselben mit den Portugisen, und gab die Erlaubniss, dass diese maurische und indische Weiber zu Ehefrauen erwählen konnten. Viele seiner Krieger machten von dieser Gestattung augenblicklichen Gebrauch, und die Holden in Portugal, welche damals von einer so schwärmerischen Vaterlandsliebe begeistert waren, dass sie dem liebenswürdigsten Jünglinge, wenn er Europa nicht verlassen hätte, einen benarbten Kämpfer aus Indien vorzogen, mögen unserm Helden um seiner Maassregel willen mit eifersüchtigem Scheelblick gegrollt haben. Er aber erlebte die Freude, von allen Seiten her die schmeichelhaftesten Gesandtschaften zu erhalten; diese Ehre nöthigte ihn, sich mit einem glänzenden Hofstaate zu umgeben, und in dieser staatsklugen Prachtliebe stand er seinem Vorgänger, dem Don Francisco d'Almeida, nicht nach.

Bevor aber noch von einer neuen Unternehmung die Rede verlautete, bestand Don Diego Mendez de Vasconcellos ernstlich auf seiner Fahrt nach Malakka. Er erschien vor Albuquerque, und erinnerte ihn an sein Versprechen; Goa sey erobert, die Verhältnisse so günstig als möglich; wer wollte den Hauptstatthalter jetzt einen Ehrenmann nennen, wenn er seinen vier Schiffen nicht noch mehrere andere gesellte, und ihn mit ungeheuchelten Wünschen nach Malakka entliesse? Albuquerque schwieg überrascht; er hatte bereits unter den verschiedenen Wegen gewählt, Malakka stand als ein lautmahnendes Ziel vor seinen Augen. Er legte daher den Vorgesetzten zur Seite, sprach wie ein Freund zum Freunde, versicherte, dass er bereits ohne einen so ta-

pferen Streiter, wie Vasconcellos, kein bedeutendes Beginnen mehr unternehmen möge, und bat ihn, bei seinem Heere zu bleiben. Vasconcellos sehnte sich nach Selbstständigkeit, und hatte für die Bitte seines erhabenen Freundes keinen Sinn. Albuquerque konnte sich in die Denkweise des Mannes sehr wohl versetzen; er that daher einen weiteren Schritt, und bot ihm die Statthalterschaft von Goa an; der Erste sollte er in der Stadt seyn, deren Eroberung er als der Tapferste bewirkt hatte. Aber auch dieses Anerbieten war umsonst. Albuquerque gerieth in Entrüstung, hiess ihn sein Angesicht meiden, und liess ihm bald darauf, „weil die Flotte einer grossen vortheilhaften Unternehmung wegen keinen Abbruch ertragen könne," den Zug nach Malakka gerichtlich verbieten. Vasconcellos ergrimmte. Er beklagte sich öffentlich über die Tyrannei des Albuquerque; er fragte die Hauptleute, ob ein Krieger, dessen Schwerdt bei'm Pallaste des Hidal-Khan den Sieg entschieden, eine so zurück drängende Behandlung verdient habe, und ob König Emanuel mit den Besten seines Heeres so arg gespielt wissen wolle? Die Hauptleute gaben ihm wohl Recht; aber schon stand Albuquerque zu hoch in ihrer Achtung, als dass dem Missvergnügten auch nur Einer sich angeschlossen hätte. Da er auf diese Weise sich verlassen sah, fasste Vasconcellos den verzweifelten Entschluss, ohne Erlaubniss sich auf den Weg nach Malakka zu begeben. Nichts konnte ihn mehr zurück halten; nach Anbruch einer dunklen Nacht segelte er mit seinen vier Schiffen davon. Die Flucht aber ward augenblicklich nach dem Admiralschiffe gemeldet. Albuquerque sandte dem Entflohenen mehrere Fahrzeuge nach, und gab Befehl, falls er sich widersetzen würde,

ihn mit Gewalt zurück zu bringen. Nach dreien Stunden sah sich Vasconcellos eingeholt. Sogleich ermahnte er seine Soldaten zum Widerstande, versprach ihnen nach der Eroberung Malakka's ansehnliche Geschenke, und machte sich bereit, seine Verfolger zu empfangen. Jede Aufforderung, friedlich mit zurück zu kehren, geschah vergebens. Nachdem aber die ersten Kugeln aus den Fahrzeugen daher geflogen, und seine Leute, sie zu erwiedern, sich weigerten, ergab er sich, seine Sterne verwünschend, der Nothwendigkeit, liess sein Schiff von den Verfolgern umringen, und folgte ihnen nach Goa zurück. Alfons Albuquerque wollte ihn nicht sehen; er liess ihn in den Kerker werfen, und verkündigte seinen Vorsatz, ihn in Ketten zurück nach der Mündung des Tajo zu schicken. Von seinen Untergebenen aber wurden zwei, welche bei'm Widerstande sich als die Hartnäckigsten gezeigt hatten, in Gegenwart der fremden Gesandten hingerichtet. Einigen andren schenkte er auf Fürbitten das Leben.

Nachdem Albuquerque darauf seine Münzen hatte schlagen lassen, und hierdurch die maurischen bald um ihren Werth brachte, setzte sich Alles zum Aufbruch in Bereitschaft. Noch aber wusste Niemand im Heere, gegen welchen Feind es gehen würde; die Meisten waren der Meinung, es sey auf das rothe Meer abgesehen. Da gab es tägliche Gelegenheit, auf maurische Waarenschiffe Jagd zu machen, und so war ein Jeder mit dem Kriegeszuge zufrieden; die Abentheurer freuten sich auf lustige Sträusse, die Beutegierigen auf manchen reichen Fang. Fast scheint es, dass Alfons Albuquerque selbst noch keines feststehenden Entschlusses gewesen, und da jeder der drei genannten Wege ihm gleich theuer am Herzen lag, dem Zufall den Ausschlag überliess. Denn man hatte sich

bereits dem persischen Meerbusen um eine bedeutende Strecke genähert, als die Westwinde immer lebhafter bliesen, und das Fortrücken der Flotte erschwerten. Aus dieser Ursache, wie es hiess, änderte man die Richtung; man steuerte nach Südosten, und segelte nach Malakka.

Siebentes Kapitel.

Die grosse Halbinsel Malakka, die Chersonnesus aurea der Alten, welche auf der einen Seite durch eine Landenge mit der Halbinsel jenseit des Ganges zusammen hangt, auf der andren mit dem Vorgebirge Romania, der südlichsten Spitze des asiatischen Festlandes, beinah den Aequator berührt, hat ein angenehmes, durch Seewinde täglich gemildertes Klima, und ist mit einer erstaunlichen Mannigfaltigkeit an Naturerzeugnissen gesegnet. Im Inneren des Landes, wo undurchdringliche Wälder sich über Berge und Ebenen verbreiten, haust neben reissenden Thieren und giftigem Gewürm ein furchtbares Menschengeschlecht, darunter Viele selbst am Fleische ihrer Brüder sich sättigen; an den Küsten hingegen wohnen die Malayen, jener merkwürdige Stamm, welcher durch kräftige Gewandtheit, durch dunkle Farbe und langes schwarzes Glanzhaar, durch eine platte Nase und feurige Augen körperlich ausgezeichnet, wegen fast rasender Heftigkeit, wegen zügelloser Raubsucht und Mordlust berüchtigt, meistens zum mahomedanischen Glauben sich bekennt, und lange Zeit hindurch in einem Lehenssysteme lebte. Von jeher unruhig, trachten die Malayen nach verwegenen Unternehmungen; sie lieben die Schifffahrt und plündern die Fahrzeuge;

sie zeigen sich niemals ohne Dolch, steigern durch den Gebrauch des Opiums ihre Affekte, und bewohnen in mannichfaltigen Zweigen die Inseln des Südmeeres, vorzüglich die Stadt Malakka, welche von ihnen erbaut worden. Wenn auch die Malayen auf mehreren asiatischen Inseln sanfter und redlicher erscheinen, oder eine edlere Gesichtsbildung besitzen, so herrscht unter allen doch in Verfassung und Sitten eine unverkennbare Uebereinstimmung.

Als Diego Lopez de Siqueira, mit einer kleinen Flotte vom Unterkönige Almeida entlassen, zu Malakka an's Land stieg, fand er eine wohlgebaute Stadt, sich zwar nicht durch ihre Grösse, desto lockender aber durch ihren lebhaften Handel sich auszeichnend. Sie war der allgemeine Markt, wohin die Malayen der Inseln und der Halbinsel selbst, die Chinesen und sogar die Japaner die Erzeugnisse ihrer Kunst oder ihres Landes brachten; Banianen — indische Kaufleute — oder Mauren führten sodann das Eingekaufte nach Kalekut oder sonst einem malabarischen Stapelplatz, nach Ormus oder Aden. Das Königreich Malakka hatte lange Zeit hindurch unter der Botmässigkeit des Beherrschers von Siam gestanden; kurz vor der Portugisen Ankunft aber hatte Mahmud, der maurische Vasall desselben, ihm den Gehorsam versagt, und behauptete durch kluges Benehmen seine Selbstständigkeit. Aus dieser Ursache geschah es, dass er die europäischen Gäste mit Freundlichkeit empfing; die kampfberühmten Männer sollten ihm zur Zeit der Noth einen tröstlichen Schutz gegen den verlassenen Lehensherrn gewähren. So ward nach sehr einfachen Unterhandlungen ein Bündniss geschlossen; man räumte den Ankömmlingen Waarenplätze und

Speicher ein, man gewährte ihnen die einträglichsten Vortheile im Handel, und sah mit Wohlgefallen den Ruy d'Aravio die Geschäfte eines Faktors betreiben. Aber auch hier, wie überall, erwachte der Geschäftsneid der Mauren sehr bald, auch hier nahm er zu verstohlenen Ränken seine Zuflucht. Es gelang ihnen, einen der einflussreichsten Männer in der Stadt, den Utimuti Rajah, einen Bürger aus Java von ausserordentlichem Vermögen, zu ihren Gunsten zu stimmen; durch ihn ward dem Mahmud vor Augen gestellt, dass der König von Siam, entfernt und von feindseligen Nachbarn umgeben, schwerlich an eine Wiederunterwerfung Malakka's denke, dass dagegen die herrschsüchtigen, in ihrer Habgier unersättlichen Portugisen bald mit furchtbareren Streitkräften sich einstellen, und statt des abgeschüttelten Joches ein weit drückenderes ihm auflasten würden. Die Ereignisse in Hindostan gaben diesen Vorstellungen Nachdruck. Mahmud konnte sie nicht als grundlos zurück weisen, und während er den Siqueira mit den schmeichelhaftesten Gunstbezeugungen umstrickte, gab er sich ganz und gar den Widersachern desselben hin.

Im königlichen Rathe wurde der Untergang der Portugisen beschlossen. Zwar sollen der Vorgesetzte des Seewesens und der Schatzmeister feierlich gegen jeden blutigen Plan sich erklärt haben; sie drangen aber mit ihren milderen Vorschlägen nicht durch, und wurden, weil man ihrer Verschwiegenheit nicht traute, mit zahlreichen Beobachtern umgeben. Nach einigen Tagen ward in der Nähe der Stadt ein grosses hölzernes Gebäude aufgestellt; die Edelleute des Hofes schmückten sich zu einem grossen Feste, die Köche des Königs waren für einen kostbaren Schmaus beschäftigt, Siqueira

und seine Portugiesen wurden als ehrenwerthe Gäste zur Theilnahme eingeladen. Am Abend vorher jedoch erschienen die Hauptleute von vier chinesischen Schiffen bei ihm, zeigten in ihren Gesprächen ein ungeheucheltes Wohlwollen, und gaben ihm, da die Rede auf das morgende Gastmahl kam, nicht undeutliche Winke über die Gefahr, die seinem Leben drohte. Siqueira, mit der malayischen Treulosigkeit noch nicht vertraut und durch Mahmuds schmeichelhafte Auszeichnungen eingewiegt, lächelte über die Besorgnisse seiner Warner, und wollte an seinem Himmel keine Wolke entdecken. Er hatte sich zur Ruhe begeben, als auf einem Nachen eine Frau herbei ruderte, und ihn zu sprechen verlangte. Es war eine persische Gastwirthin aus der Stadt, bei welcher die portugisischen Soldaten einzukehren pflegten. Ihre Warnungen klangen den vorigen ähnlich; man sollte sich vor dem hölzernen Hause hüten, Siqueira würde wie ein vornehmer Herr seine Aufnahme darin finden, aber schwerlich wieder heraus kommen. Heimlich, wie sie genaht, schwamm die Frau zurück. So wenig Siqueira selbst jetzt noch einem eigentlichen Argwohn Raum geben konnte, so liess er sich doch von seiner Umgebung bewegen, sandte am nächsten Morgen einen Boten an Utimuti, und bat um Entschuldigung, wenn er einer Kränklichkeit wegen bei dem Feste, von welchem er eine so ergetzliche Unterhaltung sich versprochen habe, sich nicht einfinden könnte. Das Netz des Verrathes war durchrissen, bald hatte man ein anderes gesponnen.

Es waren aus dem östlichen Asien und den Inseln grosse Ladungen mit Waaren angekommen. Die maurischen Geschäftsleute drängten sich herbei, und thaten, der Verabredung gemäss, als wollten sie ihre Schiffe

vor den portugisischen beladen wissen. Der König sandte zu Siqueira, gab ihm vom Ungestüm der Mauren Nachricht, und forderte ihn auf, alle seine Schalupen zum Marktplatze zu schicken, damit man ihm den ersten und den besten Kauf zuwenden könnte. Siqueira sah hierin nichts Anderes als eine aufrichtige Anhänglichkeit von Mahmuds Seite; er freute sich, so gefestigt in der Gunst des Hofes zu stehen, und säumte nicht, der Aufforderung Genüge zu leisten. Während die Schalupen nach dem Lande zogen, ruderte eine Menge von Böten daher, in denen verkleidete Krieger sich befanden. Zu gleicher Zeit kam der Sohn des Utimuti, ein feindseliger Jüngling, welcher einen heiligen Schwur gethan hatte, dass er den Siqueira um das Leben bringen wolle; er liess sich mit einigen Begleitern melden, und stattete auf dem portugisischen Admiralschiffe einen freundschaftlichen Besuch ab. Siqueira, der eben Schach zog, nahm ihn mit fröhlicher Gefälligkeit auf, bat aber um Entschuldigung, wenn er sein Spiel fortsetzte. In dem nämlichen Augenblicke trat Ferdinand Magelhan, der nachmals so berühmt gewordene Seefahrer, hastig ein, und gab seinem Feldherrn von den Böten mit verkleideten Kriegern Nachricht. Die Gäste sahen sich verrathen, und wussten nicht, welch ein Ausweg der klügste sey. Ein Hauptmann aber sieht den Sohn des Rajah, der hinter Siqueira's Sessel stand, nach seinem Dolche greifen, schreit laut auf, und stürzt herbei. Siqueira springt von seinem Sitz empor, er sieht sich am Rande eines entsetzlichen Abgrundes, und fordert mit wüthender Heftigkeit seine Waffen. Während dessen haben der Sohn des Utimuti und seine Begleiter sich vom Schiffsrande schon in die See geworfen, und schwimmen nach den

Böten

Böten hin. Die Kugeln der Portugisen erreichen sie nicht mehr.

Auf den Schiffen war der Mordanschlag fehlgerathen; in der Stadt hingegen entladete sich die Wetterwolke mit dem furchtbarsten Verderben. In Häusern und Strassen wurden die Portugisen einzeln nieder gemetzelt; gefaltete Hände fruchteten nichts, der maurische Hass kannte kein Erbarmen. Nur Zwanzig entkamen der Verfolgung, und retteten sich in die Faktorey. Die Mörder strömten nun hieher, und fingen an, das Gebäude zu stürmen. Während sie aber die Pforten bereits einzurennen versuchten, und auf Leitern zu den Fenstern hinein steigen wollten, kamen die Böte mit den Verkleideten zurück, und meldeten, dass der Versuch auf den Schiffen misslungen, dass Siqueira und Alle, die bei ihm zurück geblieben, noch am Leben. Wie ein Wetterstrahl, lähmte die Nachricht plötzlich jeden Arm; die tobende Wuth verstummte, die Mörder schlichen zu ihren Wohnungen heim, selbst die Heftigsten hatten den Muth nicht mehr, einen Schritt weiter in ihrer Unternehmung zu wagen. In wenigen Augenblicken zeigte die ganze Stadt ein verwandeltes Ansehen.

Alsobald eilte der Bendara, der Oheim des Königs und einer der vorzüglichsten Staatsbeamten, ein besonnener Mann welcher vergebens zur Mässigkeit gerathen hatte, mit einer bewaffneten Schaar zur Faktorey, versicherte dem Ruy d'Aravio, dass er nichts mehr zu fürchten habe, und liess ihm seine Begleitung zum Schutze zurück. Zugleich sandte er einen Nachen zum Siqueira, und betheuerte ihm, das Geschehene sey nichts Anderes als der Ausbruch der Wuth, dem einige Verworfene sich überlassen; die Mörder sollten der Strafe nicht

entgehen, er aber möchte keine Besorgniss weiter hegen, als ein geachteter Feldherr möchte er die Stadt betreten, und das frühere freundschaftliche Verhältniss wieder anknüpfen. Diego Lopez de Siqueira, vorher zu leichtgläubig, überliess sich jetzt zu furchtsam dem Argwohn; er benutzte die plötzliche Entmuthigung der Feinde nicht, gab Befehl, die Anker zu lichten, und segelte, indem er den Faktor und die übrigen Portugisen zurück liess, eilfertig davon. Noch ehe er die Küste von Malabar erreicht hatte, sah er sich genöthigt, zwei seiner Schiffe zu verbrennen, weil es an Mannschaft, sie besetzt zu halten, gebrach. Sonst ein Mann von Rechtlichkeit und Ehre, hatte er vor Malakka seinem Namen geschadet; auch war er seines tadelhaften Betragens sich bewusst, scheute ein Zusammentreffen mit Albuquerque, und segelte, wie berichtet worden, vor Kochin vorüber nach Portugal.

Erst zu Pedir auf der Insel Sumatra, woselbst auch Siqueira bei seiner Hinreise vor Anker gegangen, und die Erlaubniss erhalten hatte, das Banner des Königs Emanuel aufzupflanzen, vernahm Albuquerque die näheren Umstände, unter denen das Unglück zu Malakka sich ereignet. Nachdem er darauf hier gelandet, fand er den König Mahmud, der einer baldigen Rache der Portugisen sich wohl versah, trefflich gerüstet. Verdreifacht waren die Bollwerke der Stadt, die Vorrathshäuser mit Waffen vollgepfropft, die Mauern mit Vertheidigern wimmelnd bedeckt. Doch weder Albuquerque noch seiner Portugisen einer schrak vor dieser Erscheinung zurück; mit entschlossenem Tone ward die Auslieferung des Faktors Ruy d'Aravio wie der übrigen Portugisen und die Rückgabe alles portugisischen Eigenthums

gefordert; wenn dieses geschehen, hiess es, würde man weitere Rücksprache zu nehmen geruhen. Mahmud stutzte; was er von diesem Nachfolger des Siqueira hörte und erfuhr, enthüllte einen ganz andren Mann, verkündigte sogleich den Eroberer von Goa. Es graute ihm vor einem solchen Gaste, und doch mochte er gerade einem solchen Gaste am wenigsten sich kleinmüthig zeigen. Aladdin, sein Sohn und Erbe, löste des Vaters Zweifel; in zarter Jugend noch, aber durch leidenschaftliche Heftigkeit vollkommen den Malayen schon bewährend, brachte er den König durch stachelnde Reden gegen die Ankömmlinge auf, schilderte ihm ein portugisisches Malakka, dessen Beherrscher vor einem gewinnsüchtigen Faktor kriechen müsste, und fragte, wie viel er ihm dereinst von seiner Krone zu hinterlassen gedenke, nachdem diese Fremdlinge mit raubgierigen Fingern sie abgegriffen hätten? Aladdins Sprache fand Wiederhall genug; Mahmud bestimmte sich, wagte jedoch noch nicht, zu einem förmlichen Bruch es kommen zu lassen, und hielt den Feind durch die gewöhnlichen Kunstgriffe der Unterhandlungen auf. Albuquerque, mit diesen Schmeichelmitteln schon zu Ormus hinlänglich vertraut geworden, würde ihnen keinen Augenblick sein Ohr geliehen haben, wenn es hier nicht erforderlich gewesen wäre, dass mit der Entschlossenheit die Schonung Hand in Hand ging; Ruy d'Aravio war in malayischer Gewalt, gegen ihn und seine Mitgefangenen tausend Dolche gezückt. Und ein empörender Gewaltschritt durfte um so weniger gethan werden, da dieser Mann, bloss weil er sich als einen Gönner des Albuquerque erklärte, vom eifersüchtigen Almeida zur Strafe hieher geschickt worden. Musste der Haupt-

statthalter daher seiner eigenen Thatenlust Schweigen gebieten, so hatte er noch heftiger mit dem Ungestüm seiner Heerführer zu kämpfen, die von den Malayen jede Stunde beleidigt, durch heran rudernde Pfeilschützen zur Rache gereizt, und von entehrenden Hohnworten gekränkt, ihre Vergeltungslust kaum zu unterdrücken vermochten. In diesen peinlichen Augenblicken erschien ein Schreiben von Aravio, das unsern Helden zu Thränen rührte, und die Ungeduld des rohesten Kriegers selbst, wie ein besänftigender Geisterhauch, plötzlich beschwichtigte — ein Schreiben, welches neben den gepriesensten Aeusserungen der Helden und Könige in der Weltgeschichte fortzuleben verdient.

„Die Eroberung von Malakka," sagte das Blatt, „macht den König Emanuel, unsren geliebten Herrn, zum mächtigsten Fürsten in Indien; wenn Du es in Deine Gewalt zu erhalten vermagst, Albuquerque, so nimm auf mein Leben keine Rücksicht. Auf, und greife mit Deinen siegreichen Waffen an. Das Wohl des Einzelnen gilt nichts, wo es sich um das Wohl des Vaterlandes handelt. So dachten die Römer der alten Zeit, so denkt Dein Aravio."

Mit einem grossen Herzen war der Brief geschrieben; es gehörte ein hartes dazu, seinen Rath zu befolgen. Alfons Albuquerque legte ihn als ein kostbares Zeugniss zurück, und sann auf einen andren Ausweg. Hauptleute und Krieger aber waren nicht mehr zu zügeln; sie drohten, auf der Stelle im Blute der Bösewichter ohne Albuquerque's Erlaubniss ihre Kränkungen zu tilgen, und behaupteten, sie seyen nicht werth, länger Aravio's Landesgenossen zu heissen, wenn sie ferner den Uebermüthigen ungestraft ihre Frechheit hingehen

liessen. Der Hauptstatthalter erschrak, er bat sie, nur wenige Stunden noch ihre Leidenschaftlichkeit zu dämpfen, und dachte auf eine Unternehmung, welche die Feinde durch Furchtbarkeit zu heftig ausser Fassung setzen sollte, als dass sie noch sich einfallen liessen, an den Gefangenen Rache zu nehmen. Zu diesem Behufe befahl er, eine Menge von Schalupen mit brennbaren Stoffen zu füllen, stellte sie unter die Leitung einiger kühner sachverständiger Männer, und entsandte sie nach Einbruch der Nacht gegen die Stadt. In einer Stunde schon prasselten in fünf verschiedenen Gegenden die Flammen auf, im Hafen brannten mehrere beladene Schiffe. König und Hofleute, Krieger und Bürger, Alles war bestürzt und hielt sich für verloren; der Eine rannte händeringend durch die Gassen, der Andre lief in die Moschee, den Schutz des Propheten zu erflehen; Keiner wusste zu rathen, Keiner regte einen Arm, um die Flammen zu löschen; eine grauenvolle Starrsucht schien alle Gemüther umfangen zu haben, man glaubte jenseit der Flammen die Portugiesen schon mit gezücktem Schwerdte zu sehen, und ein gellendes Schmerzensgewimmer war weithin auf dem Meere zu vernehmen, heulte von den Bergen schauerlich zurück.

Aber vor Mitternacht noch näherten sich mehrere Fahrzeuge der Flotte, ein Gruss in portugisischer Sprache scholl fröhlich aus ihnen her. Aravio und seine Mitgefangenen stiegen eilig aus, man wünschte sich Glück, man lag entzückt einander in den Armen, man fragte mit Erstaunen und antwortete mit Jubel; die Freude überstieg jeden Ausdruck, und während aus der Stadt noch immer die Wehklage des Jammers daher scholl, brauste von den Schiffen ein stürmisches Freudengeschrei

zum finstern Himmel empor. Durch die Begleiter der Gefangenen liess König Mahmud demüthig um die Erlaubniss bitten, die brennenden Häuser, durch keine Feindseligkeit beunruhigt, löschen zu dürfen. Das Gesuch ward ihm zugestanden. Am Morgen darauf, da die Flammen zwar gedämpft waren, die eingeäscherten Gebäude aber noch rauchten, erschienen neue Boten, und erkundigten sich nach den Forderungen, welche dem Feldherrn zu machen belieben würde. Kein Wunder, wenn Albuquerque, muthiger als Siqueira die Bestürzung der Feinde benutzend, schwerere Bedingungen, als sonst irgendwo, aufstellte. König Mahmud wies keine zurück, und liess melden, er überlege so eben mit seinem Staatsrathe, wie die Vollziehung eines solchen Vertrages für beide Theile am zweckmässigsten sich bewerkstelligen liesse; aber eben in dieser Bereitwilligkeit verrieth sich die Hinterlist, und liess bald keinen Zweifel mehr übrig. Es vergingen mehrere Tage, und kein Schritt, der zum Zwecke führte, ward gethan, keine entscheidende Antwort gegeben. Albuquerque beschloss, nicht länger der Spielball malayischer Doppelzüngigkeit zu seyn; er setzte einen allgemeinen Angriff auf die Stadt fest, liess aber, um die Feinde nicht zur Vorbereitung zu leiten, von diesem Entschlusse nichts merken, und ertheilte den Boten jedesmal solche Antworten, dass man glauben musste, er hoffe auf nichts Bestimmteres, als auf Erfüllung der verabredeten Bedingungen.

Am Abend vor'm Sankt Jakobstage, zu welchem unser Held ein ganz besonderes Vertrauen hatte *), ver-

*) Albuquerque war Commandeur des Ordens von Sankt Jakob.

sammelte sich auf dem Admiralschiffe ein grosser Kriegesrath; Albuquerque sah Männer um sich hersitzen, die erzählenswerthe Dinge gethan, erzählenswerthere noch zu thun schon durch ihre Miene versprachen. Ruy d'Aravio machte vorzüglich auf die Brücke aufmerksam, welche die beiden Hauptheile der Stadt, in die sie durch ihren Fluss geschieden ward, den Bezirk der Moschee oder des Pallastes und den Bezirk der Kaufleute, mit einander verband; wäre man Herr dieser Brücke, versicherte er, so könne Malakka nur unbedeutenden Widerstand noch entgegensetzen. Man kam daher überein, an beiden Enden der Stadt zu landen, und kämpfend zur Vereinigung auf der Brücke sich durchzuschlagen; Albuquerque wählte für sich den Bezirk der Kaufleute, die Seite der Moschee und des Pallastes erhielt Don Juan de Lima, ein wackerer Streiter, in dessen Hände die Hälfte des grossen Tages zu legen der Hauptstatthalter kein Bedenken trug.

Der Morgennebel wallte noch dicht auf dem Meeresspiegel, die Müezzin riefen von den Thürmen herab zum ersten Gebete des Tages, als das portugisische Heer auf seinen Fahrzeugen heran ruderte, und mit stummen Flehenswünschen an den heiligen Jakob sich wandte, dass er durch einen schönen Sieg die Ehre seines Namens verherrlichen möchte. Von den Wällen der Stadt begannen die Kanonen zu sprechen, in den Soldatenhäusern wurde Lärm geschlagen, ein Jeder eilte seiner angewiesenen Stelle zu, und freute sich, zur Bestrafung des portugisischen Hochmuths das Seinige beitragen zu können; man glaubte sich überzeugt, dass die feste Stadt jeden Bemühungen eines Feindes unerringbar trotze. Albuquerque liess in der Nähe des Ufers die Thätigkeit

der Ruder verdoppeln; bald hatte er die Gegend durchschwommen, wo Kugeln und Pfeile ihm gefährlich zu werden drohten, und war glücklich genug, seine Schaaren an's Land zu setzen, obwohl man es sich mit dem Degen in der Faust erkämpfen musste. Die Mahomedaner mochten sich den Stürmenden widersetzen, wie sie wollten, mochten Steine herab schleudern oder Sandwolken niederwirbeln lassen, damit ihre Gegner, vom dichten Staubnebel umgeben, keine Hand vor Augen sehen konnten, oder beklemmt den Tod der Erstickung fürchten mussten, es fruchtete nicht; die Eroberer von Goa waren in der Eil des Sturmes durch keinen Widerstand zu hemmen; schon wurden die Gräben gefüllt, die Erdwälle mit dem Schwerdte zerstört, die Mauern überstiegen, die kleinste Oeffnung, die für einen herausfliessenden Bach sich entdeckte, zum breiten Durchweg erweitert. Was die Feinde nicht für möglich gehalten, war in weniger als zweien Stunden bewirkt; wie die Zauberschaaren im Mährchen durch die dichtesten Wehren dringend, hatte Albuquerque mit seinen Unwiderstehlichen die Befestigungswerke alle hinter sich, und stand bereits mitten im Bezirk der Kaufleute. Sobald die Mauren sich davon überzeugt hatten, riefen sie ihre Vertheidigungskrieger von den Wällen herbei, zogen sich in einen dichten Haufen zusammen, und machten den Portugisen jeden Schritt streitig. Der Kampf war hartnäckig, lärmenvoll und blutig; die Hereingedrungenen schlugen nur mit der staunenswürdigsten Tapferkeit sich weiter, mussten aber auch manchen ihrer Helden verwundet oder todt in den durchmessenen Strassen zurück lassen. Die Feinde verstärkten sich durch immer neue Mannschaft; die Portugisen blieben die näm-

lichen, schienen aber immer mit neuen Armen, mit neuen Schwerdtern zu fechten. Endlich öffnete sich gegen Mittag die Aussicht, das Flussgebiet erschien, die Brücke lag da; man erreichte sie, man drang bis zur Mitte vor, aber von Lima und seinen Kriegern war nichts zu sehen, Albuquerque stand in besorgnissvoller Verlegenheit da.

Don Juan de Lima hatte keinen hartnäckigeren, aber einen längeren und vielfacheren Kampf zu bestehen. Sobald er die Bollwerke überstiegen, und mit weit geringeren Schwierigkeiten, als Albuquerque, den Eintritt in die Stadt gewonnen hatte, griff ihn der Feind in zwei verschiedenen Heeresmassen an. Auf der einen Seite Aladdin, des Königs Sohn, mit der Bitterkeit seines Hasses die Streiter beseelend, gegen Alles, was von einer europäischen Mutter geboren, fürchterliche Flüche ausstossend, das Schwerdt wie in wüthendem Rausche schwingend, entschlossen, die Verhassten bis auf den letzten Mann aufzureiben, vor allem aber mit Albuquerque zusammen zu treffen begierig. Der Angriff seiner Schaar glich dem Daherstürzen eines wahnsinnigen Haufens; aber diesem Ungestüm gebrach es an Plan, an Ordnung und Beharrlichkeit. Er wurde seitwärts gedrängt, gerieth in eine Strasse, an deren beiden Enden die Portugisen sich schon aufgestellt hatten; er wäre verloren gewesen, wenn Mahmud sie nicht gezwungen hätte, ihre Kraft gegen ihn zu gebrauchen. Der König ritt einen Elephanten, und mehrere dieser vierfüssigen Streitriesen schritten vor ihm her; eine zahlreiche Leibwache mit starken Harnischen umgab ihn, und schoss aus kurzen Kugelgewehren verderblich unter die Portugisen. Diese geriethen anfangs durch

die Elephanten in Schrecken; während sie gegen die Kugeln der Leibwache mit ihren Schilden sich decken mussten, sausten ihnen vom hohen Rücken der Thiere verderbliche Pfeile auf das Haupt. Sie wurden auseinander gesprengt; Mancher stürzte nieder, und stand, von den Füssen der Ungeheuer zermalmt, nicht wieder auf. Endlich aber gab Lima den Seinigen den Befehl, den Elephanten den Durchzug zu gestatten; es geschah, und nun wurden sie von der Seite angegriffen, erhielten Kugeln und Schwerdter in den Leib, tobten und brüllten, gehorchten ihren Führern nicht mehr, und gereichten den Mahomedanern selbst zum Verderben. Auch der Elephant des Königs war bereits schwer verwundet, Mahmud stieg heimlich herab, erhielt selbst eine Kugel in die Schulter, und entfernte sich vom Kampfplatze. Die Leibwache sah sich verlassen, und verlor mit dem Plan zum Kampfe die Besonnenheit; der Eine kehrte nach einem Schlupfwinkel sich um, der Andre focht voller Verzweiflung, als wäre Alles schon verloren; die Portugiesen jubelten einander den Siegesgruss zu, als Aladdin zum zweiten Mal mit seinem Haufen erschien. Er schäumte vor Wuth, da er sich von der Flucht seines Vaters überzeugte, und das Frohlocken des Feindes vernahm; er erneuerte das Gefecht mit dem vorigen Ungestüm, und trieb die Sieger auf einen Augenblick seitwärts in die Enge. Aber diese erlangten bald das Uebergewicht wieder, näherten sich, ihn nach der Brücke hin drängend, der grossen Moschee, jagten die Mahomedaner, welche zahlreich sie besetzt hatten, heraus, und stürzten die Feinde auf dem Platz umher vor sich hin.

Während dessen sah sich Albuquerque zwischen doppeltem Feuer. Hinter ihm, im Bezirk der Kaufleute,

standen die Haufen, die er besiegt hatte, von der Strasse aus Angriffe auf die Brücke versuchend; von der andren Seite strömte die Menge, welche Lima aus der Moschee verdrängt, daher, gesellte sich zu den Flüchtlingen von Aladdins Schaaren, und gedachte, an jedem Heile bereits verzweifelnd, durch seine Portugisen hindurch über die Brücke sich den Weg der Rettung zu erfechten. Zugleich flogen Kugeln und Pfeile von den hohen Terrassen der benachbarten Häuser auf ihn herab, und machten den Ort, welchen er nach langem anstrengenden Kampfe endlich errungen, zur verderblichen Stellung. Aber weder zur Rechten noch zur Linken liess sich ausbeugen, man musste geduldig dem dreifachen Drangsale stehen, und fechtend oder feuernd mit dem Schilde sich decken. Nachdem jedoch Lima auf der andren Seite einen vollständigen Sieg errungen hatte, änderte sich plötzlich die Lage der Dinge. Jetzt waren es die Mahomedaner, die zwischen zwei Feuer geriethen. Lima rückte an's andre Ende der Brücke heran, die Gegner sahen sich zwischen ihn und Albuquerque in ein entsetzliches Gedränge gerathen, dem Verderben in seinem ganzen Umfange preisgestellt; sie erblassten, erhoben ein klägliches Jammergeschrei, flehten um Erbarmen, und stürzten sich endlich von der hohen Brücke hinunter in den Fluss, um schwimmend das eine oder das andere Ufer zu gewinnen. Aber die Gefahr, in welche sie hier geriethen, war grauenvoller als die Gefahr, der sie entgangen. Die portugisischen Fahrzeuge waren bereits herbei gerudert, die Schiffsmannschaft lauerte den Schwimmern auf, und drückte sie, wie Frösche, in das Wasser wieder zurück.

Um indessen den Geschossen auf den Terrassen der Häuser, welche noch immer einen mörderischen Kugel-

regen herabsandten, mit Nachdruck zu begegnen, ward zu beiden Seiten der Brücke eine hinreichende Anzahl von Kanonen aufgepflanzt, und zugleich an verschiedene Gebäude Feuer gelegt. Bald schlugen längs dem Flusse die Flammen an mehreren Stellen empor, selbst das Dach der Moschee und ein Theil des Pallastes geriethen in Brand. Die Mahomedaner gaben dessenungeachtet ihre Sache nicht auf; sie sammelten sich im Bezirke der Kaufleute, ermuthigten einander, nahmen berauschende Mittel, und versuchten auf's Neue, gegen die Brücke Sturm zu laufen. Die Sieger sahen sich in ein zweites furchtbareres Drangsal gestürzt; der mehrstündige Kampf hatte ihre Kräfte erschöpft, der Hunger wollte befriedigt seyn, und ein brennender Durst entmuthigte auch die Tapfersten. Doch die Noth gestattete nicht, den Forderungen der Natur Genüge zu leisten. Was aber unserem Albuquerque die ängstlichsten Besorgnisse erregte, war die Ankunft einer grossen Flotte, welche der Feind zu erwarten schien; auch liess sich aus verschiedenen Bewegungen schliessen, dass man Brandkähne bereitete, und sie den Fluss hinunter gegen die Brücke senden wollte. Um diesem Unheil zuvor zu kommen, traf das kluge Kriegeshaupt eine zwiefache Maassregel. An der einen Seite liess er eine hinreichende Anzahl von bewaffneten Nachen sich aufreihen, und zur Deckung der Brücke in wachsamer Aufmerksamkeit dastehen; auf der andren ward ein grosses Schiff mit Kriegern bemannt, mit jedem passenden Bedürfniss versehen, und der Leitung des Anton d'Abreu vertraut. Es sollte die Feinde von den Ufern zurück schrecken, und jede Unternehmung, die sie dort vielleicht in's Werk zu setzen gedächten, im Beginne zu zerstören suchen. Die

Mahomedaner bereiteten sich augenblicklich, dem Schiffe schnelles Verderben zu bringen; sie beschossen es von allen Seiten, schickten Brandflösse darauf los, und warfen lodernde Fackeln hinein. Aber die Thätigkeit der Mannschaft vereitelte jeden Versuch; Anton d'Abreu zeigte zum Erstaunen seiner eigenen Krieger, was portugisischer Heldenmuth zu leisten vermag; eine Kugel zerschmetterte ihm die Kinnlade, er blieb unbeweglich stehen, ertheilte seine Befehle, und ermunterte die Seinigen zum Widerstande.

Während dessen hatte sich der stürmende Andrang der Mahomedaner gegen die Brücke von allen Seiten erneuert. Die Portugisen wichen nicht; Albuquerque und Lima lenkten ihre Thätigkeit zum Verderben des Feindes. Jener hiess seine Streiter ihm folgen, und stürzte mit gezogenem Schwerdte auf die dichten Haufen der Angreifenden los; er setzte sie durch ein furchtbares Blutbad in Schrecken, und drängte sie zurück; er kam glücklich über die Minen, die alsobald mit grausem Getrache hinter ihm aufflogen, und trieb den Feind bis zur Mitte der grossen Strasse, welche den Bezirk der Kaufleute in ziemlich gerader Richtung durchlief, siegreich vor sich her. Hier versuchten die Asiaten den letzten Widerstand; sie vertheidigten sich, durch Verschanzungen geschirmt, setzten alle Hülfsmittel der Hinterlist und der besseren Vertrautheit mit den Umgebungen in Thätigkeit, mussten aber auch hier dem Glückssterne der Fremdlinge weichen. Auf Albuquerque's Befehl wurde indessen die Brücke noch stärker befestigt, und um sich gegen Kugeln und Sonnenstrahlen zu schützen, mit Seegeltüchern zeltähnlich überspannt. So rückte der Abend endlich heran; der malayische Muth hatte die

Spannkraft verloren, weichende Krieger zerstreuten sich nach allen Gegenden der Stadt, nur hier oder dort belebte sich in den Strassen noch ein flüchtiges Scharmützel. Mit der Dämmerung kehrten die Portugisen alle zur Brücke zurück; sie holten aus den benachbarten Häusern Nahrungsmittel herbei, und verbrachten die Nacht unter den ausgespannten Segeltüchern, dem überwältigenden Schlafe widerstehend, von den Terrassen herab jedoch nur wenig beunruhigt.

Am andren Morgen bereitete sich Albuquerque zum Angriff auf den Pallast. Man hatte ihn nicht nöthig. König Mahmud war in der Nacht, von der Mehrzahl seiner Krieger begleitet, aus der Hauptstadt gewichen, und begab sich zu einem benachbarten Könige nach Pahang, von wo aus er alle Fürsten der Halbinsel zum Beistande gegen die herrschsüchtigen Eroberer aufforderte. Kein Einwohner von Malakka verliess sein Haus, die Strassen standen leer; eine schaurige Einsamkeit herrschte, wo Tages zuvor stürmische Kämpfe getobt hatten. Malakka gehörte den Portugisen. Drei Tage hindurch belohnte sich der Soldat durch Plünderung; man fand eine Menge von Geschützstücken, und erbeutete im Pallaste des Mahmud einen schweren Schatz an Kostbarkeiten. Die Freude des Gewinnes aber wurde bitter durch die Schmerzen vergällt, welche die Verwundeten jetzt zu empfinden anfingen; viele Pfeile waren in vergiftende Säfte getaucht, die leiseste Verletzung hatte eine weit um sich greifende Entzündung zur Folge.

Nachdem die Mauren, welche sich in der Stadt noch ergreifen liessen, zu Sklaven der Sieger erklärt worden, sandte der Rajah Utimuti, der seit Siqueira's Abfahrt keine überwiegende Stimme im Staatsrathe geführt hatte,

heimliche Boten zu Albuquerque; er versprach, der unwandelbare Freund der Portugisen zu seyn, und wenn sie ihn sammt seinen Landesgenossen, den übrigen Javanern, in ihren Schutz aufnehmen wollten, mit diesen die Sache der Sieger gegen Mahmud und alle sonstigen Fürsten der Halbinsel vertheidigen zu helfen. Utimuti war von lebhaftem Charakter und nicht ohne ehrsüchtiges Streben; auch sah sich Mahmud schon längst zum Verdachte gegen ihn bewogen, war indessen von dem schlauen Hofmanne bald wieder eingeschläfert worden. Gegen den tapfern aber kurzsichtigen Siqueira hatte er die Waffen zu ergreifen gerathen; sobald Albuquerque, dessen Kraftgrösse er sogleich begriff, erschienen, hatte er, gegen seine Vertrauten wenigstens, eine Freundschaft mit den Portugisen für Malakka's Heil erklärt. Auf diese Erklärung sich berufend, ward er in der That zum Bundesgenossen der Sieger erhoben, und den fremden Mauren zum Vorgesetzten gegeben.

Die Ruhe, die Albuquerque bald herzustellen verstand, rief die geflüchteten Einwohner zur Stadt wieder zurück; die Spuren der Eroberung verschwanden ausserordentlich schnell. Indessen baute man eine Citadelle, eine Kirche und ein Krankenhaus; um den Bau durch die Menge der Hände zu beschleunigen, wurden die öffentlichen Sklaven des Königs zur Hülfe genommen. Wenn sie bereitwillig sich stellten, fanden sie eine milde Behandlung; die Widerspenstigen wurden gezwungen, und für die Einbringung der Entwichten Belohnungen aufgestellt. Die malayische Raubsucht benutzte die Gelegenheit, und mancher Freie ward den Portugisen als ein Sklave zugeführt. Da empfanden die Einwohner gar bald Albuquerque's strenge, aber gerechte Waltung;

sie bewunderten ihn, sie kamen seinen Wünschen zuvor, gehorchten ihm mit frohem Willen, und freuten sich vorzüglich über seine neue Münze, die unter prachtvollem Aufzuge angekündigt und ausgetheilt ward; dem Befehle, dass von nun an bei Todesstrafe Niemand sich einer andren bedienen sollte, fügten sie sich mit zuvorkommendem Eifer. Kein Wunder daher, dass kein Einwohner Malakka's, als Mahmud sich am Flusse Muar in einem kriegerischen Lager aufstellte, zur Unterstützung seines Königs sich in Thätigkeit setzte; man zog den gerechten Sieger einem verjagten Tyrannen vor. Auf die Fürsten der Insel hatte die Eroberung der Stadt, wie es gewöhnlich der Fall, eine verschiedene Wirkung; hier Schadenfreude über Mahmuds Sturz, dort Besorgnisse vor den um sich greifenden Siegern; der Eine zu neuen Hoffnungen sich erhebend, der Andre für die Blüthe seines Handels fürchtend. Alle jedoch schickten ihre Abgeordneten, und selbst der König von Siam dankte dem Eroberer, das Verbrechen der Abtrünnigkeit bestraft zu haben. Zu gleicher Zeit zogen auch Albuquerque's Gesandte nach allen Seiten aus; der tapfere Anton d'Abreu begab sich, von seiner Wunde kaum hergestellt, mit dreien Schiffen nach den moluckischen Gewürzinseln *).

Wenige Wochen gingen vorüber, so erhoben sich über Utimuti die lautesten Klagen. Seine Grausamkeit

*) Die Moluccken, zwischen Neuguinea und Celeben im indischen Meere zerstreut liegend, waren von malayischen Völkerschaften bewohnt; doch hatten auch hieher die Araber ihre Handelswege genommen, und die Lehre Mahomeds verpflanzt. Die Herrschaft der Portugisen äusserte sich hier, wo man von Goa, dem Hauptsitze, so entfernt war, bald in ihrer unerträglichsten Hab- und Herrschsucht; bei ihrer nachmaligen Verdrängung durch die Holländer gewannen die bedauernswürdigen Einwohner nur wenig.

keit empörte die Einwohner, seine Raubsucht griff zu den verhasstesten Mitteln, die Portugisen selbst hatten seinen Ungehorsam höchlich zu tadeln. Alfons Albuquerque verwies ihm sein gesetzwidriges Betragen mit strengen Ermahnungen; der hochmüthige Rajah achtete sie nicht, und trat endlich mit Aladdin in sträfliche Unterhandlungen. Aber seine heimlichen Schritte gelangten an's Licht, und sein Untergang wurde beschlossen. Unter dem Vorwande, dass ein wichtiges Amt dem Würdigsten übertragen werden sollte, lockte man zu einer Rathsversammlung ihn und seine Verwandten in die Citadelle; hier wurden sie in den Kerker geworfen, und dem Verräther seine Tücke vorgehalten. Mit stolzer Verachtung begegnete er jeder Anklage; nachdem ihm aber ein Brief an Aladdin mit seiner eigenen Unterschrift gezeigt worden, erblasste er, gestand sein Verbrechen, und hörte sich zum Tode verurtheilt. Kaum hatte die Nachricht in der Stadt verlautet, so frohlockte Alles über den Untergang des Verhassten. Seine Gattin aber erschien vor Albuquerque, und bot ihm für das Leben des Rajah ein schweres Lösegeld an. Es ward ihr geantwortet, man bestrafe Utimuti's verrätherische Missethat, nicht seinen Reichthum; eine Antwort, die unserem Helden die Verehrung der Eingeborenen in hohem Grade erwarb. Die Hinrichtung des Rajah geschah mit ausserordentlicher Feierlichkeit; man erbaute ein grosses hölzernes Haus wie bei dem Schmause, an welchem Siqueira seinen Tod finden sollte, zeigte den Verbrecher der versammelten Menge, und übergab ihn sodann dem Henker.

Wenige Tage nachher bereitete sich Albuquerque zur Abreise; die Einwohner sahen die Zurüstung mit

innigem Bedauern, sie küssten, wo sie ihn trafen, den Saum seines Kleides, und baten ihn, sie mit seiner Gegenwart länger noch zu erfreuen. Er konnte ihren Bitten nicht willfahren; es war Zeit, von der eroberten Stadt zu scheiden, und die übrigen Tage seiner Herrschaft für fernere Unternehmungen zu benutzen.

Achtes Kapitel.

Niemals hat Alfons Albuquerque die wüthende Tücke des Elementes, auf welchem er seinen Kriegesruhm sich erfochten, so schrecklich erfahren, als bei dieser Ueberfahrt von Malakka nach der malabarischen Küste. An dem Gestade von Sumatra überfiel ihn in finsterer Nacht ein Sturm, wie ihn die seegewohntesten Männer selbst noch nicht erlebt hatten. Das Meer schien seine ewigen Tiefen verlassen, und mit den Gegenständen des festen Landes die Lage vertauschen zu wollen; ohne Zwischenräume schoss in zahllosen Blitzen das Feuer vom Himmel nieder, und mit niegehörtem Krachen betäubte der Donner jedes Ohr; wie schwankende Thürme gingen die Wellen, und auch die Beherztesten hegten keine Hoffnung, den nächsten Morgen zu erleben. Das Schiff „Flos Maris" — die Blume des Meeres — darauf Albuquerque sich befand, berühmt durch Reisen und Schlachten, aber schon etwas morsch bereits, ward gegen einen Felsen geschleudert, und in zwei Trümmerstücke gespalten. Nur das Hintertheil erhielt sich auf der Oberfläche des Gewässers; da stürzten die Einen in's Meer, die Andern umschlangen den nächsten schwimmenden Gegenstand, und

suchten mit seiner Hülfe dem Tode zu entgehen. Unser Held, an seiner eigenen Rettung verzweifelnd, fand, da er auf Mittel dem Verderben zu entgehen sann, das verlassene Kind eines Sklaven, nahm es in seine Arme, und suchte es mit dem eigenen Leben zu erhalten. In diesem Augenblicke ruderte Pedro d'Alpoem, welcher das Schiff „die Dreieinigkeit" befehligte, mit einer Schalupe herbei, und nahm ihn rettend auf. Während dessen hatten sich Andre durch Flösse dem Verderben entrissen. Die Schätze aber blieben eine Beute des gierigen Meeres, und was Albuquerque nur sein Eigenthum nannte, war von den Wellen verschlungen worden; neben seinen schriftlichen Arbeiten schmerzte ihn vorzüglich der Verlust zweier metallener Löwen, die er für sein Grabmahl bestimmt hatte *). Das Schiff mit den Javanern, die bei'm Hauptstatthalter in Dienste getreten waren, hatte der Sturm von den übrigen entfernt; die bosshaften Asiaten, durch ihre Mehrzahl sich die mächtigeren fühlend, empörten sich gegen Simon Martinez, den Befehlshaber, erschlugen ihn, und segelten, nachdem sie den übrigen Portugisen gleichfalls das Leben genommen, mit dem Schiffe nach ihrem Vaterlande zurück. Vier Männer nur entkamen, sich in's Meer stürzend, ihren Würgengeln; sie erreichten glücklich die Küste von Sumatra, ein König der Insel nahm sie auf, und begegnete ihnen mit liebreicher Gastfreundlichkeit.

Indessen hatte sich mit dem anbrechenden Tage der Grimm der Elemente gelegt, man erkannte einander, sich wiederfindend freute man sich der Rettung, und

*) Lafitau l. c. lib. 5.

dankte dem Himmel. Zugleich aber empfand man den Verlust der Lebensmittel, die bis auf den kleinsten Brocken eine Beute der Wellen geworden; ein ängstlicher Hunger stellte sich ein, ein entsetzlicher drohte. Aber auch diessmal trug der Himmel für den Stolz Portugals Sorge; es kamen den Verzweifelnden zwei indische Vorrathsschiffe entgegen, und wurden ohne Widerstand genommen. Jetzt erst konnte man sich Hoffnung machen, die malabarische Küste wieder zu erreichen.

Die Nachricht von dem verderblichen Seewetter an der Küste von Sumatra war bereits nach Hindostan gelangt; man trauerte um den grossen Mann, der ohne Zweifel schon im tiefen Grunde des Meeres läge, und nährte kaum die Hoffnung, einige Trümmer seiner Flotte wieder zu erblicken. Um so jubelreicher stürmte die Freude, als er ungeahnt in den Hafen von Kochin lief, und die See ihren Raub gleichsam wieder zu erstatten schien. Doch gab es auch Stirnen, die bei der Erscheinung des Vorgesetzten sich trübten. Mancher hatte sich des Amtes, welches Albuquerque seinen Händen vertraut, durch habsüchtigen Eigennutz unwürdig gemacht, und fürchtete den Arm, der solch eine Schändung des portugisischen Ruhmnamens mit unerbittlicher Entrüstung zu züchtigen pflegte. Der Hauptstatthalter gewahrte das hochaufgeschossene Unkraut sehr bald, Beschwerden und Klagen suchten, auf den Fuss einander folgend, sein Ohr; doch erlaubten die Umstände noch nicht, die Geissel zu schwingen, und so gern er auch die begangenen Missethaten gezüchtigt hätte, er musste sich begnügen, durch seine Gegenwart die aufkeimenden zu ersticken.

Dafür ward ihm die Freude, von seinem Könige seine Verdienste anerkannt zu sehen. Um den Schmerz des grossen Mannes über den Verlust der beiden Neffen zu mildern, sandte König Emanuel ihren Bruder, Don Garcia de Norogna, mit sechs Schiffen nach Indien; unmittelbar auf diese folgten mehrere andre Segel mit trefflichen Hauptleuten, unter welchen drei Albuquerque, nahe Verwandte unsres Helden. Sobald er seine Seemacht durch solchen Zuwachs in der glücklichsten Kraftfülle sah, fertigte er mehrere Fahrzeuge mit Kriegesbedürfnissen und Lebensmitteln nach Goa ab. Hier war Pulatekan, der Feldherr des Hidal-Khan, auf's Neue mit bewaffneter Macht erschienen; er hatte, wie früher, eine finstere Nacht zu seinem Angriffe auf die Insel benutzt, und ungeachtet eines tapferen Widerstandes, der manchem wackeren Portugisen das Leben kostete, in starken Verschanzungen sich behauptet. Aber die Einnahme Goa's schon als unausbleiblich betrachtend, sandte er seinem Herrn keine Nachricht zu; der Hidal-Khan, sich von ihm verrathen wähnend, schickte ihm seinen Schwager, den Rostomokan, einen Araber, mit sechs tausend Kriegern nach, und bald kam es zwischen beiden Feldherren zu offenbaren Feindseligkeiten. Während dessen hatten die Portugisen, da ihre Anführer fast alle sich durch Wunden von der Theilnahme am Kampfe entfernt sahen, den eingekerkerten Vasconcellos aus seinem Gefängnisse geholt, und einstimmig zum Kriegeshaupte erwählt. Mit ihm unterhandelte Rostomokan gegen seinen Nebenbuhler; dieser wich der Verbindung, begab sich zu seinem Herrn, und erhielt, nachdem er laute Klagen über den Undank desselben geführt, zur Antwort ein vergiftetes

Getränk. Der Araber aber, von seinem Nebenbuhler befreit, liess die Portugisen zur Räumung der Stadt auffordern, ermüdete sie durch wiederholte nächtliche Angriffe *), und befestigte sich endlich, da seine Feinde, der Belagerung ungeachtet, durch ausgesandte Barken sich Lebensmittel verschafften, und Melek Ass selbst ihnen zwei Hülfsschiffe zufertigte **), in dem Kastelle Benastarin, welches er durch Ueberraschung erhalten hatte. Hier indessen war er mehr belagert, als ein Belagerer; Goa sah sich bereits von aller Furcht befreit. Indier wie Portugisen zollten dem tapfren Vasconcellos ein ungeschmälertes Lob. Alfons Albuquerque aber konnte seinen Hass gegen den Mann nicht vergessen; er nahm ihm die Würde, welche die Noth ihm gegeben, und übertrug sie, von allen Redlichen getadelt, dem Manuel de la Cerda. Darauf entliess er bewaffnete Schiffe nach Malakka, gab einige strenge Verordnungen, um der Verderbtheit der portugisischen Beamten nachdrucksvoll zu begegnen, trennte zu diesem Behufe besonders die Portugisen von den Malabaren, und rüstete sich zu einer neuen Unternehmung.

---

*) Kostomokan schickte jede Nacht eine Schaar von Trompetern in die Nähe der Portugisen, befahl ihnen, plötzlich Sturm zu blasen, und weckte dadurch seine Feinde jeden Augenblick aus dem Schlaf. Er erreichte seine Absicht, insofern das ewige Aufspringen vom Lager sie unmöglich am Ende ermüdete; es gelang ihnen aber, in einer finsteren Nacht einen unvorhergesehenen Ausfall zu machen, und die beschwerlichen Wecker nieder zu hauen.

**) Auf einem dieser Schiffe langte Machiado an, der portugisische Renegat im Dienste des Hidal-Khan. Er hatte bereits, von Gewissensbissen gepeinigt, dem mahomedanischen Glauben heimlich entsagt, und auch seine beiden Kinder in aller Stille getauft. Da er aber fürchtete, sie nicht in der christlichen Religion erziehen zu können, hatte er beide in der Nacht vor seiner Abreise entführt. Er wurde von den Portugisen mit Freuden aufgenommen, und gereichte ihnen durch seine Klugheit zu grossem Nutzen. (Lafitau l. c.)

Es war die Nachricht eingelaufen, dass der Sultan von Kairo auf Ersuchen des Hidal-Khan zum zweiten Mal eine grosse Flotte auf dem rothen Meere zimmern lasse; daher gebot König Emanuel, durch einen schleunigen Gegenzug ihr zuvor zu kommen. Nähere Erkundigungen lehrten indessen bald, dass man gegen ein hohles Schreckgespenst sich rüste, und so beschloss Albuquerque, vor jedem andren Beginnen erst Goa wieder in völlige Furchtlosigkeit zu setzen. Sein Erscheinen in der Stadt glich dem Einzuge eines mächtigen Königs; Europäer und Asiaten fühlten sich durch die Gegenwart eines so ausserordentlichen Mannes begeistert. Auch Rostomokan erschrak. Indessen zählte er jetzt neun tausend Krieger; noch einmal so viel, hiess es, werde der Hidal-Khan nächstens ihm zusenden. Der Hauptstatthalter hatte daher keine Stunde zu verlieren; eine vollständige Belagerung des Kastells zu Lande und zu Wasser ward beschlossen. Sechs Schiffe, mit zahlreichem Geschütze besetzt und mit Schirmgerüsten versehen, segelten von verschiedenen Seiten hinan, wurden aber vom Feinde mit mörderischem Feuer empfangen; die verderblichsten Kugeln sandte eine Kanone, die unter der Leitung eines portugisischen Renegaten stand. Albuquerque empfand selbst ihre Furchtbarkeit; er sah sich mit dem blutigen Gehirn eines Soldaten bespritzt, welchen sie an seiner Seite zerschmettert hatte. In die drängendste Gefahr aber gerieth das Schiff des Arias de Sylva; drei Pulverfässer fassten Flamme, und das Hintertheil flog auf. Erschrocken warf sich die Mannschaft in's Meer; Sylva allein blieb, und ruderte, ein beispielloses Muster der Beherztheit, mit dem Bruchstücke seines Schiffes der Gefahr entge-

gen. Da ergriff seine Krieger die Scham, sie schwammen zurück, erhaschten ihre Waffen wieder, und weihten sich ihrem Feldherrn zur Seite dem Tode. Zugleich hatte Alfons Albuquerque eine Belohnung von zehn Krusaden Demjenigen bestimmt, dem es gelingen würde, das furchtbare Feldstück zu zerschmettern. Sein eigener Kanonenmeister erwarb sich den Lohn; eine glückliche Kugel streckte den Renegaten danieder, und verwundete seine beiden Gehülfen.

Während dessen hatte Rostomokan, von zwei hundert funfzig Reitern und einer grösseren Anzahl Fussvolks begleitet, sein Kastell verlassen, und befand sich bereits auf halbem Wege nach Goa. Albuquerque, eine Kriegslist fürchtend, welcher ein ganz anderer Zweck zum Grunde lag, wollte, bevor er sich ihm entgegen warf, durch Späher erst nähere Erkundigung einziehen. In der Stadt aber lärmte bereits die Sturmglocke, die Besatzung zog heraus, und die Schaaren des Arabers ergriffen die Flucht. Wie gejagte Rehe eilten sie zum Kastelle zurück; hier jedoch wurden die Thore aus Furcht zu früh geschlossen, und gar Viele befanden sich noch ausserhalb der Mauer. Um ihnen in die Stadt zu verhelfen, wurden ihnen Stricke zugeworfen; aber nur Wenigen frommte diese Hülfe, die Meisten stürzten von den Kugeln der Portugisen getroffen zur Erde, oder ertranken in den Wellen. Zugleich stürmte Albuquerque mit den Seinigen gegen die Mauern, die angesehensten Hauptleute eilten voraus, und die Ersteigung der Feste ward mit einem Heldenmuthe unternommen, welchen der heutige Portugise wohl schwerlich zu begreifen im Stande sein möchte. Aber wie die Besten die vordersten waren, fielen diesem Heldenmu-

the auch die theuersten Opfer. Albuquerque sah die Unmöglichkeit des Gelingens, und liess zum Rückzuge blasen. Er selbst erstaunte über die Thaten, welche den Tag verherrlichten; sein Auge füllte sich mit Thränen, als man auf den Schiffen sich wieder versammelt hatte, und die edelsten Streiter vermisste; dem Pedro Maskarenhas aber, der fast den Gipfel einer Mauer schon erreicht hatte, fiel er bewundernd um den Hals, und küsste ihn auf der Stirn.

So sah man sich genöthigt, eine förmliche Belagerung anzuordnen. Doch wurden von allen Seiten Hülfsschaaren herbei gezogen, nach wenigen Tagen standen dreitausend treffliche Streiter vor der Feste. Rostomokan erzitterte; er fürchtete einen Hauptsturm, suchte dem unausbleiblichen Verderben vorzubeugen, und pflanzte die weisse Friedensfahne auf. Gegen den Willen der Hauptleute, die ihn und die Seinigen gern mit gewaffneter Hand in ihre Gewalt gebracht hätten, ward ihm der Abzug mit seinem Besitzthume gestattet; doch musste er das Geschütz, die Kriegesbedürfnisse, die Schiffe, die Pferde und die portugisischen Renegaten zurück lassen. Kaum hatte er sich entfernt, so kam ihm das Rettungsheer des Hidal-Kahn entgegen. Zu spät; den Kampf zu erneuen war misslich, man zog zurück, und Goa mit seiner Insel blieb jetzt ein ungefährdetes Besitzthum der Portugisen. Das traurigste Schicksal ereilte die Renegaten. Der Hauptstatthalter hatte bei der Unterhandlung mit dem Araber sein Wort gegeben, das Leben dieser Unglücklichen nicht anzutasten; aber der Hass der Soldaten gegen sie war zu ungestüm, die Dienste, welchen sie den Mahomedanern geleistet hatten, zu augenscheinlich; man schnitt ihnen

Ohren und Nase ab, verstümmelte ihnen die rechte Hand, und schickte sie nach Portugal zurück *).

Goa, jetzt zur Hauptstadt des portugisischen Reiches in Asien erklärt, stand bald in seiner herrlichsten Blüthe da. Die Waarenzölle wurden vermindert, und aus diesem scheinbaren Verluste ergab sich ein mendlicher Gewinn; die Schiffe der Kaufleute drängten sich in den Hafen hinein und zum Hafen heraus; aus den entferntesten Gegenden kamen die Verkäufer, und was Ostasien, der unerschöpfliche Himmelstrich, erzeugt, war in Goa am besten und wohlfeilsten zu finden. Die Indischen Fürsten beeilten sich, ihre Abgeordneten zu senden, und bewarben sich wetteifernd um das Pachtamt; ein Jeder betheuerte sein Wohlwollen, gestand seine Bewunderung, versicherte seinen Gehorsam, und bat um Freundschaft. Die Beherrscher von Ormus und Aden selbst empfahlen sich durch Gesandtschaften, der Kaiser von Abyssinien forderte den grossen Albuquerque zu einem Bündnisse auf; ein König der Maldiveninseln aber unterwarf sich ihm unersucht, und erklärte sich dem Könige Emanuel von Portugal steuerpflichtig. Alfons Albuquerque entfaltete gegen diese Botschafter eine bewunderungswürdige Staatsklugheit. Indem er einem jeden mit ehrenvoller Auszeichnung begegnete, zögerte er von Tage zu Tage, mit einem von

*) Einer derselben, ausser sich vor Schmerz, dass er so verstümmelt und von der Schande gebrandmarkt sein Vaterland wieder sehen sollte, bat, man möchte ihn auf der Insel Sankt Helena zurück lassen. Man gewährte ihm sein Gesuch, und gab ihm einige Neger zu Gefährten. Seinen Abfall vom Christenthum durch strenge Frömmigkeit büssend, bewohnte er das einsame Eiland, machte die öde Küste durch Bescherung urbar, und lebte traurige hoffnungslose Tage.

ihnen in eine entscheidende Unterhandlung zu treten; erst nach einem Feldzuge, zu welchem man ihn die ausserordentlichsten Anstalten treffen sah, versprach er den gewünschten Vertrag zu schliessen; da nun ein Jeder fürchten musste, dieser Feldzug könnte gegen seinen Herrn unternommen werden, eilten sie Alle, mit den Portugisen sich in ein feststehendes Verhältniss zu setzen, und liessen sich um so bereitwilliger die schwierigsten Bedingungen gefallen. Durch diese List gelangte unser Held zu den erfreulichsten Vortheilen. Was ihm jedoch am willkommensten schmeichelte, war die Erscheinung des abyssinischen Gesandten. Dieser hatte bei Dabul die indische Küste betreten, war aber von einem Pächter des Hidal-Khan in den Kerker geworfen worden; Albuquerque liess ihn durch Don Garcia de Sosa fordern, und seinem Befehl zu widerstehen, verbot die Furcht. So erschien der Bote des berühmten „Priesters Johannes" in Goa; er führte ein Stück vom Kreuze des Erlösers mit sich, und ward vom Hauptstatthalter an der Spitze der Geistlichen und der Soldaten in feierlichem Aufzuge empfangen. Nach vielen Unterredungen, in welchen er seine Wissbegierde zu befriedigen suchte, entliess ihn Albuquerque nach Kochin, von wo aus er die Ueberfahrt nach Portugal machen sollte.

König Emanuel hatte den Don Garcia, Albuquerque's Neffen, zum Admiral der indischen Meere ernannt. Sein Oheim sandte ihn nach Kochin, um die segelfertigen Waarenschiffe nach Portugal zu entlassen, und sodann an der Küste von Kalekut zu kreuzen, damit er den maurischen Schiffen den Besuch des dor-

figen Hafens wehrte. Der erschrockene Samorin, der seinen Wohlstand fast gänzlich untergraben sah, während seine Nachbarn, die Bundesgenossen der Portugisen, ihre Staaten in gesegneter Ruhe beherrschten, überwand endlich seinen vieljährigen Hass, entsagte dem alten Stolze, und liess dem Admiral die vortheilhaftesten Anerbietungen zum Frieden machen. Was die blutigsten Anstrengungen früherer Jahre nicht vermocht hatten, bewirkte jetzt der blosse Name des Albuquerque. Auch in Kalekut endlich erhob sich eine portugisische Citadelle, und die Mauren sahen sich auch hier ganz und gar zurück gedrängt. — Glänzendere Wirkungen liessen sich von den wenigen Jahren einer Hauptstatthalterschaft nicht erwarten; Goa erobert, Kalekut in Abhängigkeit, die ganze Küste der Malabaren den Portugisen zu Gebote stehend, Malakka und mit ihm seine Halbinsel ein Nebenstaat Portugals!

Nichts gebrach mehr zum Kriegeszuge; eine Flotte von zwanzig trefflich ausgerüsteten Schiffen dastehend, siebzehn hundert portugisische Krieger und etwa halb so viele Malabaren auf die Abfahrt harrend. Keiner aber konnte sagen, wohin des Feldherrn Sinn gerichtet; die fremden Gesandten suchten mit ängstlicher Neugier von den Hauptleuten die Wahrheit zu erforschen. Doch selbst die Vorzüglichsten unter diesen konnten ihnen keinen Wink geben; es war die Weise des grossen Mannes, bis zum Augenblicke der Ausführung seine Pläne verschleiert zu bewahren, und schweigend für sich allein die möglichen Unfälle zu überlegen. Endlich forderte er seine Heerführer zur Versammlung auf, und Alles war begierig, den Weg des Ruhmes zu vernehmen; nicht aber, um wie ehedem mit Gegengrün-

den hervor zu treten, sondern um sich voraus schon am erweiterten Machtgebiete Portugals zu freuen. Nach dem rothen Meere, hiess es, und „nach dem rothen Meere!" wiederholten freudig Hauptleute und Krieger. Man schwamm zum Hafen von Goa hinaus, begegnete aber bald einer lästigen Windstille; gleich einer bewegungslosen Ebene dehnte sich die weite See um die Flotte her, darüber stand eine gefesselte Luft, und wie eine Karavane schlich man nur in sehr trägem Zuge vorwärts. Man ging zu Socotora vor Anker, und musste dort lange Zeit auf einen günstigeren Himmel warten. Mit der Nachtgleiche des Frühlings erst stellte er sich ein; jetzt konnte man die langweilige Insel verlassen, man steuerte nach Westen, und näherten sich dem ersehnten Aden.

Diese Küstenstadt, nicht weit vom Babelmandeb am Eingange zum rothen Meere gelegen, überraschte den Beobachter auf einem Schiffe durch einen ungemein prachtvollen Anblick. Grösser als Ormus, breitete sie sich auf einer felsigen Landzunge aus; die Anhöhen waren stufenförmig mit Häusern besetzt, die Bergspitzen mit festen Schlössern geschmückt, und wiewohl die Landzunge selbst aus dürrem unfruchtbarem Erdreiche bestand, zählte Aden dessen ungeachtet eine bedeutende Volksmenge, galt für eine der reichsten Städte, und blühte durch lebhaften Verkehr *). Seltsam genug hatte die Stadt durch die Eroberungen der Portugiesen im Morgenlande gewonnen; denn während früher die

*) Die Araber, die von jeher in Sagen sich gefielen, lassen die Stadt vom Aden, einem Sohne des Saba und Enkel des Abraham, erbaut worden sein. Nach Einigen ist diese Stadt das arabische Emporium des Ptolomäus. (La Roque voy. de l'Arab. heureus.).

maurischen Waarenflotten vor ihr vorüber zogen, und zum rothen Meere hinein eilten, fürchteten sie jetzt die portugisischen Kreuzsegel, und fanden es bequem, einen schirmenden Hafen, wie Aden besass, in dieser Gegend zu finden. So gebrach es hier nie an Fremden, und die Lebendigkeit des Verkehres erneute sich mit jeder aufgehenden Sonne. Um desto weniger aber war die Stadt gesonnen, sich von den Europäern ein entkräftendes Joch aufdringen zu lassen, und da man einer feindseligen Unternehmung von dieser Seite seit mehreren Jahren schon entgegen gesehen, war alle Sorgfalt angewendet worden, sie durch ungeheure Befestigungswerke vor jedem Angriff zu schirmen.

Alfons Albuquerque, welcher, von mehreren Felsen aus beschossen, vor Anker ging, empfand die Schwierigkeit seines Beginnens augenblicklich; aber eben weil die Stadt den Mauren einen so bequemen Zufluchtsort gewährte, weil man im Besitz derselben einer Flotte, die vielleicht auf Befehl des Sultans von Kairo gezimmert ward, den Austritt aus dem rothen Meere untersagen konnte, entschloss er sich dennoch, ihre Eroberung mit stürmender Hand zu versuchen.

Der Scheik, welcher die Stadt, dem ägyptischen Sultan, wie es schien, steuerpflichtig, beherrschte, befand sich bei der Erscheinung unsres Helden nicht in derselben; seine Stelle vertrat Amir-Jam, ein statthaltender Emir, ein eben so kluger als tapferer Befehlshaber. Er zögerte mehrere Tage, ehe er auf die Forderungen der Fremdlinge Bescheid ertheilte, führte aber sodann die Sprache der männlichen Unerschrockenheit. Die Portugisen, liess er sagen, möchten die Mauern und die Schlösser von Aden sich ansehen, und dann wohl-

bedächtig ihr Heil erwägen; sie hätten bisher einiges Glück gegen die Bekenner des Mohamed gehabt, aber nur wo diese, unter andre Völker vertheilt, gefochten hätten; hier hingegen gäbe es keine leichtfliehende Indier, im Geburtslande des Propheten werde sein beseelender Hauch zu keiner Stunde seine Streiter verlassen. — Albuquerque war der Meinung, dass hier mit raschem Nachdruck verfahren werden müsste; eine gewaltsame Erstürmung der Mauern ward beschlossen, und mundete dem frohen Muthe der Krieger. Man verliess die Schiffe, und ruderte in Böten an das Land. Der Emir hinderte die Landung nicht, und erwartete die Feinde, ohne ihnen das Heranahen zu erschweren.

Die Begeisterung der Portugisen zum Kampfe überstieg jede Vorstellung. Der Soldat konnte es nicht erwarten, den Fuss auf das Ufer zu setzen, und da die Böte wegen Seichtigkeit des Wassers nur langsam vorwärts rudern konnten, warfen sich Viele in's Meer, und schwammen hinüber, um ihren Wunsch desto schneller erfüllt zu sehen. Nun ging's im Sturm gegen die Mauern; man achtete ihre Besatzung nicht, man hatte kein Auge für die Kugeln, die von ihrer Höhe herab sausten, und nur ein Ohr für das Tedeum, welches in der errungenen Stadt gesungen werden sollte. Schon kletterten Einige zu den Zinnen empor, Andere trugen die Leitern herbei, oder suchten einen schmalen Bruch der Mauer zu erweitern; Jeder wollte zuerst die portugische Fahne oben aufpflanzen, und unter'm Gedränge der Krieger erblickte man einen Geistlichen, welcher gleichfalls in die Höhe klimmte, und statt des Schaarbanners ein Kruzifix aufstellte. Unter den Arabern wich Mancher von seiner Stelle; es war das erste

Mal, dass sie mit diesen Feinden ihre Kräfte massen, das erste Mal, dass eine so unwiderstehliche Beherztheit vor ihren Augen sich darstellte; sie hielten sich für verloren, und erschienen mit bleichen Gesichtern vor dem Emir, welcher zürnenden Blickes sie zurück trieb. Schon waren gegen hundert und funfzig Potugisen in der Stadt, und verbreiteten dort, wo sie sich zeigten, Schrecken und Bestürzung; die Kampfgenossen aber, die ihnen nachstürmten, entflammte ein zu ungestümer Eifer, kaum war der Eine ein Paar Sprossen auf seiner Leiter in die Höhe gestiegen, so kletterte der Andre ihm nach, und sah sich schon von einem Dritten gedrängt. Die Last wurde zu gross, viele Leitern brachen, und ein Opfer ihrer Streitbegier stürzten die unbesonnenen Krieger hinunter in den Abgrund. Während dessen hatten Andre wirklich mehrere Brüche in den Mauern entdeckt, hatten sie durch ihre Waffen oder durch aufgefundene Stangen zu erweitern versucht, und alles Widerstandes ungeachtet sich einen Eingang in die Stadt erkämpft. Eine dritte Schaar hingegen zog auf einem Umwege nach der Landseite, und suchte sich von den Gebirgen her ihre Bahn zu brechen; hier jedoch war jeder Zugang unmöglich, die tollkühnen Streiter geriethen auf einzelne Felsenspitzen, sahen zu ihren Füssen furchbare Abgründe ausgebreitet, mussten oft das nackte Gestein umklammern, wenn sie zu der Stelle, daher sie gekommen, zurück klettern wollten, oder stürzten, von den Kugeln der Araber durchbohrt, hinunter in die Klüfte.

Amir-Jam aber, der jetzt die zerstreuten Haufen seiner Krieger gesammelt hatte, suchte die Furchterfüllten mit frischem Muthe zu beseelen. Er zeigte ihnen,

dass

dass die Portugisen nicht leichter besiegt werden könnten, als wenn sie bereits die Höhen der Mauern erreicht hätten; nur schwankenden Fusses vermöchten sie sich daselbst zu erhalten, der Arm eines Kindes reiche hin, um sie hinunter zu stossen, und ihnen den Tod zu geben. Da erdröhnte ein furchtbares Geschrei aus der Mitte der Stadt, Allah und sein Prophet wurden zur Hülfe gerufen, mit dieser Losung stürzte man sich den Siegern entgegen. Während die kleine Schaar, welche bereits zu den Oeffnungen der Festwerke herein gedrungen, zurück gedrückt, und mit herbem Verluste wieder hinaus getrieben ward, warf sich das Hauptheer gegen die Portugisen auf den Mauern, und jagte sie in fürchterliche Enge. Hier sah sich Garcia de Sosa, unter den Muthigen der Muthigste, mit den Seinigen dem Verderben preisgegeben, im Rücken einen übermächtigen Feind, vor den Augen eine grauenvolle Tiefe, zur Rechten und Linken nur die Gänge auf den Mauern, schmale, kaum eine Hoffnung gewährende Rettungswege. Auf ihr Geschrei flog Albuquerque daher, er sah ihre Noth, und liess ihnen, so gut es ging, Stricke zuwerfen. Aber Einige streckten vergebens die Arme nach den rettenden Thauen aus, Andre hielten es für schimpflich, die Bollwerke des Feindes, deren man durch so glänzende Tapferkeit Meister geworden, zu verlassen; sie wandten sich, und fanden, den Arabern noch einmal die Stirn bietend, unter den krummen Säbeln, die unzählig auf sie losshieben, ihren Tod. Auch Garcia de Sosa kehrte nicht wieder zurück; von seinen Kriegern beweint und gepriesen um seiner Tapferkeit willen, sank er zu Boden, und blieb verblutend auf den Mauern liegen *).

*) Garcia de Sosa führte, ohne es entdeckt zu haben, die Er-

Nachdem nun auch an verschiedenen andren Orten mancher Portugise theils durch das Schwerdt der Araber theils durch den Sturz von der Mauer seinen Tod gefunden, beschloss man, den Sturm für diessmal aufzugeben, und zog sich auf die Schiffe zurück. Doch genoss man der Ruhe nicht lange. Aus einem kleinen Felsenschlosse flogen unaufhörlich Kugeln hernieder, und verbitterten die Stunde der Rast, deren man nach der heftigen Anstrengung bedurfte. Albuquerque, schon durch das Misslingen des Sturmes aufgebracht, ergrimmte, und gab Befehl, sich zum Meister des verderblichen Gebäudes zu machen. Er hatte seinen Willen kaum ausgesprochen, so brach die Mannschaft des Manuel de la Cerda, dessen Schiff am empfindlichsten beunruhigt wurde, ungestüm auf, betrat das Land, klimmte zum Felsen von allen Seiten hinan, erstieg glücklich die Mauern, und eroberte die kleine Feste. Das verhasste Geschütz gerieth in die Gewalt der Sieger; von den Vertheidigern erfuhren Alle, denen die Flucht nicht gelungen, den Grimm der Eroberer, und mussten den Schaden, welchen sie den Schiffen zugefügt, mit dem Leben bezahlen. Die Erstürmung des kleinen Schlosses begeisterte die Portugisen mit neuem Muthe; es war, als konnten sie nicht begreifen, wie es möglich gewesen, dass die Eroberung der Stadt ihnen so traurig missglückt. Nur durch eine Mahlzeit wollten sie noch ihre Kräfte unterstützen, und dann auf's Neue die Unterneh-

---

nennung zum Statthalter von Aden, durch das Siegel des Königs bestätigt, bei sich. Daher wahrscheinlich sein beispielloser Muth. Man sagt, dass er bei'm Hinaussegeln zur Küste seinem Steuermanne, damit er zuerst das Land erreichen möchte, ein goldenes Halsband, welches er trug, umgehängt und ihm seine volle Börse zum Geschenk gemacht habe.

mung gegen Aden wagen. Der Feldherr aber schien das Vertrauen verloren zu haben; er sah in der wohlbefestigten Stadt das Grab seiner Streiter, und er, der sonst vor keiner furchtbaren Entscheidung zurück schauderte, trug jetzt Bedenken, seinen Ruhm auf das Schicksal eines zweiten Angriffs zu setzen. Was seit mehreren Jahren nicht geschehen war, geschah vor Aden wieder — die Hauptleute murrten; aber ihr Unwille trug eine ganz andere Farbe; es kränkte sie, dass ein Alfons Albuquerque, an der Spitze so wackerer Kämpfer, ein erlittenes Unglück nicht durch einen neuen Sieg in Vergessenheit bringen wollte. „Die vorgerückten Jahre," riefen die Heftigeren, „fangen an, sich lastend auf seinen Unternehmungsgeist zu werfen; das eroberte Goa war gleichfalls verloren, und unser Schwerdt hat es siegreich dem Könige wieder gewonnen; was damals möglich gewesen, müsste es auch heute seyn, wenn der Heerführer nicht, seitdem um einige Jahre älter geworden, an seinen Schläfen das graue Haar schon empfände!" Die Besonnenen gestanden sich nicht weniger, es scheine ihnen, dass der Hauptstatthalter jetzt einen grösseren Ruhm, als damals bei Goa, zu verlieren habe, und aus dieser Ursache bedenklicher zu Werke gehe; einem Feldherrn aber, der so erstaunliche Dinge so glücklich gewagt, müsse man ehrfurchtsvoll gehorchen, wenn er einmal in die muthige Begeisterung seiner Krieger nicht einstimme. In der That begnügte sich Albuquerque damit, die Kanonen der Bollwerke durch sein Geschütz zerstören und mehrere Schiffe im Hafen verbrennen zu lassen; nachdem er diese wirkungslose Rache genommen, entfernte man sich aus dem Ange-

sichte der Stadt. Amir-Jam regte sich nicht; die Araber, schien es, waren froh, so furchtbare Feinde von selbst ihre Unternehmung aufgeben zu sehen.

Gegen die Meinung der Schaarführer wie der Steuerleute gab Albuquerque Befehl, in's rothe Meer hinein zu segeln. Durch das Babelmandeb, die gefürchtete Felsenpforte, zog die Flotte unbeschädigt, und schwamm sodann auf einer Wasserebene, welche kein europäisches Geschwader noch betreten hatte. Dieser erhebende Gedanke ward durch ein Losbrennen des sämmtlichen Geschützes ausgesprochen. Aber bald empfand man, in welch ein beschwerliches Gewässer man sich hinein gewagt; Untiefen machten jeden Augenblick die Fahrt höchst mühselig, jeden Augenblick drohte eine Felseninsel mit verderblichen Klippen. Man erreichte mit Mühe die Insel Kamoran, und sah sich genöthigt, den Winter auf ihr zuzubringen. So ruhmlos der Aufenthalt war, so peinlich schlichen die Tage hin; es fehlte an Lebensmitteln, und trinkbares Wasser war kaum zu haben. Daher der Plan, eine Citadelle auf der Insel zu erbauen, aufgegeben ward. Ohne Suez oder Dchidda erreicht zu haben, verliess man mit dem beginnenden Frühlinge den unerfreulichen Meerbusen, und stand bald wieder vor Aden. Albuquerque, des erfolglosen Feldzuges sich schämend, wollte jetzt die Stadt erobern, die er vorher der Thatenlust seiner Krieger versagt hatte; aber die Stimmung hatte sich verändert, Niemand griff kampffertig zu den Waffen. Ueber diese Lauigkeit entrüstet, gab der Hauptstatthalter, um die Soldaten zu beschämen, der Schiffsmannschaft den Befehl, eins der Küstenkastelle zu erstürmen; doch besann er sich bald eines Bessern, beschoss die Stadt einige Tage hindurch, und verliess sodann un-

muthig ein Ufer, auf welchem seine Lorbeern nicht zu wachsen schienen.

Es war aber, als sollte während dieses Feldzuges (1513) der Stern unsres Helden nie schimmerfrei aus seinen Gewölken hervor treten. Auch zu Diu, wohin er sich von Aden aus wandte, blieb sein Erscheinen wirkungslos. Er begehrte von Melek Ass, dass er dem Beispiele so vieler andren Landesgebieter folgte, und zum Bau einer portugisischen Citadelle seine Erlaubniss gäbe; jener aber, mit mancher preiswürdigen ritterlichen Eigenschaft eine geschmeidige Schlauheit verbindend, hielt den beschwerlichen Gast, indem er ihm die höchste Ehrfurcht bezeigte, mit immer zerfliessenden Luftgebäuden hin, liess es zu keinem persönlichen Zusammentreffen kommen, und machte den Versuch, einen Mann zu ermüden, der ohne Zweifel von der wenig erfreulichen Fahrt sich bereits sehnsuchtsvoll zurück wünschte. Er täuschte sich keinesweges. Albuquerque hatte die Geduld nicht, länger einen günstigen Erfolg zu erwarten, und entfernte sich. Kaum wusste ihn der Maure ausser dem Angesichte seiner Stadt, so liess er eine Prachtgondel bereiten, bekleidete sich mit den köstlichsten Stoffen, legte seine blitzenden Staatswaffen an, und segelte ihm nach, damit er das Geleit der Achtung ihm gäbe. Er wusste bei'm Scheiden seine Rolle eben so klug durchzuführen, und Albuquerque gestand, er habe in Asien keinen schlaueren Staatsmann, als Melek Ass von Diu, kennen gelernt.

Neuntes Kapitel.

Wenn sich bei einem Rückblick auf den beschlossenen Feldzug Albuquerque's Stirne unmuthig furchte, so lag vor ihm eine noch weit unerfreulichere Aussicht. Ohne neue Siegeskränze sah er den Hafen, den er verlassen, wieder, und mit bosshaften Grüssen ihn zu empfangen, waren seine Feinde und seine Verleumder bereit.

Während die Portugisen auf dem neuen asiatischen Schauplatze ihrer Thaten sich den Ehrennamen eines unsterblichen Heldenvolkes erwarben, nagte an diesem Namen zugleich manch ein gefährlicher Wurm. Die Brust vom Stolze eines Eroberers erfüllt, berauscht durch die Uebermacht, die ihnen ihr Schwerdt an den morgenländischen Küsten errungen, blickten sie auf die Eingeborenen mit verachtendem Hochmuth herab, glaubten sich der Gerechtigkeit gegen sie entbunden, und begegneten ihnen gar oft mit schonungsloser Hartherzigkeit. Mit den neuen Verhältnissen erwachten, wie immer, auch neue Leidenschaften. Der arme Abentheurer kam aus Europa, und wollte in wenigen Jahren als ein reicher Sohn des Glückes zurück kehren; die Eile, mit welcher man dieses Ziel zu erreichen trachtete, musste die tadelnswürdigsten Mittel entschuldigen. So suchte die Habgier sich gefrässig zu sättigen; der Neid spannte alle Segel, um den Beneideten an Reichthümern zu überflügeln, die Prunksucht umgab sich mit dem kostbarsten Glanze, und sah ihrer Eitelkeit fast keine Grenze gesteckt. Zwei Jahrzehende kaum, nachdem Vasco da Gama zuerst die hindostanischen Gestade gesehen, so war in Asien kaum ein unbestechlicher Richter zu finden, kaum ein portugisischer Beamter zu treffen, der

seine Stelle nicht, wie eine Raupe ihren Zweig, mit gewinnlustiger Unersättlichkeit benutzte; es war als hätte man es sich vorgenommen, die Indier mit Bewunderung und Abscheu zu erfüllen, und die Männer, deren Glaubenslehre die armen Asiaten annehmen sollten, schändeten diese Lehre jeden Augenblick durch die gehässigsten Laster. Den Opfern der Bosheit waren die Wege des Heiles grösstentheils versperrt; der Hauptstatthalter befand sich bald in diesem bald in jenem Himmelstriche des weitläuftigen Küstengebietes, auch war seine Strafgewalt durch manche Einschränkung gehemmt; der eigentliche Entscheider aber, König Emanuel, herrschte in einem fernen Lande, zwischen Missethat und Strafe verfloss eine lange Zeit, und die Klagen verloren gleichsam auf dem grossen Wege, den sie zu machen hatten, ihre Kraft.

So litt die portugisische Herrschaft in Ostindien an bedenklichen Gebrechen, und wer vom Glanze der Gegenwart sich nicht blenden liess, der musste gerade in diesen Gebrechen die Keime des Verderbens, der sinkenden Grösse ahnen. An Männern, denen solch eine Ahnung grauenvoll vor's Auge trat, fehlte es nicht, und sollte zu ihrer Zahl nicht ein Mann wie Alfons Albuquerque gehören? Nur zu deutlich empfand er es, wie die Grausamkeit ihre Opfer erwürgte, wie die Habsucht die Quellen ihrer Beute zerstörte; wo es sich thun liess, suchte er diesem Uebel zu steuern, und freilich musste das böse Geschwür oft mit schneidendem Messer, mit brennendem Eisen behandelt werden. War seine Absicht zu loben, so ging sein Eifer doch auch oft zu weit; seine Strenge artete bisweilen in Grausamkeit aus, für die grosse Zahl der Unbestraften mussten die Wenigen, welche das Schwerdt der Rache eben

traf, herbe büssen, und unter dem Schwarme der Missvergnügten, die in hasserweckenden Beschwerden ihrem Unmuthe Luft machten, hatten Einige wohl Recht. Albuquerque's Feinde ersahen sich diese schwache Seite, und wo ihm das Wohlwollen mit milderndem Rathe zur Hülfe gekommen wäre, eilte die Verleumdung, ihm die Grube des Verderbens zu höhlen.

Unter den Rachegeistern, welche, mit verdeckter Bosheit gegen den grossen Mann sich erhebend, die finsteren Gruengestalten unseres Gemäldes bilden, war keiner seinem teuflischen Amte vollkommener gewachsen, als Gaspar Pereira, der die Stelle eines Geheimschreibers von Indien bekleidete. Durch schmutzige Leidenschaften entadelt und immer bereit, die Bessern mit denselben Flecken zu beschmutzen, unerschöpflich an Ränken und ein Meister in der Verstellungskunst, hatte er schon dem Almeida sich furchtbar gemacht, und durch Schleichtücken jeder Art ihm seine Würde verbittert. Albuquerque aber prangte in zu glänzender Höhe über ihm, blickte auf seine Verworfenheit zu stolz herab, als dass der gekränkte Schreiber sich den grossen Mann nicht zum Opfer ersehen, und den Untergang desselben nicht planvoll beschlossen hätte. Schon da Goa in die Hand der Portugisen gekommen, war er nach Europa zurück gekehrt, liess aber seine wirksamen Freunde zurück; das Haupt der Schlange hatte sich entfernt, der übrige Leib wühlte in vielfachen Windungen unter der Erde. In Lissabon prunkte Pereira mit absichtsloser Tugend; es gab keinen wärmeren Freund des Vaterlandes als ihn, keinen Unterthan, der redlicher den Ruhm und den Vortheil des Königs wünschte. Emanuel der Grosse liess von einem kleinen Ränke-

spinner sich täuschen; er glaubte am Ende, dass der Besitz von Goa den Untergang des portugisischen Reiches in Asien herbei führen würde, und sandte den Schreiber nach Indien mit dem Befehle zurück, die gewonnene Stadt ihrem Herrn, dem Hidal-Khan, zu überlassen. Aber damals hatte Rostomokan eben den siegreichen Angreifern weichen müssen, die Freude des neuen Ruhmes schwellte jede Brust, Albuquerque nahm auf den mitgebrachten Befehl keine Rücksicht, und als er ihn dem versammelten Kriegesrathe vortrug, erklärten sich alle Anwesenden mit ungestümem Eifer für die Erhaltung Goa's. Gaspar Pereira knirschte vor Wuth; es war ihm nicht gelungen, die Früchte zu zerstören, welche der grosse Mann durch seine Anstrengungen gewonnen, und nichts blieb ihm übrig, als durch Briefe, die er nach Portugal sandte, sich zu rächen, jedes kleine Gebrechen des Hauptstatthalters als ein gefährliches Laster darzustellen.

Dass ein Fürst von so hellem Blicke, als König Emanuel, sich nicht bald überzeugt haben sollte, wie einflussreich der Besitz von Goa für seine Macht in Asien werden müsse, ist nicht wahrscheinlich; dennoch hatten die traurigen Keime der Verleumdung in seinem Herzen Wurzel gefasst, er gedachte mit unruhigen Besorgnissen seines Hauptstatthalters, und beleidigte, wiewohl noch heimlich, durch seinen Argwohn einen Feldherrn, dessen er sich mit Stolz gegen die übrigen Könige Europa's rühmen durfte. Als daher Albuquerque's Feinde mit dem Plane umgingen, die portugisische Hauptmacht nach dem rothen Meere hinzuleiten, und dadurch seine Gewalt in Hindostan zu schwächen, lieh der König den Briefen, welche einen Zug gegen Aegyp-

ten als die weiseste Unternehmung darstellten, bereitwillig sein Ohr, und that dem Hauptstatthalter seinen Willen zu wissen. Der gebotene Feldzug geschah, sein ruhmloser Erfolg fand verschiedene Auslegungen; Albuquerque's Freunde behaupteten, es sey eine Thorheit gewesen, von einem solchen Beginnen sich glänzende Früchte zu versprechen; die Partheilosen waren der Meinung, das Kriegeshaupt habe nicht in allen Punkten so gehandelt, als es die entschlossene Klugheit, die man sonst an ihm zu sehen gewohnt war, erwarten liess; die Rotte des Pereira hingegen erhob ein geschäftiges Geschrei, sprach von gewissenloser Vernachlässigung der günstigsten Gelegenheiten, und wollte sich durchaus nicht erinnern, dass der Mann, welcher dieses Mal den lächelnden Gruss der Kriegesgöttin nicht gefunden, Goa und Malakka erobert hatte. Zugleich bemühte sie sich, die befreundeten Könige von Kochin und Kananor, die bewundrungsvollen Verehrer des Helden, zu feindseligem Widerwillen zu stimmen; sie zeigte ihnen, wie durch Albuquerque's Frieden mit dem Samorin ihr Handel offenbar in Verfall gerathen; wie die Eroberung von Malakka den Zwischenverkehr an der malabarischen Küste zerstört; wie sie einen Mann zu fürchten hätten, welcher, so lange er seinen hohen Entwürfen nachjage, sie als Gehülfen mit Freundlichkeit behandle, wenn seine Zwecke aber erreicht wären, mit einem ganz andren Angesichte ihnen die Sklavenfessel anlegen würde.

Die indischen Fürsten begriffen sehr wohl, dass der Friede mit Kalekut und die Eroberung Malakka's allerdings auf ihren Handel einen nachtheiligen Einfluss äusserten; was aber die Denkungsart des Hauptstatthalters betraf, liessen sie in ihrer gefassten Meinung sich

nicht zum Schwanken bringen; sie befleckten ihre Treue durch keinen tadelnswerthen Schritt, beschämten selbst die Verleumder durch eine offenherzige Widerlegung ihrer Lügen, und gaben hin und wieder dem angeschwärzten Freunde Winke. Gaspar Pereira aber blieb bei den angesponnenen Umtrieben nicht stehen; er bemerkte mit eifersüchtigem Grimme, dass der Mann seines Hasses, obschon er von Aden ruhmlos fortgeschifft und im rothen Meere keinem einzigen Feinde furchtbar geworden, dessenungeachtet in den Augen der Asiaten nicht verloren hatte, und noch immer für das preiswürdigste aller portugisischen Kriegeshäupter galt; er sah die Gesandten der Könige mit hoher Achtung kommen, mit höherer hinweg gehen; er fand zu eigenem Erstaunen, dass alle Künste der Verleumdung nicht wirkten, dass alle ausgestreuten Unwahrheiten, gleich todten Keimen, durchaus nicht aufspriessen wollten. Was Anschwärzungen nicht vermochten, sollte ein unerwartetes Gerücht erzielen. Er verbreitete die Nachricht, dass in wenigen Monden ein neuer Statthalter erscheinen, und die Regierung der indischen Kolonien aus einem ganz andern Gesichtspunkte vor sich gehen würde. Eine solche Rede sollte nicht bloss dem verhassten Manne eine empfindliche Kränkung verursachen, man hoffte auch von ihr, sie werde die Lauern unter seinen Freunden gänzlich von seiner Seite entfernen, seinen Gegnern aber den Muth zu offenen Schritten einflössen. Albuquerque vernahm das Gerücht, und schenkte ihm keine Aufmerksamkeit; er kannte den Kopf, in welchem das Mährchen entsprungen, und traf keine Maassregeln, um sich desselben zu versichern. Seiner Grösse sich bewusst, scheint er den Geheimschreiber

für einen lasterhaften Menschen, aber nicht für einen gefährlichen Verfolger gehalten zu haben; fehlte er hierin, so war's ein Verseben, welches mancher grosse Mann schon bereut hat.

Nach einiger Zeit aber erschien von der Hand des Anton Real, eines Menschen, welcher dem Unterrichte des Pereira Ehre machte, ein Schreiben an König Emanuel, worin über den Hauptstatthalter die frechsten Beschwerden geführt wurden; seine Härte war mit den widrigsten Uebertreibungen geschildert, sein Stolz als unerträglich dargestellt, die Abenteuerlichkeit seiner Pläne mit listigen Scheingründen behauptet, und selbst Habsucht ihm vorgeworfen, ein Laster, welches seine öffentlichen Feinde, die Mahomedaner sogar, nicht an ihm zu tadeln wagten. Mit besonderem Nachdruck aber hob man seine Herrschbegier hervor, und suchte einem Könige, dessen Eifersucht man in dieser Hinsicht kannte, Besorgnisse vor dem hohen Fluge seines Feldherrn zu erregen. Die Schrift wanderte heimlich von Haus zu Haus, und wer sich jemals nur gegen Albuquerque unwillig geäussert hatte, hörte sich eingeladen, seinen Namen darunter zu setzen. Doch eine Abschrift derselben gelangte in die Hand des verfolgten Mannes. Er sah den Abgrund der Gefahr vor seinen Augen geöffnet; mit dem gewohnten Nachdruck trat er dem verderblichen Ungethüm entgegen. Ehe die Verräther es ahnten, stellten sich in ihren Wohnungen treue Krieger ein, hielten ihnen das Schwerdt vor den Augen, und geboten ihnen, sie hinauf nach der Citadelle zu begleiten. Erschrocken gehorchten sie Alle, der Eine vom Bewusstseyn seiner bösen Absichten plötzlich zu Boden geschmettert, der Andre den Leichtsinn bereuend, mit

welchem er sich von den Schlingen der Verführung hatte überraschen lassen. Die Verhöre gaben ziemlich übereinstimmende Aufschlüsse; die Zahl der Verbrecher indessen war gegen die Menge der Verführten nur unbedeutend. Einige gestanden mit reuiger Wehmuth ihr Vergehen, und erhielten ihre Freiheit bald zurück; Andre verstockten sich gegen jede Ermahnung, und wollten von keinem Widerrufe ihrer Anklagen wissen. Während dessen wurde der Brief in öffentlichem Kriegesrathe vorgelesen, und erregte hier den entschiedensten Unwillen. Gaspar Pereira ward gerufen, und erschien mit kekker Stirn in einer Versammlung, in welcher er viele Gleichdenkende zu zählen sich schmeichelte. Seine Zuversicht betrog ihn. Er konnte den strengen Fragen nicht entgehen, verwirrte sich in seinen Antworten, und stand bald, aller Ausflüchte beraubt, als „der Stifter der Empörung" da. Jetzt drangen die Hauptleute selbst auf ein Urtheil gegen den Frevler. Der Kriegesrath verlangte, dass er an Händen und Füssen mit Fesseln geschlossen, nach Lissabon geschickt würde. Alfons Albuquerque aber, den Einfluss des listigen Mannes am Hofe fürchtend, behielt ihn zu Goa in Verwahrung zurück, und begnügte sich, nach Lissabon eine Rechtfertigung seines Verfahrens zu senden, unter welche die Mitglieder des Kriegesrathes sämmtlich ihre Namen gesetzt hatten — nicht weise; wer sich rechtfertigt, gesteht zum Tadel Veranlassung gegeben zu haben.

Nachdem Alfons Albuquerque auf solche Weise sich aus den Schlingen der Ränkesucht einstweilen gerettet, schien der Himmel seines Lebens ein ganz anderes Licht, eine ganz andere Farbe zu erhalten; die unheildrohenden Wetterwolken verschwanden, und fröh-

liche vielversprechende Sternbilder zogen herauf. Wir haben den Helden unserer Darstellung vom Gipfel seiner Herrlichkeit ein wenig sinken gesehen; wir werden ihn, ehe die letzte Stunde ihn überrascht, noch einmal in glänzendem Aufschwunge erblicken, als sollte es auf dem Schauplatze seiner Thaten nach seinem Dahinscheiden desto finsterer nachten.

Es ist berichtet worden, wie der Beherrscher von Kalekut nach der Eroberung Goa's unaufgefordert dem Don Garcia de Norogna, welcher als Admiral von Indien in den malabarischen Gewässern kreuzte, zu einem Bündnisse mit den Portugisen die Hände gereicht, und den Bau einer Citadelle bewilligt. Das Werk hatte kaum begonnen, als der Fürst die Augen schloss, seine Staaten einem jüngeren Nachfolger hinterlassend. Albuquerque säumte nicht, ihn an die Anträge seines Vorfahren zu erinnern, und zur Erneuerung des beschworenen Verhältnisses aufzufordern. Der junge Fürst begriff nicht nur sehr wohl, wie Kalekut einzig und allein durch die Freundschaft mit den Portugisen zur vorigen Blüthe seines Handels gelangen könne, er begleitete auch die Heldenzüge des Hauptstatthalters mit bewundernden Blicken, erkannte den ausserordentlichen Sterblichen in ihm, von welchem die Geschichte berichtet, und fand sich geehrt, der Bundesgenosse eines solchen Mannes zu heissen. Zu gleicher Zeit jedoch belagerten ihn die maurischen Höflinge, und versuchten alle Künste, um ihre Beredsamkeit und ihr Ansehen geltend zu machen. Auch an indischen Missvergnügten, die ohne auffallenden Aerger kein portugisisches Fahrzeug erblicken konnten, fehlte es nicht. So musste denn der neue Fürst stündlich hören, dass nach dem Vertrage des geschiedenen Samorin

mit den Ungläubigen bedenkliche Stimmen im Volke laut geworden; dass die angesehensten Priester zu den Göttern um Rache gefleht, und traurige Zeichen den Fürsten selbst mit bangen Ahnungen erfüllt hätten; dass er zum Theil durch nagende Reue so schnell in's Grab gesunken, bei längerem Leben aber ohne Zweifel der unseligen Verbindung ensagt hätte; dass dem Alfons Albuquerque das Glück bereits gezeigt habe, wie es sich keinesweges an sein Admiralschiff fesseln lasse, und ihm aus der Zukunft nicht eben mit Siegen entgegen lächle, dass er aber, wenn Niemand selbst ihn überwinden könnte, doch nicht unsterblich sey, noch seine Würde viele Jahre hindurch bekleiden werde; ein schwächerer Hauptstatthalter könnte die portugisischen Angelegenheiten in Indien leiten, und sie ihrem Untergange zuführen; wie traurig würde es alsdann den Königen von Kochin und Kananor ergehen, die keine Kanone mehr loszuschiessen vermöchten, ohne sie mit einer europäischen Kugel geladen zu haben! Wenn das Kreuz so schnellen Eroberungen vorgeleuchtet, so sey das der Ueberraschung, dem Zwiespalte der indischen Staaten selbst, nicht aber einem höheren Vermögen oder einer unwiderstehlichen Begeisterung der Eroberer zuzuschreiben; bald würde Mahomed die Seinigen mit neuer Glaubensstärke beseelen, in den indischen Tempeln werde Brama's Stimme wieder vernommen werden, und wehe denen, die dann schuldbeladen, den Pfeilen des Verderbens preisgegeben, sich ohnmächtig krümmen müssten! Schon rüste sich der Sultan von Kairo zu einem zweiten, an Hülfsmitteln weit reicher ausgestatteten Feldzuge; Ismael Sofi, der Shah von Persien, sey ein zu weiser Monarch, um durch die glänzenden Un-

ternehmungen des Albuquerque geblendet, sein wahres Heil länger zu verkennen, und seine Küsten den Angriffen dieser frechen Europäer ausgesetzt zu lassen; ehe man es ahne, werde eine Verbindung asiatischer Fürsten sich erheben, eine Niederlage, wie sie Don Lorenzo d'Almeida erlebt, zum zweiten Male erfolgen, aber grössere Wirkungen hervorbringen, und die indischen Gewässer von den Fahrzeugen der Räuber reinigen.

Mit solchen Gesprächen bestürmte man den jungen Samorin. Er konnte sie nicht alle als verwerflich zurück weisen, und unter dem Volke gab es Viele, die ziemlich solcher Meinung waren. Er schwankte. Nicht in seiner Bewunderung des Albuquerque erschütterten ihn diese Vorstellungen; sie öffneten ihm indessen die Augen über die Gefahr, die er von den Missvergnügten unter seinen eigenen Unterthanen zu fürchten hatte. Dennoch konnte er sich nicht entschliessen, seinem früheren Vorsatze zu entsagen; ein Brief vom Hauptstatthalter, worin dieser mit väterlichen Ermahnungen ihm zum Herzen sprach, verjagte endlich alle seine Zweifel. Der Bau der Citadelle, welche die Mauren bereits abzutragen angefangen hatten, wurde wieder freigegeben, und indische Arbeiter dazu angewiesen; der Samorin erklärte sich dem Könige von Portugal zinspflichtig, und trat ihm in Erwartung eines rasch aufblühenden Verkehres die Hälfte seiner Handelseinkünfte ab. Auf halbem Wege hier still zu stehen, empfand er, bessere seine Lage nicht; er fertigte daher einen Gesandten mit reichen Geschenken nach Lissabon ab, und hob eben dadurch alle Gemeinschaft mit dem ägyptischen Sultan auf. Mit schmerzlicher Kränkung sahen sich die Mauren

in

in ihren Hoffnungen betrogen; der Fürst war bereits mit Leib und Seele den Portugisen ergeben, oder, wie sie sich ausdrückten, vom Zauberer Albuquerque mit höllischen Banden gefesselt. Es blieb ihnen daher kein anderer Listweg, als auf die Gemüther des Volkes wirkend, durch die Erschütterung des Thrones in seinen Stützen die Richtung des Beherrschers gewaltsam anders zu lenken. So verbreitete man die Nachricht, dass auf dem rothen Meere bereits eine Flotte segelfertig stehe, wie sie das Menschengeschlecht noch niemals auf den Wellen erblickt habe; der persische Shah sey von heftiger Reue ergriffen worden, dass er dem Uebermuthe der Ungläubigen keinen Damm entgegen gesetzt, er habe Boten der Freundschaft nach Kairo gesandt, und ziehe aus allen seinen Staaten ein zahlloses Heer zusammen; zu Meere und zu Lande bereite sich das Verderben der Portugisen; zugleich aber drohe der Untergang auch den Freunden dieser Frevler, und ihre Länder sollten diejenigen Fürsten erhalten, welche treu und unerschütterlich auf asiatischer Seite geblieben. Gerüchte dieser Art verfehlten ihre Wirkung nicht; die Versicherungen der indischen Priester liehen ihnen doppelte Kraft. Man ward unruhig, und konnte seine Besorgnisse nicht verschweigen; man erblickte die ägyptischen Schiffe bereits, mit kampflustigen Mameluken bevölkert, dem Ufer zusteuern; man hörte den Waffenlärm der persischen Streiter, sah die Portugisen bleich und besinnungslos nach Europa zurück eilen, und Kalekut dem Könige von Kambaya, als einen Lohn seiner Treue, geschenkt. Die Besorgnisse stiegen, der junge Fürst fand seinen Pallast von einer bittenden Menge umlagert. Er ahnte die Quelle, und verschaffte sich bald Sicherheit. Entschlossen, dem

empörungssüchtigen Missvillen keine Zeit zu gönnen, und durch raschen Nachdruck seines grossen Freundes sich würdig zu zeigen, liess er augenblicklich zwei Verordnungen ergehen, von welchen die eine die Bewohner der Stadt zur Ruhe aufforderte, die andre aber die Mauren betraf. Jene that dar, in welchen Köpfen die schreckenden Nachrichten entsprungen; sie entwickelte die Ursachen, weshalb die indischen Handelsleute so hassvoll gegen die Portugisen eingenommen wären, und erklärte Jeden für einen Verräther des Vaterlandes, der solchen trügerischen Einflüsterungen länger noch sein Ohr leihen würde. Diese befahl einem jeden Mauren, in dreien Tagen die Stadt zu verlassen, und versprach dem Kecken, der nach dieser Frist noch in Kalekut sich erhaschen liesse, unausbleiblichen Tod. Da sahen die Mahomedaner sich in ihre eigene Grube gestürzt; sie entflohen, und Manchem wollte sein indisches Weib nicht folgen. Die erschrockenen Bürger schwiegen, die Priester änderten ihre Sprache; der junge Samorin hatte keine Empörung mehr zu fürchten, und Kalekut glitt von nun an nicht wieder aus seinem freundschaftlichen Verhältnisse mit den Portugisen.

Aber auch von andern Seiten her ergaben sich die glücklichsten Erfolge. Während die Könige von Kochin und Kananor mit dem Beherrscher von Kalekut sich versöhnten, liess auch der mächtige Monarch von Narsing dem Hauptstatthalter seinen Friedensgruss entbieten, und schloss sich mit achtungsvoller Ergebenheit ihm an; der Hidal-Khan selbst vergass den Verlust seiner Hauptstadt, und gab alle Feindseligkeiten gegen die Portugisen auf; ja der Fürst von Kambaya sandte seine Boten, und huldigte dem grossen Albuquerque. Er that den

Vorschlag, es sollte zu Diu, woselbst sein Vasall, Melek Ass, den Oberbefehl führte, eine portugisische Citadelle erbaut werden; dagegen begehrte er die Erlaubniss, eine kleine, seinen Handel sichernde Feste zu Malakka anlegen zu dürfen. Albuquerque lieh dem Antrage sein Ohr, und fand ihn nach näherer Erwägung sehr vortheilhaft; der schlaue Melek Ass aber, welcher die fremde Citadelle als den Untergang seines Ansehens betrachtete, bot bei seinem Lehensherrn alle Beredsamkeit auf, und brachte ihn bald wirklich dahin, dass er seine Vorschläge zurück nahm. Diu erhielt keine Citadelle; doch erlitt das freundschaftliche Verhältniss zwischen Albuquerque und dem Könige keinen Bruch; Melek Ass aber versäumte keine Gelegenheit, den Groll, den jener wahrscheinlich gegen ihn hegte, durch die aufmerksamsten Ehrenbezeugungen zu tilgen.

Eine so glückliche Fügung der indischen Angelegenheiten erfüllte unsren Helden mit fröhlichem Muthe. Er vergass über die neuen indischen Freunde die Ränke der alten portugisischen Gegner; Gaspar Pereira sass im Kerker, empfand aber keinesweges die ganze Strenge des Looses, welches er verdient hatte. Nicht lange darauf langte auch Perez d'Andrade aus Malakka an, und meldete, wie gedeihlich es dort um die Macht und den Handel der Portugisen stand. So lächelte das Glück von allen Seiten; durch neue Grossthaten wollte sich Alfons Albuquerque seiner würdig zeigen.

Der Feldzug unsres Helden nach dem rothen Meere hatte freilich mit den Früchten nicht gelohnt, welche Oberhaupt und Untergebene sich von ihm versprochen; die indischen Bundesgenossen sahen die Flotte mit Befremden zurück kehren, und konnten nicht begreifen,

wie Albuquerque, der glückliche Sohn der Klugheit, dem verfehlten Ziele ohne Siegeskränze den Rücken wandte; in Lissabon mochten die Bürger der Nachricht kaum Glauben schenken, und nannten sie eine Erfindung seiner ränkeschmiedenden Widersacher; König Emanuel selbst traute seinen Augen mit Mühe, und war sehr geneigt, alle Ursachen des Misslingens auf die Rechnung feindseliger Elemente zu setzen, denen der Sterbliche, auch der weiseste und entschlossenste, weichen muss. Hatte sich Albuquerque vorher durch Siege verherrlicht gesehen, denen jeder augenblicklichen Glauben schenkte, so erhöhte gewissermassen seinen Glanz jetzt ein Unglück, dessen erste Kunde bei Niemandem Eingang finden wollte. — So unbedeutend indessen für die Portugisen selbst die Erfolge dieses Feldzuges sich zeigten, so war's doch ein ausserordentlicher Eindruck, den er auf die Fürsten und Völker des Morgenlandes machte. An den Küsten des westlichen Asiens sprach Gross und Klein von Alfons Albuquerque, und gleich einem riesenhaften Heros stand er in der Vorstellung der Menge unvergleichlich da; Amir-Jam, der Befehlshaber von Aden, fühlte sich, wenn sein Name genannt ward, von unheimlichem Grauen durchrieselt, und war überzeugt, es müsse unter den Portugisen, nachdem Emanuel de la Cerda mit seiner Mannschaft das Küstenkastell erobert hatte, zu gefährlichem Zwiespalte gekommen seyn, weil sie sonst unfehlbar die Erstürmung der Stadt durchgesetzt hätten; in Ormus sah man jedem anlangenden Boten mit zagender Erwartung entgegen, und fürchtete, er würde den Aufbruch des portugisischen Heeres gegen den persischen Meerbusen melden. Am meisten aber fühlte man sich am Hofe des ägyptischen Sultans beun-

ruhigt. Die Fremden waren einmal durch die grauenvolle Enge des Babelmandeb gesegelt, sie hatten sich in ein Meer gewagt, auf welchem bisher nur maurische Wimpel geflattert; was bei einem Versuche misslungen, konnte bei dem nächsten, wenn Fluth und Jahreszeit sich günstiger zeigten, erreicht werden. Daher ging man ohne Zweifel zu Kairo mit der Zimmerung einer zweiten zahlreicheren Flotte um; man entwarf den Plan, nicht bloss den Eingang zum rothen Meere gegen jedes ähnliche Beginnen zu befestigen, sondern den verhassten Europäern endlich mit nachdrücklichem Ernste entgegen ziehend, sie in offener Seeschlacht zu besiegen, und ihren Namen an allen asiatischen Küsten zu vertilgen. Doch Khan Hassan, der Sultan, konnte an die Bewerkstelligung solcher Entwürfe nur mit schwerem Herzen denken; der Genius des Glückes sass nicht neben ihm auf dem Throne, seine Zukunft verkündigte keine fröhlichen Tage. In seiner Hauptstadt selbst schlich heimlich brütend die Empörung; nach allen Seiten hin musste er mit spähender Wachsamkeit blicken, und durfte nur wenigen seiner Staatsdiener ein argwohnloses Vertrauen schenken. Dazu kam, dass er jede Stunde eine feindselige Bewegung des persischen Monarchen fürchten musste, und daher auf die Erhaltung einer kampffertigen Landmacht zu fleissige Aufmerksamkeit richtete, als dass er den Bau einer Flotte mit dem hinlänglichen Eifer betreiben konnte. Auch ging Aleppo, die wichtige Handelsstadt, bald durch Verrath verloren; der Befehlshaber, von Ismael Sofi's Unterhändlern gewonnen, übergab sie den persischen Heeresschaaren.

Nachdem daher die Einkünfte, welche die Karavanenstrasse von Bossora nach Aleppo gewährte, für den

Sultan von Aegypten verloren gegangen, vermuthete man in Lissabon um so eher, dass dieser Fürst jetzt alle seine Kräfte aufbieten würde, um das rothe Meer sich zu sichern, und Aden in unerstürmlichen Vertheidigungsstand zu setzen. Diesem Schritte sollte Albuquerque durch einen zweiten, besser unterstützten Seezug zuvor kommen. Bald aber ergriff man am Hofe König Emanuels einen anderen Plan, und ein seltsamer Abentheurer war's, der diesen Wechsel der Ansichten bewirkte. Nachdem nämlich der Hauptstatthalter, wie erzählt worden, mit Seifadin, dem Könige von Ormus, eine persönliche Zusammenkunft gehabt, und dem jungen Fürsten vor seinen erhabenen Eigenschaften Achtung eingeflösst hatte, ward ein Gesandter nach Lissabon abgefertigt, welcher dem Könige Emanuel die dauernde Freundschaft seines Fürsten betheuern sollte. Der Abgefertigte war in Sicilien von christlichen Eltern geboren, als Knabe aber von maurischen Korsaren geraubt worden. In Lissabon angelangt, fühlte er sich von dem Leben und den Sitten der Europäer wundersam ergriffen; die Erinnerungen aus früher Kindheit gewannen frische Farbe, die Glaubenslehren, die er als Knabe erhalten, regten sich in seinem Gedächtnisse wieder; seltsame Empfindungen überschlichen ihn, und als bereute er sein bisheriges Daseyn, ergab er sich einer stillen Schwermuth. Aber schon hatte er die Hauptstadt Portugals liebgewonnen; mit ängstlichem Widerwillen dachte er an seine Rückkehr zu den Mahomedanern, und so verschob er seine Abreise von Tage zu Tage, von Monat zu Monat. Indem er überdiess in vielen Häusern eine gastliche Aufnahme fand, sah er sich durch mannichfache freundschaftliche Verhältnisse gefesselt, lernte

die Grundsätze des christlichen Glaubens näher kennen, und lebte bereits nach Art der Europäer. Da langte plötzlich die Nachricht von der Treulosigkeit des Koya-Atar an; man erfuhr, dass Ormus wieder verloren, und Albuquerque in schmerzlicher Kränkung nach Socotora zurück gesegelt. Weder der König noch das Volk liessen den Abgesandten den Frevel seines Herrn empfinden; er selbst aber schauderte vor der Heimkehr, und trat bald mit dem Geständnisse hervor, er wolle in Europa bleiben, und den Glauben seiner Väter wieder annehmen. Mit Freuden willfahrte man seinen Wünschen; bei seiner Taufe war König Emanuel zugegen, und gab ihm den Namen Nicolas Fereira. Der neue Christ fühlte sich glücklich, und gelobte dem Könige die treuesten Dienste.

Fereira war ein kluger Kopf, um so brauchbarer, da er die Verhältnisse im Morgenlande vortrefflich kannte. Auf seinen Rath liess man Aden aus den Augen, und fasste den Plan gegen Ormus auf. Wer sich in den Besitz dieser Stadt gesetzt habe, behauptete er, sey nicht bloss der Beherrschung des persischen Meeres gewiss, er habe zugleich auch Aden erobert, und gebiete über die Schifffahrt zum rothen Meere; die Mauren würden vor der persischen Küste nicht mehr mit Sicherheit vorüber segeln können, und dadurch sich genöthigt sehen, ihre Waaren auf dem beschwerlichen Landwege fortzuschaffen; die Eroberung von Ormus sey keinesweges schwierig, bei weitem keine so harte Aufgabe als die Besitznahme von Aden; wenn sie dem grossen Albuquerque nicht gelungen, so müsse man die Ursache nicht in den Mauern und Thürmen der Stadt, sondern in der unseligen Widerspenstigkeit seiner Hauptleute suchen. —

Nachdem seine Vorstellungen Eingang gefunden, erbot sich Fereira, nach Goa zu segeln, und den Hauptstatthalter von der Triftigkeit seiner Gründe zu überzeugen. Albuquerque war so eben über die Nachricht des Perez d'Andrade aus Malakka in der fröhlichsten Stimmung, als ihm die Ankunft des Nicolas Fereira gemeldet ward.

Es harrte bereits eine stattliche Flotte von sieben und zwanzig Segeln im Hafen; funfzehn hundert portugisische Streiter sahen ungeduldig dem Aufbruch entgegen, sieben hundert Malabaren freuten sich, unter den Fahnen des grossen Albuquerque zu dienen. Niemals war ein Heer zu einem Feldzuge bereitwilliger oder seinem Kriegeshaupte vertrauenvoller ergeben; die Erfolglosigkeit der vorigen Unternehmung hatte das Ansehen des Hauptstatthalters nicht geschwächt, dem Glauben an seine Unüberwindlichkeit nicht geschadet. Bei solcher Stimmung erregte es einen allgemeinen Jubel, als die Hauptleute zum Kriegesrathe auf das Schiff des Vincent Albuquerque berufen wurden. Erwartungsvoll lauschte jedes Ohr auf das erste Wort des Feldherrn. „Unsere Schwerdter, sprach er, „sind zum Kampfe geschliffen; was uns an der Küste von Aden nicht gelungen, soll unsrer alten gewohnten Tapferkeit zu Ormus nicht entgehen." Die Meisten gaben ihm augenblicklich ihren Beifall zu erkennen; einige Wenige konnten die Schande von Aden nicht vergessen, und wünschten, die Mahomedaner dort ihre Rache empfinden zu lassen; Andre wiesen auf Diu, und warnten vor der treulosen Schlauheit des Melek Ass. Endlich aber bat Nicolas Fereira um Gehör, zeigte mit lebhaftem Eifer die Vortheile, welche die Eroberung von Ormus gewähren würde, und bewies, wie im Falle einer Zögerung der

kluge Ismael Sofi den Portugisen zuvor kommen würde. Seine Beredsamkeit siegte, und wie einst Timoja, der Feldherr des Königs von Onor, den Zug gegen Goa bewirkt hatte, bestimmte der neue Christ die Hauptleute zum Kampfe gegen Ormus.

In Ormus hatte sich seit jenem ersten Erscheinen der Portugisen die Lage der Dinge sehr verändert. Koya-Atar, der schlaue ränkevolle Staatsverwalter, war in hohen Jahren gestorben, und hinterliess den jungen Fürsten, seinen Zögling, in bedenklichen Verhältnissen. Der Handel hatte einen unheilbaren Stoss erlitten, vor der Rückkehr der Portugisen war man keine Stunde sicher, mit Persien stand man auf sehr zweideutigem Fusse. Seifadin, des Mannes beraubt, dessen geprüfter Klugheit er alle Pflichten der Regierung überlassen hatte, sah suchend unter den übrigen Dienern umher, schwankte lange in seiner Wahl, und hob endlich einen kräftigen Mann hervor, der seine Ehrsucht bisher in den Schleier einer anspruchlosen Bescheidenheit gehüllt hatte. Es war der Reis Noradin, ein Perser von Geburt, der von seinen bedeutenden Einkünften keinen andren Gebrauch gemacht, als am Hofe sich Gönner zu erwerben, und mehrere Jahre schon auf den Tod des Atar gewartet hatte. Nicht so schlau als dieser, besass er doch vortreffliche Einsichten, und führte die Zügel des Staates nicht ohne glücklichen Erfolg. Aber Seifadin fasste bald einen Widerwillen gegen ihn, und stand im Begriff, ihm öffentlich seine Gnade zu entziehen; denn ihm gebrach die Kunst des Atar, den Herrn unter der Maske eines Dieners zu spielen; er beleidigte den Fürsten nicht bloss, wenn kein Zeuge zugegen war, durch gebieterische Zuchtreden und durch

unverhohlenes Darlegen seines Uebergewichtes, er fuhr ihn selbst in der Versammlung des Staatsrathes an, und wollte ohne Umwege von Jedermann für das leitende Haupt des Ganzen betrachtet seyn. Daher die Abneigung des Königs, nach deren Kundwerdung bald auch die vorzüglichsten Beamten sich von Noradin zurück zogen. Nur wenige Schritte lag die Klippe entfernt, an welcher die Hoheit des ersten Ministers scheitern sollte. Noradin kam dem Verderben zuvor, um Mitternacht lag der Fürst vergiftet in seinem Gemache, am Morgen wurde Torun Shah, der Bruder des Enseelten, dem Volke als König verkündigt *). Die beiden Söhne des Seifadin mussten auf die Krone Verzicht leisten, froh, in einem bewachten Hause leben zu können, nachdem sie, dem gewöhnlichen Verfahren gemäss, nichts andres als den Tod erwartet hatten.

Schon Koya-Atar hatte die Citadelle, welche für die Portugisen erbaut worden, mit doppelten Bollwerken versehen lassen, und fortwährend eine zahlreiche Besatzung darin unterhalten. Das Eigenthum der Portugisen war nicht wieder heraus gegeben worden; da jedoch ohne Einwilligung derselben an keinen Handel mit Hindostan oder mit der Halbinsel Malakka sich mehr denken liess, hatte man sich entschliessen müssen, dem Könige von Portugal das Versprechen eines jährlichen Tributes zu leisten. Aber diese Schuldigkeit lastete auf Atar als eine unerträgliche Bürde; er fing an, von der festgesetzten Summe einen ziemlichen Theil zurück zu halten, und ging damit um, allmählig sich ganz und gar von der Zinspflichtigkeit loszusagen. Noradin verfolgte

*) Teixeira Rel. Pers.

dieselbe Bahn, und als endlich die ergetzliche Nachricht angelangt, dass Albuquerque weder vor Aden noch im rothen Meere sich mit dem gewohnten Glücke behauptet, liess man nicht ein einziges Tributschiff mehr nach Goa absegeln. Indessen fand der Minister im ganzen Staate nicht den leisesten Widerspruch weiter; Toran Shah, weniger noch als sein Bruder für die Krone geboren, mit stumpfsinniger Gleichgültigkeit dem Gängelbande seines Dieners folgend, und zu furchtsam, um gegen einen Mächtigen, der ihn auf den Thron gepflanzt, sich zu erheben, lieh zu jedem Entwurfe seinen Namen, zeigte sich kaum öffentlich dem Volke, und schrumpfte gleichsam vor Noradins schwillender Grösse unbeachtet zusammen. Dessenungeachtet zählte dieser gar viele Feinde; seine persische Geburt war Manchem verdächtig, und verschiedene Bürger sprachen laut die Behauptung aus, er gehe damit um, dem Ismael Sofi das Reich in die Hände zu spielen. Noradin fühlte sich auf seinem Standpunkte nicht sicher; bei dem ersten Ereigniss von aussen her musste er den Angriff zusammen tretender Widersacher fürchten. Am wenigsten aber konnte er sich auf die Beamten, auf seine untergebenen Pflichtgenossen, verlassen; je näher sie an Würde ihm standen, desto ängstlicher hatte er ihre Treue im Verdacht. Um daher von diesem quälenden Argwohn sich endlich zu befreien, liess er aus Persien drei seiner Neffen kommen, und übergab ihnen die einflussreichsten Staatsämter. Was er dadurch in der Liebe der Unterthanen verlor, glaubte er durch die Ergebenheit der Verwandten gewonnen zu haben. Er täuschte sich, das eigene Verderben hatte er sich herbei gerufen.

Reis Hamed, der jüngste unter diesen Neffen, ein

lebhafter rascher Kopf, in welchem das Verlangen, eine ausgezeichnete Rolle zu spielen, sich mit ungewöhnlichem Drange regte, hatte den Ruf seines Oheims mit Freuden vernommen, und mit diesem Rufe augenblicklich die Strasse der Ehrsucht sich eröffnet gesehen. Mit einem hohen Amte bekleidet, gewann er den Oheim durch schmeichelnde Unterwürfigkeit, zollte den Entwürfen desselben das Lob der Bewunderung, und pries seine Klugheit, seine Einsichten aller Orten. Noradin war entzückt, erfreute sich des Jünglings, und gab ihm vor den andern Beiden sichtbar den Vorzug. Hamed wusste um alle Geheimnisse, erhielt den Oberbefehl im Heere, und gelangte zu den fruchtbarsten Einkünften. Der Jüngling aber, der die Weisheit seines Oheims auf offner Strasse mit feiernder Begeisterung schilderte, vertraute seinen Freunden die Schwächen desselben, seinen unerträglichen Eigendünkel, seine beispiellose Selbstsucht. Versprechungen gewannen sie, bald waren auch die Hauptleute in Hameds besonderem Solde. Zugleich wusste er das Volk durch leutselige Herablassung zu blenden, und wer einen liebenswürdigen Jüngling bezeichnen wollte, verglich ihn mit Noradins jüngstem Neffen. Aber bald erfuhr der Oheim die Ränke des Jünglings; er erschrak, und eilte, ihm den Oberbefehl über das Heer zu nehmen. Darauf hatte Hamed gewartet. Die Bürger murrten, die Hauptleute widersetzten sich, die Soldaten legten die Hand an den Säbel. Von diesem Tage an behauptete der Neffe das Uebergewicht; sein Wille galt, von ihm erwartete jeder Beamte die nöthigen Befehle, unter seiner Leitung handelte der Oheim. Torun Shah liess die Veränderung sich gefallen; von keinem Neide gestachelt, dass ein Jüngling

seines Alters so schnell sich die Pforten des Ruhmes geöffnet hatte, folgte er der allgemeinen Stimme, und huldigte gleichfalls dem Emporkömmling.

Es konnte jedoch nicht fehlen, dass der gekränkte Noradin Versuche machte, das verlorene Ansehen wieder zu gewinnen. Aber seine Hülfsmittel versagten, und bald sah er sich gleich einem ohnmächtigen Gefangenen beobachtet. Jetzt hatte Reis Hamed das Spiel gewonnen; er legte die Maske ab, zeigte den allmächtigen Gebieter, und regierte mit herrschsüchtiger Willkühr. Um indessen die missvergnügten Unterthanen desto kräftiger im Zügel halten zu können, und zugleich, im Falle die Portugisen ihn mit einem Angriffe bedrohten, sich eines gefürchteten Schutzherrn zu versichern, heuchelte er die ergebenste Anhänglichkeit an den Monarchen von Persien, versprach ihm jährliche Geschenke, und bewegte den Toran Shah zur Annahme des rothen Turbans, welchen Ismael Sofi, als das unterscheidende Zeichen der Alisekte, allen Fürsten von Indien und Arabien zusandte. Zugleich liess er seine sämmtlichen Verwandten, gegen sieben hundert Personen, aus Persien nach Ormus kommen; persische Kriegesschaaren standen an den nördlichen Grenzen des Staates, und erhielten von ihm ihren Sold. Dennoch wagte er es nicht, den Hof von Lissabon durch eine Verweigerung des jährlichen Tributes länger zu erzürnen; er zog es vor, die Zinsschiffe, wie sonst, nach Goa abgehen zu lassen, und dem Hauptstatthalter das freundschaftlichste Wohlwollen zu versichern. Als dieser jedoch durch Pedro Albuquerque, seinen Verwandten, um die Besitznahme der Citadelle angehalten hatte, gestand Hamed, er würde mit freudiger Bereitwilligkeit die Wünsche des ruhm-

vollen Helden befriedigen, die Bürger von Ormus seyen jedoch von so bitterem Hasse gegen die Portugisen erfüllt, dass ein wüthender Mord unfehlbar die Folge eines solchen Schrittes seyn würde.

So war die Lage der Dinge in Ormus, als Alfons Albuquerque im Angesichte der Stadt die Anker auswerfen liess. Der Donner der portugisischen Kanonen weckte die Einwohner am frühen Morgen aus dem Schlaf; Reis Hamed erblasste, er fühlte sich für den Augenblick zu wehrlos, um gegen eine solche Macht seine Streiter aufzustellen, und sah sich gezwungen, den Nacken zu Unterhandlungen zu beugen, die auf jeden Fall seiner Macht den Untergang drohen mussten. Der Hauptstatthalter führte eine entschlossene Sprache, und wollte von keiner Zögerung wissen; „vollständige Bewilligung," lautete seine Botschaft, „oder augenblicklicher Sturm!" Ausflüchte wurden nicht gehört, andere Wege gab es nicht. Die Portugisen erhielten die Citadelle geräumt, und nahmen das Geschütz des Feindes daselbst in Empfang; es wurden ihnen Häuser in der Stadt zur Wohnung angewiesen, und ohne dass eine Kugel durch die Lüfte gezischt, wehte das Banner von Portugal auf dem Königspallaste zu Ormus.

Zehntes Kapitel.

Einen Wechsel der Dinge, welchen der Glückliche beständig zu fürchten hat, begrüsst der Sohn des Elends mit hoffnungsvoller Freude. Noradin hatte kaum den Wiederhall des portugisischen Geschützes vernommen, als er den beschränkten Raum seines Gemaches gleich-

sam sich erweitern fühlte, und in Albuquerque das rettende Gestirn erkannte, das plötzlich an seinem trostlosen Himmel empor gestiegen. Aber auch dem Monarchen, dem Torun Shah selbst, war um dieser Ursache willen die Erscheinung des Feindes willkommen; so zauberisch ihn auch anfangs die bestechende Liebenswürdigkeit des Hamed geblendet hatte, so empfand er doch bald, dass die Herrschsucht des Jünglings alle Schranken überflog, und sehnte sich zurück unter die Vormundschaft des Oheims. Dass Beide den angelangten Portugisen mit solchen Augen betrachteten, konnte Reis Hamed sich vorher sagen; daher bat er unsern Helden, seine Krieger von allem Umgange mit den Bürgern zurück zu halten, indem sonst leicht kleine Zwistigkeiten zu blutigen Kämpfen sich vergrössern könnten; in der Stadt hingegen machte er einen Befehl bekannt, dass kein Einwohner von Ormus, er sey wess Standes er wolle, sich unterfangen sollte, mit Alfons Albuquerque oder sonst einem portugisischen Schaarführer, wenn es nicht etwa in Gegenwart eines seiner beiden Brüder geschähe, in eine Unterredung sich einzulassen. Je tyrannischer aber das Mittel, desto trüglicher bewährte es sich; Noradin erhielt dessenungeachtet Gelegenheit, dem Hauptstatthalter von seiner kummervollen Lage Nachricht zu geben, und ihn mit dem Verdrusse des Königs bekannt zu machen. Der Feldherr vernahm die Boten mit Befremden; doch überblickte er sehr bald die seltsamen Verhältnisse am Hofe, und begann, die Schritte des Hamed mit Misstrauen zu beobachten.

Die Portugisen sowohl als die Bürger von Ormus standen in dem Wahne, Noradin Neffe habe sich den Forderungen der Portugisen im Bewusstseyn seiner Mit-

tellosigkeit so schnell gefügt, erwarte aber ein zahlreiches Heer aus Persien, und werde, wenn dieses angelangt, das neue Joch abzuschütteln eilen. In der That verbreitete sich schon das Gerücht von dem Näherrücken einer solchen Kriegesmacht. Was indessen erschien, war nichts Anderes, als eine Gesandtschaft. Ueber die Ursache ihrer Erscheinung schwebte Jeder in Ungewissheit. Nur Albuquerque nicht; er kannte Ismael Sofi, und fürchtete seine Boten keinesweges. Wie vom Schlage gerührt, erfuhr Hamed, dass der mächtige Monarch dem Portugisen seine Unternehmung gegen Ormus nicht nur grossmüthig verzieh, sondern noch überdiess ihm auf's Neue Versicherungen seiner Freundschaft und Achtung ausdrücken liess. Welche Anstrengung mochte es ihm kosten, den Ingrimm seines Herzens zu unterdrücken, als diese Gesandten mit feierlicher Pracht auf dem Admiralschiffe vor Albuquerque traten, und sich ehrfurchtsvoll im Namen ihres Herrn vor ihm verneigend, die Bewunderung aussprachen, mit welcher „der gewaltreichste König die Thaten des grössten Feldherrn" betrachtete! Der Hauptstatthalter erhob die Weisheit ihres Monarchen, sprach aber in jeder andern Rücksicht wie ein König zu einem Könige. Als sie Ormus verliessen, hiess er Ferdinand Gomez de Lemos sie begleiten; er gab ihm reiche Geschenke mit, und beauftragte ihn, ein Kriegesbündniss zu schliessen, welches, wenn es zu Stande gekommen, von erstaunlichen Folgen gewesen wäre. Er forderte den persischen Fürsten zu einem Kampf gegen die Türken und den Sultan von Kairo auf; er entwickelte die Vortheile, welche der Sieg ihm wie den Portugisen gewähren würde, und versprach ihm zu diesem Zwecke Kanonen und geschützkundige

Leute.

Leute. Der Plan war wohlersonnen, er scheiterte an der Verschiedenheit des Glaubens; Ismael Sofi hatte bisher den eifrigsten Verfechter des wahren Muhamedanismus gespielt, und mochte seine Waffen nicht zum Siege des Kreuzes schwingen *).

Reis Hamed, an Unterstützung von persischer Seite nicht mehr glaubend, überliess sich einer wuthathmenden Verzweiflung; er sann auf gewaltsame Mittel, und konnte keins entdecken; nichts Anderes schien ihm am Ende übrig zu bleiben, als diesem verhassten Albuquerque auf verstohlenem Wege an's Leben zu gehen. Aber alle Minen, die er zu diesem Ende höhlte, zeigten sich unwirksam, oder sprangen vor der Zeit. Jener merkte die Absicht, und waffnete sich mit desto sorgfältigerer Vorsicht. Endlich verlangte er eine persönliche Zusammenkunft mit dem Könige. Hamed, eine solche Unterredung noch eifersüchtiger, als einst Koya-Atar, fürchtend, nahm zu allen denkbaren Ausflüchten, zur möglichsten Verzögerung seine Zuflucht, und brachte den Fürsten durch Drohungen dahin, dass er in einem öffentlichen Schreiben dem Albuquerque die Zusammenkunft verweigerte. Heimlich aber berichtete ein Bote, wie sehnlich er sie wünsche. Nun liess sich der Hauptstatthalter nicht länger hinhalten; wenn der König sich nicht einfinden würde, so versprach er, durch eine Schaar von fünfhundert Portugisen ihn holen zu lassen. Noradins Neffe zitterte, und musste sich ergeben. Doch verlangte er, dass vor dem königlichen Pallaste ein

*) Ismael wollte selbst für einen Propheten gelten, der göttlicher Eingebungen gewürdigt würde; auch hiess er bei seinen Unterthanen, vorzüglich bei seinen Soldaten, ein höheres Wesen (Herbelot Bibl. orient. art. Ismael Shah).

grosses prachtvolles Zelt aufgeschlagen würde, und unter diesem das Zwiegespräch statt fände. Albuquerque hatte gegründete Ursache zum Argwohn, und begehrte durchaus ein Zusammentreffen in der Citadelle. Nachdem auch hierüber ein mehrtägiger Streit laut geworden, und Hamed endlich dem Willen des Stärkeren hatte weichen müssen, besprach man die Bedingungen des Besuches, und setzte die Gebräuche der Höflichkeit fest. Bald hatte man sich so ziemlich vereinigt, und haderte bloss noch um die Forderung, dass von beiden Seiten keine Waffen mitgebracht werden dürften — unstreitig ein herbes Begehren des Hauptstatthalters, da die Unterredung in der portugisischen Citadelle vor sich gehen sollte. Auch trennte man sich, ohne über diesen Punkt vollständig sich in's Reine gebracht zu haben. Mit schwerem Herzen langte Hamed in seinem Pallaste an.

Endlich erschien der bestimmte Tag. Von einer unbedeutenden Kriegerzahl begleitet, begab sich Torun Shah nach der Citadelle, und hiess die aufgehende Sonne als seine Erlöserin willkommen. Ihm voran schritt Reis Hamed, wie zu einer Heeresschau glänzend gerüstet. Sobald er den Saal der Zusammenkunft betreten, eilten mehrere portugisische Hauptleute ihm entgegen, und fragten zornigen Tones, wie er es wagen könne, der Verabredung zuwider mit Waffen zu erscheinen. Erstaunt giebt Hamed den Vorwurf ihnen zurück, und deutet mit dem Finger auf ihre Schwerdter. Er soll seine Rüstung abwerfen, und weigert sich; die Hauptleute legen Hand an ihn, und wollen ihm ein Feuerrohr, das er in den Armen hält, gewaltsam entreissen; er sträubt sich, geräth in Wuth, und droht, den ersten, der ihm noch ferner zu nahe treten würde,

durch eine Kugel an den Boden zu strecken. Seine Drohung setzt die Portugisen in Empörung, ein allgemeines Geschrei erhebt sich um ihn her, und eh' es noch verhallt ist, liegt er selbst, von Schwerdtern durchbohrt, ein Leichnam, an der Erde. In dem nehmlichen Augenblick schreitet Toruu Shah herein. Die tobenden Stimmen erschrecken ihn, er sieht den mächtigen Lenker seines Staates, dem er einst mit so hoffnungsvollen Vertrauen sich ergeben, von den Händen der Gäste ermordet, und tritt schaudernd zurück. Er glaubt, in eine Todeshöhle gerathen zu seyn, er will entfliehen, und ist vor Entsetzen nicht im Stande, einen Fuss zu regen. Seine Begleiter verlassen ihn, und stürzen angstergriffen zur Pforte der Citadelle wieder hinaus. Albuquerque aber trat freundlich zu ihm hin, fasste seine Hand, und hiess ihn furchtlos an seine Seite sich niedersetzen. Er betheuerte ihm ein ungeheucheltes Wohlwollen; er erinnerte ihn, dass in diesem frechen Jünglinge ja kein Anderer, als sein Kerkermeister, das Leben eingebüsst habe, und flösste ihm bald wieder Muth in die zagende Seele.

Die Brüder des Hamed, mit dem ganzen Tross seiner Verwandten in der Nähe der Citadelle versammelt, sahen die erschrockenen Begleiter des Königs zur Pforte heraus stürzen, liefen auf sie zu, und fragten, was drinnen geschehen. Sie vernehmen den Mord, machen sich auf der Stelle zum Kampfe bereit, und eilen auf die Feste zu. Aber schon ist das Thor verschlossen; sie verzweifeln an ihren Kräften nicht, und suchen es zu erstürmen. Doch ihre Wuth erkaltet bald; die Kugeln der Portugisen sausen von den Mauern herab, schmettern eine bedeutende Anzahl zu Boden, und däm-

pfen ihre Rachsucht. Während sie die Flucht ergreifen, hat sich durch die ganze Stadt die Nachricht verbreitet, Toran Shah sey der Gemordete, blutend liege der König in der Citadelle. Das Volk läuft zusammen, die einzelnen Haufen finden sich auf den Plätzen, bald steht eine unzählige Menge vor der Citadelle zusammen geströmt da. Ein vielstimmiger Lärmen braust zum Himmel empor, entrüstet verlangen die Bürger den blutenden König zurück, sie fluchen den Mördern, und drohen, die Citadelle, die Schiffe, was nur portugisisches Eigenthum sey, in Brand zu stecken. Aber Toran Shah zeigt sich auf einer Altane über der Pforte, und plötzlich schweigt das stürmische Getümmel. Einer ruft es dem Andren freudig zu, dass der König wohlbehalten und am Leben, dass es Hamed sey, der seinen Tod gefunden. Die Nachricht vernimmt Jeder gleichgültig, das Gedränge löst sich, Alles wandert beruhigt seiner Wohnung zu.

Indessen waren die Anhänger des getödteten Hamed nach dem königlichen Pallaste geeilt, stiessen dort die Wachen nieder, und bemächtigten sich des ganzen Gebäudes. Es war von mehrfachen Palisaden umgeben, und galt, durch Gräben und Schanzen geschützt, für den festesten Wehrpunkt in der ganzen Stadt. Die Eingedrungenen verrammten die Thore, schleppten in Eile noch so viele Lebensmittel herbei, als ihnen möglich war, und zeigten sich entschlossen, gegen die Einwohner sowohl als gegen die Portugisen bis auf den letzten Mann sich zu behaupten. Nachdem aber die Begeisterung des ersten Entschlusses verrauscht, und allmählig der Ueberlegung Raum gestattete, nachdem sie zu erwägen angefangen, mit welchem Elende sie

während einer langwierigen Belagerung zu kämpfen, welch ein Loos sie im Fall einer Erstürmung zu erwarten hätten, da überraschte die Meisten ein banges Grauen, und mit hoffnungsarmer Verzagtheit blickten sie von den Zinnen in die Gassen der Stadt hinab. Doch fanden sich Einige unter ihnen, die diese allgemeine Niedergeschlagenheit nicht theilend, sich bereit zeigten, einem Jedem, welcher ein Wort von Gefahr äussern würde, mit dem Schwerdte zum Schweigen zu bringen. So gährte nach wenigen Stunden schon eine heftige Zwietracht in dem Pallaste selbst, und von den Händen ihrer Verwandten niedergestossen, wurden Mehrere von den Mauern gestürzt. Als aber unten vor dem Hauptthore ein Abgefertigter erschien, der ihnen im Namen des Königs und des Albuquerque, das Gebäude augenblicklich zu verlassen, befahl, und wenn dem Gebote nicht Folge geleistet würde, mit dem entsetzlichen Schicksal eines unterirdischen Kerkers für die ganze Zeit des Lebens drohte, da waren die Kampfsüchtigen den Uebrigen nicht mehr gewachsen, und traten dem Versprechen bei, dass sie der Aufforderung sich fügen würden. So bald sie ihr Wort erfüllt, erschien eine Verordnung, dass ein Jeglicher, welcher zur Familie des Hamed gehöre, wenn er nicht wolle, dass wie auf ein wildes Thier allgemeine Jagd auf ihn gemacht werde, binnen dreien Tagen den Staat verlassen, und nimmer wieder seine Grenzen betreten sollte. Am vierten Tage gab es Keinen von dem verhassten Geschlechte mehr in Ormus.

Bald stand Noradin wieder an der Spitze der Reichsverwaltung; er zeigte sich gegen Albuquerque und die Seinigen als einen dankbaren Gönner. Torum

Shah, der jetzt gleich einem erlösten Gefangenen freien Athem wieder schöpfte, kam zwanglos mit dem Hauptstatthalter wöchentlich mehrere Mal zusammen; er eilte seinen Wünschen zuvor, und nahm gelehrig jeden Rath von ihm an. Indessen schien sich unser Held nicht im Entferntesten um die Regierung des Staates zu kümmern; in der Stille aber sann er auf Mittel, die Herrschaft seines Königs für ewige Zeiten in Ormus zu befestigen. Diesem Plane zu Gunsten erwirkte er zuerst einen Befehl, dass kein Unterthan des Torun Shah ausser seinem Hause sich mit Waffen sehen lasse; ein dauernder Friede, hiess es, sey hergestellt, Portugisen und Ormitaner umschlinge das gemeinsame Band der Bruderliebe; diese hätten für jene zu sorgen, jene würden diese mit ihrem Leben vertheidigen; schreite aber der Bürger auf offener Strasse nicht waffenlos einher, so könnten leicht durch unbedeutende Zwiste blutige Auftritte erfolgen, und das beglückende Verhältniss des Friedens zerstören. Dem Befehle ward ohne Murren Gehorsam geleistet, und Albuquerque hatte einen bedeutenden Schritt vorwärts gethan.

Einige Zeit darauf liess er die Nachricht verbreiten, dass eine Flotte des ägyptischen Sultans im Anzuge sey, und wahrscheinlich eine Unternehmung gegen Ormus versuchen würde. Die Kunde ging von Haus zu Haus, man vernahm sie mit unruhigem Schweigen. Albuquerque liess den Noradin zu sich bescheiden, zeigte ihm die Gefahr, in welcher er mit seinen Portugisen schwebe, sprach von den Streitkräften, die man zum Widerstande aufbieten müsste, und forderte daher sämmtliches Geschütz im Pallaste und in der Stadt. Noradin hatte den Muth nicht, seinem Retter ein Be-

gehren zu verweigern. Er bedachte sich wenige Augenblicke, und willigte ein. Nachdem er jedoch in seiner Wohnung angelangt war, und dort überlegte, wie er mit der Erfüllung dieses Verlangens den König, sich selbst und den Staat so ganz und gar in die Willkühr der Portugisen gäbe, bereute er seine unbesonnene Zustimmung, und sann auf Mittel, der verfänglichen Fallgrube auszuweichen. Es erschien kein Geschütz, und Albuquerque ahnte einen Wechsel der Gesinnung. Alsobald schickte er den Garcia de Norogna ab, und liess an das gegebene Wort mahnen. Der Minister machte Ausflüchte, sprach von Schwierigkeiten, und versicherte, die Bürger würden mit Speeren auf ihn losstürzen, wenn er das Versprechen erfüllte. Norogna aber liess sich durch keinen Vorwand irre machen; er werde nicht eher von der Stelle gehen, schwur er, als bis ihm das sämmtliche Geschütz ausgeliefert worden. Noradin erschrak; es gab keinen Ausweg, man musste gehorchen.

Was diese beiden staatsklugen Schritte befördert hatten, vollendete ein Dritter. Es lebten in der Stadt verschiedene Fürsten aus dem Geschlechte der Könige von Ormus; man hatte sie, nach dem Gebrauch im Morgenlande, geblendet, damit der Herrscher von ihrer Ehrsucht nicht zu fürchten hätte, und keine Bürgerkriege den Staat zerreissen möchten *). Sie hatten Frauen und Kinder, und bildeten mit diesen eine beträchtliche Anzahl. Albuquerque eröffnete dem Torun Shah, er

*) Diese Sitte fand in Ormus wie in Persien statt. Man machte ein kleines kupfernes Gerathe glühend, welches mehrere Mal dicht vor den Augen gehalten, die Sehkraft zerstörte, ohne dass an den Augen eine auffallende Veränderung sich bemerken liess. (Chardin voy. en Perse).

habe gehört, dass es unter diesen Fürsten einige gäbe, die ihrer Blindheit ungeachtet nach Macht strebten, und bei dem Emporsteigen des Hamed eine thätige Rolle gespielt hätten; so lange er an der Spitze seiner Portugisen sich in Ormus befände, stehe von diesen Männern freilich nichts zu fürchten; er müsse aber bald nach einem andren Himmelstriche hin seine Thätigkeit wenden, und bei diesem Gedanken fürchte er für die Sicherheit des Torun Shah. Der König, kurzsichtig und leichtgläubig, unsrem Helden bereits mit unbedingtem Vertrauen ergeben, fragte, welch ein Gegenmittel man hierin zu ergreifen hätte; der Hauptstatthalter wollte kein besseres kennen, als sie in seiner Citadelle zu bewachen. Der König willigte ein, und Noradin hatte nichts dagegen; am nächsten Morgen wanderten funfzehn fürstliche Männer mit ihren Frauen und Kindern zur portugisischen Feste. Als aber Don Garcia de Norogna bald darauf nach Goa segelte, wurden sie sämmtlich, ohne dass ein Einwohner von Ormus etwas davon erfuhr, ihm mit auf das Schiff gegeben.

Doch die vorzüglichsten Pfänder der portugisischen Herrschaft fehlten noch, die beiden Söhne des vergifteten Seifadin. Sie hatten nach dem Tode ihres Vaters ein bewachtes Haus bewohnt, und wenn sie ihre Rechte vergassen, so ziemlich zufrieden seyn können; Hamed aber, welcher bei wachsender Macht auch immer eifersüchtiger geworden, und die Neigung des Volkes zu den beiden Knaben fürchtete, wollte sie eines ähnlichen Todes wie ihren Vater sterben lassen, begnügte sich jedoch damit, sie in einen entlegenen Kerker einzusperren, um welchen Niemand sonst, als er und seine Vertrauten, wusste. Nach seiner Ermordung

entdeckte der Gefängnisswärter das Geheimniss. Die Knaben hatten kein Gift mehr zu fürchten, blieben aber, wo sie waren. Albuquerque suchte das Mitleid des Königs zu wecken; seinen beiden Neffen so das Tageslicht zu versagen, erklärte er, sey eine Grausamkeit, welche weder Gebete noch Wohlthaten gegen Andre wieder gut zu machen vermöchten; er leugne freilich nicht, dass der Thron des Oheims auf treulosen Säulen ruhe, so lange diese beiden Erben der väterlichen Krone im Staate sich befänden; aber man brauche sie deswegen nicht lebendig begraben zu halten; es seyen menschlichere Mittel vorhanden, und wenn Tôrun Shah Vertrauen zu ihm hege, so solle er sie in seine Hände geben; er wolle sie weit hinweg, nach Kochin oder Kananor, schicken; dort könnten sie ein gemächliches Leben führen, dagegen an eine Rückkehr in ihr Vaterland sich nimmermehr wieder denken liesse. Dem Könige gefiel der Vorschlag augenblicklich, weniger dem Noradin; Albuquerque war schlau genug, den Schein anzunehmen, als wenn die Auslieferung der beiden Knaben ihm etwas ganz Gleichgültiges wäre; er sprach nicht weiter davon, und überzeugte durch dieses Schweigen den Fürsten um so mehr von seinen uneigennützigen Absichten. Die jungen Königssöhne wurden ihm übergeben. Hatte man jene in der Citadelle zu bewahren versprochen, und sie heimlich nach Goa geschickt, so geschah mit diesen das Umgekehrte; es hiess, sie seyen nach Kochin befördert worden, doch verliessen sie die Citadelle nicht: Pedro d'Albuquerque, welchen unser Held als Statthalter von Ormus zurück zu lassen beschloss, bekam den Auftrag, die Knaben unter dem Schleier der grössten Verschwiegenheit ge-

fangen zu halten, und in ihnen zwei Schreckgespenster für Torun Shah und seinen Minister zu nähren *).

Nach wenigen Monden schon regte sich ein geschäftiges Handelsleben im Hafen von Ormus; die Unterthanen empfanden den Segen einer klugen Staatsverwaltung, die grossentheils nach Albuquerque's Vorschlägen gehandhabt ward, Torun Shah bewunderte ihn als den ausserordentlichsten aller Menschen auf Erden, nannte ihn seinen Vater, und überliess sich ganz seiner Leitung. Unser Held sorgte für eine strenge Manneszucht in seinem Heere, weder Malabaren noch Portugiesen durften sich eine gewaltsame Handlung gegen irgend einen Bürger erlauben; dagegen empfingen sie aber auch einen glänzenden Sold, und wurden mit Nahrungsmitteln reichlich versehen. Dennoch entwichen sieben Krieger aus seinen Diensten. Sie hatten von der Freigebigkeit des Ismael Sofi gehört, und waren, in der Hauptstadt dieses Fürsten goldene Berge sich versprechend, überein gekommen, mit einem Fahrzeuge davon zu segeln, an irgend einen Punkt der persischen Küste zu landen, und dann ihren Weg nach dem Mittelpunkte des Reiches zu nehmen. Doch ihre Entweichung ward augenblicklich ruchbar; Albuquerque liess ihnen nachsetzen, Noradin musste Böte und Mannschaft dazu hergeben. Wenige Schritte von der persischen Küste wurden sie eingeholt; Widerstand war unmöglich, sie ergaben sich in ihr Schicksal, und langten, von ihren empörten Waffengenossen mit Flüchen begrüsst, in Ormus

*) Die Könige von Ormus standen seit der Erscheinung unsres Helden nicht unter der Vormundschaft der portugisischen Statthalter, und durften nicht einmal von der Insel sich entfernen. Im Jahre 1622 wurde Ormus vom persischen Shah Abbas erobert, welchen die Engländer unterstützten.

an. Das Kriegesgericht verurtheilte sie, mit dem Fahrzeuge, in welchem sie entflohen, lebendig verbrannt zu werden. Nur zweien, die bei dem Angriff auf Kalekut unter Don Ferdinand Coutinho, dem Marschall, mit Auszeichnung gefochten, wurde das Leben geschenkt, und ihr Verbrechen mit der Galeere bestraft. Die Strenge erwarb dem Hauptstatthalter bei den Mahomedanern grosse Achtung, und den Gesandten, die bald darauf ihn besuchten, wurde sie von den Bürgern mit vielem Rühmen erzählt.

Aber die Freude unsres Helden, sich in Ormus, in der Stadt, nach deren Besitze er so lange vergebens getrachtet hatte, mit den Gesandtschaften des ganzen asiatischen Südens beehrt zu sehen, währte nur wenige Wochen. Schon mehrmals hatte eine Schwere in den Gliedern, eine plötzlich überschleichende Mattigkeit ihn an die Stunde erinnert, welcher wir Alle entgegen wandern; die unheimlichen Erscheinungen waren jedoch jedesmal bald vorüber gegangen, und im Zuge der Geschäftigkeit leicht vergessen. Jetzt hingegen stellten sie häufiger sich ein, und hielten länger an; die Folgen eines thätigen, unter unzähligen Anstrengungen verbrachten Lebens schienen mit einem Mal sich zusammen einzufinden, die Schwäche stieg, der Mann konnte mit Mühe nur auf den Beinen sich erhalten, und musste endlich das Bette hüten. Er fühlte, dass die Stunde seiner Abrufung nicht mehr fern, gab seine letzten Befehle, theilte den Vertrauten seine Ansichten mit, und diktirte einem Schreiber seinen Willen. Nachdem er darauf mit frommer Ergebung die Wohlthaten der Kirche empfangen, fühlte er sich etwas besser, und wünschte die Insel zu verlassen, um in Goa, der Stadt, welche

er als seine liebste Stiftung betrachtete, den letzten Athemzug zu thun und bestattet zu werden. — Ueber Ormus verbreitete sich eine dumpfe Stille; die Bürger traten in einzelnen Haufen auf den Plätzen zusammen, und fragten einander ängstlich, wie es dem kranken Helden gehe; Torun Shah irrte mit niedergeschlagenen Blicken umher, und eilte stündlich nach dem Siechzimmer, um Erkundigungen einzuziehen; er fasste die Hauptleute bei der Hand, versicherte sie seiner kummervollen Theilnahme mit thränenden Augen, und wiederholte die Betheuerung, dass sein Staat keinen zweiten Portugisen, wie den erhabenen Albuquerque, jemals wiedersehen werde. Aber auch Noradin war betrübt; hegte er gleich einen unvertilglichen Groll gegen den Sterbenden, so hatte er dennoch Ursache, die letzte Stunde dieses Mannes zu fürchten; mit seinem Nachfolger waren vielleicht herbere Auftritte zu bestehen, schwierigere Zwistigkeiten auszugleichen.

Endlich war das Schiff bereitet, welches den Kranken nach der hindostanischen Küste bringen sollte. Er ward heimlich in der Stille der Nacht an Bord getragen, und verliess die Insel. Am andern Morgen glaubte man zu Ormus ihn todt. Ihm aber gewährte sein körperliches Leiden nicht nur eine traurige Fahrt, sie ward ihm auch durch unerwartete Kränkung verbittert. Er befand sich wenige Stunden kaum auf dem Meere, so langten im Hafen von Ormus zwei maurische Schnellsegler an, die verschiedene Briefe für ihn brachten. Durch ein Schreiben aus Diu übersandte ihm Melek Ass die Nachricht, dass Lopo Soarez d'Albergaria mit zwölf Schiffen aus Portugal angekommen, und zu seinem Nachfolger in Indien bestimmt sey, dass Don Diego

Mendez de Vasconcellos den Oberbefehl zu Kochin erhalten habe, und die übrigen Würden fast alle seinen Gegnern übertragen worden. Melek Aza selbst versicherte, dass diese Kunde wie ein schwerer Schlag des Unglücks ihn getroffen, und er kaum das Herz gehabt habe, sie mit eigener Hand ihm mitzutheilen. Der zweite Brief war von Ismael Sofi; auch er hatte die unerwartete Zeitung bereits erhalten, und bedauerte ihn in wahrhaft schmerzlichen Ausdrücken; er verabscheute die Undankbarkeit, mit welcher König Emanuel die unzähligen Verdienste eines solchen Feldherrn belohnte, machte ihn aber zugleich auf die trübe Zukunft aufmerksam, die wahrscheinlich ihm bevorstände, und bot ihm seine Hauptstadt, seinen eigenen Pallast als eine Zuflucht an, wo er in geehrter Herrlichkeit lebend, die Ränke seiner Gegner furchtlos verachten könnte. Da die beiden Schnellsegler ihn zu Ormus nicht mehr trafen, eilten sie ihm augenblicklich nach, und fanden ihn auf. Alfons Albuquerque erfuhr ihre Botschaft mit zermalmender Kränkung; von der Krankheit schon erschöpft, sank er unter der Last des neuen überwältigenden Schmerzens seufzend zusammen. „Wie?" rief er mehrmals, „Lopo Soarez und Diego Vasconcellos, meine Feinde, meine Verleumder, mir zu Nachfolgern gegeben! Aus Liebe zu meinem Könige habe ich den Hass der Menschen auf mich geladen, aus Liebe zu den Menschen zog ich mir den Hass meines Königs zu. In's Grab mit dir, alter Mann, in's Grab mit dir; es ist Zeit."

Wenn die Geschichte den König Emanuel den „Grossen" nennt, so belohnt sie mit diesem Ehrenworte eine unermüdliche Thätigkeit, eine fortwährende Sorg-

falt für das Wohl seines Reiches, zugleich auch eine seltene Gunst des Glückes; ihre Würde aber müsste sie verleugnen, wenn sie die Flecken verschweigen wollte, die diesen Ruhm entehrten. Und hier ist's vorzüglich das eifersüchtige Misstrauen gegen Alfons Albuquerque, welches dem ausgezeichneten Fürsten einen bedeutenden Theil seines Glanzes nimmt. Wohl mochten hundert neidische Zungen ihm den grossen Mann als einen unerträglichen Sieger, als einen herrschsüchtigen und grausamen Befehlshaber geschildert haben, wohl sträubte sich Emanuel auch eine ganze Zeit hindurch, diesen geschäftigen Widersachern sein Ohr zu leihen; auch lässt sich nicht leugnen, dass die Härte und der Starrsinn des Angeklagten zu mancher Beschwerde gegründete Ursache geliehen; dennoch muss es uns als eine schreiende Undankbarkeit erscheinen, einen Helden, der so reiche Lorbeern erfochten, so viele Mühseligkeiten ertragen, seinem Vaterlande so erstaunliche Vortheile erworben, und zum Ruhme seines Königs mit so unverdrossenem Eifer beigetragen, am Ende seiner Laufbahn so herbe Demüthigungen erfahren zu lassen. Man sagt, der König habe den Einflüsterungen über Albuquerque's ehrsüchtige Entwürfe erst dann seinen Glauben zu schenken angefangen, da dieser für seine geleisteten Dienste Goa als ein Fürstenthum begehrte *). Hat er diesen Wunsch wirklich angesprochen, so steht der König dessenungeachtet keineswegs entschuldigt da; er konnte ihm sein Gesuch verweigern, den alten Feldherrn durch Kränkungen zu beschämen, war nicht königlich gehandelt.

*) Hieron. Osorius (Bischof von Sylva in Algarbien) de reb. Emanuelis.

Nach einiger Zeit legte sich Albuquerque's heftiger Schmerz; er wurde ruhiger, und willigte in die Bitten seiner Freunde, dem Könige zu schreiben. In diesem Briefe bat er, sein Andenken nicht zu beschimpfen, und beschwor den Fürten, für seinen Sohn, den einzigen, welchen er hinterliess, mit väterlichem Wohlwollen zu sorgen. „Ich sage nichts über Indien," schliesst das Schreiben; „es wird für sich selbst und für mich reden." — Endlich näherte man sich der Küste, die Thürme von Goa stiegen aus den Nebeln des Horizontes empor. Bald lag die Stadt in ihrer ganzen Ausdehnung da. Ihr Anblick überraschte den Kranken mit erschütternder Gewalt. Sie war sein Lieblingsgedanke, die schönste Ehrensäule seines Ruhmes, und die schmerzliche Ahnung mochte ihn anwehen, dass der unbesonnene Leichtsinn einbüssen könnte, was die Tapferkeit mit so kostbarem Heldenblute erworben. Das Schiff wollte er nicht verlassen; er erwartete den Tod, liess seinen Arzt kommen, dankte ihm für die bewiesene Treue, unterhielt sich dann mit seinem Beichtvater, und zeigte den frommen ruhigen Glauben, den man jederzeit an ihm wahrgenommen hatte. Am Morgen nach der Ankunft, kurz vor Sonnenaufgang, gab er seinen Geist auf; die Sonne stieg empor, Alfons Albuquerque sank hinab in die Ewigkeit. In dem Jahre geboren, da unter Heinrich dem Seefahrer die Guineaküste entdeckt worden, hatte er ein Alter von drei und sechszig Jahren erreicht, und starb am sechszehnten December tausend fünf hundert und funfzehn.

Nach einigen Tagen wurde die Leiche nach Goa gebracht, und in der Kirche unsrer lieben Frauen vom Gebirge, welche Albuquerque selbst erbaut hatte, un-

ter ausserordentlich prachtvoller Feierlichkeit bestattet. Einen ganzen Monat hindurch währte die Trauer um den unvergleichlichen Helden; wer in der Stadt sich befand, Menschen aus allen Himmelstrichen, an Farbe und an Glauben verschieden, Alle senkten den Blick zur Erde, und auf jedem Gesichte war's zu lesen, dass in der Reihe der Mächtigen ein ausgezeichnetes Haupt sich zur Erde geneigt habe. Die Portugisen fühlten sich verwaist, um ihre Fahnen schien der Glanz des Sieges erstorben; die Mauren erzählten einander mit Rührung von seinen bewunderungswürdigen Eigenschaften, und konnten nicht frohlocken über den Tod eines Feindes, der ihrem asiatischen Verkehre die herbsten Wunden geschlagen — sie nannten ihn Malaudi, weil er zu Melinda das Licht der Welt erblickt hatte, und „gerecht wie Malaudi" war lange Zeit hindurch ein Sprichwort unter ihnen: die Indier aber erzeigten ihm fast göttliche Ehre, und wenn sie später von raubgierigen Portugisen mit plagender Ungerechtigkeit gemartert wurden, schlichen sie hin zu seinem Grabe, beteten und opferten, und riefen den Schutzgeist des grossen Albuquerque an *). Die Begräbnisskapelle ward von seinem Sohne erweitert; doch funfzig Jahre später, als man bereits, um die sinkende Herrlichkeit wieder empor zu richten, eines zweiten Albuquerque bedurfte, und seinem Schatten das Unrecht abbat, welches ihm geschehen, brachte man die Leiche mit glänzendem Gepränge nach Europa, und verklärte das Andenken des Mannes durch öffentliche, seinen Ruhm dankbar verkündende Ehrenbezeigungen.

Alfons

*) Allg. Welt-Hist. Th. XXV.

Alfons Albuquerque *) hinterliess das asiatische Reich der Portugisen in seiner kraftreichsten Blüthe; nur in sofern die Werke des Menschen, wenn sie den Gipfel ihrer Grösse erreicht haben, nicht lange sich auf demselben erhalten, sondern jenseits wieder hinunter zu sinken pflegen, lag vielleicht in der erkämpften Herrlichkeit der Keim des Verderbens. Man glaubt, dass er zwei grossartige Pläne, zu deren Ausführung der Tod ihm keine Zeit gegönnt, mit in's Grab genommen habe. Der eine bestand in der gänzlichen Zerstörung des alten Verkehrweges über Alexandrien nach Venedig; Albuquerque hatte bereits dem Kaiser von Aethiopien geschrieben, er möchte, um einen Einfall der Türken, die Afrika nicht lange mehr verschonen würden, unmöglich zu machen, den Nil, ehe er Aegypten erreicht, durch einen Kanal nach dem rothen Meere hin ableiten, und das Bette des alten Stromes zudämmen. Dadurch wäre allerdings Aegypten in eine Wüste verwandelt, und die alte Handelsstrasse ungangbar gemacht worden. Der zweite Plan betraf den Ursitz des mahomedanischen Glaubens; Albuquerque wollte von Ormus aus eine zahlreiche Reiterschaar nach Mekka senden, das Grab des Mahomed plündern, und der saracenischen Religion den empfindlichsten Streich versetzen. Besassen aber seine Nachfolger kaum die Fähigkeit, seine Eroberungen zu behaupten, so fand sich um so weniger der unternehmende Held, welcher die Entwürfe, die er hinterlassen, in Erfüllung gebracht hätte.

*) Im Portugisischen Afonso d'Alboquerque. — Wir bemerken bei dieser Gelegenheit, dass wir alle in dieser Darstellung vorkommenden Eigennamen nicht nach portugisischer Weise geschrieben, wie es, strenge genommen, sich ziemte, sondern, um zu keiner Verwirrung Anlass zu geben, die herkömmlichen Formen beibehalten haben.

Einem natürlichen Zweige des portugisischen Fürstenhauses entsprossen, war unser Held der zweite Sohn des Don Gonzalez d'Albuquerque, Herrn von Villaverde; seine Mutter Donna Leonora de Meneses, Tochter des ersten Grafen von Ataguia. In seiner Jugend hatte er unter König Johann dem Zweiten die Würde eines Grossstallmeisters bekleidet, und eignete sich treffliche Kenntnisse, überhaupt eine wissenschaftlich gelehrte Bildung an; er sprach gewandt, ohne vorbereitet zu seyn, würzte seinen Umgang durch manchen geistreichen Einfall, und suchte durch feinen Scherz den strengen Ernst, welchen er selbst sich angeboren fühlte, zu mildern. Niemand konnte ihm das Lob der Bescheidenheit versagen; wenn er sich mit glänzender Pracht umgab, so geschah es, weil er sie in Asien zur Behauptung der portugisischen Würde für nöthig hielt; dagegen verrieth er überall eine wahrhafte Scheu vor Lobeserhebungen, beförderte niemals einen Schmeichler, und sprach bei Tafel wohl von den tapferen Thaten seiner Hauptleute, nicht von seinen eigenen. Geizig und habsüchtig, ungerecht bisweilen und unerbittlich als Diener seines Königs, machte er sich, wo es ihn selbst betraf, ähnlicher Gebrechen nicht schuldig; als Hauptstatthalter wies er, um einen Zweck zu erreichen, tadelnswerthe Mittel nicht immer zurück, als Privatmann bewahrte er seine Ehre vor jedem Flecke, und hielt mit treuer Gewissenhaftigkeit ein gegebenes Wort. Bei Entwürfen besonnen und kalt, in der Ausführung aber rasch und heftig, schien er auf dem Schlachtfelde ein ganz anderer Mann als im Kriegesrath; auch schrieben es ihm Viele zum Vorwurf an, dass er als leitendes Haupt sein Leben zu leichtfertig den Geschossen des Feindes preisge-

geben. War er thatensüchtig und ehrgeizig, so darf auch nicht übergangen werden, dass er auf dem Gipfel der Grösse sich im Gleichgewichte erhielt, und vom Schwindel der Eitelkeit selbst nach dem herrlichsten Siege nicht ergriffen ward. Er überraschte nicht durch körperliche Grösse, aber die Natur schien ihn mit dem Stempel der Hoheit bezeichnet zu haben; sein Auge leuchtete, den hellen Blick seines Geistes verkündend, blitzte jedoch furchtbar, wenn ihn die Aufwallung des Aergers beherrschte. Diesem königlichen Adel der Gestalt lieh das spätere Alter den Ausdruck der Ehrwürdigkeit; ein schneeweisses Haar deckte sein Haupt, und ein langer voller Bart floss bis zum Gürtel hernieder.

Albuquerque war nie verehlicht gewesen; doch hinterliess er einen natürlichen Sohn, Blasius Albuquerque, welcher die schriftlichen Bemerkungen seines Vaters gesammelt, durch eigene Erläuterungen bereichert, und unter dem Namen „Kommentarien" heraus gegeben hat. König Emanuel, sein Unrecht gegen den erblichenen Helden bald bereuend *), behandelte seinen Sohn mit freigebiger Grossmuth, liess ihn den Taufnamen Alfons annehmen, und wies ihm reiche Einkünfte an.

---

*) Ferdinand der Katholische sagte zu den Abgesandten König Emanuels, er könne nicht begreifen, wie man einen so glücklichen Feldherrn vom Schauplatze seiner Thaten habe zurück rufen können — und doch rief er unter ähnlichen Verhältnissen den Gonsalvo de Cordova, den siegreichen Verherrlicher seiner Krone, aus Neapel zurück.

Ende des ersten Theils.

Gedruckt bei den Gebr. Unger,
Markgrafenstr. No. 51.

Von dem Verfaſſer dieſes Werkes
ſind außerdem noch bei uns erſchienen:

Ciſalpiniſche Blätter

oder

Leben, Bildung und Sitte

im nördlichen Italien.

Zwei Theile in 8., broch. 1828. Preis: 3 Thlr. Pr. Cour.

Desgleichen:

Novellen.

Erſter und zweiter Theil in 8., broch. 1828.
Preis: jeder Theil 1½ Thlr. Pr. Cour.

(Der dritte Band erſcheint im Laufe dieſes Jahres).

Das günſtige, öffentliche Urtheil der competenteſten Richter, ſo wie der allgemeine Beifall, deſſen die vorgenannten — eben ſo belehrenden als unterhaltenden — Schriften des Herrn Dan. Leßmann ſich erfreuen, ſichert ihnen einen dauernden Platz in der deutſchen Literatur und macht ſie der Empfehlung vorzüglich werth. Berlin, 1829.

Haude und Spenerſche Buchhandlung.

Dem Landesamm Bürgs Gemälde 1ter Theil

Pabst Innocenz

der Dritte

und

Fürst Michael Glinski.

Zwei biographische Gemälde,

von

Dan. Lessmann.

1055.

Berlin, 1830.
In der Haude und Spenerschen Buchhandlung.
(S. J. Josephy.)

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Pabst Innocenz

der Dritte.

Erstes Kapitel.

Das fürstliche Heldengeschlecht der Hohenstaufen hatte im älteren Friedrich, dem erlauchten Barbarossa, seinen ersten Glanzpunkt erhalten. Welch eine Strahlenfülle um die deutsche Kaiserkrone leuchte, wenn sie eine wahrhaft kaiserliche Stirne schmückt, hatte dieser Mann, das prachtvollste Gestirn am Firmamente des Mittelalters, seinen Zeitgenossen zum Staunen, den folgenden Jahrhunderten zur Belehrung gezeigt; so oft er auftrat, verkündigte sich in seinem Wandel eine ehrfurchtgebietende Grösse, und wenn er mit seinen Entwürfen scheiterte, trat er, gleich dem heimkehrenden Ulysses, furchtbar und ungebrochen aus der tosenden Brandung wieder hervor. Aber der feindseligen Kräfte, die seiner Beharrlichkeit durch unerschöpfliche Menge das Gegengewicht haltend, bei jedem Schritte sich ihm widersetzten, waren zu viele; unter spärlich belohnten Kämpfen verflossen seine Jahre, verzehrten sich seine Kräfte; sein trauriges Ende, da er in Asien durch einen reissenden Fluss mit seinem Pferde setzen wollte und nicht lebend mehr das andre Ufer erreichte, ist ein ergreifendes Bild seines ganzen Lebens.

Der Nachfolger eines solchen Vaters übernimmt mit der Krone schwer zu befriedigende Pflichten; Kaiser Heinrich der Sechste (1190—1197) leistete ihnen nur unerfreuliche Gnüge. Friedrichs fürstlicher

Stolz erscheint in ihm als übermüthige Hochsucht; die Herrschbegier des Vaters, welche leidenschaftlich zum Ziele strebend, sich bisweilen ungerechte Zwangsmittel erlaubte, artete in Heinrich zur herzlosen Tyrannei aus, und nur nachdem sie Blut gesehen, beruhigte sich seine Grausamkeit. Wo Barbarossa gefürchtet und bestaunt, wurde sein Sohn gehasst und verabscheut, und der Fürst, der in seinen Minneliedern so zärtlich tändelte, führte das Scepter, jedes Erbarmen von sich weisend, gleich einer unermüdlichen Martergeissel. Sein staatskluger Blick aber lässt sich nicht verkennen; erfüllt von dem grossen Plane, seinem Geschlechte, so lange es auf Erden sich erhalten würde, die Herrlichkeit der Macht zu sichern, forderte er die Fürsten Deutschlands auf, sich für die Erblichkeit der Kaiserwürde in seinem Hause zu erklären; dafür sollten auch die Lehen des Reiches unwandelbar vom Vater auf den Sohn, und wenn der Mannesstamm erloschen wäre, auf die weiblichen Glieder übergehen; Sicilien und Apulien, durch des Kaisers Vermählung ein hohenstaufisches Eigenthum geworden, sollten dem deutschen Reichskörper einverleibt werden, und das kaiserliche Recht, sich die bewegliche Hinterlassenschaft der Bischöfe oder Aebte anzueignen, seine Wirksamkeit verlieren. Ein grosser, auf Europa's Staatengeschichte einflussreicher Gedanke! Wer die Stürme bedenkt, welche nach dem Tode eines Kaisers in den Wahlversammlungen der Fürsten tobten, und zerstörend am ganzen Gebäude des Reiches zerrten; wer auf den schädlichen Einfluss der Päbste sieht, die es selten unterliessen, bei einer streitigen Kaiserwahl mit gebietischer Uebermacht dazwischen zu treten; wer das

Schwanken zwischen Wahlrecht und Erblichkeit betrachtet, wie es in jenen Zeiten überall von so traurigen Folgen gewesen, und in Deutschland besonders eine unversiegliche Quelle des Haders geworden, der erkennt Heinrichs tiefe Einsicht bei seinem Vorschlage, und ahnt mit der Verwirklichung desselben ein neugeborenes deutsches Reich, einen zusammen gefügten kräftigeren Staatskörper, einen andren Geist, eine andre Geschichte. Schon waren zwei und funfzig deutsche Fürsten für den Gedanken gewonnen, selbst in Rom fand er keinen Widerspruch mehr, als die sächsischen Vasallen, das Herrscherrecht eines einzigen Geschlechtes verabscheuend und den ruhigen segensreichen Gehorsam als ein lästiges Sklavenjoch verrufend, die Erzbischöfe von Mainz und Köln in ihrem Gegenwirken unterstützten, und Heinrichs Hoffnungen zu zertrümmern wussten. Die bleibende Krone war seinem Geschlechte verloren; kaum gelang es ihm, seinem zweijährigen Knaben durch die Wahl der Fürsten den Kaiserthron zu sichern.

Aber auch Sicilien und Süditalien gewährten dem hohenstaufischen Hause keinen erfreulichen Besitz. Gegen die Mitte des zwölften Jahrhunderts hatte Pabst Anaklet der Zweite dem Herzoge Roger, dem Beherrscher jener Staaten, die erbliche Königswürde zugesprochen, und durch diesen Zuwachs der Herrlichkeit ein Fürstenhaus, welches zum Schutze der Kirche jederzeit so bereitwillig die Waffen ergriffen, und für die Uebermacht der deutschen Kaiser in Italien ein rettendes Gegengewicht bildete, zu frommer Dankbarkeit sich verpflichtet. Den neuen Königen wurde der Besitz von Apulien und Kalabrien bestätigt, die Oberher-

schaft über Capua und Neapel, wie das Schutzrecht über Benevent, bewilligt; ein unauflösliches Band des Wohlwollens und der Erkenntlichkeit sollte den Priester auf Sankt Peters Stuhl mit dem normännischen Geschlechte vereinen. Da fasste jener Friedrich einen fruchtbaren Gedanken; König Wilhelm der Zweite sass kinderlos auf seinem sicilischen Throne; die einzige Erbin des Reiches Konstantia, seines Vaters Schwester; ihr sollte der junge Heinrich die Hand zur Vermählung reichen, und mit der Gattin dem hohenstaufischen Hause die Erbfolge in Sicilien erwerben. Wie sehr man auch im Vatikan erschrak und eilig das Rüsthaus der bewährten Ränke eröffnete, ging die Verschwägerung der beiden Herrscherhäuser dennoch in Erfüllung; Kaiser Barbarossa freute sich des staatsklugen Schrittes, mit welchem er allen Schlangen der italiänischen Widerspenstigkeit den Fuss auf's Haupt gesetzt zu haben meinte, und als in Mailands Mauern, von zahllosen Gästen verherrlicht, die Lust des Beilagers tobte, ahnte Niemand, dass in diesen sorglosen Jubeltönen bereits die Leichenklänge des hohenstaufischen Geschlechtes wimmerten.

Kaum hatte König Wilhelm (1189) die Augen geschlossen, so säumte man in Sicilien keinen Tag, dem Sohne des verhassten Kaisers die Wege zum Thron zu verschliessen. Unter der Herrschaft eines mächtigen Kaisers fürchteten die Grossen der Insel, seit langer Zeit an Einfluss gewöhnt und gegen jede Beschränkung eines Höheren sich empörend, ihre Hände gebunden zu sehen; wie die Herzen der Unterthanen liebevoll dem normannischen Hause schlugen, hassten sie die Deutschen, denen sie in den Reihen der Schlacht so oft

gegenüber gestanden, verabscheuten sie die Hohenstaufen, die ihnen als tyrannische Unterdrücker geschildert wurden, und hatten die Vermählung ihrer Fürstin mit dem jungen Heinrich nicht ohne ängstliche Wehmut betrachtet. Während daher der Tod des entfernten Barbarossa seinen Sohn in Deutschland zurück hielt, sandte man von Palermo aus zu Tankred, dem Grafen von Lecce, einem Enkel König Rogers, wenn gleich ein natürlicher Sohn seines Vaters, und trug ihm das sicilische Scepter an. Tankred ward zu Palermo gekrönt, mit jubelnder Eilfertigkeit leisteten ihm die Edelleute den Eid der Treue; bald gehorchte ihm auch der Süden des italischen Festlandes, und der heilige Vater ertheilte ihm die Belehnung der Kirche. Im nächsten Jahre zog Heinrich über die Alpen daher; er überwand die Schwierigkeiten, die sich ihm entgegen stellten, entwaffnete seine Gegner zum Theil durch unwürdige Verpflichtungen, erhielt in Rom die Kaiserkrone, und trat, Unterwerfung gebietend, in Apulien auf. Aber Neapel trotzte seinem Grimme; es wurden seine Angriffe hartnäckig zurück gewiesen, ein schwächender Verlust an Mannschaft zwang ihn, die nordische Heimat zu suchen. Vier Jahre später starb König Tankred; einem ungewissen Schicksale preisgegeben, sahen Sibylla, seine Wittwe, und sein Knabe Wilhelm nach einer schützenden Helferhand sich um. Niemand wagte es, für ihr Recht das Schwerdt zu führen; denn schon standen des Kaisers Heere wieder in Apulien, das Lösegeld des Richard Löwenherz öffnete ihm die Wege, die Seestädte liehen ihm ihre Schiffe — nach wenigen Monden war der normännische Staat unterworfen. Heinrich erhielt zu Palermo die Krone,

die Trümmer des normännischen Geschlechtes mussten nach Deutschland wandern, und selbst gegen die Todten wüthete der Grimm. Durch kriechende Demut suchten die Edelleute ihre frühere Empörung in Vergessenheit zu senken, erfuhren aber bald den Lohn der Feigheit; eine Verschwörung, hiess es, habe gegen den neuen Herrscher sich gebildet, Heinrich liess seiner Grausamkeit ungehemmten Lauf, geistliche und weltliche Vasallen starben auf dem Hochgerichte, und mehrere Monde hindurch wurde das Beil des Henkers nicht trocken. Indessen breitete sich auch über Heinrichs Haupt kein wolkenfreier Himmel; mit zerknirschtem Hochmut überzeugte er sich täglich vom Hasse seiner Unterthanen, fremd und lieblos sass seine Gattin neben ihm auf dem Throne, im öden Pallaste gab es keine fröhliche Stunde. Die Vererbung der Kaiserwürde in seinem Hause scheiterte an der deutschen Freiheitsliebe, die Eroberung des byzantinischen Reiches, um das westliche Asien auf immer für das Christenthum behaupten zu können, war ein grossartiger, aber misslicher Entwurf — mitten in diesen Plänen überraschte ihn der Tod zu Messina, wie Einige erzählen, durch einen jähen Trunk nach übermässiger Erhitzung, nach der Meinung Anderer durch einen Becher, den Konstantia, seine Gattin, ihm gemischt (1197).

Niemand hatte den Tod eines Kaisers geahnt, der in der kräftigsten Fülle seines Lebens stehend, erst jetzt sein fürstliches Amt mit Wirksamkeit zu verwalten gedachte. Die Freunde der Ordnung erschraken; sie sahen in Sicilien einen dreijährigen Erben der Krone, von schwachen Mutterarmen vertheidigt, umringt von unverlässigen Baronen, deren Eigennutz das Un-

glückskspiel der Sibylla mit ihrem Sohne leicht wiederholen konnte; sie sahen die ganze apenninische Halbinsel hinunter mächtige Freunde des erblichenen Kaisers, welche die Lande, die er ihnen vertraut, mit gebietrischer Schrankenlosigkeit beherrschten, und wenig gesonnen schienen, den Zügel der Gewalt aus den Händen zu geben; in Deutschland sahen sie einen leerstehenden Kaiserthron, den Wahlplatz ringender Ehrsucht, den Zankapfel für einen vielfach tobenden Hader. Mit besorglichen Blicken gestanden sie einander ihre schlimmen Ahnungen, und überlegten, durch welche Wendung dem drohenden Verderben sich wohl vorbeugen liesse, als auf Petri Stuhl plötzlich eine Veränderung sich ereignete, die ihre Besorgnisse weit höher spannen, ihre Massregeln alle entkräften sollte.

Seit den heiligen Vätern, welche mit Kaiser Barbarossa in erbittertem Kampfe sich gemessen, hatten im Vatikan nur mittelmässige Häupter gewaltet. Was der siebente Gregor und einige seiner Nachfolger errungen, erhielt sich in seiner Kraft, ohne dass es neuer Anstrengungen bedurfte; die gehorsame Christenheit bewegte sich im vorgeschriebenen Geleise fort, selten versuchte die Kühnheit, auf ungebahntem Wege sich ihren eigenen Pfad zu ebnen, der Verwegene wurde von der folgsamen Heerde selbst zurück getrieben und durch empfindliche Strafen eines Besseren belehrt. Die späteren Päbste ruhten bereits in dem Schatten, den jene früheren gepflanzt; Clemens der Dritte liess kein Mittel unversucht, um die europäischen Fürsten zu einem Kriegeszuge nach dem Morgenlande zu vereinigen; Cölestin der Dritte, ein fünf und achtzig jähriger Greis, setzte Heinrich dem Sechsten, vor dessen gewaltsamer

Herrschsucht ihm graute, die Kaiserkrone auf; sie ihm wenige Augenblicke darauf, wie gefabelt worden, vom Kopfe zu stossen, weil König Richard von England bei seiner Rückkehr aus Asien in einen deutschen Kerker geworfen worden, wagte der alte Priester nicht. Doch sprach er über den Erzherzog Leopold von Oesterreich, den eigentlichen Betreiber jener Missethat, den Kirchenbann aus, er mischte sich in die ehelichen Angelegenheiten des Königs Alphons von Galicien und Philipp Augusts von Frankreich, drang aber mit seiner apostolischen Warnungsstimme wenig durch, fand bei seinen Kardinälen kaum merkliche Verehrung, und musste selbst seinen letzten seltsamen Wunsch, vor dem Scheiden von der Erde noch seinen Nachfolger zu segnen, theils unbeachtet theils verspottet sehen.

Drei Monate nach dem Tode Kaiser Heinrichs des Sechsten schloss Pabst Cölestin die Augen. Alsobald versammelten sich die Kardinäle in der Septasolis des clivisaurischen Klosters, einem abgelegenen Gebäude, in dessen Einsamkeit sie von der zudringlichen Neugier nicht aufgesucht zu werden hofften, und schritten zur Wahl eines neuen Kirchenfürsten. Da nannten verschiedene Stimmen den Kardinal-Diakonus Lothar aus Anagni, einen Sohn des Grafen Thrasimund von Segni und der Claricia, einer edlen Römerin; der Name wirkte, er ging von Mund zu Munde, und bald ward kein zweiter neben ihm gehört. Aber Kardinal Lothar zählte erst sieben und dreissig Jahr, ein bedenkliches Alter für einen Fürsten, dessen weise Besonnenheit kein Sturm des Blutes erschüttern soll, auf dessen Hinscheiden so viele Mitbewerber um die Würde ungeduldig warten. Man stellte daher neben ihm drei

andre Kardinäle auf, und machte den Versuch, ob die Ehrwürdigkeit eines gereiften Alters über glänzende Eigenschaften den Sieg davon tragen würde. Umsonst. Es war, als hätten die Kardinäle durch die Regierung des bedächtigen Cölestin einen Widerwillen gegen ein greises Oberhaupt geschöpft; zum zweiten Male erhielt Lothar aus Anagni überwiegende Stimmen, der Augenblick war gekommen, die Tiara sollte ein Haupt schmücken, vor welchem alle Fürsten der Christenheit in ehrfurchtsvollem Gehorsam sich neigen würden. Aber der Gewählte befand sich nicht unter den Wählern; man musste ihn aufsuchen, und traf ihn bei'm Leichenbegängniss des erblichenen Pabstes, wo er in stiller Andacht dem Zuge folgte, und wohl nicht leicht den Glanzstern ahnte, welcher so eben über seinem Haupte aufgegangen. Er empfing die Nachricht mit gefasster Würde, verrieth kein ängstliches Zurückschrecken vor der Pflichtenlast, die mit einem Male auf seine Schultern sich gesenkt, aber auch keinen jubelnden Hochmut, keine prunkende Eitelkeit, und dankte seinen Amtsbrüdern freundlich für ihre Auszeichnung. Indessen hatte sich die Menge des Volkes zahlreich um ihn her versammelt, die Nachricht seiner Erhebung flog durch die Gassen; der Eine fragte, welch ein Mann dieser Lothar aus Anagni sey, der Andre gab mit überströmender Beredsamkeit Auskunft; Alles freute sich, ungewöhnliche Hoffnungen beseelten die Bürger, und während sich über Cölestin dem Dritten kaum die Decke des Grabes geschlossen, ward sein Nachfolger nach Sankt Peters Tempel geführt, um die geistlichen Zügel der Christenheit in seine Hand zu fassen. Er erhielt die Weihe, und nahm den Namen Innocenz der

Dritte an, ein Name, der inhaltschwerer als irgend ein andrer in der Geschichte des Pabstthumes erklingt, der zu geschmeidiger Nachgiebigkeit die mächtigsten Volksgebieter gezwungen und die hartnäckigsten Priester Demut gelehrt, der von Feinden geschmäht, von kurzsichtigen Geschichtschreibern in den Schlamm der Verachtung hinab gezogen, alle Lästerungen des Hasses überglänzt, und seine Gebrechen durch eine seltene Fülle von grossartigen Eigenschaften vergütigt. (8 Jan. 1198.)

Aus der Peterskirche begab sich der neue Pabst nach dem Lateran; ihn begleiteten der kaiserliche Präfekt der Stadt, die obrigkeitlichen Personen und die vorzüglichsten Häupter des römischen Adels. Nachdem die Krönung geschehen, gab er in seinem Pallaste ein prachtvolles Gastmahl; von der feinen Gefälligkeit des Wirthes, von seiner Kunst, mit einem jeden Gaste nach dessen Weise zu sprechen, hatten Alle zu erzählen; die Meisten waren vom neuen Oberhaupte entzückt, Viele wagten es, für das Wohl der Kirche und der Stadt erfreuliche Hoffnungen zu hegen, einige Wenige ahnten den grossen, Alles sich unterwerfenden Geist, welcher plötzlich an der Stätte des alten Kapitols wieder seinen Sitz aufgeschlagen.

Innocenz hatte sich in seinen Jünglingsjahren den philosophischen Wissenschaften zu Rom gewidmet; er war sodann nach Bologna und endlich nach Paris gegangen, um unter den bedeutendsten Lehrern seiner Zeit sich zu bilden. Seine ausgezeichneten Fähigkeiten durch Fleiss unterstützend, gelangte er bald zu trefflichen Einsichten, und lehrte endlich in den Hörsälen, in denen er vor wenigen Jahren gelernt hatte. Doch

neigte er sich vor seiner Erhebung zur stillen Frömmigkeit, mochte nur selten die Augen der Welt auf sich ziehen, und verrieth selbst durch verschiedene Schriften einen andächtelnden Sinn. Pabst Gregor der Achte hatte ihn zum Diakonus ernannt, Klemens der Dritte ihm die Kardinalswürde ertheilt.

Wenn sich der neue Kirchenfürst seines Thrones freute, so bemerkte er zugleich mit schmerzlicher Betrübniss, wie viele stützende Säulen durch die Fahrlässigkeit seiner Vorgänger diesem Throne entwendet worden, wie viele Schanzen des Trotzes die mächtigen römischen Edelleute ihm gegen über aufgethürmt hatten. Die Gesetzgeber der Christenheit, die mit dem Schlüssel in der Hand den Kampf mit den deutschen Kaisern siegreich bestanden, und den glänzendsten Herrschern die Bahn ihres Wandels vorschrieben, erfreuten sich in ihrem eigenen Vatikan keiner wolkenlosen Stunde; sie fürchteten einen Adel, welcher gegen die bekannte, in der Nähe betrachtete Glanzmaske die aufgedrungene Ehrfurcht nicht beobachten mochte, sie misstrauten einem Volke, das sich noch immer bisweilen, wenn auch in kindischen Aufwallungen nur, der alten Weltherrschaft erinnerte, und ergriffen oft nach kleineren Städten die Flucht, um durch Abwesenheit zu heilen, was ihre Gegenwart täglich nur schlimmer machte. Die Päbste jener Zeiten glichen den Alchymisten an den Fürstenhöfen, die vor den Augen ihrer Gönner die schwersten Goldblöcke sich bilden liessen, und doch in ihrem eigenen Hause mit der drückendsten Armut kämpften. Das apostolische Oberhaupt, vor welchem die Völker Europa's anbetend auf den Knien lagen, beschimpfte der Pöbel an der Tiber; übermüthige

Grafen rächten die Schmach der gemisshandelten Kaiser und zerrissen mit höhnender Hand den Schleier des allmächtigen Götzenbildes. Da Innocenz den Vatikan bezog, stand es um das päbstliche Ansehen in Rom nicht erfreulicher; das niedre Volk betrachtete den Statthalter Christi als die geschmückte Puppe, deren Glanz zu seiner eigenen Verherrlichung nach allen Seiten hin strahlte; Benedikt Carisco, ein Edelmann, der eben so freigebig als reich gar vielen Armen gebot und sich eigenmächtig zur Würde eines Senators empor geschwungen, hatte sich der Seeplätze wie des sabinischen Landstriches bemächtigt und seinen eigenen Beamten die Verwaltung der dortigen Stellen übergeben. Gegen einen so furchtbaren Unterthan liess sich für den Augenblick kein gebietrischer Schritt thun; eine Verbindung gegen ihn wäre seiner Wachsamkeit nicht entgangen, die päbstlichen Geschosse aber hatten in der Nähe der Engelsburg gerade die stumpfesten Spitzen; kluge Geduld blieb das Einzige, um den Erfordernissen der Umstände zu genügen. Auch den Bürgern musste der neue Pabst sich bequemen; sie verlangten für den Eid der Treue, den sie ihm leisteten, die Geschenke, daran seine Vorgänger sie gewöhnt hatten. Innocenz suchte den Gedanken einer Verpflichtung zu unterdrükken, ward aber bald gewahr, dass das Ziel seines Strebens in sehr besonnenen Fortschritten nur sich endlich erreichen lasse; er verstand sich zu einem Beweise seiner Freigebigkeit, die Menge empfing ihn als eine schuldige Gabe.

Aber schon in den nächsten Tagen zeigte er der Welt, was sie von ihm zu erwarten hatte. Er sandte einen Herold zum kaiserlichen Präfekten der Stadt, liess

ihn vor den Stufen seines Thrones erscheinen, und den Eid einer gehorsamen Treue leisten. Der Mann erstaunte, er glaubte in dem Befehle einen Scherz zu hören. Mit seinen siegreichen Waffen in der Hand hatte Karl der Grosse den zitternden Bischof zu Rom von seinen longobardischen Drängern befreit; mit der Kaiserkrone schmückte der gerettete Priester die Schläfe des Siegers. Bald wurde die Krönung als das nothwendige Zeichen der Kaiserwürde dargestellt, aber der krönende Pabst blieb ein Unterthan des gekrönten weltlichen Herrschers; was er an Land und Leuten besass, galt als ein Geschenk des freigebigen Herrn, als ein Lehen des Reiches. Der vierte Heinrich, in reuiger Busse vor seinem ersten Bischofe auf den Knieen liegend, erregte den Abscheu aller würdig denkenden Männer; die Völker waren noch nicht daran gewöhnt, das Scepter kleinmüthig vor dem Schlüssel sich senken zu sehen. Wie ränkevoll auch nachher die römische Staatsklugheit an der Oberherrschaft des Kaisers rüttelte, wie viele siegreiche Waffen sie auch in Bewegung setzte, wie viele spitzfindelnde Federn sie auch zur Vertheidigung ihrer Ansprüche besoldete, hatte doch noch Niemand die höhere Gewalt eines Kaisers bezweifelt, Niemand von einem unabhängigen Länderbesitz des Pabstes gesprochen. Und jetzt sollte der Statthalter des Kaisers dem römischen Priester den Eid der Treue leisten! Aber der Kaiserthron stand verwaist da, dem Reiche gebrach das weltliche Oberhaupt; der Nachfolger Heinrichs des Sechsten, welchem die deutschen Fürsten gehuldigt, ein dreijähriges Kind; ob die Krone dem Heranwachsenden würde bewahrt werden, nicht mit Gewissheit zu bestimmen. In Deutschland

dagegen standen mächtige Häuser in feindseliger Spannung einander gegenüber; es gab der Helden viele, die sich für den höchsten Platz geschaffen fühlend, die eine Hand bereits nach der Krone ausstreckten und die andre streitfertig an das Schwerdt legten — wohin sollte ein kaiserlicher Statthalter das Auge richten, um zu kräftigem Widerstande sich ermuthigt zu zeigen? Aus welcher Himmelsgegend her konnte er tröstliche Unterstützung hoffen, mit welchen Gewaltmitteln durfte er dem Pabste drohen? Ueberzeugt, wenn er sich nicht bequemte, die Mauern Roms verlassen zu müssen und durch solch ein Abtreten die Sache seines Herrn ganz und gar aufzugeben, gehorchte er der Noth, und erfüllte den Befehl in Gegenwart einer zahlreich versammelten Menge. Er wolle die geheiligte Person des Kaisers, lautete der Schwur, zur Ehre und zum Nutzen der Kirche in Rom vertreten; er werde eigenmächtig sich keine Veränderung erlauben, auf Befehl des heiligen Vaters sein Amt niederlegen, und jederzeit, wenn es gefordert würde, von seiner Verwaltung Rechenschaft leisten. — Eine demüthigere Anerkennung seiner Hoheit konnte kein Priester begehren. Innocenz war befriedigt; er hängte dem Statthalter, als ein Zeichen der Belohnung, einen prachtvollen Mantel um, und schenkte ihm zum Beweise seines Wohlwollens einen goldenen Becher. Jetzt war Rom mit seinem Gebiete ein eigentliches Besitzthum des Pabstes; vom Pabste hatte der Kaiser es zum Lehen erhalten, die Erlaubniss, einen Statthalter in Rom zu besolden, war eine Gunstbezeugung des Pabstes. In den Gemächern des Vatikans freute man sich des gelungenen Streiches; in

Deutsch-

Deutschland hatte man vor Händeln und Fehden nicht Zeit, darauf zu achten.

Unter den Reichsbaronen, welche Kaiser Heinrich einer vertrauten Freundschaft gewürdigt hatte, erfreute sich Marcuald, Herzog von Ravenna, eines vorzüglichen Ansehens. Mit dem Ruhm eines tüchtigen Heerführers prangend, vielfacher und inniger, als irgend ein Andrer, mit seinem Herrn verbunden, fürchtete er weder Tadel noch Strafe, beherrschte die Mark von Ankona, welche der Kaiser ihm zum Lehen gegeben, mit ungezügeltem Hochmuthe, und beschwerte seine Unterthanen mit drückenden Steuern. Den Grössten im Reiche sich gesellend, führte er von dem erpressten Gelde ein schwelgerisches Leben, und sah in den weitumfassenden Entwürfen, mit denen sein kaiserlicher Freund sich trug, die Schwungfedern seiner eignen, immer höher klimmenden Ehrsucht. Da weckte ihn eines Morgens der Trauerbote, der ihm Heinrichs letzte Stunde meldete. Der Herzog erblasste, alle Pfeiler seiner Grösse fühlte er um sich her niederstürzen, er sah im Geiste schon die Bürger gegen den verhassten Gebieter sich zusammen rotten, sah sich aus den Grenzen seines Lehens vertrieben, und hörte die Stimmen der Verfolger hinter sich her tönen. Doch mit dem ersten Schlage der Ueberraschung zerstreuten sich auch die Schreckensbilder der Furcht; gegen die empörten Unterthanen gab es Mauern und Wälle, eine volle Schatzkammer sicherte ihn vor dem Mangel an Söldlingen, und im Vatikan herrschte ein alter Mann, der sich lange bedachte, ehe er die Pforten des Krieges zu öffnen wagte. So erhielt sich Marcuald nach dem Tode des Kaisers in seiner Würde; seine festen Schlösser mit höheren Mauern

gürtend, für Schaaren und Vorräthe mit thätiger Klugheit sorgend, behauptete er sich in der Achtung der übrigen Reichsvasallen, und begann der Zukunft ohne Bangigkeit entgegen zu blicken. Aber Cölestin der Dritte trat vom Schauplatze ab, und sein Nachfolger hatte sich vom kaiserlichen Statthalter zu Rom den Eid der Treue leisten lassen. Marcuald stand betroffen da; seine Ruhe war dahin, er ahnte einen Wandel der Dinge, er fürchtete Geschosse, die mit keinem Schilde sich würden auffangen lassen. Was aber nach wenigen Wochen schon geschah, überflügelte beiweitem seine schlimmste Ahnung. Es erschienen zwei Kardinäle aus Rom, kündigten sich als die Gesandten des heiligen Vaters an, und forderten aller Orten, ohne des Herzogs auch nur mit einer Sylbe zu erwähnen, den Huldigungseid von den Einwohnern. Die Vorstellungen des Herzogs gegen diesen Gewaltschritt wurden kaum einer Antwort gewürdigt. Kaiser Heinrich, hiess es, habe sträflich gegen die Kirche gehandelt, einen Landstrich, der unter die Flügel ihres heiligen Schutzes gehöre, einem weltlichen Vasallen, einem Genossen seiner unrechtlichen Kriegszüge, zur Belohnung zu geben; der Herzog aber habe ein sündliches Besitzthum mit sündlicher Erbarmungslosigkeit beherrscht, der heilige Vater werde nimmer in seiner Nähe einen solchen Greuel dulden, und seinem Gebote Nachdruck zu verschaffen wissen. Marcuald knirschte vor Grimm; aber die Tage seiner Herrlichkeit waren vorüber; sein Schwerdt hatte den schreckenden Glanz verloren; er entschloss sich zur kriechenden Geschmeidigkeit, versicherte die Gesandten seiner Ehrfurcht, versprach, sein Gebiet als ein Lehen aus den Händen des heiligen Vaters zu neh-

men, und erbot sich zu einer schweren Geldsteuer. Man liess ihn lange auf einen Bescheid warten. Innocenz der Dritte kannte die Stimmung seiner Unterthanen, die bezahlten Söldlinge hielten schwerlich Stand, wenn sie ihre Speere gegen die Stadt des Apostels schwingen sollten; ehe die Unterhandlungen noch in's Geleise gekommen, hatten die meisten Städte schon dem heiligen Vater Treue geschworen, und Marcuald sah sich von Land und Leuten verlassen, ein besitzloser Vasall, ein entthronter Abentheurer, in der allgemeinen Verwirrung allein ein neues Glück zu erkämpfen angewiesen. Während er voll finsteren Grolles seiner Mark den Rücken wandte, und sich mit ungewissen Entwürfen nach Apulien begab, erkannten die Städte, unter ihnen vorzüglich Ancona, Sinigaglia und Pesaro, die Oberherrschaft des Pabstes. Nur Ascoli, die südlichste unter ihnen an der Grenze des Abruzzenlandes, weigerte sich, das eine Joch mit dem andern zu vertauschen.

Unter den Geräthschaften des entwichenen Herzogs fand man den letzten Willen Heinrichs des Sechsten, und machte ihn unverzüglich zu Rom bekannt. Es stellte der Kaiser darin sein Südreich und seinen unmündigen Knaben unter die Vormundschaft des heiligen Vaters; der heilige Vater und die römische Kirche sollten dem jungen Friedrich das Kaiserthum zuwenden, und als einen Lohn der Sorgfalt die vielbestrittenen Güter der Mathildis in Empfang nehmen *).

*) Beatrix, die Wittwe des Bonifazius, Markgrafen von Toskana, hatte sich mit Gottfried, dem Herzoge von Niederlothringen, vermahlt; die Erbin ihrer Güter war die Tochter der Beatrix, die berühmte Grä-

Wohl mochten die Verfechter des Kaiserthums über eine so seltsame Verordnung die Köpfe schütteln; Heinrich kannte den Hass seiner sicilischen Unterthanen gegen den Stamm der Hohenstaufen, die Ehrsucht der Barone, wie sie ungeduldig in den Zügel knirschte, konnte ihm nicht entgehen; ehe ihnen der Anlass verschafft wurde, sich gegen das Herrscherhaus mit dem römischen Priester zu verbinden, war's heilsamer verfahren, wenn man diesem die verwaltende Vaterschaft in die Hände gab, und ihn dadurch jenen gegenüber stellte. So hatte Heinrich, sein plötzliches Ende vielleicht dunkel ahnend, den Kirchenfürsten, gegen welchen er so schonungslos seinen Willen behauptet, zum Pflegsorger seines unmündigen Erben erkoren; auch hatte er

---

fin Mathildis. Eben so staatsklug als andächtig, lebte diese Herrscherin in inniger Freundschaft mit Gregor dem Siebenten; in ihrem Schlosse Canossa liess er den Kaiser vor sich knieen. Ihr schriftlicher Wille, hiess es, schenkte ihm ihre italiänischen Besitzungen, obgleich sie Reichslehen waren. Sie schlug das vereinigte Heer der Lombarden, besiegte Heinrich den Vierten in blutiger Schlacht, und liess die erbeutete kaiserliche Hauptfahne in der Kirche des heiligen Apollonius zu Canossa aufstellen. Unter dem Pabste Paschalis dem Zweiten legte sie in die Hände des Kardinals Bertrand, welchen sein Meister als einen rathgebenden Freund ihr zugesandt hatte, eine zweite feierliche Urkunde der Schenkung nieder, „weil sie befürchtete, jene erste sei verloren gegangen." Nachdem sie von ihrem Gemahle, dem Herzoge Welf von Baiern, sich getrennt, und Konrad, den ältesten Sohn Heinrichs des Vierten, wie ihr vorgeworfen wird, durch ihren Leibarzt hatte vergiften lassen, leitete sie bis zu ihrem Tode (1115) grossentheils die italiänischen Angelegenheiten. Heinrich der Fünfte setzte sich, gegen den Pabst glücklich, zum Meister der mathildischen Erbschaft; bei dem Vertrage des Kaisers Lothar mit Innocenz dem Zweiten belehnte dieser den Neffen des Herzogs Welf damit. Doch war hiedurch der streitige Besitz keineswegs entschieden, die mathildischen Güter blieben länger als ein Jahrhundert hindurch ein Zankapfel zwischen den deutschen Kaisern und den Päbsten; Kaiser Heinrich der Sechste hatte sie seinem Bruder Philipp, dem Herzoge von Schwaben, überlassen.

schwerlich sich in den Sinn kommen lassen, welch ein Geist nach seinem Dahinscheiden die Angelegenheiten des Christenthumes vom Kapitol aus entscheiden würde.

Aber kaum bedurfte es erst dieses letzten Willens. Denn schon hatte sich die kaiserliche Wittwe an den neuerwählten Pabst gewandt, und ihn ersucht, sie und ihren Sohn mit dem Königreiche Sicilien, mit dem apulischen Herzogthume und dem Fürstenthume Kapua zu belehnen. Was ein solches Gesuch ihr entrungen, war die Furcht; durch schlimme Reden verleumdet, weil sie das Ende ihres Gatten vielleicht durch verruchte Mittel beschleunigt hatte, verhasst, weil sie dem Reiche einen hohenstaufischen Fürsten geboren, viele dienstfertige Ritter, aber keinen bewährten Freund um sich entdeckend, fand sie im römischen Schutze den ergiebigsten Trost; es war leichter, sich dem entfernten Pabste als den gegenwärtigen Edelleuten bequemen zu müssen, ehrenvoller, von einem Fürsten als von den eigenen Unterthanen Vorschriften hinzunehmen. Mit einem einzigen Blicke erkannte Innocenz die Vortheile, die aus einer solchen Lehensherrschaft für sein Ansehen in Italien sich ergeben würden; unbedenklich, aber mit verdeckter Freude, die Gelegenheit ergreifend, nannte er die Kaiserin eine würdige Tochter der Kirche, und kam ihrer Bitte entgegen, indem er sie seiner Sorgfalt, seiner freundschaftlichen Treue im angetragenen Amte versicherte. Ihr das neue Verhältniss zum päbstlichen Throne als ein altes Herkommen vorzustellen, welches jetzt durch Friedrichs Minderjährigkeit sich nur wiederhole, war nicht schwer; vor Leo den Neunten, den sie in der Schlacht überwunden und in ihre Gewalt bekommen, hatten die frommen Normannen auf dem

Kampfplatze sich niedergeworfen, und sich mit Allem, was sie in Sicilien und Unteritalien erobert oder erobern würden, belehnen lassen. Die späteren Fürsten Siciliens hatten sich jederzeit als fromme Vasallen der Kirche erwiesen, und wenn auch König Wilhelm mit dem Pabst Hadrian dem Vierten in eine Fehde gerathen, so verband im nächsten Jahre schon die beiden Häupter ein herzlich gemeinter Friede.

Bei einem förderlichen Beginnen aber auf halbem Wege stehen zu bleiben, war unsres Pabstes Weise nicht. Er äusserte mit jenem Frieden eben sein Missvergnügen, und betheuerte, dass ein so weiser Kirchenfürst, wie Hadrian der Sechste, zu solchen Verträgen nimmermehr die Hand geboten hätte, wenn er von der Noth der Zeiten nicht gedrängt worden wäre; ihm aber sey es unmöglich, der gemisshandelten Kirche ihre alten Rechte länger zu entziehen, mit mahnender Entrüstung spreche der Apostel zu ihm, dessen gesegneten Schlüssel er führe, und so erinnere er ernstlich seine würdige Freundin, an der sicilischen Krone nicht länger die Flecken der Gottlosigkeit haften zu lassen. Vier Punkte waren es, welche Innocenz in jenem Friedensschlusse verwarf. Man hatte festgesetzt, dass man in kirchlichen Angelegenheiten nur erst, wenn die Prälaten des Reiches sich nicht vereinigen könnten, seine Zuflucht zum Entscheidungsworte des Pabstes nehmen würde; dass auf der Insel Sicilien ganz und gar keine Apellation dieser Art statt finden, auch kein päbstlicher Legat ohne Erlaubniss des Königs sich aufhalten sollte; dass der Monarch die Geistlichen der Insel zu sich berufen, und aus ihrer Mitte nach unbeschränkter Neigung und Wahl, wen er wollte, am

Hofe behalten könnte; dass endlich die gewählten Bischöfe, bevor sie das Pallium ohne Widerspruch anlegten, vom Könige bestätigt seyn müssten. — Nur wenn diese anstössigen Punkte aus jenem Vertrage gestrichen wären, wollte Innocenz die Pflichten der Vormundschaft übernehmen, und das sicilische Reich mit den Banden der Liebe an die Kirche fesseln, damit der Segen des Himmels wohlthätig es befruchte.

Nichts hatte Konstantia weniger geahnt als ein Rütteln an längst geschlossenen Verträgen. Lebhaft, wie der römische Bischof eine Veränderung wünschte, war sie ihr zuwider. Je aufmerksamer der Argwohn ihrer Barone sie beobachtete, desto sorgfältiger musste sie jedem Tadelworte vorzubeugen suchen; je lauter man von der Schwäche einer weiblichen Regierung sprach, desto ängstlicher bemühte sie sich, jede Kränkung der königlichen Rechte zu verhüten. Was aber unter Cölestin mit leichter Mühe gelungen wäre, ward unter Innocenz zur unbesieglichen Schwierigkeit; ihre Gegengründe waren bald widerlegt, auf ihre Flehensbriefe wurde mit sanftem Ernste, mit locker verschleierten Drohungen geantwortet. Was Gründe und Bitten nicht erzielten, sollte durch bestochene Kardinäle erwirkt werden; aber an keinem Hofe verlor das Gold seine gewöhnliche Allmacht so sichtbar als im Pallaste Innocenz des Dritten. Die bedrängte Kaiserin sah keinen andern Ausweg mehr, ihre Lage gebot das Opfer, die zwistigen Punkte des Vertrages wurden getilgt; die kirchlichen Rechte des Fürsten gingen an den römischen Priester über, von ihm mussten künftighin die erwählten Prälaten erst bestätigt werden. Jetzt wurden Sicilien und Süditalien ein verwaltetes Lehen

der Kirche, der heilige Vater hiess der Vormund des jungen Friedrich; Konstantia leistete den Lehenseid, und verpflichtete sich zu einer jährlichen Vasallensteuer. Der Zweck, welchen sie vor Augen gehabt, war einstweilen erreicht; die Mächtigen des Landes wagten es nicht, ihren Arm gegen die Reichsverweserin der Kirche zu erheben; sie genoss einer friedlichen Ruhe, und gab, um diesen Frieden desto sicherer zu stellen, allen deutschen Feldherren und Kriegern den Befehl, das Land zu verlassen. Der Wille des Schicksals war ein anderer. Kaum hatte sie angefangen, sich der gedeihlichen Ruhe zu freuen, musste sie in das Haus der ewigen Ruhe wandern; dreizehn Monde nach dem Tode ihres Gemahls folgte sie ihm hinüber in das Reich, das uns Alle erwartet.

Wer konnte sich jetzt scharfblickend genug dünken, dass er Siciliens Zukunft zu bestimmen versuchte? Ein verwaister Kronerbe, dessen Vater den Fluch seines Volkes mit sich in's Grab genommen, dessen Oheim fern in Deutschland, nachdem er mit Gefahr des Lebens den Fallstricken seiner italiänischen Feinde entgangen; unruhige Barone, mit dem Auge des Argwohns nach einander spähend, in ihren Wünschen ähnlich, in ihren Gesinnungen gegen den königlichen Knaben wenig verschieden; ein kluger Pabst, zum Schutzherrn des Landes ausersehen, die Rechte seiner Vormundschaft mit eifersüchtiger Wachsamkeit zu behaupten gesonnen; in Apulien aber jener Marcuald, ein unher irrender Abentheurer, aus seinen Landen vertrieben, begierig, jeden zerrissenen Faden der Verwirrung aufzuhaschen, und das Gewebe seiner Hoffnungen auf's Neue daran zu knüpfen. Er hatte den Tod der

Kaiserin kaum vernommen, so setzte er das letzte Geld, welches er bei sich führte, an Werbungen, machte sich mit einer ziemlichen Schaar von Söldlingen auf den Weg, und suchte der Welt die Meinung aufzudringen, Kaiser Heinrich habe ihn zum Vormunde des jungen Friedrich ernannt. Doch von einem solchen Willen mochte Niemand etwas hören; Marcuald fand überall Spott und Widersetzung, keine Burg öffnete ihm ihre Thore, und wo er von schuldigem Gehorsam sprach, hielt man ihm das Testament der Reichsverweserin entgegen, welches ausdrücklich den heiligen Vater zum Vormund ihres Sohnes ernannte, und selbst eine jährliche Summe Geldes festsetzte, um die Kosten dieses Amtes bestreiten zu können. *)

Innocenz indessen meldete sogleich den Erzbischöfen Siciliens und Apuliens, wie er die Pflichten dieser Vormundschaft nicht bloss dem Namen nach, sondern in der That mit allen ihren Beschwerlichkeiten und Gerechtsamen übernommen habe. Dem Schreiben folgte der Kardinal Gregor von Santa Maria in Portica als päbstlicher Legat; er liess alle Städte und Gemeinden des Landes Innocenz dem Dritten, dem vormundlichen Regenten, den Eid der Treue leisten und zog mit den vorzüglichsten Baronen und Prälaten die Wahl der Männer in Betrachtung, denen die Erziehung des jungen Königs anvertraut werden sollte. Eine Theilnahme

*) Wie die Päbste überhaupt aus einem einzelnen Falle ein Herkommen, ein Gesetz zu machen pflegten, entstand auch aus diesem Testamente Konstantia's die römische Anmassung, über unmündige Könige in Sicilien jedesmal die Vormundschaft führen zu müssen. Giannone Stor. civile del regn. d. Napoli. t. 2.)

an dieser Erziehung versprach einen mächtigen Einfluss; ihn zu gewinnen, drängte sich Alles herbei. Doch nur Wenige konnten eines solchen Amtes gewürdigt werden; je geringer ihre Zahl, desto eitler prunkten sie mit ihrer plötzlichen Wichtigkeit, und blickten voll stolzer Schadenfreude auf die Uebrigen. Diese fühlten durch das Steigen ihrer Nebenbuhler sich gefallen, sie konnten ihren Groll nicht verbergen, und dem Hasse gegen die neue Herrschaft immer ausgedehnteren Spielraum gönnend, traten sie am Ende mit dem Herzoge Marcuald in heimliche Unterhandlungen. Der Abentheurer empfing ihre Boten mit offenen Armen; unmässig, wie seine jubelnde Hoffnung, klangen seine Versprechen; vor keinem Legaten eines Pabstes sollte fürder ein sicilischer Edelmann verstummen müssen; wer eine Burg im Lande besässe, würde, wie es sich gebührte, seinen Theil haben an der Verwaltung, er selbst aber begehrte nur der ersten Stimme sich zu erfreuen. — Indessen wurden die Umtriebe mit der gewissenhaftesten Heimlichkeit gesponnen; Marcuald wollte es dem klugen Pabste an Klugheit zuvor thun, und ihn einschläfernd, seine Netze desto ungefährdeter auswerfen. Sobald er der sicilischen Barone sich versichert glaubte, fertigte er einen Vertrauten nach Rom ab, versprach als Regent in Sicilien der gehorsame Lehensmann des Pabstes zu seyn, machte ihm ein Anerbieten von mehreren tausend Unzen Goldes, und wollte sich durch Zeugen zu dem Beweise verstehen, dass der Knabe Friedrich nicht Kaiser Heinrichs Sohn, sondern ein untergeschobenes Kind, durch welches man versucht hätte, die unfruchtbare Verbindung des hohenstaufischen Blutes mit dem normännischen den Unterthanen zu ver-

hüllen. Das dargebotene Gold ward mit Verachtung zurückgewiesen, die abentheuerliche Beweisführung als das Hirngespinnst eines Tollkopfes verspottet; zur Antwort aber erschienen sechs Hundert wohlgewaffnete Söldlinge und die Ausschliessung des Herzogs aus der Gemeinschaft der Christen. Jeden Sonn- und Festtag, lautete der päbstliche Befehl, sollten Marcuald und die Seinigen bei Glockengeläut und flammenden Kerzen mit dem Fluche der Kirche gebrandmarkt werden. Doch ehe der Bannstrahl noch öffentlich daherschoss, setzte der Herzog mit seinen Reisigen nach Sicilien hinüber, kündigte sich überall als den Freund und den Bevollmächtigten des heiligen Vaters an, und schloss mit verschiedenen Edelleuten, die er bisher nur auf dem Wege der Unterhandlung kennen gelernt hatte, persönliche Freundschaft. Auch die maurischen Einwohner an der Südküste der Insel hiessen ihn willkommen; ein Glücksritter, welcher ihres Beistandes bedurfte, musste ihnen genehmer seyn, als ein Pabst, der mit vollem Rechte auf der Insel zu herrschen behauptete, und Schutzherr des Christenthumes, ihrem Glauben gefährlich zu werden drohte. Der Herzog empfand den Sonnenschein des Glückes, und gürtete sich, die Vesten des Landes in seine Gewalt zu bekommen.

Während ein Bewerber um die sicilische Krone, von allen Frommen als ein Sohn des Fluches gemieden, dessen ungeachtet auf der gefährlichen Bahn nicht ohne Winke eines günstigen Schicksales fortschritt, stellte sich ein Nebenbuhler ein, der mit einem geringeren Erwerbe zufrieden, in seinem Betragen sich sanftsinniger zeigte, und einen ergebenen Waffenführer der Kirche versprach. Es war Walther von Brienne,

ein rüstiger Krieger, welchem die älteste Tochter des Königs Tankred vermählt war. Mit den übrigen Gliedern ihres Hauses hatte sie die heimatliche Insel verlassen müssen, und in Deutschland unter den Augen des Kerkermeisters traurige Tage gelebt. Nach dem Tode des Kaisers erhielt sie endlich den unbeschränkten Gebrauch der Freiheit wieder, und eilte in die Arme eines Gatten, der während dessen kein erfreulicheres Leben geführt hatte. Er bat den heiligen Vater um Belehnung mit der Grafschaft Lecce und dem Fürstenthume von Tarent; beide habe Kaiser Heinrich dem Bruder seiner Gemahlin, dem jungen Wilhelm, als einen Ersatz für die entrissene Krone versprochen, aber mit wortbrüchiger Härte vorenthalten; würde der heilige Vater auf so gerechte Bitte hören, so sollte kein Schwerdt in der Christenheit pflichtliebender, als das Seine, für die Kirche kämpfen. Innocenz gerieth in Verlegenheit; für die Schwester des unglücklichen Wilhelm sprach das Mitleid; an sich selbst war ein Fürst von Tarent wenig zu fürchten, während er gegen den stürmischen Marcuald wirkungsreiche Hülfe leisten konnte; doch die Liebe des Volkes zu dem alten normännischen Geschlechte durfte nicht vergessen werden, die Sehnsucht nach dem Hingeschwundenen floss leicht mit dem wehmüthigen Gefühle für die gesunkene Fürstin zusammen, Friedrichs Sache konnte Schaden nehmen, und der Vormund sich bei den Menschen einen schlimmen Argwohn wecken. Die Klugheit blickte vorsichtig nach beiden Seiten, Walther von Brienne ward mit den erflehten Gebieten belehnt, musste jedoch im vollen Konsistorium zu Rom sich feierlich verpflich-

ten, „niemals einen Schritt zu thun, welcher dem Mündel des Pabstes schaden könnte.“

Eine solche Zerstückelung des Reiches indessen betrachteten die Erzieher des jungen Friedrichs mit unverhohlenem Widerwillen. Vor allen Andren Pagliana, der Kanzler, ein eigensinniger heftiger Edelmann, der eben so unschmiegsam dem Marcuald sich widersetzte, als er den Befehlen vom Vatikan aus den knechtischen Gehorsam versagte. Während Walther von Brienne nach Frankreich eilte, um für den Krieg des Pabstes ein zahlreiches Heer zu werben, Marcuald aber mit deutschen und sarazenischen Kriegern bereits die Mauern von Palermo bestürmte, sahen die Augen Aller erwartungsvoll auf den Kanzler; wohin er sich neigen würde, schienen der Sieg und das Glück bald zu folgen. Seiner Macht sich bewusst, beschloss er, Keinem sich ganz widmend, beide Theile mit einander im Gleichgewicht zu erhalten. Doch Johannes, ein Verwandter des Pabstes und Marschall seiner Kriegesschaaren, vereinigte sich mit den königlichen Haufen, und erfocht über den Herzog einen entschiedenen Sieg. Hiemit war dem Gange des Kanzlers plötzlich eine andre Richtung gegeben; er wurde Marcualds Bundesgenosse, theilte alle Gewalt auf der Insel mit ihm, suchte den Namen des Pabstes verhasst zu machen, und plünderte die Kirchen in Apulien und Kalabrien. Durch seine klugen Vorkehrungen fluthete Marcuald bald wieder auf der Woge des Glückes, trug der Feldzug, welchen Walter von Brienne in Süditalien unternahm, nur kärgliche Früchte. „Petrus, der Apostel, selbst,“ rief Pagliana, „dürfte mir nicht gebieten, diesem Walter von Brienne die beiden Landstriche zu überlassen, nach de-

nen ihn lüstert!" Doch Innocenz liess die Empörung nicht ungestraft sich brüsten, er schleuderte das geistliche Geschoss auf ihren Stifter. Und hier zeigte sich der Unterschied zwischen einem verzweifelnden Krieger und einem geehrten Staatsdiener. Während jener, nach dem Verdammungsurtheil der Kirche nicht fragend, die Besorgnisse seiner Soldaten durch Geschenke beschwichtigte, konnte dieser, an den Zoll der allgemeinen Achtung gewöhnt, den Gedanken nicht ertragen, von den frommen Bürgern, gleich einem Verpesteten, gemieden zu werden; als hätte der Bannstrahl ihm das Haupt versengt, verfiel er in düstre wortkarge Schwermut, verwünschte seine Freundschaft mit dem Herzoge, und lag, ehe dieser es ahnte, sich demüthigend vor den Füssen des päbstlichen Legaten in Apulien. Aber dem Boten, welcher die fröhliche Kunde seiner Sinnesänderung dem Pabste brachte, folgte unerwartet ein zweiter, dessen Sendung den Vatikan mit ängstlichem Schrecken erfüllte; Marcuald hatte Palermo erobert, und mit dem jungen Könige die ganze sicilische Insel fast in seine Gewalt erhalten. Doch seine glücklichste Stunde war zugleich seine letzte; vom neuen Lorbeerkranze beschattet, erstarrte das Antlitz des Siegers unter den kalten Schauern des Todes.

Auf seiner Bahn suchte ein anderer deutscher Feldherr, von den Italiänern Wilhelm Capparone genannt, fortzuschreiten. Er machte sich gleichfalls zum Meister der Hauptstadt, und hielt den jungen Friedrich in seinen Banden; ein grosser Theil der Insel gehorchte ihm, und so ward er keck genug, sich den Oberaufseher des Königs und Statthalter von Sicilien zu nennen. Pagliana, der Kanzler, aber, mit dem Pabste bereits

vollkommen ausgesöhnt, hielt ihm glücklich das Gleichgewicht, bis endlich Innocenz selbst in Süditalien erschien, zu San Germano, einem Städtchen zwischen Rom und Kapua (1208), einen Reichstag hielt, und den sicilischen Staat glücklich beruhigte. Der junge Friedrich ging damals bereits dem Jünglingsalter entgegen; mit Ungeduld mochte er die väterliche Krone auf seinem Haupte erwarten, über den Vormund aber, welchen der Wille seiner Eltern ihm gegeben, hatte er nicht Ursache zu klagen. Wenn wir ihn wieder mit dem Pabste zusammen treten sehen, geschieht es unter andren Verhältnissen, zu andrem Zwecke.

Zweites Kapitel.

Mit dem Wunsche, den Altar der Kirche über alle Thronen der Fürsten zu erheben, machte es sich Innocenz zum Gesetze, die Diener der Kirche mit strengem Zügel zu leiten, zugleich aber auch, vor jeder Verletzung von weltlicher Seite her sie schützend, jede Unbill, die sie hier erfahren, mit ernster Entrüstung zu ahnden. Er hatte daher kaum auf dem Stuhle des Apostels den dringendsten Pflichten Gnüge geleistet, so dachte er darauf, dem Erzbischof von Salerno die Freiheit zu erzwingen. Dieser Geistliche, ein Herr von geschätzten Tugenden, konnte bei'm Untergange des normännischen Hauses seine Neigung nicht von ihm losreissen, und hatte bei Kaiser Heinrichs fruchtlosem Feldzuge in Süditalien mit allen Mitteln, welche ihm zu Gebote standen, jenen Tankred unterstützt. Nachdem aber der Kaiser zum andren Mal erschienen, und

die unumschränkte Herrschaft des Landes erfochten hatte, musste der Erzbischof die Stimme seines Herzens ersticken; er leistete den vorgeschriebenen Eid und bekannte sich zum Unterthan des Fürsten, welchen er von ganzer Seele hasste. Heinrich verlor die Männer, die zu seinem Schaden gewirkt, nicht aus dem Auge; der Erzbischof ward gewaltsam in einen verrätherischen Handel hinein gezogen, und der Strenge des Gesetzes empfohlen. Aber an seiner Unschuld wollte keine Makel haften; ihn dem Henker zu übergeben, schien ohne Erbitterung des Volkes nicht thunlich. Er musste daher seinen italiänischen Kerker mit einem deutschen vertauschen, und wurde vom Kaiser dem Herzoge Philipp von Schwaben, seinem Bruder, auf unbestimmte Zeit der Haft eingehändigt.

Es wanderten nach Deutschland zwei Legaten, begaben sich zum Herzoge, und begehrten im Namen des heiligen Vaters, dass der Erzbischof von Salerno, das unschuldige Opfer der hohenstaufischen Rachsucht, augenblicklich in Freiheit gesetzt würde; fände der Befehl keinen Gehorsam, so liege für die Kerkermeister des redlichen Priesters der Bannfluch bereit, und müsste auch ganz Deutschland mit dem Interdikte heimgesucht werden, nimmermehr ertrüge es Pabst Innocenz länger, ein Mitglied seines Hauses in weltlichen Banden schmachten zu sehen. Herzog Philipp, von der Grausamkeit seines Bruders nicht entstellt und von Rachsucht weit weniger beherrscht, hegte dem Erzbischof keinen persönlichen Groll; es lag ihm überdiess gar viel daran, in seiner gegenwärtigen Stellung die Gunst des neuen Kirchenhauptes sich zu sichern, und so zeigte

er

er den bereitwilligsten Gehorsam. Mit Freuden, gestand seine Antwort, schenke er einem so würdigen Prälaten das Licht des Tages wieder, komme er dem Befehl eines so trefflichen Pabstes freundfertig entgegen; zum Lohne erbitte er sich ein Einziges nur, die Freisprechung von dem Banne, mit welchem Cölestin der Dritte ihn gestraft, weil er von seinem Toscana aus zu wenig die römischen Grenzen geschont hatte. Die Gesandten versprachen sein Gesuch zu unterstützen, und reisten mit dem befreiten Erzbischof über die Alpen zurück. Des Herzogs Wunsch blieb unbeachtet; Innocenz der Dritte hatte seine Gründe dazu, an einem andern Orte werden wir sie darstellen können.

Dass er überhaupt nicht gesonnen, irgend einen Anspruch der Kirche untergehen zu lassen, zeigte der neue Pabst nachdrücklich genug. Alfons, der Eroberer, der seinen aufspriessenden portugisischen Staat glücklich erweiterte, hatte bei Ourique über die Mauren, deren Heeresschaar die seinige beiweitem übertraf, einen glänzenden Sieg erfochten. Seine Krieger, von der ehrenvollen Freude berauscht und einen Fürsten anbetend, welcher so wacker sie gegen den Feind geführt hatte, flochten auf dem Wahlplatze eine Krone aus grünen Zweigen, setzten sie ihm aufs Haupt, und riefen ihn zum Könige aus. Von dem Tage an bediente sich Alfons des zugerufenen Titels, und meinte mit vollem Rechte ihn verdient zu haben. Aber die Könige von Kastilien, seine Nachbarn, missgönnten dem schwächeren Fürsten die Ehre; sie ergriffen jede Gelegenheit zum Zwiste, und der geringfügigste Missverstand wurde durch blutige Kämpfe auszugleichen gesucht. Da wandte sich der bedrängte Alfons endlich

an Pabst Alexander den Dritten. Den Grundsätzen seines Stuhles folgend, stellte dieser auf's Neue die Meinung auf, dass alle Länder, welche das christliche Schwerdt den Mauren entrissen, ein Eigenthum des Apostel Petrus seyen, und die Landeshoheit also dem Pabste, seinem Nachfolger, gebühre. Da aber Alfons einen so glänzenden Kriegerruhm sich erstritten, so überliess er ihm „aus päbstlicher Vatermilde" den Westen der pyrenäischen Halbinsel, und bestätigte den Königstitel, der ihm am Schlusse eines so herrlichen Tages geworden. Alfons zögerte nicht, für eine so liebreiche Anerkennung sich zu einem jährlichen Zins zu verstehen; das geringe Opfer machte ihn zum Schützling der Kirche, sicherte ihn gegen die gehässigen Versuche seiner kastilischen Nachbarn. Sancho, sein Sohn, welcher den Beinamen des Bevölkerers erhalten, mochte die Wohlthat geniessen, die seinem Vater geworden, aber nicht den Zins der Dankbarkeit entrichten. König Alfons, gab er den Gesandten Innocenz des Dritten zur Antwort, habe aus besonderer Ehrerbietung gegen Pabst Alexander einen jährlichen Tribut verheissen; von einer daurenden Zahlpflicht aber, die auch den Nachfolgern jenes Pabstes geleistet werden müsste, sey nimmermehr die Rede gewesen. — Innocenz liess die Urkunde, die Alfons eigenhändig unterschrieben hatte, vorzeigen; er drohte mit den apostolischen Blitzen und Sancho sah sich genöthigt, die jährliche Sendung nach Rom verabfolgen zu lassen.

Alfons dem Edlen, dem Könige von Kastilien und Leon, unter dessen Leitung nachmals die vereinigten christlichen Fürsten den glänzenden Sieg bei Tolosa erhalten, glückte der Widerstand gegen unsern kräfti-

gen Pabst eben so wenig. Schon von Cölestin dem Dritten wegen seiner Vermählung mit einer nahen Anverwandten in den Kirchenbann gethan, kümmerte er sich um die römischen Maasregeln wenig, und wusste dem bald darauf ausgesprochenen Interdikte in seinem Staate die gefährlichsten Wirkungen zu nehmen. Ja seine Furchtlosigkeit ging so weit, dass er nach dem Tode der ersten Gattin mit einer noch näher verwandten vor den Altar trat. Innocenz der Dritte richtete sogleich sein Auge auf Kastilien; die Verhöhnung des päbstlichen Gebotes zu strafen, den kirchlichen Satzungen die gebührende Ehrfurcht zu erzwingen, war kein andrer Pabst entschlossener, verstand kaum ein andrer besser. Im ersten Jahre seiner Herrschaft schon sandte er den Mönch Rainerius nach Spanien, und hiess ihn zu dem königlichen Paare in den wirkendsten Ausdrükken sprechen. Alfons glaubte einen Boten des alten Cölestin zu hören, und fand es seiner Würde kaum angemessen, auf Gründe der Vertheidigung zu sinnen. Als aber der Mönch plötzlich ihn vor seinen Richterstuhl forderte, als alle Bischöfe des Landes den Befehl erhielten, unter feierlichem Gottesdienste dem Fürsten als einem blutschänderischen Frevler zu fluchen, als es den Unterthanen bei ihrer Seligkeit an's Herz gelegt werden sollte, einem solchen Verbrecher nicht länger die Pflicht des Gehorsams zu leisten, da überlegte der König die gefährlichen Wirkungen eines solchen Schrittes, und zitterte für seine Zukunft. Seine Räthe hatten den Muth nicht, ihn zum Trotze zu spornen; Alfons und seine Gemahlin wandten sich ergebungsvoll an den Pabst, und baten um Rechtheissung ihrer Ehe. Innocenz verweigerte sie, und gebot mit furchtbaren Wor-

ten dem Paare, den Weg der Sünde zu verlassen. Die Vermählten trennten sich, und wurden sodann des Bannes entladen.

Aus der Halbinsel, in welcher unser Pabst durch beide Begebenheiten seinem Namen eine hohe Ehrfurcht gewonnen hatte, erschien ein Gast, der sein Ansehen auch in Rom förderte. Es war Peter der Zweite, der junge fromme König von Aragonien. Er trat an die Stufen des vatikanischen Thrones, um von Innocenz gekrönt zu werden, Schwerdt und Kriegesgürtel aus seinen Händen zu empfangen. Denn es pflegten die Beherrscher von Aragonien eines Königs Würden und Ehrenzeichen nicht gleich nach dem Tode ihres Vaters, sondern erst, wenn sie für den Kriegerstand geweiht worden oder sich vermählt hatten, zu erhalten. Innocenz, einen so willkommenen Gast mit vollen Ehren aufzunehmen gesonnen, sandte ihm den Präfekten der Stadt und die Blüthe des römischen Adels entgegen; er selbst empfing ihn vor der Peterskirche, und liess es an Pracht nicht fehlen, um seine Gegenwart zu verherrlichen. Am Feste des heiligen Martin aber begab er sich mit dem jungen Fürsten in das Kloster des Pankratius; Peter wurde hier durch den Bischof von Porto gesalbt, und der Pabst setzte ihm sodann die Krone auf's Haupt. Zugleich ertheilte er den aragonischen Königen das Recht, sich die Krone, sobald sie vom römischen Stuhl sie erbeten, durch den Erzbischof von Taracona aufsetzen zu lassen. Der fromme Fürst schwur dem Pabste in der Peterskirche Treue und Gehorsam; er setzte eine jährliche Zinssumme fest, und legte die Krone sammt dem Scepter auf den Hauptaltar des Tempels, zum Zeichen, dass er sein Reich dem er-

aten der Apostel anheim gestellt, und von seiner Gnade es zurück erhalten — ein knechtisch-frömmelndes Puppenspiel in unsren Augen; in seinem Jahrhundert, da es aus zwangloser Neigung geschah, ein ehrenvoller Beweis der Gottesfurcht, bei seinen Unterthanen eine segensreiche Empfehlung.

Während wir den Mann unsres Gemäldes fürstliche Ehen trennen und die Könige entfernter Länder krönen sehen, hielt er mit Nachdruck die Mächtigen der Erde zur Erstattung ungerechter Beute an. König Richard von England, der tapfere Löwenherz, war mit dem Schiffe, darauf er aus dem Morgenlande zurück kehrte, durch Sturm in den Meerbusen von Venedig getrieben worden. Als Pilger verkleidet, setzte er seinen Weg zu Lande fort; doch ward er erkannt, und von österreichischen Unterthanen ergriffen. Er hatte bei der Eroberung von Akkon das Kriegesbanner, welches ihr Herzog Leopold zuerst auf dem Thurme flattern liess, über solche Anmassung ergrimmt, herunter gerissen und mit Füssen getreten. Jetzt gedachten die Bürger des Schimpfes, und sandten ihn dem Kaiser Heinrich dem Sechsten zu. Heinrich, in dem ruhmvollen Fürsten nur den Freund des Königs Tankred erblickend, liess vor seiner Rachsucht keinen Edelmuth zur Regung kommen, und warf ihn in den Kerker. Zwar lieferte er ihn seinem Feinde, dem Philipp August von Frankreich, nicht aus, willigte auch nicht in die Bitte, die Kerkerschaft auf alle Tage seines Lebens auszudehnen, doch liess er ihn lange Zeit schmachten, und gab ihm erst für ein ungeheures Lösegeld die Freiheit zurück. Kaiser Heinrich und Herzog Leopold überlebten ihre unwürdige Handlung nicht lange; Innocenz der Dritte aber liess

durch den Erzbischof von Magdeburg dem Herzoge Philipp von Schwaben erklären, dass er als Bruder und Erbe des Kaisers verbunden sey, das frevelhaft erpresste Lösegeld zu ersetzen. Der heilige Vater, wurde versichert, sey entschlossen, eine so himmelschreiende Ungerechtigkeit in keinem Falle straflos hingehen zu lassen. Ein ähnliches Schreiben erging an den Sohn des Herzogs von Oesterreich; er habe seinem Vater, erinnerte man ihn, auf dem Sterbebette eidlich versprechen müssen, das fluchbelastete Geld wieder heraus zu geben; kein ehrenwerther Sohn dürfe sich weigern, einen solchen Schwur so schnell als möglich zu erfüllen. — Zugleich erhielt der Bischof von Salzburg den Auftrag gegen beide Fürsten, wofern sie dem Gebote des Pabstes Hartnäckigkeit entgegen setzen würden, die Waffen des geistlichen Zornes in Bereitschaft zu halten. Den Bedrohten gebrach das Herz, den Kampf mit Rom zu wagen, und so bequemten sie sich dem Befehle.

Fast schien es auch, als sollte nach dem Regierungsantritte unsres Pabstes einer der sehnlichsten Wünsche, welche man seit Jahrhunderten im Vatikan hegte, die Vereinigung der griechischen Kirche mit der römischen, in Erfüllung gehen. Das alte Rom mit seinem götterreichen Kapitol um die langgenossenen Vorzüge bringend, hatte Konstantin, der christliche Kaiser, an der Schwelle Europa's die Stadt seines Namens erbaut; in den neuen Mauern sollte das Heidenthum niemals geblüht, dem entthronten Jupiter niemals ein Opferthier geblutet haben. Der Patriarch, das Haupt der Geistlichkeit, stand hochgeehrt neben dem Kaiser, aber eben weil er in der Nähe des Höheren lebte, waren seiner Ehrsucht unumstössliche Grenzen gesetzt. Auch wichen

ihm seine morgenländischen Amtsgenossen im Ehrenrange nicht. Der Patriarch von Jerusalem leitete eine Gemeinde, deren Voreltern den Stifter des Glaubens für alle Jahrhunderte bluten gesehen; die Patriarchen von Antiochien und Alexandrien rühmten sich eines grauen Alters, eines Sitzes, darauf unmittelbare Jünger des Heilands die Lehre ihres Meisters gefördert hatten. An den römischen Bischof ward bei diesem Wettstreite der Würde noch nicht gedacht. Aber bald lösten sich die asiatischen Gemeinden auf; Mohameds schnellwuchernde Lehre duldete keine zweite neben sich, Syrien ward eine Beute der Araber, in Alexandrien zog mit dem kriegerischen Omar der Koran ein. Der Patriarch zu Konstantinopel blieb, was er war, das geistliche Haupt, im Reiche selbst ein untergeordnetes Glied. Während dessen gelangte das römische Bischofthum, wundersam wachsend, zu Glanz und Würde; den verschiedenen Mächten, die um den Besitz des schönen Italiens rangen, nach den Winken des Vortheils bald seinen Segen spendend, bald stillwirkende Ränke entgegen setzend, wusste der Priester am alten Kapitol die Fürsten zu gewinnen oder zu schrecken, die Gemüther der Menschen zu fesseln und sich zu unterwerfen. Petrus wurde seiner Kirche zum Stifter gegeben; er hiess der Fürst der Apostel — auf diesen Fels, hatte der Erlöser gesagt, baue ich meine Kirche. So musste sich bald zwischen den Bischöfen von Konstantinopel und Rom eine gehässige Eifersucht einstellen; sie wuchs mit den Jahren, durch Hartnäckigkeit genährt, durch Vorurtheile immer lebhafter erhitzt; sie griff die Lehre selbst an, der Eigensinn erfasste den kleinsten Unterschied zwischen den Gebräuchen beider Kirchen, und machte

einen unheilbaren Riss daraus; man verfolgte einander, man verleumdete sich durch ehrenrührige Erdichtungen, man verehrte zu Rom die heiligen Bilder, weil sie zu Konstantinopel verdammt worden, und gelangte so endlich zu einer völligen Scheidung.

Bei dem Allen waren die trennenden Momente in Lehre und Verfassung von geringfügigem Gewichte. Nicht das gesäuerte oder ungesäuerte Brod bei'm Abendmahle, nicht das Ausgehen des heiligen Geistes vom Vater allein oder auch vom Sohne, die Entfremdung beider Kirchen begründete der gegenseitige Hass, vergrösserten die spitzfündelnden Schriftsteller, welche von beiden Seiten ihrem Scharfsinn ein Fest gaben, und nach dem Sieg ihrer Einsichten strebend, das Einfachste mit unendlich verwickelten Fäden umspannen.

Endlich erschien die Zeit der Kreuzzüge. Das Abendland strömte gen Osten, Lateiner und Griechen traten mit einander in Berührung, jene die gewaffneten Gäste, diese die versorgenden Wirthe. Es schien ein erfreuliches Verhältniss sich anzuknüpfen; die Gegensätze, hoffte man, würden schwinden, das Verschiedenartige zusammen fliessen, eine innige Freundschaft der beiden Hälften dem Christenthume doppelte Stärke leihen, und mit den Völkern die beiden Kirchen sich schwesterlich die Hände reichen. Sie reichten sie sich, aber mit dem Bannstrahle gewaffnet. Die Völker selbst nicht anders; der Lateiner klagte über wortbrüchige Wirthe, das alte Sprichwort von der griechischen Falschheit wollte man auf's Neue in voller Kraft bewährt gefunden haben; der Grieche schrie über einen rohen Gast, der beutegierig zwischen Bundesgenossen und Feinden keinen Unterschied zu machen gesonnen.

Der Bruch dehnte sich weiter aus, der glimmende Hass schlug zu heller Flamme auf*) ; wie die Leidenstätte des Erlösers nicht behauptet ward, wollte auch kein Band zwischen Griechen und Lateinern dauern, keine Versöhnung der beiden Kirchen gedeihen. — Bald änderten sich die Verhältnisse im Osten. Neue Schwärme zogen daher, furchtbare Horden drohten dem griechischen Reiche den Untergang, gegen die Thürme der Hauptstadt schwirrten bisweilen die Pfeile der Plünderer. Die Enkel der Konstantin zitterten; Hülfe bittend wandten sie ihr Auge sehnsuchtsvoll nach ihren lateinischen Brüdern, und da der römische Bischof bereits über die Gemüther im Abendlande die Herrschaft führte, richteten sie ihren Flehensruf an ihn, und versprachen, als einen Preis des Beistandes, die vereinigende Unterwerfung ihrer Kirche. Freilich, wenn die Gefahr vorüber, wollte man sich des Vorschlags kaum mehr erinnern; war es einem Fürsten Ernst um die Verbrüderung, so sperrte sich die Geistlichkeit leidenschaftlich dagegen, und bot selbst diese, durch den Drang der Umstände bezwungen, die Hände, so murrte das empörte Volk. Es verabscheute die Gemeinschaft mit einer ketzerischen Kirche; seine Saatfelder vom Hufe der asiatischen Kriegesrosse zerstampft zu sehen, setzte es in geringeres Schrecken, als die Altäre seiner Tempel durch lateinischen Gräueldienst schänden zu las-

*) Jeder lateinische Heereshaufe, sagt Anna Komnena, die fürstliche Geschichtschreiberin, kündigte sich durch einen Schwarm von Heuschrecken an, der die Bäume entlaubte und die Wiesen kahl zehrte; doch gab er nur ein schwaches Bild der Verwüstung, welche die angemeldeten Scharen selbst ausübten.

sen. So kam es zu keiner Verbindung; immer wurden die Boten des Friedens wieder zurück gerufen.

Indessen gaben die römischen Päbste ihre Hoffnung nicht auf. Innocenz der Dritte hatte durch seine ersten Schritte kaum die allgemeine Achtung geerndtet, so erschien von Alexius, dem zweiten Engelkaiser, dem Bruder jenes Isaaks, der unlängst den Kreuzfahrern den Durchzug durch seine Lande verwehrt hatte, eine Gesandtschaft mit ansehnlichen Geschenken; sie betheuerte dem Pabste die Ehrfurcht ihres Herrn, und bat um einen Legaten, welcher nach Konstantinopel gesandt, das Werk der Vereinigung ausführen hülfe. War's auch nur ein trügerisches Licht, das der Erwartung wieder einmal schimmerte, so durfte die Gelegenheit doch nicht gewissenlos zurück gewiesen werden. Albert hiess der Geistliche, welchen Innocenz den Gesandten mitgab. Er führte päbstliche Briefe an den Kaiser und den Patriarchen bei sich. Alexius, wurde geschrieben, möchte endlich einmal, sein Auge dem wahren Lichte öffnend, die Kirchenverschwisterung mit echtem Ernste betreiben; es wäre Zeit, die Hoheit Petri zu erkennen, und die wackeren Streiter aus dem Abendlande bei der Eroberung der heiligen Flur zu unterstützen. — Albert aber begegnete wenig freundlichen Mienen. Der Patriarch, statt mit seinem Kaiser die Unterwerfung rasch zu betreiben, konnte auch diesmal wieder den alten Behauptungen nicht entsagen; man versuchte, die Gründe für das Vorzugsrecht der römischen Kirche niederzuschlagen, ein lebhafter Briefwechsel beschäftigte die Federn, hielt den Scharfsinn in Athem, liess die Unterhandlung zu keinem Ziele gelangen. Endlich ward eine entscheidende Kirchenver-

sammlung verabredet, und Alexius gab das Versprechen, er wolle alle seine Geistlichen dazu bewegen. Umsonst; seine Priester suchten sein Gewissen zu rühren, und leiteten seinen Blick auf die gefährlichen Folgen eines solchen Schrittes; sie deuteten ihm die herrische Sprache des Pabstes, die Abhängigkeit, welcher er gedankenlos entgegen ginge, das traurige Verhältniss, darin er als ein fremdes, seitwärts stehendes Glied der lateinischen Christenheit niemals Gedeihen finden könnte. Vorstellungen galten bei'm Kaiser, bei'm Volke anschwärzende Reden. Man nähere sich dem Ende aller Glückseligkeit, ward gepredigt; im Vatikan lägen die Ketten bereit, mit denen man die Griechen zu sklavischem Gehorsam umschlingen wolle; man höre die Heiligen der morgenländischen Kirche jammern, die Märtyrer fragen, um welches Lohnes willen sie ihre Schmerzen erduldet; vollends bei einem solchen Pabste, der seine lateinischen Fürsten selbst mit drückender Herrschsucht bedränge, der den elendesten Mönch dem Patriarchen zum Aufseher geben würde, der ja den Kaiser schon mit dem Banne bedroht habe, wofern er die griechische Kirche nicht zur Dienerin der römischen mache. — Alexius fühlte sich nicht stark genug, gegen seine Geistlichkeit die eigenen Wünsche zu behaupten; er fürchtete den Unwillen seiner Völker, und suchte die Fäden der Unterhandlung abzuschneiden. Sein nächster Brief verrieth seine Absicht; eine Kirchenversammlung sollte gehalten werden, aber im Morgenlande, wo die vier ersten statt gefunden. Dass solch ein Anmuthen niemals Zustimmung finden würde, begriff ein Kind. Die ersten Zeilen schon enthüllten dem Pabste die Gesinnung des Schreibers; er kam dem Unterliegen

zuvor, und gab das Geschäft, doch nicht die Hoffnung, auf.

Aber der Mann, der mit kräftiger Hand entfernten Königen in den Zügel griff, versuchte in seinem eigenen Lande gar Vieles vergebens, erfuhr in seinem Pallaste gar manche Kränkung. Es glichen die römischen Päbste überhaupt einem einflussreichen Staatsmanne, dessen Wille in allen Zweigen der Verwaltung gilt, vor dessen zürnendem Auge unzählige Beamten in banger Scheu zittern, während in seinem eigenen Hause die Meinung seines Weibes ihn beherrscht, und kaum ein Diener nach seinen Wünschen frägt. Das Machtgebot, das an der Donau und der Themse, am Tajo und an der Loire so allgewaltig klang, verlor an den Ufern der Tiber seinen Schreckenston; wo die Edelsteine der Tiara alltäglich blitzten, konnten sie die Augen wenig mehr blenden, und wie man den Kanonball nicht zu fürchten braucht, wo er über den Scheitel hinweg durch die Lüfte saust, sahen die Römer aus des heiligen Vaters Händen den Bannstrahl nach entfernten Gegenden zischen, neigten aber kaum, von Furcht ergriffen, vor dem bekannten Geschosse das Haupt. — In den nördlichen Landstrecken Italiens jedoch fügte sich Manches seinen Wünschen. In Toskana hatte sich, so bald die Nachricht vom Tode des Kaisers Heinrich durch's Land gegangen, ein Städtebund gebildet, welcher sich, den Ansprüchen eines neuen Kaisers zu trotzen und die eigenmächtigen deutschen Heerführer mit Waffenmacht zu empfangen, vereinigte. An seiner Spitze standen Florenz und Lukka, Pistoja und Siena. Sie wandten sich an den neuen Pabst, und freundlich kam er ihnen entgegen. Er bestätigte die Zügelführer, denen sie ihre

Angelegenheiten übergeben hatten, er ermunterte sie zur Behauptung der angenommenen Stellung, und ermahnte sie vorzüglich zur Eintracht. In Italien, erklärten seine Briefe, habe Karl der Franke die Kaiserkrone erhalten; Italien also sei der Hauptsitz des Kaiserthums, das belebende Herz des Reiches; es in Abhängigkeit von Deutschland stürzen, heisse ein grosses Segelschiff an einem Lustboote nachschleppen; die Städte möchten daher, im Lichte der päbstlichen Freundschaft grünend, jenen Anmassungen sich widersetzen, und bei dem Hader, der um die Kaiserkrone bereits zu brausen angefangen, nur auf die Meinung des heiligen Vaters hören; nur wen er durch entscheidenden Ausspruch anerkannt, der möge ihnen als Oberhaupt des Reiches gelten. — So erklärte Innocenz sich zum Gönner des Bundes, blieb ihm aber dennoch fern genug, um sich durch keine Einverleibung die Hände gebunden zu haben.

Weniger glückte es ihm mit den mathildischen Gütern. Herzog Philipp von Schwaben, welchem sein kaiserlicher Bruder sie übergeben, hatte in Italien sich nicht sicher gesehen, und war eilig über die Alpen gewandert. Von seinen Besitzungen im Süden entfernt, musste er einstweilen auch die Verwaltung jener Güter aufgeben. Seine Entsagung benutzten die umher liegenden Städte; sie sandten ihre obrigkeitlichen Personen nach den verschiedenen Ortschaften, erhielten die Schlüssel der Burgen und Schlösser, und genossen die reichen Einkünfte. Innocenz verlangte sie durch einen Legaten; Gregor und Paschalis, seine Vorfahren, hätten sie als ein Gut der Kirche empfangen; ein Sünder sey der Pabst, welcher nicht eiligst sie der Kirche wieder zu geben trachte; ein Frevler, wer sie ihr vorenthalte. —

Die Städte waren nicht gesonnen, im ungerechten Besitze sich mit Gewalt zu behaupten; sie liessen den Statthalter Christi die Erwerbung hoffen, stellten aber Bedingungen auf, um sich eine bedeutende Summe des Nutzens, an dessen Genuss sie bereits gewöhnt, zu sichern. Vorschriften dieser Art waren nicht für Innocenz den Dritten; an der Tafel der Kirche sollte kein Laye speisen. Ehe er das Unternehmen in halbem Sinne begann, liess er es ganz und gar lieber fallen; denn mit Uebermacht es durchzusetzen, gestattete jetzt seine Lage in Rom nicht.

Günstiger fügten sich ihm die Umstände, da er gegen Konrad von Schwaben, welcher, gleich dem Marcuald ein Freund des gestorbenen Kaisers, das Herzogthum Spoleto und die Grafschaft Assisi besass, mit gewohnter Unwiderstehlichkeit sich erhob. Der Herzog erbot sich zu einem schweren Silberzins, zu einem ansehnlichen Heere, das seine Waffen für den Dienst der Kirche bereit tragen sollte; Innocenz schloss das Ohr. Er kannte den Hass der Eingeborenen gegen die Deutschen, und befestigte sich immer mehr in dem Entwurfe, seinem Stuhle einen dauernden Länderbesitz in der Halbinsel zu gründen. Zwei Kardinäle traten vor den Herzog, und machten ihn mit dem Willen des heiligen Vaters vollkommen bekannt; er sah keinen Ausweg, schwor ihnen in Gegenwart vieler geistlichen und weltlichen Herren auf Evangelium und Reliquien unbedingte Ergebung in den Willen des Pabstes, und entband endlich durch eigene Schrift seine Unterthanen alle vom Eide der Treue. Spoleto, Assisi, Foligno und Nocera wurden Besitzthum des römischen Apostels. Besorglich aber war's, einen Mann in Italien zu wissen,

der seine Beraubung unmöglich verschmerzen konnte, und jede Verwirrung ergreifen würde, um zur eingebüssten Hoheit sich wieder empor zu schwingen; er erhielt den Befehl, nach Deutschland zurück zu kehren, und gehorchte.

Nach allen Seiten hin aufmerksam, zeigte der neue Pabst, wie wohlthätig seine Sorgfalt. Zwei Edelleute im Nordwesten der Halbinsel hatten fromme Pilger, die nach Rom wallten oder von Rom zurückkehrten, räuberisch überfallen und sich mit der Beute in ihre Schlösser geflüchtet. Seit Jahren schon waren Klagen darob am heiligen Stuhle laut geworden; die vorher gegangenen Päbste jedoch hatten zu keinem durchgreifenden Mittel sich entschlossen. Innocenz liess römische Soldaten gegen die Frevler aufbrechen. Ihre Vesten wurden berannt, ihre Ackerfelder verwüstet. Sie sahen sich am Abgrunde des Verderbens, schwuren Besserung und Gehorsam, stellten die geforderten Geisseln, und liehen am Ende selbst noch ihre Hülfe, da des Pabstes Krieger auch das römische Gebiet von Räubern und Raubschlössern säuberten.

Indessen stellten sich auch verschiedene andere Städte, wie Perugia und Gubbio, unter die Schutzherrschaft des Pabstes; sie erkannten seinen Nachdruck, ein kräftiger Herr schien ihnen gedeihlicher, als eine Freiheit, die vor ehrsüchtigen Bürgern oder vor auswärtigen Schaarführern zu zittern hatte. Innocenz machte bald darauf eine Reise in das neue Gebiet der Kirche; seine Bemühungen zeigten von Sorgfalt, seine Aussprüche von seltener Unpartheilichkeit; man liess ihn die Anerkennung seines Werthes sehen, und überhäufte ihn mit fröhlichen Ehrenbeweisen. Er zeigte sich eines

solchen Empfanges würdig, und um die Menge von der Heiligkeit zu belehren, in welcher er den geistlichen Stand wollte gehalten wissen, liess er das Kastell Monte Santa Maria niederreissen, weil auf Befehl des Herzogs Konrad, da Cölestin im Vatikan waltete, ein gefangener Kardinalbischof darin geschmachtet hatte.

In Rom dagegen unserem Pabste zu lächeln, weigerte sich das Glück. Mit den Erwerbungen des heiligen Stuhles war den Bürgern keinesweges gedient; sie fürchteten ein Uebermaas seiner weltlichen Macht, es graute ihnen, durch päbstliche, in den übrigen Städten erhobene Haufen einmal zur Unterwerfung gezwungen zu werden. Es liess sich kaum eine Gemeinde finden, die argwöhnischer als Rom für ihre Freiheit Sorge trug; geduldigt hatte man Innocenz dem Dritten, nicht aber ihm die Rechte eines Herrn und Herrschers zugestanden; man neigte sich vor dem Leibe Christi, der aus seinen Händen die Weihe erhielt, nicht vor ihm. Man sah es ungern, wenn die obrigkeitlichen Personen der Stadt dem Pabste und seinen Kardinälen in freundschaftlicher Vertrautheit sich näherten; man vermied jedes Zeichen, jede Handlung, aus welcher eine Zwanggewalt des Schlüssels sich erklären liess, und um den Handhaber desselben die Geringfügigkeit seines Ansehens recht eindringlich fühlen zu lassen, setzte man zu Orvieto einen „römischen Statthalter im Namen der Bürger" ein. Je deutlicher nun die thronkräftigen Eigenschaften des jungen Pabstes sich entwickelten, desto behutsamer glaubte man die Unabhängigkeit der Stadt gegen ihn schirmen zu müssen; man bemerkte mit Wohlgefallen, wie er als Vormund in Sicilien Meister der Insel zu werden verstand, wie in

Spanien

Spanien und Portugal eine geschriebene Zeile seiner Hand bald als ein unantastbares Gesetz betrachtet ward, wie er in Deutschland die zwistige Kaiserwahl in Händen hatte, und mit dem Tritte seines Fusses gleichsam das ganze politische Treibwerk daselbst in Bewegung setzte; in den Strassen Roms aber sollte diese Herrschergrösse sich nicht bewähren, sollte seine Staatsklugheit zu keiner Uebung gelangen, und der geistliche Fürst, welcher den Monarchen der Christenheit seine Meinungen als nöthigende Vorschriften aufdrang, sollte in seinem Herrschersitze sich begnügen, vor dem versammelten Volke das Hochamt der Messe zu halten. Daher die Klagen, es sey der Senator der Stadt allmählig ein Geschöpf des Vatikans geworden; niegeschlossenen Auges müsse man dieses Senators Schritte beobachten, und ehe er die Rechte, welche die Stadt ihm mit seiner Würde vertraut, dem päbstlichen Stuhle verkaufe, an seine Stelle einen verlässigeren Bürger setzen.

In der ankonitischen Mark und der Romagna waltete während dessen eine getheilte Stimmung; die Einen begehrten die päbstliche Schutzherrschaft, die Andren gaben dem deutschen Zügel eines Kaisers den Vorzug. Doch die Einladungen des neuen Pabstes bestachen durch schmeichelhafte Ausdrücke; man fühlte sich durch die Achtung, die er den einzelnen Städten bezeugte, innig geehrt; es brüstete sich der eitle Stolz, wenn Innocenz die ruhmeswerthen Thaten aufzählte, durch welche eine jede das italische Land verherrlicht und geschirmt; man trat in Volksversammlungen zu einander, pries den preisenden, und eilte in seine geöffneten Vaterarme. Die meisten Gemeinden leisteten ihm den Eid

der Treue, und gewährten ihm reiche Vortheile; mit der Mannschaft, die sie stellten, führte er seine sicilischen Kriege. Aber den Hang zum Hader, welcher in Italien Stadt gegen Stadt erbitterte, dämpfte die päbstliche Schutzherrschaft nicht. Um sie auf einige Jahre wenigstens zum Schweigen zu bringen, forderte Innocenz jene Städte zur Theilnahme an dem Kreuzzuge auf, der mit dem Beginne des dreizehnten Jahrhunderts die europäischen Reiche auf's Neue in Bewegung setzte; der Kardinal Oktavian reiste umher, und trieb zu diesem Behufe den heiligen Zins ein. Das Mittel bewährte sich zum Theil; doch nicht überall kam es zum Stillstande der Waffen.

So lag Viterbo, eine alte volkreiche Stadt im Norden Roms, um unerheblicher Ursachen willen, wie meistentheils, mit andren kleineren Gemeinden im Kampfe. Allmählich erschöpft, konnten diese mit der ungeschwächten Feindin sich endlich länger nicht messen; sie fürchteten verzagt, in der angegriffenen Gegnerin zuletzt eine Gebieterin verehren zu müssen, und das ganze Gewicht der sieggekrönten Rachelust zu erfahren. In dieser Noth wandten sie sich an Rom, die alte Widersacherin ihrer Feindin. Wie dem Angstruf von Schwestern, gab die Tiberstadt ihrem Flehen Gehör; das versammelte Volk bestürmte den Senator, die Banner des Krieges aufzurollen, die Waffenfähigen stellten sich von selbst, ein kriegerisches Gewimmel tobte durch die Strassen; das Kapitol sah die kampflustigen Schwerdter wieder im Sonnenstrahle blitzen, aber nicht um die herstürmenden Cimbern und Dacier in muthigem Anlauf niederzutreten, sondern um an einer verhassten Nachbarstadt Rache zu nehmen. Am rech-

ten Ufer der Tiber begegneten einander die Kriegshaufen; Viterbo's Streiter hielten den Angriff nicht lange aus, sie flohen ihren Mauern zu, sie baten um Schonung und Stillstand der Waffen. Die Römer schienen zufrieden, die alte Siegesherrlichkeit ihrer Waffen behauptet zu haben; der Vermittler des Friedens ward Innocenz. Beide Theile jedoch hatten ihm für seine Geschäftigkeit wenig Dank; Viterbo klagte über den Mangel an Schonung, die ihre bereitwillige Bitte verdient hätte; die Römer riefen, man vermisse alle Früchte des Sieges, und traten dem Pabste mit dem lauten Vorwurf entgegen, er habe bei dem Werke, mit dessen Gottseligkeit er sich brüste, nur seinen eigenen Vortheil im Auge gehabt, nur die durstenden Wurzeln des apostolischen Baumes getränkt.

In Viterbo gährte der Groll, konnte die Schaam sich nicht zufrieden geben. Man fertigte Boten nach Toskana ab, und versuchte, ob sich nicht mit dem dortigen Städtebunde ein Schutzverhältniss anknüpfen liesse. Die Städte, seit langer Zeit Roms Grösse mit schelen Augen betrachtend, gelobten willfährig ihren Beistand, und ertheilten ihren Feldherren bereits die nöthigen Befehle. Die Römer erschraken; sie hatten eine schwächere Nebenbuhlerin besiegt, mit einem so machtreichen Bunde aber es aufzunehmen, konnte nur der Leichtsinn oder die Verzweiflung wagen. Man hielt in der Eile Rath, man erkannte die Furchtbarkeit der Noth, und nahm seine Zuflucht zu einer Macht, die man bei irgend erfreulichen Aussichten gewiss nicht als eine Schiedesrichterin angesprochen hätte, zu Innocenz dem Dritten. Innocenz fühlte sich geschmeichelt, aber wie ein Mann von Geist, welcher von einem angebotenen Ehrenamte

Gebrauch zu machen versteht; von seiner Uneigennützigkeit sollte die Welt sich überzeugen, Roms Bürger seinen Einfluss kennen lernen. Es beleidigte ihn, dass Viterbo ohne sein Wissen sich nach fremder Hülfe in Italien umgesehen; dass der Städtebund in Toskana für eine romanische Stadt seine Heere in Bewegung setzte, erfüllte ihn mit ernstlicher Besorgniss. Beiden Theilen musste daher der erforderliche Nachdruck gezeigt werden. Sein Legat gebot den Einwohnern von Viterbo, augenblicklich den Harnisch des Krieges abzulegen, und wenn sie Unrecht zu erdulden meinten, mit ihren Beschwerden sich vor den Richterstuhl des heiligen Vaters zu stellen. Die Bürger begegneten dem Gesandten mit Verachtung; trotzathmend, weil sie durch mächtige Bundesgenossen sich geschirmt wussten, wiesen sie jede Vorschrift zurück, versprachen den Römern einen empfindlichen Lohn ihres Uebermuthes, und machten zu einem Frieden, aber wie die alten Gallier, am Fusse des Kapitoles, Hoffnung. — Doch schon hatte sich ein zweiter Legat nach den Ebenen des Arno auf den Weg gemacht, und untersagte den Toskanern jede gewaffnete Hülfleistung. Der Städtebund erinnerte sich, dass er zum Beistande sein feierliches Wort gegeben habe, und das Brandmahl der Meineidigkeit nicht wagen dürfe. Innocenz dagegen gab zu bedenken, dass er selbst ein Genosse des Bundes; dass dieser, mit der Kirche verbrüdert, einer Feindin der Kirche unmöglich seine kriegerische Jugend zusenden könne. Er sprach mit einschüchternder Gewalt, und drohte mit dem deutschen Joche. Die Städte schwiegen verzagt, die Mannschaft erhielt die Weisung, sich zurück auf den Weg nach Toskana zu machen. — Die Nachricht erfüllte in

Viterbo jedes Herz mit Bestürzung; die Hoffnung auf kräftige Hülfe zerflossen, die hassvollen Römer durch Spott gekränkt, der heilige Vater durch Ungehorsam beleidigt. Man lief durch einander, man theilte sich seine Besorgnisse, seine Entwürfe zur Rettung mit, und konnte sich dennoch zu keiner demüthigen Nachgiebigkeit entschliessen. Während man ängstlich schwankte, hatte sich die Wetterwolke im Vatikan schon entladen; der Kirchenbann war über Viterbo ausgesprochen, die Scheidungslinie des Fluches sonderte die Stadt von allen andren italiänischen Städten. Da erschienen ihre Wortführer in Trauergewändern an den Thoren Roms; lange mussten sie harren, und erhielten die Erlaubniss des Einzuges erst, als sie verzweifelnd der Stadt schon den Rücken wieder zuwenden wollten. Sie baten mit zitternder Stimme, reumüthige Verzagtheit sprach sich in ihren Worten aus, in ihren Augen glänzten die Thränen des Elends. Innocenz liess zum strafenden Ernste die Milde und das Erbarmen treten; ihre Stadt in die Brüderschaft Christi wieder aufnehmend, gönnte er ihnen den Frieden. Er allein schrieb ihnen die Bedingungen vor; kein Edelmann in Rom, kein obrigkeitlicher Beamter erhielt die Erlaubniss, seine Meinung dabei hören zu lassen. Viterbo's Bürger versprachen Gehorsam und Ruhe, sie verstanden sich zum anbefohlenen Strafzins, und mussten die ehernen Thore wie die Metallgefässe, deren sie unter Kaiser Friedrich dem Ersten die Peterskirche beraubt hatten, wieder herausgeben oder herstellen. *)

---

* Epist. Innoc. tert. ed. Steph. Baluz. Par. 1682, deren Vorrede die Gesta Innoc. tert. vom unbekanntem Verfasser enthält. Dieselbe

Dieser Friede war's, welchen die römischen Feinde des Pabstes als eine günstige Gelegenheit, das Schiff seiner Grösse scheitern zu lassen, begierig ergriffen. An verleumdenden Zungen hatte es schon vorher nicht gefehlt. Man wiederholte dem Volke, wie dieser Kirchenfürst, nach weltlichem Glanze lüstern, das Netz seiner Herrschsucht über die ganze Christenheit auszuwerfen trachte; wie er sich geweigert habe, bei seiner Erhebung den Bürgern die gewohnten Geschenke, die milden Gaben des Apostels, zu spenden, um nicht, wie sein Vorwand klinge, eine erkaufte Tiara auf dem Haupte zu tragen; aber die Geschenke würden nach der Wahl verabfolgt, könnten also auf keine Weise als ein Mittel der Bestechung angesehen werden, und so seyen jene Weigerungsgründe eine leere Ausflucht seines Ehrgeizes gewesen; anfangs habe er zu bezaubernden Worten seine Zuflucht genommen, und mit gefälligen Sittensprüchen geprunkt; jetzt zeige sich's, in welch einer Schule er herangewachsen; den Senator wisse er durch blendende Hoheit bei Kleinmut zu erhalten, jede obrigkeitliche Person müsse sich mit dem blossen Namen ihres Amtes begnügen, kein Edelmann dürfe seiner Verdienste, seiner ruhmvollen Ahnen sich rühmen; Rom erfreue sich eines heiligen Vaters, der ohne Zustimmung eines Römers mit den Feinden der Stadt Frieden schliese; während die Bürger schlafen, würde ihr Wohl und Weh im Vatikan entschieden, ihre Stellung unter den Staaten Italiens festgesetzt; der Schlüssel in

---

Lebensbeschreibung findet sich auch in L. A. Muratori Scriptor. rer. ital. tom. III. p. 480, neben einer anderen kürzeren aus der Handschrift des Bernhard Guido.

der Hand dieses Mannes öffne nicht nur den Tempel der göttlichen Gnade, er schliesse auch die Hallen der alten Freiheit zu; einen Diktator habe man sich zum Frohnvogte gesetzt, einen Kaiser Augustus, der, wie sein Vorbild, der zerrütteten Städtefürstin, nachdem er sie mit Leichen gefüllt, den Frieden schenken würde. — Ohne alle Grundlage wurden Klagen dieser Art nicht geführt; die Beredsamkeit aber wusste dem Halbwahren das Siegel der vollen Wirklichkeit aufzudrücken, sie lieh dem Scheine bestimmte Umrisse, und machte entfernte Bedenklichkeiten zu nahen Schrecknissen.

Am lautesten sprachen gegen den geschlossenen Frieden die Orsini, die Verwandten Cölestins des Dritten, die Gegner des Geschlechtes Conti. Wo sie Zuhörer fanden, bejammerten sie die erdrückte Freiheit der Stadt, und ergriffen allmählig die Rolle der Volksvertheidiger. Ihre Predigten klangen um so heftiger, je weniger der Mann, gegen dessen Namen sie gerichtet waren, um die Schreier sich kümmerte; sie fühlten sich um so gekränkter, je schwerer es ihnen wurde, den Senator, der durch Innocenz den Dritten bereits zur Schattengestalt geworden, für ihre Pläne zu stimmen, und die Beamten, welche ja doch selbst über die Bedeutungslosigkeit ihrer Würde sich aufgebracht verriethen, von ihrem Unterdrücker loszureissen. Ganz ohne Furcht gestattete indessen der Pabst keineswegs diesen Empörern einen freien Spielraum; er täuschte durch eine angenommene Sorglosigkeit, die seine Gegner verwirrte und ihm bei'm Volke den Glauben gewann, es könne kein Widersacher gegen ihn seinen Arm erheben. Die Maske leistete mehrere Monate hindurch ihre Pflicht; dass sie die Geschäftigkeit

des Hasses aber auf lange Zeit, auf immer lähmen würde, widersprach jeder Wahrscheinlichkeit.

Im nächsten Sommer, da der Pabst sich zu Velletri aufhielt, zeigten sich die Orsini eines Tages bewaffnet in den Strassen; zu ihnen gesellten sich straussfertige Söldlinge, zum Theil fremde Gesichter, wie man ihnen sonst nur selten in Rom begegnete. Den päbstlich Gesinnten und den Gleichgültigen wurde versichert, die Familie wolle einen der Ihrigen, der heute einen festlichen Tag feiere, durch ein glänzendes Waffenspiel erfreuen; den Vertrauten gab man zu verstehen, es komme darauf an, die Brut im Neste des alten Geyers zu erdrücken. In weniger als einer Stunde hatte die ganze Rotte des Verrathes sich zusammen gefunden, und nach ihren Absichten wieder vertheilt; sie zogen in einzelnen Haufen durch die Stadt, und stürmten, wo ein Verwandter des Pabstes wohnte, das Hausthor. Aber als sie in der Ferne noch kaum zu unterscheiden gewesen, war den Bedrohten grösstentheils das Unheil schon gemeldet worden; sie ergriffen nach der andern Seite durch Gärten und Wiesen die Flucht, und während die Waffen der Angreifer im Vorhofe rasselten, sah der Hausherr hin und wieder bereits nach den Thürmen der Stadt zurück. Einige indessen hatten den Muth, die Gewalt durch Gewalt zurück zu drängen; es ereigneten sich verschiedene blutige Gänge, doch geschah der Angriff ohne leidenschaftliche Heftigkeit, die Vertheidigung ohne verzweifelnden Eigensinn; der Hass hatte noch nicht Reiz genug erhalten, um über die Dämme der Besonnenheit hinwegzusprudeln. Am Abend war kein Verwandter des Pabstes mehr in Rom, kein Conti liess unter freiem Himmel sich sehen; von den

Spuren des Bürgerkampfes entdeckte man nichts, kaum war ein Zimmer geplündert, ein Hausgeräth zerschlagen, ein Diener gemisshandelt worden. Am andren Morgen hätte man in der schweigenden Stadt eher die Stille nach einem brausenden Freudenfeste als ein verhalltes Kampfgewühl vermuthet.

Aber bevor die Sonne noch hinter dem Kapitole verschwand, erschien Innocenz in Rom. Aus dem Vatikan eilten Boten hervor, nach allen Seiten der Stadt sich wendend; die gedrängte Menge wälzte sich ihnen in den Weg, man bestürmte sie mit Fragen, man wollte mehr wissen, als sie berichten konnten. Indessen glaubte man aus den einzelnen Aussagen schliessen zu können, dass der heilige Vater weder entrüstet noch bekümmert, und die abgefertigten Eilboten nur die Befehle zur nöthigen Ordnung in der Stadt verbreiteten. — Keine Miene zu herrischen Maasregeln liess sich erkennen. Das Volk blieb in Ruhe, die wenigen Sprecher fanden für ihre Anstrengung kein Ohr, und ungestört begaben sich durch die Bürgerhaufen hindurch die Verwandten des Pabstes nach ihren Wohnungen; es war als kehrten sie guter Dinge von einem Gastmahle zurück.

Die dritte Sonne ging auf, in der Stadt war nichts Ausserordentliches zu bemerken. Doch schon hatten die Orsini den Befehl erhalten, vor dem Richterstuhl des heiligen Vaters sich einzufinden, und über die Entweihung des Friedens in der Stadt Rede zu stehen. Die Aufgeforderten besuchten einander und hielten Rath. Es liess sich auf keinen obrigkeitlichen Beistand rechnen, die Gemüther des Volkes aber schienen zu einem Aufstande noch nicht erhitzt genug; man versprach sich von der Besonnenheit des Pabstes einen mässigen Ge-

brauch seiner Macht, und trieb er seine Strenge zu weit, so konnte man ja nachher noch immer zum Aeussersten seine Zuflucht nehmen. In diesen Ansichten einig, stellten sich die Gerufenen an der gebotenen Stätte. Der heilige Vater hielt ihnen ihr Verbrechen vor, schilderte die bedenklichen Folgen des Beispieles, so sie gegeben, und überraschte sie durch den ruhigen Ernst seiner Sprache. Ein Orsini führte für die übrigen das Wort. Er erinnerte an den Glanz und die Verdienste seines Hauses, an die verdunkelte Ehre, über die es jetzt zu seufzen habe; er sprach von den Vorzügen, deren sich Andre erfreuten, von dem Hohn, mit welchem die Verwandten des Pabstes jedem Orsini begegneten, von den Kränkungen, die sich bereits die Volkshefe gegen ein vernachlässigtes Edelgeschlecht erlaubte. Innocenz erkannte in den Beschwerden des Mannes manches gegründete Wort; er versicherte, dass er zur empfindlichsten Geissel der Züchtigung gegriffen hätte, wenn die Unbill nicht an seinen eigenen Verwandten verübt worden wäre; er drohte jedem künftigen Störer der Ruhe ein schreckliches Loos, und forderte dagegen von den Orsini nichts weiter, als einen treugemeinten Eid des Gehorsams. Sie leisteten ihn, und alle Wogen der Empörung schienen sich verlaufen zu haben.

Der Senator der Stadt aber, bereits inniger als ein Verwandter dem heiligen Vater ergeben, auch wohl gegen die Orsini aufgebracht, weil ihr Tumult seine träge Wachsamkeit und die Schwäche seiner Leitung an den Tag gefördert hatte, entliess in die Umgegend verschiedene Heereshaufen, damit sie die Schlösser der Empörer überrumpelten und besetzten. Es glückte bei den

meisten; desto zahlreicher und sorgfältiger sicherten sich die erschrockenen Orsini in den übrigen. Um jedoch sich nicht die Blösse einer furchtsamen Kraftlosigkeit zu geben, blieben viele Glieder des Geschlechtes in der Stadt zurück, und begnügten sich, mit den geretteten Schlössern einen ununterbrochenen Briefwechsel zu unterhalten. Während dessen blieb der Senator in seinem Verfahren gegen sie nicht stehen; er verwies die Einen nach dem Bezirke der Peterskirche, die Andren nach der Gegend von Sankt Paul. Keiner sollte von dem einen Viertel nach dem andren sich begeben dürfen, in einem sonstigen Gebiete Roms aber durchaus kein Orsini sich blicken lassen. Auch diesem Gebote fügte sich das Geschlecht, und verknirschte seinen Grimm, bis ein neues Ereigniss es aus dem Schlummer rüttelte.

Ein junger Mann, welcher, durch sein Weib mit dem Geschlechte der Orsini verbunden, auf einem ihrer Schlösser sich aufhielt, hatte heimlich im Bezirke der Paulskirche einen Verbannten besucht. Um die Stunde der Dämmerung trat er den Rückweg an, sah sich aber in der Nähe der Stadtmauer von verschiedenen Männern überfallen, und stürzte unter ihren Dolchstössen nieder. Arme Leute, die nicht weit davon in einigen Hütten wohnten, leisteten ihm hülfreiche Hand, konnten aber das Blut seiner Wunden nicht hemmen. Er gab den Geist auf; was er aber kurz vor'm letzten Athemzuge äusserte, schien auf einen verabredeten Ueberfall zu deuten, und am nehmlichen Abend noch ging das Gerücht durch die Stadt, die Conti lauerten auf Befehl des Senators, wie blutgierige Würgeengel, mit Dolchen jedem Orsini auf, der sich von der Stätte seiner Verbannung

zu entfernen wage. Der Leichnam ward in ein orsinisches Haus gebracht, und den Blicken der Vorübergehenden zur Schau ausgestellt. Die beabsichtigte Wirkung trog nicht; wie einst durch die Wunden des Cäsar, wurde das römische Volk durch diesen Leichnam gegen den Senator und seine Helfershelfer mit zürnendem Ungestüm erfüllt. Man bemitleidete den armen Getödteten, man erhitzte sich durch Reden und Geberden, man lästerte, man drohte, und als die Orsini plötzlich mit ihren Söldlingen zu den Thoren herein drangen, fand man ihre Selbsthülfe gerecht, und wünschte ihnen, den Vorsatz der Rache lobend, den glücklichsten Erfolg. Die Stimmung hatte sich geändert; in wenigen Augenblicken sahen sich die Empörer von einem zahlreichen Anhang verstärkt. Aber auch sie selbst führten jetzt ein andres Schwerdt; sie hatten der Schonung entsagt, eine Umwälzung der Verhältnisse war die Losung ihres Beginnens geworden. Zuerst wälzte sich das Getümmel nach dem Pallaste des Senators. Zwei Thürme schützten ihn, sie wurden mit lärmendem Sturm berannt. Die Vertheidiger gaben bald die Hoffnung auf, sie sandten vergebens zu ihrem Herrn um Hülfe, und machten sich heimlich auf die Flucht. Die Angreifer begegneten keinem Widerstande; nach zweien Stunden wurde dem Senator gemeldet, dass seine beiden Wehrthürme als zwei öde Trümmer daständen. Verschiedene Häuser der Feinde erfuhren ein ähnliches Schicksal; weiter aber griff die Empörung für jetzt nicht um sich. Man zog sich gegen Abend zurück, und legte zwar die Waffen nicht weg, gönnte jedoch der Stadt eine ruhige Nacht.

Am folgenden Tage bewegte sich ein prachtvoller

Leichenzug durch die Stadt. Auf ihren Schultern trugen die vorzüglichsten Orsini den Körper des gemordeten jungen Mannes; im Trauerstaate geleiteten viele edle Römer die Todtenbahre, die Hausgeistlichen des leidtragenden Geschlechtes liessen ihre Klagegesänge hören, eine unübersehliche Menge Volkes drängte sich dahinter her. Als der Zug vor dem Pallaste des Pabstes angelangt, machte man Miene, die Bahre nieder zu setzen; die päbstlichen Söldlinge eilten herbei, und verboten es. Es kam zu einigen ernsten Auftritten; die Söldlinge aber schienen zu jeder Anstrengung entschlossen, sie schwuren, die Füsse der Bahre sollten keinen Stein des Pflasters berühren, wohl aber vielleicht auf ihre Leichname zu stehen kommen; sodann schwangen sie ihre Hellbarden und drohten mit gespaltenen Köpfen. Die Menge war uneinig, die Orsini mochten an einen bedeutungslosen Punkt des Grabgepränges nicht Kräfte und Leben wagen, die übrigen Edelleute riethen zur Aufgebung des eigensinnigen Vorsatzes, und so entfernte sich der Zug wiederum aus der Nähe des Pallastes. Das Volk aber blickte mit Hohngelächter zu den Fenstern hinauf; es vermuthete den Senator darin, zeigte seine Verachtung durch lächerliche Geberden, und versicherte, es schlügen in Rom noch Herzen, die vor keinem „päbstlichen Senator“ erbebten. Das Trauergepränge währte bis zum Abend; indessen hatte sich die Leidenschaftlichkeit der Menge immer sichtbarer gesteigert, die Gleichgesonnenen suchten einander auf, die Lauen selbst geriethen in Wallung; der Bettler vergass seine Noth, der Gedrückte sein Elend, und als die Dämmerung zu nebeln begonnen, lief man mit empor gehobenen Kreuzen, mit flackernden

Lichtern durch die Gassen, schmähte die Obrigkeit, ergoss sich gegen die Herrschsucht des Pabstes, schalt die Unthätigkeit des kaiserlichen Statthalters, und verlangte das Ende der schimpflichen Unterdrückung. Und doch wussten die unruhigsten Lärmer selbst nicht deutlich, was sie eigentlich wollten. Die Schwärmerei brauste ein Paar Stunden hindurch, gegen Mitternacht senkten sich die Kreuze, erloschen die Lichter; die rufenden Stimmen verhallten, und bald blickte der Mond wieder in menschenleere Strassen herab. Niemand hatte Schaden genommen, der Tumult glich dem Jubelrausch eines Karnevals.

Indessen erfuhr man, dass nach den päbstlichen Ortschaften Unterhändler abgegangen, und Werbungen betrieben würden; die bewegungslose Ruhe des Senators war verdächtig, ein stummes schwüles Wetter schien über der Stadt zu hangen. Die Furcht beflügelte die Einbildungskraft; man sah bewaffnete Haufen aus den Städten der Romagna herein strömen, man hörte das Schlachtgeschrei der Krieger von Viterbo, man fand die Ufer der Tiber von den Söldlingen des toskanischen Bundes bedeckt. Und so gelangte der eigentliche Stoss der Empörung am zweiten Tage des Osterfestes zum Ausbruch. Der heilige Vater hielt in der Peterskirche Gottesdienst, das Geklirr der Waffen störte die fromme Feier, es war als würde der Tempel von unzähligen Stürmern angegriffen. Innocenz indessen gab, ohne die Fassung zu verlieren, der Gottheit ihre Ehre; dann zog er hinaus, und ging mit der päbstlichen Krone auf dem Haupte furchtlos durch die Strassen der Stadt. Die zitternden Geistlichen folgten ihrem Meister, jeden Augenblick glaubten sie ihn von einem Pfeile

durchbohrt niedersinken zu sehen; doch kein Finger regte sich; wohin er kam, schwieg das Getümmel, vor dem Schlüssel wagte keine Waffe zu rasseln, vor dem hochherzigen Muthe schien die Verwegenheit gelähmt. Ueber jede Nachstellung erhaben, kehrte er endlich zum Pallaste zurück, gleich einem Sieger von einer staunenden Menschenflut begleitet; es war als wussten die Bürger nicht, ob sie im Unwillen gegen seinen Hochmut sich behaupten, oder der Grossartigkeit des Mannes ihr lautes Lob ertheilen sollten.

Zugleich aber hatte der Senator das Volk auf's Kapitol berufen. Er wollte zum Herzen der versammelten Menge sprechen, und das Pflichtgefühl des Gehorsams in ihnen weckend, die Glückseligkeit unter der päbstlichen Herrschaft zeigen, das Joch dagegen, welches sie von den Edelleuten zu fürchten hätten, durch eindringliche Beweise darthun. Doch eben dieses schien der Adel zu ahnen. Er zog seine Kriegesknechte zusammen, die Orsini sahen sich selbst jetzt aufgefordert, von allen Seiten eilten Söldlinge herbei, und das Kapitol wurde belagert. Der Senator gab Befehl zur Schliessung der Pforte, und stellte an jeder bedenklichen Stelle Wächter auf. Ergrimmt, den Verhassten nicht so leicht in ihre Gewalt bekommen zu können, liessen die Edelleute an den Thurm, darin er sich eingeschlossen, Feuer legen. Die Flammen schlugen in die Höhe, doch der Senator entwischte auf verborgenem Wölbgange. Innocenz aber hielt es nicht rathsam, länger in der Mitte seiner Feinde ohnmächtig zu verweilen; er wich für jetzt dem Drange der Noth, verliess die Mauern der Stadt, die seine Grösse wie seine Hülflosigkeit gesehen, und begab sich nach Kampanien. Den Som-

mer hindurch hielt er in Ferentino sich auf, den Herbst verbrachte er in Anagni. Hier warf ihn eine gefährliche Krankheit auf's Siechbett, und in Rom wurde bereits sein Hinscheiden gemeldet. Wir verlassen den Kranken auf einige Zeit, um mit Ereignissen anderer Art nicht zurückzubleiben.

Drittes Kapitel.

Wohl mit schwerem Herzen schied Kaiser Heinrich der Sechste von dieser Erde; konnte auch in Sicilien, sobald nur Wenige mit ihrer Pflicht es thätig meinten, keine schadenfrohe Hand seinem Knaben die Krone rauben, so schwankte doch die Nachfolge desselben in Deutschland auf sehr entmuthigenden Zweifeln. Ein grosser Theil der Reichsfürsten keineswegs gesonnen, das Kaiserscepter in dem nämlichen Geschlechte von Hand zu Hand gehen zu lassen, und dadurch vielleicht das Wahlrecht, zu welchem man durch das Erlöschen des karolingischen Hauses gelangt, das Recht, daran so manche stolze Hoffnung sich knüpfte, so mancher muthbeselte Gedanke sich erwärmte, der Gewohnheit zum Opfer zu bringen; Andere durch alte Fehden erbittert oder von Friedrich dem Rothbart mit eherner Faust gezüchtigt, dem hohenstaufischen Namen selbst seit vielen Jahren schon grollend, mit dem Hasse, den sie ihm im Herzen geschworen, jetzt laut hervor tretend; Mancher die unseligen Verwirrungen fürchtend, welche um ein gekröntes Kind, dem Heile des Ganzen gefährlich, so vielfach zu toben pflegen, der traurigen Zeiten sich erinnernd, da unter dem Knaben Ludwig

der

der deutsche Staat jedem Verderben so hilflos preisgegeben dastand, da während Heinrichs des Vierten Minderjährigkeit das deutsche Land der Ringplatz einer ausschweifenden Ehrsucht geworden — und doch war damals dem unmündigen Königssohne eine treffliche deutsche Mutter zur Führerin gegeben; jetzt musste man die Südländerin fürchten, das Weib mit heissem Blute, dessen Leidenschaften das Reich in einen siedenden Brausestrudel verwandeln konnten. Kein Wunder, wenn die Ersten zu weiten Erwartungen sich erhoben, wenn die Andern ihrem Hasse ein fettes Mahl versprachen, und die Letzten mit trüben Sorgeblicken den kommenden Jahren entgegen sahen.

Herzog Philipp von Schwaben, Barbarossa's Sohn, hatte sich auf die Reise nach Apulien gemacht, um seinen Neffen, den kleinen Friedrich, nach Deutschland zu holen, damit er noch während der Lebenstage seines Vaters mit der Kaiserkrone geschmückt würde. Aber zu Montefiaskone, einem Städtchen im Kirchenstaate, überraschte ihn die Nachricht vom Tode seines Bruders. Unschlüssig, wie sich hier am klügsten handelte, setzte er seine Reise nicht fort. Schien er doch in Sicilien schwerlich ein willkommener Gast, der Hass gegen den König hätte dem Bruder nicht leicht die Schwelle bekränzt; den Italiänern umher war wenig zu trauen, die Thäler der Apenninen konnten leicht mit gefährlichem Hinterhalte drohen, ein Besitzer der mathildischen Erbschaft durfte hier auf wenig Freunde rechnen; in Deutschland sah es bedenklich aus, drohten die Pfeiler seines Hauses zu sinken, war seine Gegenwart nothwendig. Er beschloss daher, sich eilig auf den Rückweg zu begeben, wanderte rasch den Al-

pen zu, und erreichte Deutschland nicht ohne Gefahr. Hier wogten bereits die ehrsüchtigen Wünsche der Fürsten in lärmender Gährung zusammen auf. Wiedereinmal gab es einen stürmischen Wahltag. Philipp sprach vergebens für seinen Neffen; beiweitem die Meisten wollten von dem sicilischen Knaben nichts hören; er hätte, da man seinem Vater das Wort gegeben, die Taufe noch nicht erhalten, und so sey man denn nicht gebunden, jenem Versprechen Genüge zu leisten. — Der Herzog sah alle seine Versuche wirkungslos; den Kaiserglanz seines Hauses aber mochte er auf keine Weise erlöschen lassen, und stellte sich selbst als einen Bewerber um die Krone auf. Durch sicilisches Geld, wie Mehrere vermuthen, wirkend, ward er von einer befreundeten Versammlung zu Mühlhausen erwählt. Aber schon war das Reichsscepter zweien andern Fürsten angeboten worden, dem Herzoge Bertbold von Zähringen und dem Bernhard von Sachsen. Jener, ein geldliebender Mann, in dessen Augen ein gefüllter Kasten grösseren Reiz als ein Kaisermantel hatte, entsagte seinen Ansprüchen, nachdem der Hohenstaufe ihm eine blendende Summe Silbers verheissen; dieser, ein einfacher friedliebender Fürst, mochte seine Ruhe der Herrschaft nicht opfern, und trat bald aus freier Meinung auf Philipps Seite. So erhielt den Schwabe auf einer Tagsatzung zu Erfurt die meisten Stimmen. Die Erzbischöfe von Trier und Köln jedoch, die beiden gewichtigsten Wahlfürsten des Reiches, da ihr Amtsgenosse, der Mainzer, sich so eben im fernen Palästina befand, waren seinem Namen nicht gewogen. Dessen ungeachtet trat ein Adelsverein in Mainz zusammen, und weihte ihn zum deutschen Ober-

haupte. Die Salbung verrichtete (1198) der Erzbischof von Tarent, weil kein deutscher Prälat den Mut hatte, einen Fürsten, auf welchem der Bann Cölestins des Dritten noch haftete, mit dem heiligen Oele zu berühren; auch war unter allen Geistlichen, so bei der Feierhandlung sich eingefunden, der Legatbischof von Sutri der einzige, der in priesterlichem Schmucke erschien *).

Je weniger die Prälaten von Köln und Trier an dieser Salbung Theil gehabt, desto thätiger suchten sie Philipps Kaiserschaft zu zerstören. Es kam darauf an, ihm einen Gegner zu erwecken, in welchem Ehrsucht und Hass gegen das hohenstaufische Haus zu kräftiger Wirkung sich verbanden. Niemand schien geeigneter, als Otto von Braunschweig, der zweite Sohn Herzog Heinrichs des Löwen. Auf dem Reichstage zu Erfurt hatte der Vater, von seiner bewunderten Höhe hinunter geschleudert, vor Friedrich Barbarossa weinend auf den Knien gelegen, und unfähig, den Verlust seiner Herzogthümer zu verschmerzen, dem deutschen Vaterlande wehmüthig den Rücken gekehrt; dem Sohne konnte kein Mensch auf Erden verhasster seyn, als Philipp der Hohenstaufe, konnte kein Ruf willkommener klingen, als der Antrag, die kränkende Demüthigung seines Hauses durch den Glanz der Kaiserwürde verschwinden zu lassen. Otto hielt sich so eben in der Normandie bei seinem Oheim auf, dem Könige Richard

*) Innocenz der Dritte war deshalb gegen ihn aufgebracht, und entsetzte ihn, da er nach Rom zurück gekommen, seiner Würde. (Arch. Bower unparth. Hist. der röm. Päbste a. d. engl. v. Joh. Jac. Rambach. Magd. u. Leipz. 1770. Th. 8. S. 5.)

von England, dessen Schwester Mathilde Heinrichs des Löwen Gattin gewesen; man überraschte ihn durch die ehrenvolle Wahl, man versprach ihm Unterstützung, und hiess ihn augenblicklich heimkehren, um auf dem neuen Standpunkte als ein wackerer Streiter sich zu behaupten. Er erschien, wurde geweiht, und sah seine Sache von vielen Anhängern vertheidigt. Deutschland hatte zwei Kaiser; die Dämme der Ordnung waren durchbrochen, in die Ebenen sollten sich die Wogen des Bürgerkrieges wälzen.

Es kam nun darauf an, nach welcher Seite der Priesterfürst im Vatikan sich neigen würde; wem er seine Gunst zuwandte, der bedurfte einer grossen Kriegesschaar weniger, und galt in den Augen der Völker für den Besitzer der echten Krone. Im Vatikan aber herrschte bereits Innocenz der Dritte.

Einem geistlichen Herrscher wie Innocenz konnte es wenig behagen, dass die deutsche Kaiserkrone auf einem Haupte mit der sicilischen sass; von ganzem Herzen rechtfertigte er daher die Fürsten, welche sich zu Friedrichs Krönung nicht entschliessen gekonnt hatten. Aber selbst in dem nämlichen Hause die beiden Kronen eigenthümlich zu wissen, musste ihn als ein unerträglicher Gedanke quälen. Durchgreifende Thatkraft war das Erbtheil des hohenstaufischen Blutes; ein hohenstaufischer Kaiser, fühlte er, würde die Zügel der Herrschaft in Italien sich niemals aus der Hand winden lassen. Nun überdiess ein königlicher Neffe in Sicilien, reich an Macht, demselben Heldengeschlechte entsprossen; die Kirche aber mit ihrem beschränkten Gebiete in der Mitte, eine schüchterne Taube zwischen diesen beiden raubgierigen Adlern! Otto dagegen ein

unbedeutendes Haupt, der Sprössling eines niedergetretenen Stammes, durch das Geld seines engländischen Oheims unterstützt, überglücklich durch eine Hoheit, zu welcher seine geheimsten Wünsche selbst sich nie verstiegen, dem Priester, der unter der neuen Krone das Haupt ihm schirmte, zu immerwährender Dankbarkeit verpflichtet. — Die Hohen zu erniedrigen und die Niedrigen zu erhöhen, ist die Eigenschaft des göttlichen Armes; die römischen Priester versäumten keine Gelegenheit, der Gottheit in den Aeusserungen ihrer Allmacht zu gleichen. Philipp trug ein kirchgebanntes Haupt; weil er von seinen mathildischen Gütern aus die Grenzen des apostolischen Gebietes nicht geachtet, hatte Cölestin ihn gestraft. Er aber that wenig bisher, sich von diesem Fluche zu befreien; das Bannwort, entschuldigte er sich, sey ihm nicht öffentlich bekannt gemacht worden. Was jedoch wirksamer noch gegen ihn sprach, war das Benehmen seiner Wähler. Den Stimmen, die sich für Otto kund gethan, an Zahl überlegen, glaubten sie die Würde des deutschen Reiches nicht aus den Augen verlieren zu müssen, und suchten mit ihrem Kaiser zugleich sein Kaiserthum vor allen fremden Eingriffen zu schirmen. In ihren Meldungsbriefen nach Rom gab es nicht eine einzige Sylbe von Bestätigung des Kaisers durch den heiligen Vater zu lesen; die römische Behauptung, dass das Reichsscepter sich rechtmässig nur in einer Hand befinde, welcher die Einwilligung des Pabstes es zugesprochen, schien ihnen ganz und gar fremd geworden zu seyn; vielmehr redeten sie von einer Beschützung der kaiserlichen Rechte; sie würden nach Rom kommen, und den Herzog Philipp von Schwaben „krönen lassen.“

Die Parthei des Braunschweigers dagegen hegte vollkommen päbstliche Gesinnung, und suchte in Rom die Stützen ihrer Dauer sich aufzurichten.

So liess sich denn die Entscheidung des Pabstes leicht voraus sehen. Die schriftliche Erwägung — deliberatio — aber, welche er nach Deutschland sandte, verrieth den staatsklugen Mann, der für seinen Vortheil mit Scharfsinn Gründe zu erkünsteln weiss, den Priester, der einen falschen Schein mit frommem Gespinnste zu umgarnen versteht. Da wurde unterschieden, was erlaubt, was anständig und nützlich sey; welche Gründe für Friedrich, für Philipp und Otto, welche Gründe gegen sie sprächen; wie der Schreiber aber den Würdigsten bereits kenne, und vom Herrn der Welten in seiner Wahl geleitet würde. Philipp liess am Ende, als der Sprössling eines Geschlechtes, vor welchem die Kirche niemals sicher, der deutschen Krone untähig; Otto sollte das Haupt des Reiches werden, die deutschen Fürsten, sich vereinigend, ihm Gehorsam leisten, und wer seinem Nebenbuhler anhinge, sich keinem Altar einer Kirche nähern dürfen.

Aber der Kampf Friedrichs des Ersten mit der Kirche hatte die Fürsten in Deutschland bereits gelehrt, nicht jedes Blatt aus Rom als eine eherne Gesetzestafel zu betrachten. So wenig gewillt, in ihrem freien Wahlrechte sich beschränken zu lassen, als dem Herrn, den man an der Tiber ihnen ausgesucht, gehorsame Unterthänigkeit zu zollen, versprachen sie dem Hohenstaufen um so eifriger ihren Beistand, und stämmten sich muthig gegen jeden Einfluss von aussen. Bald griff Alles zu den Waffen; wer sein Korn in die Wagschale legen zu müssen glaubte, rüstete sich eilig,

damit die Entscheidung nicht ohne ihn geschähe; durch die Saatfelder zogen bewehrte Haufen, und suchten einander auf; kleine Gefechte lärmten in den Gauen, Burgen wurden belagert und vertheidigt, hohenstaufisch gesinnte Städte von den Gegnern gebrandschatzt, braunschweigisch denkende Ritter von ihren Schlössern verjagt. Deutschland war ein einziges Haderfeld; im allgemeinen Kampfe suchten die besonderen Fehden Befriedigung, gewannen die kleinsten Zwistigkeiten Leben und Ansehen.

Im Ganzen hielten sich beide Theile eine ziemliche Zeit hindurch in der Schwebe des Gleichgewichtes. Südwärts der Alpen aber war man grösstentheils dem Otto gewogen; man freute sich des doppelten Kaiserthums, weil es Deutschlands Gesammtmacht spaltend, die Abhängigkeit Italiens um Vieles leichter machte, und auf lange Zeit keinen Besuch aus dem Norden fürchten liess. Innocenz ward der Meinung, dass die Nebenbuhler niemals einen friedlichen Vertrag mit einander schliessen könnten, dass der Wettkampf bis zum zerschmetternden Siege durchgefochten werden müsste, wenn das Reich zur dauernden Ruhe gelangen sollte. „Otto von Braunschweig," soll er gesagt haben, „muss dem Hohenstaufen oder dieser dem Andern die Krone vom Kopfe reissen." Doch war er nicht fahrlässig genug, um ohne Theilnahme und Mitwirkung ein Zuschauer der kriegerischen Auftritte zu bleiben. Der Bischof Guido von Palestrina und Octavian, Bischof von Ostia, wurden als Legaten nach Deutschland beauftragt, und verkündigten dort aller Orten, dass Otto der wahre König sey; wer ihm gehorche, der wandle im Wege des Lichtes, wer mit sei-

nem Gegner sich verbinde, biete gedankenlos sein Haupt dem Unheile dar. Die Prälaten wurden vorzüglich aufgefordert, dem Willen des Apostels den ihrigen zu bequemen, und nicht ihre Kirchen in die Gefahr der Verdammniss zu stürzen. Wer dem Otto die schuldige Ehrfurcht erzeigte, dem wurde die Last seiner Sünden gnadenvoll erleichtert. Zugleich sprachen die Legaten über Philipp von Schwaben und seine Anhänger den förmlichen Bann aus; Otto dagegen ward zur Dankbarkeit gegen die Kirche ermahnt. — Auf Einige wirkte die Sendung. Przemislaus, der Herzog von Böhmen, welcher bisher mit Mund und Hand sich dem Hohenstaufen gelobt hatte, ward, die Farbe wechselnd, ein Anhänger des Otto, und verfocht die neue Sache mit einem so lebhaften Eifer, dass er den Namen Ottocarus erhielt. Das glänzende Beispiel eines solchen Gehorsams belohnte Innocenz mit glänzender Gnadenthat; er gestattete ihm, was man in Böhmen lange gesucht, den Königstitel *).

Die Anmassung des Priesters setzte die Reichsfürsten nicht sowohl in Erstaunen, als sie zu heftigem Unwillen empört wurden. Herzöge und Grafen schrien über die freche Erweiterung des Legatenamtes; ja selbst die Erzbischöfe von Magdeburg und Bremen wunderten sich laut über die Allmacht, deren man in Rom sich rühme. Eine solche Gewalt, wurde versichert, müsse den weltlichen Staat gegen die Kirche, den Sohn gegen die vermeintliche Mutter, in Aufruhr

*) Kaiser Heinrich der Vierte hatte den Wratislaw, den zwanzigsten Herzog der Böhmen, zum Könige ernannt; die Gnade eines so verhassten Kaisers aber mochten die Päbste bis dahin nicht bestätigen.

bringen, und zu mattherzigen Knechten thäten die deutschen Fürsten sich erniedrigen, wenn sie bei solchen Eingriffen eines Purpurmantels ihr Schwerdt nicht klingen liessen; die Dankbarkeit der Päbste für die Nachgiebigkeit der früheren Kaiser spreche sich wirklich erstaunlich väterlich aus, und jeder Christ habe sich zu freuen, dass Petri Schlüssel in so sanften Händen ruhe; wenn man hier dem Uebermuthe nicht die Faust auf die Lippe setze, so würde eine Zeit kommen, wo römische Priester im Vatikan zur Kaiserwahl beisammen sässen, während ein deutscher Reichsfürst, der Stellvertreter seiner Brüder, demüthig horchend an der Thüre stände; es gäbe aber keinen höheren Richter bei einer getheilten Kaiserwahl; der freien Neigung der Wählenden habe Niemand auf Erden vorzuschreiben, und wenn gleich aus dem Zwiespalt gar manches Uebel erwachse, so komme es doch dem heiligen Vater am wenigsten zu, in weltlichen Händeln das Ansehen seines Apostels steigern zu wollen. — Durch solche Reden ihre Entrüstung lüftend oder sie mit Wohlgefallen vernehmend, meldeten sie zum zweiten Male dem heiligen Vater die Wahl des hohenstaufischen Herzogs. Die Antwort Innocenz des Dritten ist merkwürdig und eine der berühmtesten, so aus der päbstlichen Kanzlei gekommen. Es sey ihm nicht eingefallen, schrieb er, gegen das Wahlrecht der deutschen Fürsten Zweifel erheben zu wollen; im Laufe der Zeiten habe sich dieses Recht vom römischen Stuhle auf die Wahlversammlung der Reichsfürsten verpflanzt; es jetzt, da der gewaffnete Arm so übermüthig und der gläubige Gehorsam so lau, zurückfordern zu wollen, sey fruchtlos und lächerlich. Zu bedenken aber stehe, dass die Prüfung

des Gewählten ein Amt des Statthalters Christi sey; wie die Gottheit der Menschen verschleiertes Innere durchschaue, erkenne die Kirche, von göttlicher Eingebung geleitet, seinen Werth oder Unwerth; wie sie weihe und salbe, könne auch sie nur über die Fähigkeit zum Throne entscheiden. Denn wer stände dafür, dass die Fürsten in weltlicher Blindheit nicht einmal einem Ketzer, einem Kirchenräuber, einem Heiden das Scepter in die Hand gäben, und den entsetzlichen Unhold der Kirche zum Schutzherrn bestimmten? Gebühre aber der Kirche das Recht der Prüfung, so erkläre sie jetzt den Philipp von Schwaben für unwürdig, und gebiete allen Gliedern des Reiches, Herren wie Knechten, im Herzoge Otto von Braunschweig ihr kaiserliches Oberhaupt zu verehren *). — Das Schreiben war an den Herzog von Zähringen gerichtet; denn dieser hatte der Krone entsagt, und so liess sich hoffen, er würde als ein Ruhiger die Worte des Schreibers beherzigend aufnehmen, und das Beherzigte den Uebrigen empfehlend mittheilen.

Doch der päbstliche Scharfsinn hatte sich vergebens an Klügeleien erschöpft; ein Geist der Selbstständigkeit beselte die Reichsfürsten, man kam überein, von der alten ungebundenen Stellung keinen Finger breit zu weichen, und nannte die Gegner unmündige Schoossöhnchen des Pfaffenthumes. Das Schwerdt ward zu erneutem Kampfe gewetzt, und die Zahl der hohen-

*) Dieser Brief Innocenz des Dritten wurde nachher als „ein Beweisstück der päbstlichen Rechte bei der Wahl eines deutschen Kaisers" unter die Dekretalen Gregors des Neunten aufgenommen.

staufischen Genossen vermehrte sich. Aber wie es im Menschen liegt, gerade wenn die Saat seiner Hoffnungen am fröhlichsten zu grünen begonnen, den zerknikkenden Hagelschlag am ängstlichsten zu fürchten, versuchte Herzog Philipp eben jetzt, da seine Schale so sichtbar nieder zu ziehen anfing, die Wege der Nachgiebigkeit zu betreten, und zeigte den Kardinälen, wie furchtbar ihr Meister selbst einem Glücklichen sey. Vortheilhafte Bedingungen waren es, durch welche er die Freundschaft des heiligen Vaters zu erkaufen trachtete; es sollte der Nachlass gestorbener Bischöfe von des Kaisers Beamten nicht mehr eingezogen werden; wen die Kirche mit ihrem Bannstrahl heimgesucht hätte, der sollte auch im Reiche als ein Geächteter betrachtet seyn; Philipps Tochter sollte sich mit einem Neffen des heiligen Vaters vermählen, und welche Güter sie ihm als Mitgift bringen würde, ward in leicht zu enträthselnden Ausdrücken angedeutet. Reichhaltige Vertragspunkte für einen Pabst, der seiner Kirche jeden Weg der Vergrösserung zu eröffnen suchte! Philipp meinte die Hand so freigebig als dankbar zur Versöhnung hingereicht zu haben, und sah sich im Geiste durch die Erniedrigung bereits zu sicherer Höhe empor gerückt; er täuschte sich. Innocenz konnte kein Vertrauen zu einem knienden Hohenstaufen fassen; das Schiff sah reichbeladen aus, die Wage aber, darauf es fluthete, tückisch und bösgelaunt. Er erkannte in Otto einen gehorsameren Günstling, und gönnte dem angebotenen Frieden kein Ohr.

Indessen schoss Philipps grünende Saat ungeahnt schnell zu vollen Halmen empor. Sein Gegner, raschen

Fusses und tapferen Armes, aber planlos in seinen Handlungen, bei seinen Entwürfen zu verkehrten Mitteln greifend, eben so launisch als eigensinnig, hatte seiner eigenen Sache Schaden gethan und mit manchem Freunde sich entzweit. Unter diesen muss als der gewichtigste Erzbischof Adolph von Köln angesehen werden, der Mann, welchem Otto am meisten seine Erhebung verdankte. Nicht lange darauf fiel der Braunschweiger selbst in gefährliche Krankheit. Den Augen entschwunden, sank er auch in der Neigung; in den ersten Tagen beklagte ihn das Mitleid, bald erwähnte man des kranken Herrn nur mit oberflächlicher Theilnahme, und endlich schien man ihn vergessen zu haben. Um so fruchtbarer lohnte die Zeit dem Schwaben, dem gegenwärtigen, dem thätigen. Er berief einen Reichstag nach Aachen, legte daselbst seine Krone nieder, weil er weder von Allen noch auf die wahrhaft gesetzmässige Weise erwählt worden, und bat um eine neue Erhebung. Das hiesz, auf die neuen Freunde ein schmeichelhaftes Gewicht legen, den Reichsfürsten die Bedeutsamkeit ihrer Wahl betheuern, und sie dadurch um so inniger zum Widerstande gegen römische Gewalt verbrüdern. Die meisten Häupter stimmten zu seiner Gunst, und der Erzbischof von Köln vollzog (1205) die feierliche Krönung.

Es war dieser Erzbischof, gegen welchen die Entrüstung des Pabstes vorzüglich aufloderte. Treulos gescholten, weil er selbst den Otto zur Kaiserwürde berufen hatte, der Hinterlist beschuldigt, weil er dem Hohenstaufen während der Krankheit seines Gegners die ehrsüchtigen Wünsche befriedigte, hörte er nach

wenigen Wochen schon den Bannstrahl auf sich losrasseln. Vor die Schranken des Vatikans wurde er gefordert; wenn er dem Rufe den schuldigen Gehorsam versagte, sollte das Pallium von seinen Schultern sinken, und Probst Bruno von Bonn mit der Würde des Verstossenen bekleidet werden. Auf das Gebot des Pabstes sich berufend, erschien der Probst in Köln; Erzbischof Adolf aber war weit entfernt, von seinem Sitze nieder zu steigen. Er hatte als deutscher Reichsfürst nach seiner Einsicht gehandelt; als deutscher Reichsfürst zeigte er sich gesonnen, sein geistliches Amt zu behaupten. Philipp, der Kaiser, lieh ihm dankbar seinen Beistand, und warf den Probst in ein Gefängniss zu Würzburg *).

Als aber Otto, vom Krankenlager erstanden, eine entmuthigende Oede um sich her erblickte, als er von den übergegangenen Freunden keinen zurück zu beschwören und nur wenige neue sich zu erwerben vermochte, da begann Innocenz endlich zu einer Unterhandlung mit Philipp sich geneigt finden zu lassen. Der Vormund des Neffen, hiess es nun, könne den Gedanken nicht länger ertragen, mit dem Oheim in ewiger Spaltung zu leben. Die Hauptsache war, dass der Hohenstaufe auch jetzt noch die bescheidene Sprache der Unterwürfigkeit führte, sie selbst zum Staunen des Pabstes und seiner Kardinäle führte. Und wer möchte nicht mit ihnen erstaunen, wenn er liest, wie dieser

*) Bei Philippe Aussöhnung mit dem Pabste erhielt der Probst, wie es im Friedenswerke bedingt worden, die Freiheit wieder; nach des Kaisers Tode aber musste ihm Adolf sein Bisthumthum überlassen.

Kaiser sich zur Büssung jeder Unbill erbot; wie er dagegen sich zur Behauptung erniedrigte, dass es dem Gewissen des Pabstes überlassen bleibe, wenn dieser etwa ihn, den Kaiser, beleidigt; denn Christus habe dem ersten der Apostel die Schlüssel des Himmelreiches übergeben, und darum könne ein Pabst nur von Gott gerichtet werden. — Wohl mag dem Priester zu Rom die Siegesfreude im Auge geleuchtet haben, als er dieses Schreiben eines deutschen Kaisers, eines Hohenstaufen, dem Kollegium seiner Räthe mittheilte. Die Unterhandlungen wurden jetzt ernstlicher beschleunigt, und Philipp soll das Versprechen der Bestätigung von Innocenz bereits erhalten haben. In der Hoffnung, dass des Kaisers Tochter die mathildische Erbschaft zur Morgengabe erhalten, und durch diese dem hohenstaufischen Einfluss in Italien sich ein schirmender Damm würde setzen lassen, gab der Pabst die vorzüglichsten Bedenklichkeiten auf, und ermahnte den Otto, mit seinem Gegner einen Waffenstillstand zu schliessen. Otto erschrak; die Waffen niederlegen, hiess seinem Gegner die Hälfte der Krone zugestehen — das aber konnte am wenigsten der Pabst ihm ansinnen, der den Hohenstaufen als unfähig des Kaiserthums verworfen und mit dem Bannfluche ihn der Verachtung preisgegeben hatte. Doch die Schuppen fielen dem Getäuschten bald vom Auge; sein Säckel war leer, Philipps Freigebigkeit hatte reiche Quellen; er der Zweig eines gesunkenen Stammes, der Unterstützung bedürftig, Philipp ein länderreicher Fürst, schwankenden Freunden aufzuhelfen jederzeit im Stande. So fügte er sich der Noth, und ging den gebotenen Waffenstillstand ein; doch ward festgesetzt, Philipp sollte die Tochter seines Gegners

ehlichen, und dieser, wenn er seinen Schwiegersohn überlebte, ihm auf dem deutschen Kaiserthrone folgen. Mit dieser letzten Klausel war zugleich die Entsagung des Otto unbezweiflich ausgesprochen. — In Deutschland hatten die kriegerischen Auftritte ein Ende; auf die italiänischen Angelegenheiten äusserte die neue Freundschaft eine merkliche Wirkung; die Wortführer in den Städten, die sich um diese Zeit zu eigenmächtigen Herrschern gemacht, hatten es nach dem Wink der Verhältnisse theils mit diesem theils mit jenem Kaiser gehalten, und ihn durch Gefälligkeiten zu gewinnen gesucht. Jetzt war der Streit plötzlich entschieden; die Einen jubelten, und fühlten die Zügel um so sicherer in ihrer Hand; die Andern standen verzagt da, die Liebesdienste, zu denen sie ihre Kräfte aufgeboten, trugen jetzt mit einem Male die Farbe des bösen Trachtens, unter ihnen wankte der Boden, die kleinste Empörung konnte sie zu den Thoren der Stadt hinaus treiben.

Endlich ward vom Haupte des hohenstaufischen Kaisers auch der Bannfluch genommen, und nichts als eine Krönung durch päbstliche Hand gebrach seinem Ansehen. Er hoffte sie, und durfte sie hoffen. Das Schicksal bestimmte es anders, Hoffnungen und Wünschen setzte eine einzige Sekunde ihr Ende. Auf der Altenburg bei Bamberg sank Kaiser Philipp, der Hohenstaufe, vom Meuchelschwerdte des Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach durchbohrt, zur Erde (21. Juni 1208). Wir könnten die näheren Umstände dieser Gräuelthat übergehen, wenn die Verleumdung nicht Innocenz den Dritten in engere Beziehung mit ihr versetzt hätte. Dass der Kaiser dem Pfalzgrafen eine

Tochter zur Ehe versprochen, sie aber nachher ihm versagt hatte, leidet keinen Zweifel; er mochte den rohen, ungestümen Mann, der unlängst einen Edelmann um's Leben gebracht hatte und in der Reichsacht lag, nicht zum Schwiegersohne. Dass er ihm an den Herzog von Schlesien, um dessen Tochter der Pfalzgraf nunmehr warb, statt der versprochenen Empfehlung einen schlimmen Brief mitgegeben, wird uns berichtet. Wenn aber zugleich behauptet wird, der Pabst sey ein Beförderer der Unthat gewesen, so dürfen wir, den Mann unseres Gemäldes von andren Beschuldigungen keinesweges reinigend, gegen diese mit vollem Rechte uns sträuben. Wahr ist es, dass die Verwerfung als Schwiegersohn und ein schwärzender Empfehlungsbrief schwache Bewegungsgründe zur Ermordung eines Fürsten gewesen, dessen Vater dem Oheim des Mörders das Herzogthum Baiern verliehen hatte; aber war diess seine erste blutige That? Wahr ist es, dass der Pfalzgraf Genossen des Verbrechens hatte; aber zählte der Kaiser keine Feinde mehr in Deutschland? Gegen den mitschuldigen Bischof von Bamberg soll die Untersuchung nur zum Scheine angestellt und seine Würde ihm bald zurück gegeben worden seyn; trug der Bischof wirklich die Brandmarke der Theilnahme, so mochte sie Innocenz, unrechtlich genug, auf einem Diener der Kirche nicht haften lassen. Wenn man aber solch ein Bubenstück des Pabstes aus dem Verfahren und den Sitten der römischen Kirchenfürsten überhaupt erweisen will, so heisst diess aus einer Kette einen sehr ungerechten Schluss auf ein einzelnes Glied thun. Innocenz wünschte vielleicht seiner Kirche Glück, dass sie von dem neuen gefährlichen

chen Freunde befreit worden; die meuchlerische Waffe gezeugnet hat er nicht *).

Mit zwiefachen Ansprüchen gewaffnet, strebte jetzt Otto von Braunschweig zum Besitze des deutschen Thrones. Hatte ihn schon früher ein grosser Theil der Reichsfürsten durch ihr Wahlwort geheiligt, so gab ihm jetzt die Urkunde des Waffenstillstandes, der unter päbstlicher Leitung geschlossen worden, ein durchaus unverstümmeltes Recht. Auch liess Innocenz sogleich den Befehl ergehen, dass der Vertrag zwischen den beiden Nebenbuhlern nach der vollen Bedeutung seiner Worte beobachtet würde. Der kluge Priester kam durch diesen Schritt dem Unwillen zuvor, den Otto vielleicht jetzt über die Wandelbarkeit seiner Neigung äussern konnte; der Befehl gab gleichsam den Beweis, wie redlich man es in Rom bei Festsetzung des Waffenstillstandes gemeint habe, wie väterlich der Pabst für seine Lieben auch in Augenblicken sorgte, wo die Gewalt der Verhältnisse ihn gezwungen, seine schützenden Flügel ihnen zu entziehen. Die römische Vorsicht fand Aufnahme, die Fürsten vereinigten sich, das deutsche Reich erhielt Otto den Vierten zum alleinigen Kaiser. Um aber auf dem Throne sich desto geschirmter behaupten zu können, und zugleich die Menge zu versöhnen, die selten einem Bewerber gewogen, welcher nach dem gewaltsamen Tode seines Ne-

---

* Philipp war dreissig Jahr alt, da der Mörder ihn überfiel; seine Gattin harmte sich so innig, dass sie noch in demselben Jahre starb. Otto, sein Nebenbuhler, beklagte seinen Tod in ungeheuchelten Leidesworten. — Der Pfalzgraf ward all seiner Würden entsetzt, mit der doppelten Reichsacht belegt, und im darauf folgenden Jahre vom Grafen Heinrich von Pappenheim bei Regensburg getödtet.

benbuhlers zum Ziele gelangt, riethen die Reichsstände dem neuen Kaiser, mit Beatrix, einer Tochter des Schwaben, vor den Altar zu treten. Dem Philipp war das Todesloos geworden, bevor er noch, wie es im Vertrage verabredet, Otto's Schwiegersohn hiess; das Verhältniss sollte sich jetzt umkehren, als wünschte man jene Uebereinkunft so weit als möglich berücksichtigt zu sehen. Otto fand die Beweggründe der Fürsten treibend genug; er fühlte, wie er als der Gatte einer Hohenstaufen mit dem Eheschwure zugleich die Versicherung seiner Kaiserschaft aus ihrem Munde vernahm. Doch schon hatte er den freien Willen nicht mehr; ein Verlöbniss fesselte ihn an Maria von Brabant. Indessen wünschte auch der Pabst, ihn mit Philipps Tochter verbunden zu sehen; durch die Vermählung, hoffte er, würde jede aufrührerische Regung der übrigen Hohenstaufen gelähmt schweigen müssen. Er machte daher von der Gabe seines Apostels Gebrauch, und sprach den Kaiser von seinem Eheverlöbniss mit der brabantischen Fürstin los. Doch geschah es erst mehrere Jahre später, dass Otto und Beatrix ein eheliches Paar wurden; auch starb die Kaiserin bald nach der Vermählung, und ihr Gatte reichte jener ersten Braut die Hand.

Entzückt durch die strahlende Herrlichkeit, die jetzt sein Haupt umfloss, freudig von dem Gedanken ergriffen, unangefochten auf einem Throne zu schalten, dessen früherer Besitzer sein Geschlecht so schmachvoll erniedrigt hatte, gab sich Otto den ersten Aufwallungen der Dankbarkeit unbesorglich hin. Er hiess den Pabst seinen grossmüthigen Wohlthäter, den achtungswerthesten Priester, der jemals auf Petri Stuhl erhoben

worden; er versicherte ihn seines vollsten Gehorsams, versprach dem Reiche aus ihrer daurenden Freundschaft die glücklichsten Tage, und nannte sich in seinem Schreiben „von Gottes und des Pabstes Gnaden römischer König.“ Den blossen Ausdrücken seiner Dankbarkeit folgten mehrsagende Beweise. Er verpflichtete zu Speyer sich in aller Form, die Mark Ankona ganz und gar unter die Herrschaft der Kirche zu stellen, und die Güter der Mathildis, nach dem Willen der Schenkerin, dem römischen Apostel nicht länger vorzuenthalten. Die Verpflichtung ward als ein eidliches Versprechen aufgesetzt, und die Urkunde mit goldenem Insiegel versehen. Innocenz liess sie in das Archiv der römischen Kirche niederlegen, auf dass sie bei allen künftigen Kaisererhebungen zur Vorschrift diente.

Ein Hohenstaufe war gemordet, sein Geschlecht aber wandelte noch auf Erden, und die Kraft dieses Geschlechtes lag noch keinesweges zu Boden gedrückt. Es erhob sich in Sicilien der junge Friedrich, den Knabenjahren bereits entwachsen, den Helden versprechend, den Europa und Asien bewundern, Deutschland und Italien feiern und fürchten sollten. Er sah mit Schmerzen die Krone Karls des Grossen an ein neues Haus übergehen, er hörte den entehrenden Schwur, welcher aus dieser Krone so viele kostbare Perlen brach und sie nach Rom als einen Schmuck der Tiara sandte; nicht rasten liess es ihn, und in seiner Brust regte sich der Geist seines Grossvaters, den solch eine Demüthigung aus dem Schlummer des Grabes zu rütteln schien. Freilich war seine Kraft noch gebunden; der Mann, welcher die Früchte jener Erniedrigung erndtete, hiess sein Vormund, hatte nicht ohne sorgsame Klugheit seiner

Knabenjahre sich angenommen. — Otto aber erschrak, und hielt es für's Beste, sobald als möglich nach Italien aufzubrechen, und sich mit den beiden Kronen, die es im Lande gab, schmücken zu lassen. Innocenz selbst rieth ihm, nicht zu zögern. Er betrat den Thalweg der tyroler Alpen, kam durch Trient, und erreichte die Südseite des Gebirges. Die Veroneser schlugen ihm eine Brücke über die Etsch, geleiteten ihn sodann nach dem Gardasee, und führten ihn in ihre Stadt. Hier sah er sich von den Fürsten und Edelherren des nördlichen Italiens umgeben; man bezeugte ihm seine Freude, und grossentheils war sie ungeheuchelt; als ein Guelfe, als ein Gegner der Hohenstaufen, musste er den lombardischen Städten ein willkommener Herr gelten. Indessen hatten sich diese Städte bereits gegen die Eingriffe eines neuen Kaisers mit einander verbunden; Otto wagte nicht, ihre Gerechtsame anzutasten, spielte den liebevollen Schutzherrn, und fand es vortheilhafter, die Mächtigen im Lande, wie den Ezzelin von Romano oder den Azzo, Markgrafen von Este, durch wohlfeile Gefälligkeiten sich zu verbinden. Sodann begab er sich nach Mailand, ging mit der Stadt ein trauliches Verhältniss ein, und erhielt zu Monza die alte eiserne Krone der longobardischen Fürsten, welche seit Karl dem Grossen, ihrem Besieger, zum Könige von Italien stempelte. Nun ging es zur Tiber. Pabst Innocenz der Dritte erwartete den Gast zu Viterbo. Aber die Hand, die ihn krönen sollte, spendete ihre Wohlthaten für theure Preise; es ward ein feierlicher Eid vor der Krönung verlangt. Otto, hier den Friedrich von Sicilien, seinen jugendlichen Nebenbuhler, im Auge, dort auf die deutschen Fürsten blickend, die schwerlich ei-

nem Herrn, welcher ohne die römische Kaiserkrone aus Italien zurück gekehrt, Ehrfurcht oder Gehorsam leisten würden, beschwichtigte seine Bedenklichkeiten, und liess vor dem gegenwärtigen Vortheil die Beeinträchtigung künftiger Tage zurücktreten. Der Eid fand statt. Es gelobte der Kaiser, allen Gehorsam und alle demüthige Ehrerbietung jederzeit gegen die Kirche zu beobachten; er nahm die päbstlichen Besitzungen in Schutz, und bestätigte dem Apostel die Lehensherrschaft über Sicilien; die Wahlen der höheren Geistlichen sollten frei nach kanonischer Satzung geschehen, in kirchlichen Zwisten eine ungehinderte Rechtsuchung bei'm römischen Stuhle gestattet seyn; die Güter verstorbener Bischöfe und erledigter Kirchen eignet der Kaiser sich unter keiner Bedingung zu, und überlässt alles, was die Geistlichkeit betrifft, dem Pabst und den Prälaten; auch verspricht er dem heiligen Vater zur Ausrottung der ketzerischen Bosheit jeden möglichen Beistand. Diess der bedeutungsvolle Inhalt des Eides; nach seiner Besieglung ward dem Gaste im Herbste des Jahres zwölfhundert und neun die römische Kaiserkrone auf's Haupt gesetzt.

Im ganzen Sinne des Wortes ein Kaiser jetzt, mochte sich Otto in prunkender Selbstgefälligkeit mit dem ersten seines Namens vergleichen, der freilich, mit ganz andren Schritten über die Erde wandelnd, nach der Kaiserkrone nicht eine bettelnde, sondern eine bewaffnete Hand ausgestreckt hatte. Was er aufgeopfert, konnte ihm während des jubelnden Taumels noch nicht die Sonne des neuen Glückes verfinstern; der Weihrauch verdeckte ihm die fernen Grabbilder der Reue, und die deutschen Edlen, die ihn umgaben, verriethen

in ihrem Gesichte die Miene nicht, mit welcher ihre Brüder den Heimkehrenden empfangen würden. Aber in Rom selbst stiegen bald verdächtige Sturmwolken am Himmel auf. Wenn die Prälaten, von des Kaisers vortrefflichen Eigenschaften überströmend, ihn Heinrich dem Zweiten, dem gottgefälligen Fürsten, an die Seite setzten oder ihn weit über den ersten Friedrich erhoben, so gebrach es ihm nicht an Ueberlegung, um die Steine zu verkennen, daraus man solche Ehrentempel ihm errichtete; wer sich in Rom am demüthigsten zusammenzog, ward von römischen Zungen der übrigen Welt als ein Riese der Herrlichkeit geschildert; je mehr er dort aufgeopfert, desto lauter pries man die Standhaftigkeit, mit welcher er gegen jeden Anspruch eines weltlichen Fürsten sich gesträubt hatte oder unfehlbar sträuben würde. Eben so wenig aber fehlte es dem Kaiser an Aufmerksamkeit, um das Missvergnügen verschiedener Kardinäle zu übersehen. Sie waren in der That mit seiner Krönung durchaus nicht zufrieden; es sey nun, dass sie sich eingebildet hatten, ein deutsches Oberhaupt, welches seine ganze Erhaltung von der Gönnerschaft der Kirche erwartet, hätte zu weit ansehnlicheren Aufopferungen gezwungen werden können, oder dass sie der unwilligen Meinung waren, ihr Meister habe das gesegnete Feld allein zu schneiden gesucht, und ihnen keine Aehrenlese gelassen. Ein grosser Theil der Senatoren, die damals bereits an der Spitze der Stadtverwaltung sich befanden, schienen den nämlichen Groll zu hegen. Aber auch die Bürger äusserten ihren Verdruss. Gewohnt, bei dem Segen, mit welchem ein kronlustiger Kaiser die Kirche zu überströmen pflegte, gleichfalls einen lustigen Fang

zu thun, mochten sie dieses Mal vermuthlich eine ganz vorzügliche Beute sich versprechen, und in dieser Hoffnung hatte sie Otto gar sehr betrogen. Vom Geize beherrscht, wie ihn mehrere Schriftsteller wenigstens schildern, vielleicht aber auch durch sein geringes Eigenthum zur Sparsamkeit aufgefordert, glaubte er bei den Opfern, die er dem geistlichen Fürsten gebracht, auf die Habsucht seiner Unterthanen keine Rücksicht nehmen zu dürfen. Empfindlicher konnte ihm in der Meinung der Römer nichts schaden. — Es sey unerhört, erklärte man einander, wenn man sich eine Krone hole, mit so leerem Säckel zu kommen, oder führe er Geld mit sich und könne zur fürstlichen Tugend der Freigebigkeit sich nicht entschliessen, so sey das noch weit unerhörter. Wozu Verträge, wenn sie nach gestilltem Begehren nicht weiter geachtet würden? Otto habe bei seiner Krönung das Versprechen geleistet, die „guten Gewohnheiten" der Römer aufrecht zu erhalten, und doch versage er ihnen die Geschenke, die ihre Vorfahren jederzeit von den seinigen empfangen. Wie wollte solch ein Kaiser die Liebe sich erwerben, deren er bedarf, in der Achtung sich behaupten, ohne welche die Edelsteine seiner Krone nicht echt? Bereuen müsse man es, am Tage seiner Erhebung eine so ungeheuchelte Freude geäussert zu haben!

Der Widerwille, welcher des Herrn nicht mehr schonte, gab sich bald auch gegen die Untergebenen zu erkennen. Wo sich vom kaiserlichen Heere, das in der Nähe der Stadt gelagert stand, Einzelne sehen liessen, hörten sie wenig Gutes; man begegnete ihnen mit ungastlicher Lieblosigkeit, man nannte sie die Waffenknechte eines Bettelkaisers, und neckte sie mit dem

südlichen Uebermuthe, der zu allen Zeiten mit der deutschen Langsamkeit es wagen zu können glaubte. Den Haufen, die abgeschickt wurden, um Nahrungsmittel und Futter in Empfang zu nehmen, legte man Hindernisse in den Weg, und erschwerte ihnen ihr Amt; man gab ihnen zu wenig und das Gegebene taugte nichts. Die Söldlinge setzten dem Uebermuthe ungeberdige Roheit entgegen, oder suchten sich das Versagte mit Gewalt zu verschaffen. Ihrer Waffen sich bewusst, verachteten sie, wie gewöhnlich und besonders in den Zeiten des Faustrechtes, den Bürger; auch pflegten sich die deutschen Krieger in Italien als ein Siegerheer in unterworfenem Lande zu betrachten, und während der Gebieter die Wohlthat der Krönung sich erbat, verlangten seine Leute die Zeichen der Knechtschaft an den Einwohnern zu erblicken. So häuften sich die Anlässe zu leidenschaftlichen Reibungen; man hörte von gemisshandelten Deutschen, von hinweg geschleppten Bürgern; jede Stunde erzeugte blutige Händel; die Soldaten wurden behutsamer, und legten das Schwerdt nicht mehr von der Seite; in den Römern wallte das heisse Blut, Messer und Dolche wurden hervor gesucht, um der deutschen Roheit mit Glück trotzen zu können. Die feindseligen Bewegungen verbreiteten sich von Einzelnen auf ganze Massen, und ehe man es sich versah, geschah ein blutiger Angriff auf das Heer. Die Wuth suchte Befriedigung, der Hass zeigte seine Stärke; erst nach einem Gefechte von mehreren Stunden gab sich die Erschöpfung zufrieden. Die Deutschen sollen über tausend Pferde verloren haben, aber auch von den Römern sahen viele die Mauern der Stadt nicht wieder.

Kaum erfreute sich Rom der Ruhe wieder, so geriethen die Häupter, Gast und Wirth, in Hader. Innocenz, der sich scheute, die schwankende Liebe seiner Römer durch Misshelligkeiten auf's Spiel zu setzen, wünschte, sie nicht lange mit der Gegenwart des deutschen Heeres zu belästigen; er hatte daher schon vor dem offenen Ausbruche der Feindseligkeiten die Entfernung desselben geboten. Otto trug noch Manches auf dem Herzen, mochte auch nicht gern als eine vorüber fliegende Erscheinung nach einem Aufenthalte von wenigen Stunden aus der Tiberstadt wieder verschwinden, und hatte daher mit der Erfüllung des Befehles gezögert. Jetzt nach geschehenem Unglück machte ihm der Pabst bittere Vorwürfe, und gab ihm die Schuld des vergossenen Blutes. Der Kaiser, den Verlust in seinem Heere schmerzlich empfindend, widerstand dem aufbrausenden Aerger nicht, und wollte, bevor er aufbrach, seinen Schaaren erst die Erholung der Ruhe gönnen. Das freundschaftliche Verhältniss, mehrere Jahre der Abwesenheit hindurch glücklich gepflegt, hatte durch die Gegenwart sein plötzliches Ende erlebt; die beiden Fürsten glichen einem neuvermählten Paare, das während des Brautstandes einander mit Wohlgefallen betrachtet hat, jetzt aber, da die Nähe jeden täuschenden Schimmer zerstreut, von lästigem Bande sich gefesselt fühlt, und hinaus zur alten Freiheit sich zurück sehnt. Der Kaiser vergass im Pabste den Schutzherrn, er hielt ihm die übermüthige Zügellosigkeit seiner Römer vor, und klagte über die Missgunst, welche seiner Mannschaft die unumgänglichsten Bedürfnisse versagte; Innocenz schalt den rohen Ungestüm der Söldlinge, fragte, mit welchem Rechte im

Angesichte des apostolischen Tempels ein weltlicher Fürst seine Waffen blitzen lasse, und erinnerte an den Glückswechsel, den seine Vorfahren auf dem Kaiserthrone jederzeit bei einer Entzweiung mit der Kirche empfunden hatten. Man sah sich wenig mehr, und so oft man zusammen traf, war's eine peinliche Begegnung. Die Bürger freuten sich, ihren geistlichen Herrn an ihrer Entrüstung Theil nehmen zu sehen; die Gewölke des Weihrauchs um den neuen Kaiser zerflossen, die Kardinäle entzogen ihm die ergebene Schmeichelmiene, Alles hatte sich verändert, eine weit grössere Veränderung stand zu erwarten. Doch machte sich der Kaiser mit seinem Heere nicht eher auf den Rückweg, als bis die römischen Lieferer sich durchaus zu keiner Verabfolgung mehr verstehen wollten. Der Aufbruch geschah ohne Tumult; man hatte das Opfer in Händen, an dem Opferer war wenig mehr gelegen.

Viertes Kapitel.

Mit dem Gedanken, auf die Freundschaft, von welcher er allen Glanz, alle Sicherheit seines Daseyns gehofft, nicht mehr rechnen zu dürfen, stiegen im Kaiser andre Gedanken auf, Gedanken, die bisher ihm fremd gewesen, und wenn seines Vaters Heldenmark ihn erfüllte, seiner Kaiserschaft einen mächtigen Schwung geben konnten. Er begann die Last zu fühlen, mit welcher er, um gegen die Ansprüche eines Herrschergeschlechtes sich zu sichern, seine Schultern beladen; es überraschte ihn ein Grauen, wenn er die Verachtung sich dachte, womit die Zukunft einen solchen Kaiser

neben den übrigen nennen würde; ihm bangte vor dem Hochmuthe der deutschen Reichsvasallen, die vor einem gedemüthigten Oberhaupte den stolzen Busch ihres Helmes schwerlich neigen würden. Unheimliche Erscheinungen, denen der Rausch der Eitelkeit bisher keinen Zutritt gegönnt, zogen jetzt langsam peinigend an ihm vorüber; es war das Erschrecken eines Wanderers, welcher bei zerfliessendem Nebel vor sich einen pfadlosen Felsen, zur Seite eine schwarze Kluft entdeckt. Die reuige Pein brachte ihn der Verzweiflung nahe, die Verzweiflung hauchte ihm unerwartete Entwürfe ein.

Innocenz der Dritte hatte in den Tagen, da sich die deutsche Fürstenschaar zwischen Philipp und Otto theilte, viele Schlösser und Ortschaften der Hoheit des päbstlichen Stuhles untergeordnet, oder sie unter dem Vorwande des erledigten Reiches durch seine Beamten verwalten lassen. Zugleich war Azzo, der Markgraf von Este, zum Lehensmann des heiligen Stuhles ernannt worden; er erhielt die Herrschaft über die anconitischen Städte, und sollte im Fall eines Zwistes mit dem Kaiser dem vorsichtigen Pabste zur Schutzwehr dienen. Wir sehen hier die Keimungspunkte des beginnenden Kampfes. Otto erinnerte sich, dass er im Krönungseide auch gelobt hatte, die Würde des Reiches zu schirmen, und die zersplitterten Rechte desselben wieder herstellen zu wollen. Er entdeckte der Welt, wie er von diesem Versprechen nunmehr sich ernstlich gemahnt fühlte, und trug zu diesem Behufe verschiedenen Rechtsgelehrten, nachdem sie den Schwur der Unpartheilichkeit geleistet, das Geschäft auf, den wahren Besitzer jener Schlösser und Ortschaften be-

stimmend, die Rechte, die sich nicht ohne Sünde vom Reiche trennen liessen, zu untersuchen. — Wenn ein Kind die Puppe, welche es auf dem Arme zu tragen gewohnt ist, mit einem Male allein gehen sähe, würde es wie Innocenz und seine Kardinäle erstaunen. Es kamen Warnungsstimmen aus Rom, sie verhallten ohne Wirkung; man liess den Kaiser merken, wie hülflos die Ranke des Epheus am Boden hinkriechen müsse, wenn sie die Felsenwand verlässt, die sie mit ihren Sprossen umklammert hatte, er schien den Weg sich selbst finden zu wollen. Ja dem Friedrich von Sicilien selbst drohte er mit einem Feldzuge, weil er mehrerer festen Plätze des Reiches im südlichen Italien sich bemächtigt hatte.

Es erzählen Einige, die Einwohner der mathildischen Güter hätten ohne Wissen der Obrigkeit und der deutschen Befehlhaber sich dem heiligen Petrus geschenkt; diese neue Schenkung, jene alte verstärkend, sey vom Pabste dem Kaiser entdeckt und von diesem vor der Krönung bestätigt worden. Die kaiserlichen Befehlhaber indessen weigerten sich, den Beamten des heiligen Stuhles die Schlüssel zu überliefern; ihr Trotz, anfangs mit herben Drohungen gezüchtigt, war jetzt dem Otto erfreulich, und so dankte er den Ungehorsamen von Herzen, dass sie, reichsmässiger als er gesinnt, die gewaltsame Wiedererlangung der Güter ihm erspart hätten. Darauf reiste er durch Italien umher, schmeichelte den Grossen, gestattete den Städten manche Rechte, machte sich überall Freunde, und wälzte, wie gesagt ward, Hügel gegen den Felsen des Kapitols auf. Nichts aber erbitterte in Rom die Gemüther lebhafter, als dass der Markgraf von Este, das Lehensband des

Apostels zerreissend, die Mark Ankona aus den Händen dieses gesunkenen Kaisers nahm. Azzo sah die Kirche bereits durch eine ausgedehnte weltliche Macht zu jeder weiteren Erwerbung geeignet, und traute der Vasallenschaft nicht, mit welcher eine solche Nachbarin ihn beehrt hatte; auf der andren Seite erhoben sich die verbündeten lombardischen Städte, unruhige, aber mächtige Gemeinden, vor deren Uebermuthe kein Volksgebieter sich geschirmt fühlte; sie waren die verjährten Feindinnen eines deutschen Kaisers, ein Kaiser konnte ihn am besten gegen ihre Versuche schützen, er musste es, wenn er nicht zugleich seine toskanischen Besitzungen der Beutelust preisgeben wollte. Otto brauchte Beistand; bei der Belehnung fand sich also nicht der Vasall, sondern sein Oberherr geehrt, und das Verhältniss konnte kaum eine Last mit sich führen. Auf dem Throne schien der Kaiser gesichert; in Deutschland gewählt und geweiht, in Italien mit beiden Kronen geschmückt — was liess sich für seinen Scepter fürchten? — Wie mit dem Este, machte es Otto auch mit dem Grafen Diepold, einem kriegerischen, dem Marcuald ähnlichen Abentheurer; er belehnte ihn für das Versprechen seines Beistandes im Felde mit dem Herzogthume Spoleto. Innocenz liess ihn hier zum ersten Mal die Furchtbarkeit seines Grimmwortes erfahren; Otto dünkte sich im Zuge des Glückes, und würdigte die Drohung keiner Antwort.

Kaum sah sich der Letztere zu einem Kaiser erstarkt, welchem zwei rühmlich genannte Vasallen in Italien gehuldigt hatten, so begann er die Feindseligkeiten gegen den königlichen Jüngling von Sicilien. Nicht allein, dass er, die gegenwärtige Strömung sei-

nes Glückes benutzend, diesen Gegner siegreich genug nieder zu schmettern hoffte, um ihn zur vollkommenen Aufgebung seiner Ansprüche auf den deutschen Kaiserthron zwingen zu können, dass er in diesem Fürsten die Beraubung des Reiches abschreckend zu bestrafen, und durch glänzende Kriegeswerke seinen gesunkenen Namen unter den Italiänern wieder aufzurichten wünschte, es marterte ihn auch die fröhlich aufsprossende Jugend Friedrichs, die sein eigenes Gestirn nur desto auffallender im Hinuntersinken zeigte; es trieb ihn der Hass gegen das hohenstaufische Geschlecht, dessen mahnende Fusstapfen seinen Blicken überall begegneten; er war erbittert gegen den Pflegling des Mannes, dessen Vormundschaft er selbst, nachdem er sie schmerzlich empfunden, noch schmerzlicher verloren hatte. — Sein Einzug in Apulien ward von günstigen Erfolgen begleitet. Neapel, noch nicht die kleine Welt, die es in unsren Tagen, aber schon volkreich und für einen Fürsten begehrenswerth, öffnete ihm wider seine eigene Erwartung die Thore. Die Zwietracht der einzelnen Städte zerriss auch den Süden Italiens; man empfing den fremden Heerführer, weil man den Hass gegen das benachbarte Aversa nicht anders zu sättigen wusste. Bereitwillig versprach Otto seinen Beistand. Seine Streiter, durch die Aussicht auf Beute zum Kampfe bewogen, stürmten die Mauern, fanden aber manche Wunde und sanken im Angesichte der Vertheidiger. Der Arm des Helfers bewährte sich nicht so stark, als man geglaubt hatte; es überschlich die Belagerer der Winter, Aversa's Bürger begrüssten den strömenden Regen, der sie von ihren Drängern erlöste, Kaiser und Heer zogen nach dem Volturno zu-

rück, und nahmen ihre Winterwohnung in der Stadt, die einst den numidischen Helden so verderblich geworden, im genussreichen Kapua.

Indessen änderte Otto seine Sprache gegen den heiligen Vater nicht; die Schirmung der Reichsrechte war noch immer der Schild, welchen er seinen Verleumdern entgegen hielt. Innocenz aber griff jetzt zu den Werkzeugen seiner Rache. Während er den Kaiser Otto von Braunschweig mit allen seinen Anhängern aus der Genossenschaft Christi stiess, und alle Stände des Reiches ihrer Treue gegen ihn entband, liess er seine Legaten überall in Italien umherreisen, und mit den Kaiserfeinden sich verständigend, die Grundlage, auf welcher des Gegners Trotz sich zu erhalten glaubte, unterwühlen. Sie waren ihrem Amte gewachsen, und einer derselben hatte das Glück, von den Mailändern zu ihrem Erzbischofe erwählt zu werden. Mailand, von Barbarossa in den Staub getreten, hatte noch immer sein erbittertes Rachegefühl gegen die Hohenstaufen nicht erkalten lassen, und diesem Gefühle den Widerwillen, welchen die Stadt sonst einem Kaiser hegte, aufgeopfert. Es begünstigte den Otto, und hatte seine Krönung befördert. Der Kirchenhort, welchen die Stadt sich jetzt selbst gegeben, arbeitete mit versteckter Schlauheit ihrer Neigung entgegen; er stimmte durch seine Freunde die Uebrigen anders, wusste Kanzel und Beichtschrank zu benutzen, und bewirkte in der That, auf seinem Stuhle eben so glücklich als auf dem Wege zu ihm, eine bewundernswürdige Verwandlung. Die stolze Stadt, deren Bürger mit nackten Füssen und einem Stricke um den Hals, Schonung erflehend, vor dem donnernden Barbarossa sich gekrümmt, entzog nun

einem Widersacher des hohenstaufischen Geschlechtes ihr Wohlwollen! Einen trefflicheren Sachwalter, als Mailand und seinen Priester, konnte unser Pabst in der Lombardei nicht begehren.

Im ersten Augenblicke fühlte sich der Kaiser von dem Bannstrahle bis in's innerste Leben getroffen. Er mochte sich wohl öfters schon gedacht haben, dass das harrende Wetter losbrechen würde; jetzt, da es sich hören liess, klang es ihm furchtbarer, als er geahnt, in den Ohren, und betäubte jedes tröstliche Gefühl. Er bat, um einer Unterredung willen nach Rom kommen zu dürfen, mit Gefahr seines Lebens wollte er zur persönlichen Zusammenkunft sich einfinden; man hörte im Vatikan nicht darauf. Allmählig indessen verlor das römische Geschoss seine betäubende Gewalt; seit Heinrich dem Vierten hatte manches Oberhaupt des Reiches unter dem nämlichen Fluche gelegen, und den Scepter dennoch mit Nachdruck geführt; im Hause der Hohenstaufen selbst hatte dieser Blitz mannichfach gewüthet, und doch klang der Name noch vollönend, ritterlich edel, Ehrfurcht gebietend. So fasste denn Otto seine Kraft zusammen, suchte sich des Heldenstammes, den er bekämpfte, würdig zu zeigen, und eröffnete den Feldzug gegen Sicilien von Neuem. Das Schicksal schien seine männliche Entschlossenheit belohnen zu wollen; am Ende des Sommers hatte er den jungen König fast schon um sein ganzes italisches Festland gebracht. Der Name Otto von Braunschweig fing an, mit Ehren genannt zu werden; die Jubelfeuer des Siegers leuchteten an den Zinnen der Engelsburg. Und diessmal hatte sie nicht die Eitelkeit angezündet; der arme herabgewürdigte Kaiser musste zu wirklicher

Stärke

Stärke gelangt seyn, denn Innocenz bot ihm den Frieden an. Jetzt war's Otto, der ihn zurück wies; vom glänzenden Erfolge schwindelnd, führte er das Gebäude zu hoch auf, die Pfosten trugen die Last nicht, üble Zeichen verkündigten bereits den Einsturz.

In Deutschland erlag der apulische Sieger. Innocenz setzte seine Diener alle in Bewegung, sprach durch unzählige Zungen, lockte und drohte mit tausend Fingern. Siegfried, der Erzbischof von Mainz, machte die Kirchenverbannung des Kaisers aller Orten bekannt; als apostolischer Legat schloss er mit dem Erzbischofe von Trier, mit dem Landgrafen von Thüringen und dem Herzoge von Baiern ein Bündniss gegen Kaiser Otto den Vierten. Darauf fand eine Versammlung der Fürsten zu Bamberg statt. Hier erinnerte Siegfried an die Verdienste des hohenstaufischen Hauses um Deutschland und seine Volker, an seine Thaten im Morgenlande, an den Adel seiner Gesinnung, an seines Armes Ritterkraft; er sprach mit Wehmut von der Wortbrüchigkeit, deren man gegen Kaiser Heinrich sich schuldig gemacht, mit Freude von der prangenden Jugend, zu welcher der Sohn desselben heran gereift; ein deutscher Edelmann habe den Kaiser Philipp von Schwaben mit dem Stahle der Bosheit gemeuchelt, Deutschlands Fürsten sollten jetzt seinem Neffen ihre Wahlstimme leihen. Die Parthei des jungen Friedrich und des Pabstes wuchs mit jeder Stunde, ein verhängnissvoller Wechsel war im Anzuge.

Sein Unglück noch nicht ahnend, hatte Otto indessen sich zum Meister des ganzen Kalabriens gemacht, und drang unaufhaltsam bis zur tarentinischen Küste vor. Die Zeiten des Marcuald schienen sich wieder-

holen zu wollen; der Sieger trat mit den Grossen Siciliens in geheime Unterhandlungen; die Sarazenen, im Besitze der festen Plätze auf den Südgebirgen, versprachen, ihn zum Herrn der ganzen Insel zu machen. Der Tag der Ueberfahrt wurde festgesetzt; eine Miethflotte von vierzig Galeeren, welche Pisa für den Kaiser ausgerüstet, segelte längs der Westküste Italiens hinab, traf ihn aber bereits nicht mehr in der Flur seines kurzen Ruhmes.

Die Eilboten aus Deutschland lähmten ihm den aufgehobenen Arm; es galt nicht mehr, Sicilien zu erobern, und dann als Eroberer im Vatikan den Frieden vorzuschreiben, das deutsche Herrscherthum wollte gesichert seyn, das Reichsscepter mit festerem Finger umschlossen werden. So versammelte er denn die Edelleute von Apullen und Kalabrien, forderte sie auf, ihm ihre Treue zu bewahren, und eilte dem Norden zu. Im Spätherbste (1211) erschien er unter den Lombarden. Sein Glanz kränkelte; auf einer Ritterversammlung zu Lodi fanden wenige Männer von Bedeutung sich ein. Nur Mailand, von der neuen Furcht, einen hohenstaufischen Kaiser sich erheben zu sehen, geängstigt, wandte ihm sein Wohlwollen wieder zu; wer dem schwäbischen Geschlechte oder dem Pabste ungewogen, traf hier seine Genossen. Innocenz zürnte der Stadt; auch züchtigte er Neapel und Kapua mit den apostolischen Strafen.

Zwei Pilger wanderten jetzt eilend dem deutschen Boden zu, beide ganz verschiedener Art, mit verschiedenen Erwartungen und Besorgnissen. Der Eine ein Jüngling aus königlichem Blute, von grossartiger Ruhmliebe gespornt, begierig, seine Stirn mit dem Diademe

geschmückt zu sehen, welches ihm in der Wiege schon gelobt worden; der Andre aus einem gedemüthigten, doch durch ihn wieder erhobenen Stamme, der erste Kaiser seines Hauses, von der Kunde seiner jüngsten Thaten begleitet und nicht eben ein eitles Bewusstseyn seiner Verdienste mit sich führend — jener von hochragenden Häuptern herbei gerufen, mit empfehlenden Geleitbriefen versehen; dieser ohne Einladung sich stellend, von Wenigen begrüsst, entstellt durch den Bannfluch des heiligen Vaters — der Jüngling durch edle Sitte, durch treffliche Verkündungen des Geistes und des Herzens bestechend, durch einen erlauchten Grossvater in die Kaiserhalle eingeführt; sein Gegner mit Verhöhnung genannt, weil er den Mantel, welchen die Fürsten ihm umgehängt, zerrissen, um sich vom römischen Priester einen pfälfischen zu erbitten, aber auch gepriesen um der Standhaftigkeit willen, mit der er, muthigen Rossen gleich, gegen seinen Bändiger sich gebäumt. Er erschien zu Nürnberg, und erklärte daselbst die Ursachen seiner Feindschaft mit dem Pabste. Des Kleinmutes und des Leichtsinnes sich zeihend, da er an Saukt Peters Pforte den berüchtigten Eid gesprochen, bewies er zugleich aus seinen folgenden Schritten, dass er jenen früheren, dem Reiche geleisteten Eid weit heiliger gehalten, und den Unterschied zwischen den Pflichten gegen den deutschen Staatskörper und gegen die Kirche sehr bald gefunden. Er habe den jungen Friedrich mit Krieg überzogen, erklärte er, und die Ursachen dieses Krieges zu nennen, falle ihm nicht schwer; nichts desto weniger wisse er ihn zu achten, und halte ihn, schon um seines Namens willen, hoch in Ehren; wer aber diesem Neffen des Kaisers Philipp seine Wahl-

stimme gebe, der sündige gegen den Schatten des Oheims; der Vertrag des Waffenstillstandes sey als eine öffentliche Reichsverhandlung geschlossen worden, mit Mund und Hand hätten die Fürsten ihm beigepflichtet; sich jetzt dieses Vertrages nicht erinnern zu wollen, sey an einem römischen Priester nichts Ungewöhnliches, einen deutschen Volksgebieter entehre es. — Den Beifall durfte man ihm nicht ganz versagen, doch Niemand äusserte ihn. Otto konnte es empfinden, wie die Verwitterung bereits seines Thrones sich bemächtigt hatte; er mochte sich nicht täuschen, und nährte nur schwache Hoffnungen noch. Deutschland glich dem Morgenhimmel, an dessen einer Seite der erblassende Mond im Nebel zu verschwinden eilt, während auf der andren die junge Sonne sich bereits durch glühende Prachtfarben verkündigt.

Innocenz der Dritte und Friedrich von Sicilien, ein Pabst und ein Hohenstaufe, zwei sich zerstöhrende Namen jetzt zu gemeinsamem Zwecke verbunden! Aber Friedrich war des Pabstes Mündel, zum Theil durch die Lehrer, welche dieser ihm ausgesucht, erzogen und gebildet. Ein niederschlagender Gedanke blieb es wohl immer, einen deutschen Kaiser als den gebietenden Herrn in Unteritalien und Sicilien zu wissen, die Uebermacht Heinrichs des Sechsten wiederum sich ausbreiten zu sehen; doch eben dieser Uebermacht liess sich durch klugberechnete Vertragsbande die schirmende Grenze setzen; der offene Edelsinn des Jünglings schien gegen jede rohe Undankbarkeit Bürge zu leisten, das Beispiel des Braunschweigers konnte ihm zur Warnung dienen, die fruchtlos angestrengten Riesenkräfte seines Grossvaters von jedem Beginnen gegen Rom und sei-

nen Fürsten ihn zurückschrecken. Ward Friedrich Kaiser, so stand an der Spitze des Reichs ein Oberhaupt, welches der Pabst ihm gegeben; ohne Friedrich konnte sich leicht ein andrer Nebenbuhler des Otto erheben, und wenn er von diesem siegreich sich befreit, der Kirche keine Ergebung zollen. So hatte man sich denn im Vatikan für den Jüngling bestimmt, und forderte ihn zur Reise auf.

Der junge Fürst fühlte sich mündig geworden, zu eng ward ihm sein Pallast zu Palermo. Das flatternde Wimpel rief, ein thatenreiches Fürstenleben, dessen Grenze sich im muthigen Frühlinge nicht ahnt, lockte ihn hinaus in die Welt; nur die Gattin hielt ihn zurück. Sie empfand die Gefahren, denen er entgegen ging, und zitterte für seine Tage; sie beschwor ihn, von einem friedlichen Königssitze nicht zu scheiden, um nach einer unsichern Herrlichkeit zu jagen — vergebens! Er war Barbarossa's Enkel, und bestieg das Fahrzeug. Die Königin blieb zurück; er aber versprach, als Deutschlands Oberhaupt wieder zu kehren, und dann seine Kaiserin mit auf das Schiff zu nehmen. Der liebenswürdige Gast genoss in Rom jede Ehre, die ein schmeichelndes Wohlwollen nur ersinnen konnte. Aber mächtiger als alle Zeichen der Achtung mochte ihn wohl die Stadt bezaubern, in die er getreten, die Herrscherin der Erde, die einst ihre Legionen nach dem Tigris und dem Tajo gesandt, die alle Stürme der Völkerwandrung überlebt, und jetzt von einem geistlichen Diktator beherrscht, noch immer, wenn auch mit andern Waffen, den Staaten Europa's Gesetze vorschrieb.

Eine päbstliche Barke brachte den Jüngling nach Genua. Aber bald rechtfertigten sich die Besorgnisse

seiner Gemahlin. Er war an's Land gestiegen, und suchte im Westen der Lombardei durch die Stromthäler der Schweiz nach Deutschland zu gelangen; ein geringes Häuflein von Bewaffneten begleitete ihn, zahlreiche Kriegesschaaren gestattete die Eile nicht. Das wussten die Mailänder, die unversöhnlichen Feinde seines Hauses, und machten den Entwurf, den jungen Aar zu erwürgen, bevor er noch mit mächtigen Schwingen sich hinauf in die Lüfte gerudert hätte. Wenig fehlte, so hätte die Bosheit ihr Netz mit vollem Fange zurück gezogen. Am Lambro, einem Flusse, der zwischen den beiden Armen des Sees von Como entspringend, einen südlichen Lauf nimmt, und unweit Piacenza in den Po tritt, führte den jungen Fürsten seine Strasse zwischen dem Ufer und einer Kette von schroffem Gefelse. Da stürzten aus einer Seitenkluft bewaffnete Söldlinge hervor, und drangen, ihre Lanzen schwingend, auf die pilgernde Schaar ein. Zurückflucht war unmöglich; auch hinten liessen sich bereits kriegerische Stimmen vernehmen. Das Verderben breitete seine umschlingenden Arme aus, das Bett des Flusses allein zeigte einen Weg der Entrinnung. Friedrich, so wenig gesonnen, ein hoffnungsreiches Leben durch das Geschoss eines gemietheten Auflaurers zu verlieren, als im Kerker einer Stadt zu schmachten, die ihm unter schimpflichen Bedingungen nur seine Freiheit zurück gegeben hätte, rief den Seinigen Muth zu, und sprang in den Fluss. Der Lambro war vom Regen geschwollen, es gingen seine Wellen mit ungewöhnlicher Heftigkeit; fast drohte das Flussbette mit eben so schrecklichen Gefahren als die Landstrasse. Aber die Rüstigkeit der Jugend und die Kraft der Angst halfen ihm

zum andern Ufer hinüber; hinter ihm her sausten die Speere der Söldlinge, keiner traf. Friedrich war drüben, dankte dem Himmel für seine Rettung, und in keuchender Eile setzte das Häuflein seinen Weg fort.

Nun ging's durch die Schlünde der Schweitzer Alpen nach Chur; von dort das Rheinthal hinunter nach Kostniz. Wenige Stunden nach ihm, erschien Otto, der bereits in Deutschland angelangt, seinem jungen Nebenbuhler den Eintritt in dasselbe verwehren wollte. Aber die Thore wurden ihm geschlossen, der Mangel an Lebensmitteln zwang ihn, sich nordwärts gegen den Schwarzwald hin zu wenden. Doch auch hier kein Trost für ihn; seine Kämpfer, um Heil ihres Herrn und noch weit mehr an seiner Zahlfähigkeit verzweifelnd, suchten für den Augenblick zu erhaschen, was der Zufall ihnen bot, und liessen die Einwohner durch Plünderungssucht empfinden, welch einem armen Gebieter sie den Waffeneid geleistet hatten. Die Bürger geriethen in Erbitterung, in Dörfern und Städten hielt man Rath, überlegte man die Mittel zum Widerstande, und machte sich bereit, die gefährlichen Gäste zum Gau hinaus zu drängen. Der Kaiser ahnte das Abschiedsmahl, das ihm bereitet wurde, und zog sich nach seinen Erblanden zurück. Aufgebracht durch das Betragen seiner Mannschaft, hegten die Landstriche, durch welche er gezogen, desto herzlichere Wünsche für Friedrich; der Jüngling aber hatte sich auch an andren Orten bereits die Herzen gewonnen; seine Freigebigkeit liess die lautesten Preistöne ihm entgegen schallen, seine offene Biedersitte, durchaus nicht, wie man gefürchtet hatte, an den tückischen Süden erinnernd, überraschte die Fürsten; mit jedem Tage wuchs die

Zahl seiner Gönner. Er verliess daher Kostnitz, und betrat den französischen Boden, woselbst Philipp August, der König von Frankreich, der vieljährige Feind des englischen Monarchen und seines Neffen, des Otto, ein Bündniss gegen diesen mit dem Jüngling verabreden wollte. Ludwig, der Kronerbe, sollte von französischer Seite bei der Unterhandlung das Wort führen. Zu Vaucouleurs an der Maas sahen sich die beiden fürstlichen Jünglinge. Der Hohenstaufe ging nach Deutschland zurück; er drohte, den Otto selbst in seinen Erblanden anzugreifen, entsagte jedoch diesem Beginnen, welches bei seiner neuen Stellung noch zu schwierig, und begab sich nach Mainz.

Die letzten Lebensjahre Otto des Braunschweigers zeigen eine seltsame trübselige Abentheuerlichkeit. Von seinen ehemaligen Freunden verlassen, verdunkelt von einem jungen glücklichen Kronbewerber, ergriff er den Gedanken, sich an dem verhasstesten seiner Gegner, dem Philipp August, zu rächen, und vielleicht durch einen heldenherzigen Schritt der Verzweiflung zu erringen, was auf gewöhnlichem Wege sich schwerlich mehr erlangen liess. Philipp August hatte ein zahlreiches Heer aufgestellt, um den englischen König Johann, den Bruder des Richard Löwenherz, in die äusserste Enge zu treiben. Frankreichs Nachbarn, die Flandrer, die Brabanter und verschiedene Andre, erschraken über die Anstalten des listigen Fürsten, setzten gleichfalls ihre Streitkräfte in Bewegung, und vereinigten sie mit dem Heere des Johann. Ihnen schloss Otto sich an. Schon bei seiner Nebenbuhlerschaft mit Philipp von Schwaben hatte der französische König, aus Hass gegen seinen Oheim, mit der ganzen Schlauheit,

deren er Meister war, seinen Wünschen entgegen gearbeitet; als Otto darauf in Zwist mit Innocenz dem Dritten gerathen, erfuhr er, dass der Franzose vorzüglich den Ausspruch des Kirchenbannes beschleunigt habe; das Bündniss zu Vaucouleurs vollendete die Erbitterung. Philipp August aber sandte der englischen Mannschaft, die im Südwesten seines Reiches gelandet, seinen Aeltesten, Ludwig, entgegen, und hatte die Freude, bald glückliche Kunde zu erhalten; er selbst suchte die Verbündeten im Norden auf, und stellte sich ihnen unverzagt zum Kampfe. So geschah die berühmte Schlacht bei Bovines (1214), wo auf der einen Seite ein Priester, der Bischof von Senlis, den Plan der Heeresordnung entwarf, auf der andren der deutsche Kaiser Otto von Braunschweig das dritte Treffen befehligte. Man kämpfte mit ausserordentlichem Muthe, die Franzosen wurden mehrmals zurück geschlagen; endlich aber wandte sich das Glück des Tages, die Grafen von Flandern und von Boulogne geriethen in des Feindes Hände; der Kaiser, von seinen Genossen wie von den Franzosen als staunenswerther Kämpfer anerkannt, hielt mit seinen Söldlingen allein den Andrang der Sieger noch auf. Doch durch den Wiederhaken einer Lanze vom Pferde gerissen, sah er sich von allen Seiten umringt, bahnte sich aber mit dem Schwerdte seinen Rückweg. Mit dem Ruhm eines Helden geschmückt, aber unbeachtet, langte er in seinen Erbländern an; die Zeit der Abwesenheit hatte ihm auch um die letzten Gönner gebracht, sein Kriegeszug galt für einen Streich der Tollheit. So gab er denn endlich die Hoffnung auf, und verliess seinen kleinen Staat nicht wieder; der Kirche sich reuig erweisend,

liess er als ein Büssender sich geisseln, und erlangte die Lossprechung vom Banne, welche der Bischof von Hildesheim im Namen des heiligen Vaters vollzog. Niemand blickte mehr auf ihn; in Italien vergessen und in Deutschland kaum mehr genannt, starb er vier Jahre nach der Schlacht von Bovines auf seiner Harzburg.

Der junge Friedrich indessen versprach Innocenz dem Dritten als Mündel und Günstling frommen Gehorsam; er leistete fast den nämlichen Schwur wie Otto, wurde zu Aachen feierlich gekrönt, und nahm daselbst mit vielen weltlichen und geistlichen Herren das Kreuz *).

Fünftes Kapitel.

Wir haben unsren Kirchenfürsten einen deutschen Herzog zum Kaiser krönen, und durch Erhebung seines Nebenbuhlers in lichtlose Vergessenheit wieder hinabdrücken gesehen; ihn selbst aber verliessen wir früher zu Anagni, an das Krankenlager gefesselt, dem Gerüchte der Menge bereits für todt geltend. Das Schicksal wollte die Kirche ihres glänzendsten Verfechters noch nicht berauben; er gelangte nach einigen Wochen zur Genesung, die Rüstigkeit seines Körpers beschleunigte die Erholung, bald wandte er sich den Pflichten der Tiara wieder zu. Wir suchen ihn im Pallaste

*) Es ging die Sage von einer Verschwörung, die bald nach dem Krönungstage gegen ihn statt gefunden. Er habe davon Nachricht erhalten, erzählte man, und einen jungen Menschen in sein Bett legen lassen; dieser sey wirklich von einem Meuchelmörder verwundet worden.

seiner Vaterstadt auf, und stehen ihm bei seinem Hader mit den römischen Edelleuten aufmerksam zur Seite — bei einem Manne, wie Innocenz der Dritte, der nach allen Richtungen der europäischen Welt hin seine Thätigkeit erstreckte, und in den verschiedenartigsten Ereignissen seinen Einfluss empfinden liess, wird es dem Darsteller seines Lebens unmöglich, das Geschehene der Zeitfolge gemäss zu berichten; was in der Wirklichkeit sich neben einander begab, kann die Erzählung nur Eins hinter dem Andren folgen lassen; sollen ihre Fäden nicht verwirrt sich kreuzen, so muss sie zur Zeit sie liegen lassen, um nach Zwischenräumen erst sie wieder aufzunehmen, und nicht selten muss sie vorauseilen, obgleich sie bald darauf zurück zu schreiten gezwungen wird.

Innocenz verliess Anagni nicht. Die stürmischen Tage, welche er zu Rom erfahren hatte, wurden durch fröhliche Nachrichten aus andren Gegenden Europa's vergütigt, und konnten die Schwungkraft seiner Thätigkeit nicht lähmen. Es war die Zeit, da in Deutschland die beiden Kronbewerber um seine Gunst buhlten, und selbst der störrige Philipp von Schwaben zur Geschmeidigkeit sich bequemte; die Zeit, da mit der Eroberung von Konstantinopel, wie später erzählt werden soll, der römischen Kirche ein neues Herrschgebiet sich eröffnete, und die Gemeinden des westlichen Asiens selbst für eine Zeitlang unter den Schirm ihrer Flügel traten. Auch einen weniger entschlossenen Priester würden so glänzende Ereignisse zur Standhaftigkeit gekräftigt haben. Als daher Abgeordnete von Rom erschienen, um ihm unter Bedingungen, in denen der Stolz der Orsini sich erkennen liess, eine ehrenvolle Rück-

kehr in den Vatikan zu versichern, wies er jede beschränkende Zumuthung zurück, und erklärte, es wölbe sich der Himmel mit seinen Sternbildern über Anagni eben so prachtvoll als über der Stadt der sieben Hügel. Er wusste sehr wohl, wie binnen kurzem die Verwirrung im herrscherlosen Rom zu einer solchen Höhe steigen würde, dass die Besorgniss sehnsuchtsvoll ihr Auge auf ihn richten musste; er war der schweigende Achill, der es erwartet, von den geängstigten Griechen sich zum Kampfe wieder aufgefordert zu sehen.

Indessen hatte durch ganz Italien sein Ansehen sich ungemein erhoben; streitende Partheien unterwarfen sich bereitwillig seinem Ausspruch, in der Lombardei galt er für das bestimmende Orakel. Doch selbst bei dieser Ehrfurcht vor seinem Namen gingen seine Kräfte nicht so weit, um die Diener der Kirche gegen die kecke Habsucht der Bürger, die um diese Zeit bedenklich sich zu regen begann, überall zu schützen. Es hatten verschiedene Gemeinden des nördlichen Italiens, durch Handel und Gewerbe zu blühendem Wohlstand gelangt, und nicht gesonnen, vom Uebermuthe des Landadels sich länger einschüchtern zu lassen, diesen in seinen Schlössern angegriffen, den Kampf mit nachdrücklichem Gemeingeiste durchgeführt, und die Gegner grossentheils zur Unterwerfung gezwungen. Die Edelleute verliessen nicht mehr zu einem abentheuerlichen Strausse oder zu einem Raubzuge ihre Burgen; viele hatten ihre Wohnung in den Mauern der Städte gewählt. Die Bürger, zum Bewusstseyn ihrer Kraft gekommen, blieben nicht lange bei dem Errungenen stehen. Die reichen Ländereien der Geistlichkeit weck-

ten den Neid; man untersuchte, auf welche Weise ein Bischof zu seinen Gütern gelangt, und fragte, warum die Ortschaften eines Abtes der Steuerpflicht ledig seyn sollten. Von Untersuchungen und Fragen kam es bald zur That; Piacenza gab das erste Beispiel. Bewaffnete Bürger bemächtigten sich verschiedener geistlicher Besitzungen, indem sie für das gewaltsame Verfahren die Erklärung aufstellten, es sei ein Eigenthum, welches die Herren auf tadelnswerthe Weise erworben hätten. Während der Neid den Einen ihre Habe entriss, zwang er die Andren zu jährlichen Abgaben. Die empörte Geistlichkeit, um Vorzüge gebracht, deren sie seit Jahrhunderten sich erfreut, trat zusammen, gab ihren Miethlingen Waffen in die Hand, und suchte, was ihr gewaltsam genommen worden, durch Gewalt wieder zu erringen. Aber umsonst; sie brachte es mit allen ihren Anstrengungen zu keinem Gegengewichte. Die Edelleute aber, in ähnlichem Falle mit dem Klerus, waren bereits zu niedergebeugt und zersplittert, um auf sein Gesuch ihm hülfreiche Hand zu leisten. So kam es bald dahin, dass die Priester, nach einer ohnmächtigen Widersetzung um so ängstlicher den Beleidigungen blossgestellt, mit ihrem Bischofe zur Stadt hinaus wanderten. — In Modena geschah bald etwas Aehnliches. Innocenz, dessen Gesinnung wir in diesem Punkte kennen, drohte den aufrührerischen Gemeinden; seine Boten wurden wenig gehört, der Bannstrahl in seiner Hand schreckte die Gemüther nicht. Nach dreien Jahren erst kehrten die Geistlichen zurück, und nur nachdem sie sich den Bedingungen der Gemeinden gefügt, durften sie wieder in den Genuss ihres Eigenthumes treten.

In Rom aber waren verschiedene Edelleute während des Pabstes Abwesenheit zu überwiegender Macht gelangt. Von ihrer Zügellosigkeit bedroht, erhielt sich der Senator, der Freund des Innocenz, mit Mühe in seiner Würde; sein Einfluss war von geringer Bedeutung, er hätte die Stadt verlassen müssen, wenn die zwölf Richter, deren Pflicht die Schlichtung der öffentlichen Angelegenheiten, sich des einzeln Dastehenden nicht angenommen hätten. Von der Besorgniss getrieben, dass die Uebermacht jener Edelleute zu einer gefährlichen Höhe wachsen könnte, bemühten sich diese Männer, den eigenen Wirkungskreis gleichfalls zu vergrössern, und auf diese Weise dem Umsichgreifen der Ehrsucht kräftige Schranken setzen zu können. Den Senator bei Würde und Einfluss zu erhalten, entsprach daher ihrem Plane. Kein Wunder, wenn sie bei solchen Entwürfen den Edelleuten ein Dorn im Auge waren. Es kam also darauf an, ihnen die Hände zu binden oder, wenn man von aller Furcht sich befreien wollte, sie ganz und gar aus dem Wege zu räumen. Man stellte sie dem Volke als herzlose Menschen dar, welche damit umgingen, eine unumschränkte Richtergewalt an sich zu reissen, und dadurch über Leben und Eigenthum der Bürger freischaltende Herren zu werden; man erinnerte an die Tyrannei der verrufenen Zehnmänner im alten Rom, dessen Jahrbücher für jeden Glanz des Glückes wie für jedes Elend passende Beispiele an die Hand gaben; aus geringfügigen Zeichen folgerte man schwere Begebenheiten, bedeutungslose Aeusserungen wurden in gefährliche Winke verwandelt. Die Redekunst bewaffnete sich mit der Freigebigkeit, und diesem Bündnisse widersteht selten die

Menge. Die Edelleute sahen sich ihres Entwurfes sicher, das gestimmte Volk lieh ihnen den Arm. Es drängte sich vor dem Sitzungssaale der Richter zusammen, jagte die aufgestellten Wachen fort, und sandte den Eingeschlossenen seine Wortführer zu. Man verlangte einen Eid von ihnen, dass jeder Einzelne zwei befreundete Männer zu Senatoren ernennen würde; das Amt, welches bisher das Geschöpf des Pabstes verwaltet, sollte jetzt vier und zwanzig Männern übergeben werden.

Die Richter, dem Andrang keinen Widerstand zu leisten fähig, bequemten sich der Forderung; es wählte ein Jeder nach der Vorschrift zwei Männer zur Senatorwürde. Die neuen Beamten erhielten ihren Wirkungskreis, der Senator trat ab und übergab ihnen das Kapitol. Bald indessen entdeckte es sich, dass von den vier und zwanzig fast alle dem heiligen Vater wohlwollten. Das Volk fand hierin geringen Anstoss; nicht so jene Edelleute, die ihrer Absicht, vom Oberherrn durchaus sich zu befreien, auf diese Weise kaum näher gerückt waren. Allmählig aber gelang es ihnen, verschiedene Mitglieder des neuen Senates auf ihre Seite zu ziehen; mit Hülfe dieser liess sich den übrigen entgegen wirken. So stand denn an der Spitze der Verwaltung ein getheilter Körper, sein Zwiespalt musste sich nach wenigen Tagen schon in gefährlichen Folgen verrathen; die öffentlichen Maasregeln durch Unordnung ihre Kraft verlierend und einander aufhebend, die Ruhe der Stadt, die Sicherheit des Besitzes und des Lebens durch Gesetzlosigkeit gefährdet, dem Bösewicht zu jedem Frevel der Weg geöffnet, die Habsucht gierig die Hände ausstreckend, der Ehrgeiz zu jedem Entwurfe berechtigt.

Da sah die Menge endlich selbst die Thorheit ein, zu welcher sie leichtgläubig sich hatte verführen lassen; sie hasste den neuen Senat, sie schloss den Edelleuten das Ohr, und sehnte sich nach dem Manne, welcher allein die Verwirrung wieder zu ordnen vermochte. Es gingen Boten nach Anagni, und baten den heiligen Vater, unter seinen Bürgern wieder seinen Wohnsitz aufzuschlagen. Innocenz hatte zu der schnellen Sehnsucht kein Vertrauen, er wies das Gesuch zurück. Als aber eine zahlreiche feierliche Gesandtschaft ihn aufforderte, seine Heerde wieder zu beglücken und durch seine Gegenwart dem Elend eine Ende zu setzen, gab er dem Verlangen nach, und hielt seinen Einzug in Rom. Die Ehrerbietung, mit welcher man ihn empfing, konnte nicht lauter sich erklären; er schien das Vorgefallene vergessen zu haben, und sah sein Rom in friedlicher Ruhe. Ganz und gar jedoch hatten sich die Wogen des Aufruhrs noch nicht verlaufen.

Um der Stadt wieder einen Senator zu geben, welchem jedoch der Vorwurf sich nicht machen liess, dass er ein willenloses Geschöpf des Pabstes sey, stellte Innocenz einen Mittelsmann auf, der nach seinem Gutdünken einem Römer von Stande die Würde zusprechen sollte. Seine Wahl traf den Johann Pierleone, ein Edelmann von unbescholtenem Rufe, als ein uneigennütziger Freund der Vaterstadt bekannt. Das Volk genehmigte ihn mit Bereitwilligkeit; auch die Edelleute, die nicht etwa ausgesprochene Feinde des Pabstes waren oder eigensinnig auf einen vielköpfigen Senat bestanden, gaben ihre Einwilligung. Pierleone, tadellos in seinen Wünschen für das allgemeine Wohl, liess sich dessenungeachtet mehr von der Neigung als

von

von vorsichtiger Klugheit leiten; sein Ausspruch erhob zum Senator einen Verwandten, welcher vom besten Willen beseelt, weder persönliche Tapferkeit besass, um streitfertigen Edelleuten mit schreckendem Nachdruck zu begegnen, noch schlau genug war, um das Gespinnst der Ränkesucht, bevor es noch zu festen Knoten gelangen konnte, zu zerfädeln. Der feindselige Theil des Adels triumphirte; neue Zusammenkünfte wurden gehalten, die Missvergnügten wählten sich eigene Senatoren.

Während bei den neuen Zeichen des Ungehorsams die Gemüther sich auf's Neue erhitzten, benutzte die Zwietracht einzelner Männer den allgemeinen Uebelstand der Dinge, um ihre Leidenschaftlichkeit zu befördern. Johann Capoti, ein Edelmann aus angesehenem Hause, dessen Ungestüm ein glänzender Reichthum unterstützte, war einer der bösartigsten Pabstesfeinde; in Zwietracht mit ihm lebte Pandulfo, eben so tapfer und hadersüchtig, aber mit Besitzthümern weniger gesegnet. So lange Beide, dem nämlichen Oberhaupte sich widersetzend, denselben Zweck im Auge festhielten, hatte ihre Feindschaft, ohne es auszusprechen, gleichsam einen Stillstand der Waffen geschlossen; jetzt aber neigte sich Pandulfo auf die Seite des wiedergekehrten Pabstes; sein Gegner sah einen Entwurf der Tücke darin, die bei beschlossenen Gewaltschritten sich an die Pfosten des Vatikans zu lehnen gedachte. Augenblicklich traf Capoti seine vorbauenden Maasregeln. Er führte neben seinem Hause einen festen Thurm auf, versah ihn mit Lebensmitteln, und bewaffnete durch sein Geld so viele Arme er konnte. Innocenz gewahrte es mit Unruhe. Er bat, nicht mitten

im Schoosse der Stadt die Werkstätte des Krieges zu bereiten, und erhielt keine freundliche Antwort; er warnte vor den üblen Folgen, die solch ein Thurm dem Erbauer selbst zuziehen könnte. — Capoti erklärte, das Grundstück, darauf der Thurm stehe, sey sein unbezweifeltes, vom Vater ererbtes Eigenthum; die eigene Erde müsse die Last tragen, die er ihr aufzulegen für gut finde. Pandulfo beruhigte sich durch das Einschreiten des Pabstes nicht; er setzte seine Freunde in Bewegung, und brachte gleichfalls eine ziemliche Mannschaft zusammen. Von beiden Seiten wurden die Rüstungen mit jedem Tage immer lebhafter betrieben; wie zu den Zeiten des Sylla und des Pompejus sah Rom seine Söhne die Schwerdter schärfen, um aus dem Angesichte des Kapitols einander zu verdrängen. Der Senator besass weder Macht, um die Haderer zu schrecken, noch Schnelligkeit, um ihnen zuvor zu kommen; das Volk sah den Rüstungen, unbekümmert zu, neugierig, wie bei einem Wettkampfe, wer den Sieg davon tragen würde.

Endlich war der Augenblick gekommen. Die Plätze füllten sich mit Söldnern, die Verbundenen suchten einander auf, und einzelne Schaaren forderten sich höhnend zum Kampfe. Er begann. Mit wildem Geschrei stürzte man auf einander los, der Tempel des Apostels sah sich von brausendem Getümmel umwogt; römisches Blut färbte den römischen Marmor. Pandulfo, ein heldenmüthigerer Streiter als sein Gegner, gab seinen Miethlingen das Beispiel der Tapferkeit; Capoti entflammte die seinigen durch die Summen, welche den Sieg belohnen sollten. Einige Stunden hindurch schwebte das Schicksal des Tages im Gleichge-

wichte; dann aber siegte die Mehrzahl, die Rotte des Capoti erhob ein gellendes Jubelgeschrei. Pandulfo's Leute wichen, er selbst zog sich kämpfend zurück. Aber zu voreilig nahm der Ueberwinder die Glückwünsche der Seinigen an; dem zurück weichenden Pandulfo begegnete ein Bundesgenosse mit muthiger Mannschaft. Es war Richard, ein Bruder des Pabstes. Das Gefecht erneuerte sich, das Getümmel stieg, die Verwirrung ward immer drängender; der Abend kam heran, und keine Parthei wollte für überwunden gelten. Die Nacht trennte die Kämpfenden; bei Kerzenschein suchte ein Jeder seine Verwundeten auf, und bestattete die Todten. Am nächsten Tage ereigneten sich einzelne Gefechte, Streifzüge schwärmten durch die Stadt; mit dem Feste der Auferstehung aber, das bald gefeiert werden sollte, schien auch der Hader in seiner ganzen Furchtbarkeit wieder auferstehen zu wollen. Es war ein blutiges Osterfest, schreckender noch, als das vorhergegangene es gewesen. Pandulfo und seine Bundesgenossen hatten die alten Bäder befestigt, aus den Kirchen wurden Kastelle gemacht, aus Thüren und Fenstern schwirrten bei Tage wie bei Nacht fliegende Steine. Capoti vollendete während dessen seinen Thurm, und machte sich bereit, einen Angriff auf die Bollwerke seiner Gegner zu unternehmen; der Kriegestumult nach dem Feste sollte blutiger, aber auch entscheidender werden als der frühere. Der Streich gelang, Pandulfo's Hauptthurm wurde erstürmt, er und seine Mannschaft hatten keine andere Zuflucht als die befestigten Bäder.

Der Sieger, seinem Glücke mit vollen Segeln nachjagend, drang bis zum Lateran vor, zerstörte die Häuser des Pandulfo und seiner Freunde, fand sich bei sei-

nem Unternehmen von günstigen Umständen befördert, und glaubte schon, keine Klippe mehr fürchten zu müssen. Peter Annibaldi, ein Neffe des Pabstes, hatte sich gleichfalls, wie Richard, zum Waffengenossen des Pandulfo erklärt, und in der Nähe des Kolisseums Brücken und Thüren durch Verschanzungen gesichert. Gegen ihn richtete Capoti jetzt den Hauptsturm seiner Feindseligkeiten; doch eben hierin lag ein Missgriff. Annibaldi, ein junger Mann von gefälligen Sitten und glücklicher Bildung, besass die Gunst des Volkes, in dessen Kreise er sich leutselig zu mischen pflegte; sicherer, als sein Gegner es sich träumen liess, durfte er im Augenblicke der Gefahr auf den Beistand der Menge rechnen. Er hat kaum die erste Wuth des Angriffes glücklich bestanden, so dringt auf der andren Seite ein vielköpfiger Schwarm, mit Messern und Aexten, mit Stangen und Keulen bewaffnet, herbei; er fällt den Söldlingen des Capoti in den Rücken, und zwingt sie, von dem Lieblinge sich wegzuwenden; er sprengt sie nach allen Richtungen aus einander, verwundet eine ziemliche Anzahl, und lässt manchen mit dem Tode selbst die Tapferkeit bei'm Sturme bezahlen. Capoti sinkt von seiner Höhe, und den ersten Namen im Tumulte des Bürgerkrieges führt nun Peter Annibaldi. Der kräftige Beistand, welchen das Volk ihm geleistet, war der sprechende Beweis seiner Beliebtheit gewesen; für die Schwindelhöhe eines solchen Glückes aber nicht geschaffen, machte er derselben bald sich unwürdig, verfuhr weit herrschsüchtiger noch als der besiegte Gegner, kränkte den Adel, misshandelte das Volk, und verrieth, alle Zucht vergessend, Leidenschaften, die man früher, da er über die Alltäglichkeit

wenig hinaus ragte, nicht an ihm bemerkt hatte. Das Volk begriff, was es von den Edelleuten zu hoffen und zu fürchten hatte; es entzog dem Besten selbst sein Vertrauen, und betrachtete den Sanftesten mit Argwohn.

Innocenz kam ihm entgegen. Er wollte, lautete seine Erklärung, des päbstlichen Rechtes, welches einen Senator bestimmt, sich begeben, und für diese Würde sechs Männer vom Volke wählen lassen. Die Bürger, des kriegerischen Lärmens überdrüssig und vor dem Edelmanne sich fürchtend, der aus diesem Gewühle als Sieger hervortreten würde, ergriff das Anerbieten mit Freuden, und machte sich zur Wahl bereit. Capoti erklärte die Unterhandlung für gesetzwidrig, und betheuerte, er würde den sechs Erwählten keinen Gehorsam leisten. Aber die Zeit, da er sein Schwerdt in die Wagschale legen konnte, war vorüber; man achtete auf seinen Einspruch nicht, und spottete seiner Rache. Vier Männer bezeichnete die Stimme des Volkes; über die andren Beiden konnte man sich nicht vereinigen. Die Gewählten sprachen die Meinung aus, es gebühre dem heiligen Vater das Recht, einen Senator zu bestimmen, den Bestimmten aber könnte das Volk annehmen oder verwerfen. Der angegebene Entscheidungsweg zeigte sich nicht gedeihlich; wen immer Innocenz auch vorschlagen mochte, keiner fand Genehmigung. In seinem Eigendünkel sich hartnäckig befestigend, begehrte das Volk am Ende, die Leitung der Stadt sechs und funfzig Senatoren übergeben zu sehen. Vergebens stellte ihnen Innocenz die traurigen Folgen vor, welche auf die Gewährung ihrer Bitte sich einstellen würden, die Erneuerung der Unruhen, die

schrecklichen Auftritte der Zwietracht und der Gesetzlosigkeit; sie beharrten mit Ungestüm auf ihrem Verlangen. Ihr Wille geschah. Sechs und funfzig Senatoren theilten sich in die Pflichten der obersten Leitung, und schwuren dem Pabste Treue. Mit der neuen Verfassung genoss die Stadt einige Tage der Ruhe.

Jenem Priester der Hebräer gleich, da sie einem Könige unterthan zu seyn begehrten, hatte Innocenz der Dritte aus Klugheit nachgegeben. Mit welchem Kraftgebrauch er auf andren Seiten die Rechte seines Stuhles vertheidigte, lehrte er an Johann Pierleone, der oben genannt worden. Dieser Edelmann besass einen Strich Landes im römischen Toskana; der Pabst hielt ihm die Unrechtmässigkeit seines Besitzes vor, und bestand auf die Herausgabe desselben. Jener weigerte sich, und erstaunte, da Innocenz ihn mit gewaltsamen Mitteln bedrohte, über die Herzhaftigkeit eines Mannes, welcher in so bedenklicher Lage eine solche Sprache zu führen wagte. Während er zögerte, sah er sich mit dem Kirchenbanne belegt. Es überfiel ihn ein unbekanntes Grauen, die Glaubenslehren, die man dem Knaben eingeflösst, hatten eine schreckendere Gewalt über den Mann, als er geglaubt; er ward kleinmüthig, und versprach, sich dem Statthalter Christi gehorsam zu erweisen. Kaum war diesem Versprechen die Lösung vom Banne gefolgt, so erkrankte der Mann, und starb, bevor er noch den Wunsch des Pabstes hatte erfüllen können. Die Erben schienen sich durch das Gelübde nicht gebunden zu glauben; Innocenz drohte, wenn sie sich weigerten, so würde er ihrem Verwandten das christliche Begräbniss versagen. Auch sie

widerstanden nicht, sie stellten Bürgen, und die Kirche erhielt ihr Gebiet.

Indessen ging die Prophezeihung des Pabstes bald in Erfüllung. Die Senatoren zerfielen mit einander, die Ordnungslosigkeit stieg auf's Höchste, das Volk sah sich von vielen Tyrannen gemartert. Jetzt endlich trat es bittend vor Petri Thron, und rief um einen Senator aus den Händen des heiligen Vaters. Innocenz wählte einen Mann nach seinem Sinne, Rom hatte einen päbstlichen Senator wieder (1206.)

Wenn wir dem Helden unsrer Darstellung bei seinem Kampfe mit den hadersüchtigen Edelleuten, die für das geistliche Oberhaupt Roms ihn zu gross fanden, und mit den wankelmüthigen Bürgern, die von der besseren Richtung jeden Augenblick durch falsche Winde sich fortwehen liessen, neben unserer Bewundrung zugleich unser Mitleid schenken müssen, so überrascht uns der glückliche Erfolg seiner Beharrlichkeit, da er gegen Frankreichs König auftrat, gegen Philipp August, einen Fürsten, welchem keine Eigenschaft gebrach, um selbst als Gegner eines dritten Innocenz siegreich den Wahlplatz zu behaupten. Der König hatte, da Pabst Cölestin noch auf Petri Stuhle sass, den Bischof Stephan von Noyon nach Dänemark gesandt, damit er daselbst ein zwiefaches Geschäft betriebe. Um Richard, den Löwenherz, durch einen Angriff von ungeahnter Seite nieder zu schlagen, sollte der Bischof den König Knud den Vierten zur Bundesgenossenschaft im Kampfe bewegen, und vorzüglich um eine unterstützende Flotte ihn ersuchen; die zartere Seite seiner Sendung bestand in dem Auftrage, der Ingeborg, der Schwester des Königs, von deren Schön-

heit der Ruf mit so lauter Bewunderung sprach, den Namen einer französischen Königin anzutragen. Aber so passend auch Philipp August seinen Wortführer gewählt haben mochte, so glückte sein Entwurf ihm doch nur zur Hälfte; Knud war ein Bewunderer des Löwenherz, nimmermehr hätte er seine Wimpel gegen den Fürsten flattern lassen, von dessen Schwerdte die Sarazenen mit so schüchterner Ehrfurcht sprachen; zur Vermählung seiner Schwester hingegen gab er endlich, wiewohl nach vieltägiger Aufforderung erst, da er die zärtlich Geliebte nicht gern so fern von Dänemark wissen wollte, seine Zustimmung; er setzte ihr einen Brautschatz von vier tausend Mark Silbers fest, und ertheilte die nöthigen Befehle zu ihrer Abreise. Unter der Leitung des Bischofs Peter von Roschild, von einem ehrenvollen Staatsgefolge umgeben, verliess die Fürstin ihre Heimath, und segelte der französischen Küste zu, ängstlich bewegt, da sie dem Lande ihrer Jugend auf immer entsagte; doch auch von süssen Hoffnungen erfullt, da sie einem ruhmvollen feingesitteten Monarchen zur Seite die Königin eines ausgezeichneten Volkes werden sollte.

Philipp August erwartete seine Braut zu Amiens. Ein zahlreiches Geleit von Hofleuten und edlen Männern hatte mit ihm zugleich die Hauptstadt verlassen; jedes Auge sah spähend nach den Wellen des Meeres hin, mit Ungeduld sehnte man sich nach dem Anblick der nordischen Schönheit. Das Fahrzeug erschien, die Fürstin sah sich mit schallendem Freudengrusse empfangen, und betrat den Boden, der ihr zweites Vaterland werden sollte. Der Glanz ihrer Anmut überstrahlte jedes Bild, welches die Erwartung sich ent-

worfen, die Wünsche des Stolzes gefordert hatten; man beneidete den König, indem man ihn glücklich pries, man wollte sich nicht erinnern, dass eine so vollendete Schönheit jemals den Thron von Frankreich geschmückt hätte. Entzückter aber, als seine Edelleute, stand Philipp August selbst da; was Alle bewunderten, war sein; was Jeder mit Begeisterung erhob, sollte mit ihm zu unauflöslicher Liebe verbunden werden. Sein Angesicht verkündete sein Glück, seine Blicke jauchzten, und so ungestüm loderte die Glut der Liebe in ihm auf, dass er an demselben Tage, zu Amiens noch, durch den Segen des Priesters mit der reizenden Freuden sich verband. Auch liess er ihr am folgenden Vormittage durch den Erzbischof von Rheims die Krone aufsetzen. Es wird aber erzählt, dass ihn während dieser Feierlichkeit ein seltsamer Widerwille gegen seine junge Gemahlin überfiel und sich in wenigen Minuten zum Abscheu steigerte, dass er gezittert, mit blassem Angesichte dagestanden, Unruhe und Verwirrung verrathen, und das Ende der festlichen Handlung kaum abzuwarten vermocht habe *).

Die Begleiter der Fürstin mochten die unerklärliche Erscheinung bemerkt oder davon flüstern gehört haben; sie sahen einander bedenklich an, da sie am näch-

---

*) Rigordus de gest. Phil. Aug. Francor. regis ap. Du Chesne Script. Hist. Franc. t. V. — Das merkwürdige Gegenstück zu diesem unbegreiflich plötzlichen Widerwillen giebt (beiläufig ein französischer König, Heinrich der Dritte. Am Vermählungstage der Maria von Cleve mit dem Prinzen Condé soll dieser Monarch sich mit einem Tuche, welches die Braut, vom Tanz erhitzt, abgelegt hatte, das Gesicht getrocknet, und unmittelbar darauf eine Neigung für sie gefasst haben, die bis zu seinem unglücklichen Ende in gleicher Stärke ihn beherrscht. (Kahn's phys. Abhandl.)

sten Morgen zum Könige berufen wurden. Wie erschütternd aber war ihr Staunen, da Philipp August ihnen gebot, sobald als möglich ihr Fahrzeug zu besteigen und mit Ingeborg, seiner neuen Gemahlin, zurück nach ihrem Vaterlande zu segeln! Der Bischof von Roschild führte für seine Gefährten das Wort. Er fragte, ob der König seiner Gattin einen gegründeten Vorwurf machen könne; ob es ihm ein Ernst sey, durch solch einen Schritt den Tadel eines leichtfertigen Uebermuthes auf sich, auf Dänemark und den dänischen König eine unerhörte Schmach zu laden; in welchem Lande es die Sitte gestatte, eine Gattin, mit der man kaum vor den Altar getreten, am dritten Tage schon zu den Ihrigen heimzuschicken; ob aber der König auch bedächte, dass er durch solch ein Betragen den Fürsten, um dessen Unterstützung im Kriege er gebeten, in einen racheglühenden Bundesgenossen des Richard Löwenherz verwandeln würde? — Der König blieb bei seiner Erklärung; die Dänen ihrerseits versicherten, weder Drohung noch Zwang würden jemals sie dahin vermögen, mit der Königin zurück zu steuern.

Von dem Augenblicke an sann Philipp August auf eine gesetzliche Trennung der Ehe. Die Ritter und die Prälaten seines Hofes, so wenig sie anfangs das Umschlagen seiner Neigung begreifen konnten, traten doch bald seiner Ansicht bei, und hiessen es zweckmässig gehandelt, wenn er sich von einer Fessel zu befreien gedächte, welche alle fröhlichen Regungen seines Lebens zu lähmen, seine Zukunft in eine traurige Einöde zu verwandeln drohte. Doch gab es auch Einige, die mehr nach den Vorschriften rechtlicher Sitte sprachen; sie riethen ihm seinen Widerwillen zu überwinden,

U

oder wenigstens, vor einer Uebereilung sich hütend, abzuwarten, ob die schnell erloschene Liebe nicht vielleicht wieder zurückkehren würde. Ihre Vorstellungen wirkten nicht; der König betheuerte, seine Abneigung beherrsche ihn zu gewaltsam, um jemals der Zeit zu weichen; er sey der unglücklichste der Menschen, nur die Trennung von seiner Gattin könne ihm das Leben wieder wünschenswerth machen. — Wenige Tage darauf liess er die Königin nach dem Kloster Saint Maur *) kommen, und stellte ihr daselbst vor, welch ein unglückseliger Stern über ihrer Vermählung gewaltet und wie für Beide kein anderer Rettungsweg als eine Auflösung ihres ehelichen Verhältnisses bleibe. Das schöne Antlitz der Königin färbten Scham und Entrüstung; es sey nun, dass sie an ihrem Gatten mit zärtlicher Leidenschaft hing, oder es als die empfindlichste Schmach achtete, so unerklärlich schnell zu den Ihrigen heimgeschickt zu werden, sie überhäufte den König mit liebevollen Vorwürfen und schwur, zu einer ehelichen Scheidung niemals ihre Stimme zu geben. Sie blieb im Kloster zurück; Philipp August verliess sie ohne ein Zeichen seines Wohlwollens, und begab sich nach seiner Hauptstadt.

Nach zehn Wochen trat zu Compiegne ein Parlament, aus Reichsständen und Prälaten bestehend, zusammen, um über die Ehe Philipp Augusts mit Ingeborg von Dänemark einen entscheidenden Spruch zu thun; der Erzbischof von Rheims führte als Legat des

---

* Sankt Maurus, in der Nähe von Paris, ehedem nach den rebellischen Bauern, die man unter den spätern römischen Kaisern Bagauden zu schimpfen pflegte, das Schloss der Bagauden genannt.

Pabstes den Vorsitz. Es zeigte sich bald, wie der König die Mitglieder eines Parlamentes zu wählen verstand. Man suchte eine Verwandtschaft zu erdichten, vermöge welcher die geschlossene Ehe sich als gesetzwidrig erklären liess; einen falschen Stammbaum beschwörend, verkündigte man, Ingeborg sey eine Base der Isabelle, der unlängst gestorbenen, mit Philipp August vermählten Königin von Frankreich; seine Verbindung mit Ingeborg hätte daher, den bestehenden Glaubensbegriffen zufolge, durchaus nicht statt finden dürfen. Die Aussprüche der Versammlung flossen gleichförmig zusammen, die Mitglieder unterzeichneten die Entscheidung, unmittelbar darauf erklärte der Erzbischof von Rheims die Ehe für nichtig. Die Königin wurde herbei gerufen; man machte sie, da sie der französischen Sprache unkundig, durch einen Dolmetsch mit dem Beschlusse des Parlamentes bekannt. Sie erschrak, sie begriff, wie feilen Richtern Philipp August die Streitsache übergeben hatte, und rief stotternd: „Wehe Frankreich! Wehe Frankreich! Rom! Rom!“ Es verstand ein Jeder, dass sie mit diesen Worten das Unheil bezeichnete, welches Frankreich durch den Zorn des heiligen Vaters zu befürchten hätte; doch achtete man ihrer Drohungen nicht, und blieb bei der Entscheidung. Ingeborg, ihren Hoffnungen noch nicht entsagend und ängstlicher als Alles die Heimkehr nach Dänemark fürchtend, bat um einen lebenslänglichen Aufenthalt in einem Kloster. Philipp August widersetzte sich dem jammervollen Gesuche nicht, und liess sie nach einem flandrischen Nonnenkloster bringen; hier verbrachte sie ihre Tage mit Gebeten, las fromme Bücher, beschäftigte sich mit Handarbeiten, und unter-

schied sich durch keine Auszeichnung von den Schwestern des Hauses.

Jetzt sah Philipp August nach einer andren Gemahlin sich um. Seine Geschäftsträger erschienen an mehreren Höfen; nirgends zeigte sich eine günstige Aussicht. Die Fürsten waren über seine Verstossung der armen Ingeborg entrüstet, ihre Töchter fürchteten sich, mit einem Manne vor den Altar zu treten, der von der heftigsten Zärtlichkeit so widersinnig schnell zum hassvollsten Abscheu übergegangen. Doch Philipp August besass den Ruf eines liebenswürdigen Mannes, und trug eine blendende Krone; Berthold der Vierte, Herzog von Dalmatien und Markgraf von Istrien, stellte es seiner Tochter Agnes frei, Ingeborgs Schicksal zu wagen; sie traute sich, obwohl weniger schön, eine grössere Gewalt über den Wankelmüthigen zu, und reichte ihm ihre Hand. So hatte Frankreich zwei Königinnen; die Eine von ihrem Gatten mit Zärtlichkeit behandelt, vom Volke wenig geliebt, die Andre in einem entlegenen Kloster seufzend, bemitleidet und betrauert von Bürgern, denen sie nur auf wenige Augenblicke zu Gesichte gekommen.

Die Beschimpfung seines Hauses schmerzlich empfindend, hatte sich König Knud, da seine Briefe bei Philipp nicht fruchteten, mit bitteren Klagen an den Pabst gewandt. Doch wir kennen schon die Kraftlosigkeit, mit welcher Cölestin, der langsame Greis, tüchtigen Fürsten gegenüber stand. Er sandte einen Legaten nach Frankreich, liess ihn zu Paris eine Synode halten, und erlebte keinen Erfolg. Wie er selbst vor Philipp August verzagte, hatte auch die französische Geistlichkeit weder Mut noch Lust, gegen die

Wünsche ihres Königs einen Schritt zu thun. Cölestin äusserte gegen den dänischen Herrscher sein Bedauern, dass man in dieser Sache nicht früher, da der Bruch noch weniger schwierig, seine Zuflucht zum heiligen Stuhle genommen habe, und als ihm nach Philipp Augusts Vermählung mit Agnes die klösterliche Königin einen Brief zusandte, welcher den Jammer ihres gebrochenen Herzens ihm enthüllte, tröstete er sie, gleich einem mitfühlenden Vater, einen Versuch aber, ihr Recht zu schirmen, wagte er nicht. — Um kein Schutzmittel ungeprüft zu lassen, wandte sich Ingeborg nach Cölestins Tode auch an seinen Nachfolger. Die Antwort klang anders; sie enthielt wenig Trostessprüche, dagegen die kräftige Versicherung, es solle ihrer Zukunft die Herrlichkeit wieder werden, die ihr durch göttliches und menschliches Recht gebühre.

Wenige Wochen nach dem Briefe erschien in Frankreich der Kardinallegat Peter von Kapua. Er begab sich zum Könige, schilderte ihm den Abscheu, den er durch sein Betragen bei allen Völkern der Christenheit sich zugezogen, und liess ihn begreifen, dass die bisherige Unthätigkeit der Kirche ihren Grund nicht etwa in seinem königlichen Ansehen, in seiner schreckenden Macht, sondern allein in der Unentschlossenheit des greisen Oberhauptes gehabt habe; jetzt sitze ein Andrer auf Petri Stuhl, und je schüchterner Cölestin den Gräuel mit angesehen, desto ernstlicher werde Innocenz der Dritte ihn bekämpfen. Philipp August, aus so mancher Schlacht als Sieger heimgekehrt, zweifelte nicht, auch gegen den römischen Priester das Feld behaupten zu können; er zeigte dem Legaten die Gattin, die ihm theuer, und hiess ihn seinen Pallast mei-

den. Peter von Kapua verliess die Hauptstadt, und begab sich unverzüglich nach Dijon, woselbst er eine Kirchenversammlung berief. Er sprach wie der Gesandte eines Tüchtigen; den Gehorsam gegen den Statthalter Christi für die vorzüglichste Tugend eines Geistlichen erklärend, zeigte er, wie die widerspenstigen Glieder der Kirche, selbst wenn ihr weltlicher Fürst sich gegen Rom siegreich behauptete, vom mütterlichen Stamme losgerissen, mit dem Fluche des Apostels und dem Abscheu der Menschen bestraft, doch nimmermehr wieder zu einem gedeihlichen Leben gelangen könnten. Die Versammlung liess keine Sylbe der Widersetzlichkeit laut werden; die Prälaten aber, welche dem Könige bei seiner Ehescheidung die Hand geboten, erbangten, und sahen sich unmuthig in ein gefährliches Drangsal gerathen. Nachdem er seine Aeusserungen schärfend wiederholt, schloss der Legat mit der Drohung, wenn Philipp August von der dalmatischen Herzogstochter sich nicht schiede und Ingeborg wieder als seine Gattin anerkennte, so würde das französische Reich alsobald mit dem Interdikte belegt, und die Wirkungen einer solchen Strafe zu ihrer furchtbarsten Gewalt gesteigert werden.

Der König fand es gerathener, dem Unheil für diessmal durch eine nicht beschimpfende Nachgiebigkeit vorzubeugen. Er wandte sich mit eigenhändigen Briefen an Innocenz, schilderte ihm, wie schrecklich es für ihn seyn müsste, ein neues Glück mit einer alten Freudenlosigkeit zu vertauschen, und bat, der heilige Vater wolle menschliches Mitleid mit ihm hegen und aus Mitleid die Forderungen der Herkömmlichkeit überhören. Innocenz versicherte ihn seiner väterlichen Theilnahme,

erklärte aber, dass auch Ingeborg seine Tochter sey, um Vieles mitleidswerther als der König, ohne Grund beschimpft, in ihrer Unschuld zu einem entsetzlichen Grabesleben verdammt. Während Philipp August auf neue Mittel sann, sich im Vatikan eine günstige Entscheidung zu gewinnen, versammelte sich unter dem Vorsitze des Legaten schon eine zweite Synode zu Vienne; ernstlich wurde mit dem Interdikt gedroht und den laurenden Wetterstrahl in der Hand, auf die Unterwerfung des Königs gewartet. Sie erfolgte nicht, und das Interdikt ward verkündigt.

Die französischen Geistlichen gehorchten ihrem Meister an der Tiber. Kein Priester verwaltete den Gottesdienst, die andächtige Menge erwartete in den Kirchen vergebens den Diener des Glaubens. Keine Feier eines festlichen Tages, kein Begräbniss unter christlichen Gebräuchen. Der König sah die angedrohte Strafe erfolgt, und fasste den Entschluss, ungebeugt ihr zu trotzen. Es erhielten die Geistlichen den Befehl sich um den ausgesprochenen Landesbann nicht zu kümmern; doch sie weigerten sich, solchem Gebote zu gehorchen, die Gewalt der Schergen allein konnte sie zur Ausübung ihres Amtes treiben. Erbittert setzte Philipp August jede Schonung aus den Augen; er jagte die Bischöfe von ihren Sitzen, hiess ihre untergeordneten Priester, wenn sie sich seinem Willen nicht bequemen wollten, unverzüglich ihnen folgen, und beraubte sie ihrer Güter. Nicht weniger empfanden die Pfarrer der Gemeinden seinen Zorn; was ein geistliches Kleid trug, sollte für die Feindseligkeit des Kirchenhauptes büssen. Dessen ungeachtet empfand der König gar wohl, wie unerfreulich seine Lage. Durch das ganze Land eine

ängst-

ängstliche Betrübniss, die Gemüther von schreckenvollen Ahnungen erfüllt, ein allgemeines Missvergnügen deutlich wahrzunehmen, seine Gattin als die Stifterin des Elends von vielen tausend Zungen verwünscht; Ingeborgs hervorgestotterte Drohung zu Saint Maur schien bereits in Erfüllung gegangen. Aber um so heftiger entflammte sich des Königs Grimm; die Zeichen des Missvergnügens wurden beobachtet, und die Bürger, welche über die Aussetzung des Gottesdienstes zu murren wagten, mit erbarmungslosen Strafen heimgesucht. Frankreich war verwandelt, sein König kaum noch sich gleich.

Je gewaltsamer der Grimm indessen aufgelodert, desto schneller verglimmte er. Philipp August war kein herzloser Wüthrich; das Elend seines Reiches rührte ihn, er sandte nach Rom, und hielt um einen Legaten an. Es erschienen auf dieses Gesuch zwei Männer, welche den höheren Klerus des Landes auf's Neue versammelten. Der König versprach Gehorsam, und Kardinal Oktavian, Bischof von Ostia, hob die Strafe des Interdiktes auf, mit der Bedingung, dass König Philipp August von Frankreich binnen sechs Monaten, sechs Wochen, sechs Tagen und sechs Stunden von Agnes auf ewige Zeiten Abschied nehmen und Ingeborg wieder als seine königliche Gattin anerkennen sollte *); erfüllte er diese Hauptpunkte seines

*) Die wunderlich genaue Zeitbestimmung erregt unser Lächeln, lag aber im Geiste jener Jahrhunderte gegründet. Verträge oder Befehle schienen durch eine solche Pünktlichkeit an feierlichem Charakter zu gewinnen; auch wählte oft der Aberglaube die Zahlen, und meinte dadurch den Schritt, den er eben that, gegen unglückliche Einflüsse zu sichern. So nahmen im dritten Kreuzzuge Richard Löwenherz Siegr. II.

Versprechens nicht, so würde eine Kirchenversammlung zu Soissons statt finden, und dem französischen Reiche auf's Neue der Gottesdienst untersagt werden. Der Monarch aber, schien es, hatte sein Versprechen bereitwilliger geleistet, als er es zu erfüllen vermochte. Das Herz blutete ihm; er sollte den Thron mit einer Fürstin theilen, von welcher es unwiderstehlich ihn zurück stiess, eine Gattin, die bereits ihm Kinder geboren, sollte er entfernen, und den ärmsten seiner Bürger beneiden müssen. Was die Legaten besorgt hatten, traf ein; er zögerte, und das Concilium von Soissons versammelte sich. Hier endlich erschien er selbst mit den Grossen seines Reiches; der Glanz seiner Gegenwart sollte die Legaten schrecken, seine Freunde unter der französischen Geistlichkeit ermuthigen. Die römischen Gesandten sprachen, wie sie bisher gesprochen; der ernste Wille des Mannes, welcher sie nach Frankreich geschickt, waffnete sie gegen das Ansehen des Königs. Von den Prälaten des Landes indessen liess sich anfangs keiner für die Dänin vernehmen; sie hatten den Geboten des Königs sich widersetzt und die Ausbrüche seines Grimmes mit Standhaftigkeit ertragen; vor seinen Augen sich gegen ihn zu erheben, gebrach ihnen der Mut. Ein Einziger nur, ein armer Geistlicher, soll das Elend der unglücklichen Fürstin mit ergreifender Lebendigkeit geschildert, und seinen Herrn zur Wiedervereinigung mit ihr beschworen haben. Endlich erschien die Mitleidswerthe selbst; ihre

---

wenherz, da er den Christen mehrere Städte an der syrischen Küste und die Freiheit der Glaubensübung sichern wollte, mit Saladin einen Waffenstillstand auf drei Jahre, drei Monate, drei Wochen, drei Tage und drei Stunden.

Schönheit setzte die Versammlung in Erstaunen, ihren Thränen liess sich kein Widerstand leisten, und nun regten sich plötzlich auch die Zungen, die bisher geschwiegen; einstimmig fast verlangte Alles die Auflösung der bestehenden Ehe. Da verliess König Philipp August das Haus; er hiess die Wagen in Bereitschaft halten, welche die Königin Agnes in ihre Heimath zurück bringen sollten, und befahl, der Kirchenversammlung zu melden, dass er Ingeborg bereits als seine rechtmässige Gemahlin wieder zu betrachten angefangen.

Ingeborg hiess Frankreichs Königin wieder, der Name aber gewährte ihr nur kläglichen Trost. Sie sah ihren Gatten nicht, lebte in eine feste Stadt eingeschlossen, und erfreute sich keiner andren Gesellschaft als ihrer Frauen. Doch nach einigen Jahren söhnte sich der König völlig mit ihr aus, sie theilte seinen Pallast mit ihm, und ungeheuchelt freuten sich die Franzosen der Verwandlung *).

Wenn durch solche Ereignisse die Stimme unsres Pabstes ein unerhörtes Gewicht erhielt, so schien er auf der andren Seite durch das neue lateinische Kaiserthum in Konstantinopel auch über den christlichen Orient herrschen zu sollen, und was er bei der Unterhandlung mit jenem Alexius aufgegeben, dennoch endlich zu erreichen. — So heldenherzig auch im letzten Kreuzzuge die Heere der Christen, von schwerdtmächtigen Fürsten, wie Friedrich Barbarossa, Richard Löwenherz

*) Agnes, die Herzogstochter, war lange Zeit hindurch über den Verlust des Gemahls, den sie liebte, und des Thrones, auf welchem sie ihre Eitelkeit befriedigt sah, untröstlich. Späterhin wurden wenigstens die Kinder, mit denen sie den Philipp August beschenkt, durch Ausspruch des heiligen Vaters für rechtmässig erklärt.

und Philipp August, geführt, für den Glauben gefochten hatten, so zerstörte doch ihre Uneinigkeit die Wirkungen ihrer Heldengrösse; sie schlossen mit den Sarazenen Verträge, und überliessen das Heil der morgenländischen Brüder der Rechtlichkeit des Feindes. Daher hatte Pabst Cölestin zu einem neuen Kreuzzuge gerathen, doch auch wenig mehr als gerathen; seine Gebote mit zwingendem Nachdruck zu bewaffnen, war die Weise des alten Mannes nicht. Es rüsteten sich fromme Ritter, selbst einige Fürsten brachen auf; die Nachricht aber vom Tode Kaiser Heinrichs des Sechsten hemmte plötzlich die Fortschritte, und die früheren Verträge mit Sultan Saladin wurden auf's Neue besiegelt. Dieser ruhmprangende Fürst sank in's Grab; sein ältester Sohn, der Erbe seiner Krone, ward vom Oheim Malek al Adhel, Saphadin, der Herrschaft beraubt, und Aegypten gelangte unter das Scepter des Kronräubers. Saladins Verträge verloren jetzt ihre Heiligkeit; der neue Sultan glaubte sich durch kein Versprechen gebunden, und schmerzlich empfanden die Christen im Morgenlande den Wechsel der Herrschaft. Daher neue Klageboten, neue Bitten um Hülfe. Innocenz der Dritte versprach sie, und nicht lange währte es, so entflammten seine Prediger, von Stadt zu Stadt wandernd, die Gemüther. Am zahlreichsten traten sie in Frankreich auf; die bewegliche, leicht erwärmte Sinnesart des Volkes versprach schon damals solchen Predigten den glücklichsten Erfolg. Foulques, Pfarrer zu Neuilly, wurde jetzt, was im ersten Kreuzzuge Peter von Amiens gewesen; auch sandte der heilige Vater einen Kardinal, der selbst das Kreuz genommen, nach Frankreich, und liess sein Beispiel auf die Menge wirken. Es reg-

ten sich die Ritter, und die Turniere wurden die Werbeplätze; nach Sonnenaufgang hin sahen die ungeduldigen Blicke wieder, das traurige Misslingen der früheren Züge dämpfte bei Wenigen nur die abentheuerliche Thatensucht; drei Mal hatte der Sarazene sein Feld behauptet, im vierten Kampfe, lispelte die Hoffnung, würde er auf keine Weise Widerstand leisten können. Aber kein Kaiser, kein König stand auf, um sich an die Spitze der bekreuzten Scharen zu stellen; nur Fürsten vom zweiten Range, wie der tapfere Markgraf von Montferrat und der flandrische Graf Baldwin, nahmen den Feldherrnstab in die Hand.

Um nicht durch den beschwerlichen Zug zu Lande an Mannschaft und Kräften zu verlieren, kam man überein, auf der Welle des Meeres dem Schauplatze seines Ruhmes zuzuschwimmen. Passende Flotten lagen in den Häfen der italiänischen Handelstädte. Man sandte nach Venedig, und leitete das Geschäft ein. An der Spitze dieses Freistaates stand soeben der Doge Enrico Dandalo, ein vier und neunzig jähriger blinder Greis, jugendlich rasch in seinen Handlungen, in seinen Entwürfen grossartig und bewunderuswerth. Vom ersten Augenblicke an war's sein Plan, dass Venedig nicht bloss die Schiffe für eine Summe Silbers geben, sondern thätigen Antheil am Kampfe selbst nehmen, und dafür seinen Lohn an bleibendem Besitzthum erhalten sollte. Die Unterhandlung gelangte in's Reine, und wie immer, wenn der Soldat mit einem Kaufmanne sich in Verkehr einlässt, war der Vortheil auf der Seite der Venetianer. Indessen bestätigte der heilige Vater den Vertrag. Bei der Zahlung aber zeigte sich die Ohnmacht der französischen Fürsten; zum festge-

setzten Gelde fehlte noch eine bedeutende Summe, die sich durchaus nicht auftreiben liess. Der alte Dandolo schaffte Rath; die Verlegenheit der Franzosen zum Vortheil seines Staates benutzend, trat er mit dem Vorschlage auf, die französischen Ritter sollten für die fehlende Summe, bevor man noch zur syrischen Küste steuern würde, den Venetianern verschiedene empörte Städte in Dalmatien unterwerfen helfen. Die Franzosen fanden sich unbedenklich dazu bereit; der ritterlichen Kampflust galt es gleichviel, vor welchen Mauern sie ihre Lorbeerkränze pflückte. Man hatte alle Punkte der Unternehmung besprochen, als ein Abgesandter aus Rom erschien, und zum raschen Aufbruch nach dem Morgenlande ermunternd, den Kriegeszug gegen die dalmatischen Städte ernstlich untersagte. Den heiligen Zweck des Kampfes, erklärte Innocenz, durch ein Beginnen des Eigennutzes entweihen, schände den christlichen Namen, und würde sein apostolisches Amt, wenn er sich nicht widersetzte, bei allen künftigen Geschlechtern verrufen machen; seine Pflicht sey es, dafür Sorge zu tragen, dass der Freistaat Venedigs nicht, durch die Lockungen der Gewinnsucht missleitet, den erlangten Ruhm verscherze, und die französischen Ritter nicht als die Thoren einer kaufmännischen Verschmitztheit sich dem Gelächter preis gäben. — Der Einspruch des Pabstes kam höchst ungelegen; Dandolo wusste ihm siegreiche Gründe entgegen zu stellen, die absegelnde Flotte nahm ihren Weg nach der dalmatischen Küste, und der Gesandte des heiligen Vaters reiste zürnend von Venedig ab.

Die Flotte mit dem Doppelheere stellte sich am Gestade von Zara auf. Zum zweiten Mal liess Innocenz

seine Stimme vernehmen, und diesmal war's ein gottseliger, beredeter Priester, welcher des Meisters Willen verkündigte. Bei Strafe des Bannes, lautete seine Sendung, sollten die Kreuzfahrer von der Eroberung Zara's abstehen; aber schon hatte der Kampf begonnen, und der Priester, da er sich ihm widersetzte, gerieth in Lebensgefahr. Die Stadt musste sich nach fünf Tagen den Siegern ergeben; unmittelbar darauf sprach der Pabst über das Kreuzesheer den Bann aus. Die Christenheit erlebte das seltsame Schauspiel, fromme Ritter, mit dem heiligsten Sinnbilde bezeichnet, vom Fluche der Kirche gebrandmarkt zu sehen; Krieger, die hinaus zogen, um das Grab des Erlösers den Ungläubigen zu entringen, waren aus der Gemeinschaft aller rechtlichen Christen ausgestossen, und durften nicht Theil nehmen an den Segensspenden der Kirche *).

Vom Getümmel des Krieges aber umbraust und mit einem andren Volke das Schicksal theilend, empfanden beide Heere die Strafruthe der päbstlichen Entrüstung nur wenig. Den Winter in der eroberten Stadt verlebend, hofften sie mit dem nächsten Frühlinge durch glänzende Thaten das Wohlwollen der Kirche sich leicht wieder zu erwerben. Da trat unvermuthet ein junger Königssohn vor ihnen auf, und lockte den Kriegeszug zum zweiten Male von seiner Bestimmung ab. Es war der junge Alexius, der Neffe des gleichnamigen griechischen Kaisers, von welchem in einem früheren Kapitel die Rede gewesen. Dieser Fürst hatte

* Von dem Banne ausgenommen waren nur Markgraf Bonifaz von Montferrat, der bei der Belagerung noch nicht gegenwärtig, und Simon von Montfort, welcher das Lager verlassen hatte.

seinen Bruder, den Isaak Angelus, der das Unglück seiner Herrschaft durch Verstandlosigkeit noch erhöhte, des Thrones beraubt, die Augen ihm ausstechen lassen, und für die Zeit seines Lebens bei Wasser und Brod ein Gefängniss angewiesen. Aber auch er verscherzte bald die Gunst des Volkes; es seufzte über den Druck der Auflagen, über die Herzlosigkeit des Mannes, welcher sein Vater seyn sollte, und sah sich sehnsuchtsvoll nach einer Veränderung um. Da entwischte der Sohn des Isaak, der junge Alexius, welchem man gleichfalls die Freiheit genommen, seinen Kerkermeistern, segelte über das adriatische Meer nach dem Abendlande, und suchte in Italien, in Deutschland und Frankreich Hülfe gegen den gewaltthätigen Oheim. Seine Bitten fanden wenig Bereitwilligkeit; was er an den Höfen nicht zu erlangen vermochte, glaubte er in Zara, zu den versammelten Kriegeshaufen sprechend, bewirken zu können. Je hoffnungsloser sein Elend, desto überspannter seine Verheissungen. Zwei mal hundert tausend Mark Silbers sollten die Anstrengungen des lateinischen Heeres belohnen, die griechische Kirche für ewige Zeiten, den Gehorsam der Unterthänigkeit beschwörend, mit der römischen sich vereinigen; Alexius selbst aber versprach, mit eigenen Heereshaufen seinen Rettern sich anzuschliessen, und gemeinschaftlich mit ihnen die Ungläubigen zu bekämpfen *). Die Franzosen blendete der Glanz der Unternehmung, die Venetianer fühlten augenblicklich die Vortheile, welche das Beginnen, wenn

---

* Zum Theil unterstützte die Bitten des jungen Alexius auch der Umstand, dass seine Schwester Irene die Gemahlin des Philipp von Schwaben war.

es glücklich ausfiel, ihrem Handel bringen musste. Aber auch hier zeigte sich jener Priester von widersprechender Meinung, Innocenz der Dritte selbst wollte von dem Plane nichts hören. Doch der Gedanke, die langerwünschte Unterwerfung der griechischen Kirche endlich bewerkstelligt zu sehen, milderte seine Standhaftigkeit; ein klagenreiches Schreiben des Alexius erweckte sein Mitleid, und wie deutlich er auch von der Unzuverlässigkeit der versprochenen Erfolge durch die früheren Versuche belehrt seyn mochte, gab er dem Kreuzheere dennoch endlich zum Zuge gegen Konstantinopel seine Einwilligung. Der Bischof von Soissons sprach die Streiter in seinem Namen vom Banne los.

Die griechische Kaiserstadt wurde durch siegreichen Sturm erobert, der Tyrann Alexius suchte sein Heil in der Flucht. Isaak Angelus trat aus dem Gefängnisse, und sah sich neben seinem Sohne auf einem Fürstensitze wieder, den er hoffnungslos längst aufgegeben hatte. Doch über dem Paare waltete kein freundliches Gestirn; die Auflagen, zu denen der junge Fürst, um den versprochenen Rettungssold abzutragen, seine Zuflucht nehmen musste, das unziemliche Benehmen seiner Helfer, die durch eine angezündete Moschee ein ganzes Stadtgebiet in Flammen setzten, mehr als Alles aber der Gedanke, der römischen Kirche sich unterthänig sehen zu müssen, kränkte die Bürger, empörte die Geistlichkeit, erfüllte jeden Stand mit Missvergnügen. Ehe die Lateiner in ihrem Lager draussen es ahnten, hatte das Volk einem Manne aus dem früheren Kaiserhause, dem Alexius Dukas, seiner buschigen Augenbrauen wegen Murzuphlus genannt, die Krone angeboten, und einen selbstgewählten Kaiser sich geschaf-

fen. Den alten Isaak tödteten Schmerz und Schrecken, der junge Alexius ward in entlegener Kammer erdrosselt.

Der päbstliche Legat forderte die Kreuzfahrer zur Rache auf; die Griechen hiessen ein treuloses blutdürstiges Volk, das weder Schonung verdiente noch seinem eigenen Willen überlassen bleiben dürfte. So geschah die zweite Eroberung der Stadt (1204), ein Sieg, welchen Metzeldurst und Raubsucht, wie kaum einen zweiten in der Geschichte, schändeten. Gehässiger noch entehrte ihn der Unsinn des Uebermuthes; die geweihten Oerter mit Hohngelächter verunreinigt, die Tempel der Gottheit in Pferdeställe verwandelt, die heiligen Gefässe zu Trinkgeschirren und Waschschüsseln missbraucht, auf den Chören der Kirchen Zechschmäuse gehalten, auf den Stuhl des Patriarchen ein verrufenes Frauenzimmer gesetzt. Nachdem man durch solch einen barbarischen Spott gezeigt hatte, wie weit erhaben der römische Glaube über dem griechischen stehe, theilte man die gemachte Beute und das herrenlose Reich; Balduin, der tapfere Graf von Flandern und Hennegau, wurde griechischer Kaiser, das Patriarchat sollte einem Venetianer anheim fallen. Die Würde erhielt, dieser Bestimmung gemäss, Thomas Morosini; Johann Komaterus, der griechische Patriarch, hatte mit vielen Geistlichen und Layen die Flucht ergriffen. Innocenz der Dritte bestätigte die Wahl des Balduin, die Ernennung des Venetianers aber erklärte er für nichtig, weil sie durch Geistliche geschehen, die keine Vollmacht dazu gehabt, und durch Layen, denen es durchaus nicht zukomme, bei einem solchen Werke die Hand im Spiele zu haben. Der neue Kaiser indes-

sen sprach mit Wärme für den Venetianer, die Stimme der Welt erklärte den Morosini für das Muster eines Priesters; der heilige Vater gab nach, und verlieh ihm „aus päbstlicher Machtfülle" das Patriarchat. Als jedoch die Venetianer, um sich die geistliche Gewalt im neuen Reiche zu sichern, vom Patriarchen den Eid erschlichen, dass er seine Landsleute nur zu priesterlichen Würden befördern wollte, erklärte sich Innocenz mit Heftigkeit dagegen, drohte der Signoria, und erzwang das Versprechen, dass würdige Männer aus allen Nationen auf die hohen Aemter der Kirche in Griechenland berücksichtigten Anspruch machen dürften *).

Hatte auch die griechische Kaiserstadt jetzt einen lateinischen Beherrscher, war auch der oberste Priester in ihren Mauern ein Untergebener des heiligen Vaters zu Rom, so sah doch Innocenz den eigentlichen Zweck des Kriegeszuges verloren; Jerusalem und das ganze Urland des christlichen Glaubens blieben in sarazenischer Hand; die Anstrengungen, zu denen er sich um des frommen Kampfes willen entschlossen, waren vergebens gewesen. Ein Zehntheil aller seiner Einkünfte hatte er dazu bestimmt, den nämlichen Abzug mussten

*) An der Spitze des Heeres, welches Murzuphlus den Franzosen und Venetianern entgegen führte, befand sich das berühmte wunderthätige Marienbild, dem die griechischen Kaiser seit mehreren Jahrhunderten alle ihre Siege zugeschrieben hatten. Es soll mit der kaiserlichen Fahne erbeutet worden seyn, und wie die Venetianer behaupten, sich in ihrer Markuskirche befinden. Aus einem Briefe des Innocenz aber erhellt, dass sie es aus der Sophienkirche genommen, dass der Patriarch Morosini die Räuber deshalb mit dem Kirchenbanne belegt, und der heilige Vater durch Bestätigung dieser Strafe sie genöthigt habe, es wieder heraus zu geben. (Hist. de l'Empire de Const. sous les Empereurs franc. p. Geoffroy de Ville-Hardouin ed. Du Fresne. Par. 1657. f.)

die Kardinäle sich gefallen lassen, der übrigen Geistlichkeit war ein Vierzigstel abgefordert worden. Zu einer neuen Unternehmung bemühten sich Pabst und Klerus fruchtlos die Streiter zu begeistern. Die Ritter traten aus den Pforten ihrer Burgen nicht hervor, ihre Eiferlosigkeit schreckte auch die Söldlinge zurück; wo aber die Erwachsenen sich träge finden liessen, zeigten sich mit einem Male die Kinder vom ritterlichen Geiste des Kreuzes beseelt, entliefen ihren Eltern und Lehrern, rotteten sich zusammen, schwuren einander kriegerische Tapferkeit, und rüsteten sich alles Ernstes, gegen das Morgenland aufzubrechen, und die Reihe der Kreuzzüge durch den glänzendsten zu beschliessen. Von diesen Pygmäenschwärmen gelangten einige über die Alpen wirklich nach Italien, aber Erschöpfung und Mangel an Nahrung machten ihnen die Lombardei zum Gottesacker; andre hatten sich nach dem südlichen Frankreich gewendet, vertrauten sich den türkischen Sklavenhändlern, die sie unentgeldlich nach der syrischen Küste zu bringen versprachen, und wurden von diesen gewinnsüchtigen Schurken den Mauren in Afrika verkauft. — Die Kirchenversammlung im Lateran, von welcher wir später zu reden gedenken, sollte endlich den Beginn eines umfassenden Kreuzzuges beschleunigen, Innocenz liess die Kreuzesbulle nach allen Himmelsgegenden Europa's wandern, erreichte aber seinen Zweck nicht. Die bewaffnete Christenheit den Sarazenen wider entgegen schreiten zu sehen, war einem künftigen Pabste vorbehalten.

Sechstes Kapitel.

Kein Ereigniss zeigt uns die Allgewalt Innocenz des Dritten in so furchtbarem Lichte, als sein Kampf mit Johann ohne Land, dem Könige der Britten; zermalmender haben die Geschosse des Vatikans nirgends gewirkt, nirgends eines Pabstes Stimme so gewaltsame Umwälzungen erzeugt.

Vor dem Schlosse Chalüs bei Limoges, welches er mit stürmender Hand erobert hatte, sank Richard Löwenherz, vom Pfeil eines Bogenschützen durchbohrt, (1199). Sein Bruder Gottfried war nicht mehr am Leben; für den Sohn dieses Bruders, den Knaben Arthur, erhob in England sich kaum eine Stimme von Gewicht, und nur in Frankreich erklärten sich die Barone von Anjou, von Touraine und Maine zu seinen Gunsten. So geschah es, dass Heinrichs des Zweiten jüngster Sohn, Johann ohne Land geheissen, weil ihm der sterbende Vater kein Erbgebiet festgesetzt hatte, den engländischen Thron bestieg, ein gedankenlos hintaumelnder Fürst, durch Kleinmuth im Unglücke der Verachtung werth, wie er durch Uebermuth im Glück den Hass der Menschen sich zugezogen, durch jenes nicht belehrt noch gebessert, durch dieses zu keinem dankbaren Edelsinne vermocht, seinem Bruder, dem Löwenherz, so ähnlich „wie die brandige Aehre des Feldes der gesunden mit süssen Körnern“. Frühzeitig schon hatte er den verwerflichen Hang seines Herzens zur Schau gestellt; während sein Bruder das englische Kriegesbanner im Morgenlande mit Ehrenkränzen schmückte, trat er, nach der Krone lüstern, mit Philipp Au-

gust, dem schlauen Gegner des Löwenherz, in frevle Verbindung, und soll ihm heimlich, als einem Lehensherrn, für den Besitz von England gehuldigt haben. Als aber Richard aus seinem Kerker wieder hervor getreten, hatte der unmännliche Johann nicht das Herz, in feindlicher Stellung sich dem Bruder gegenüber zu behaupten; alle Hoffnung und alles Vertrauen auf die Grossmuth des Helden setzend, fiel er ihm, ein flehender Verbrecher, zu Füssen, und erlangte durch seine Mutter, die Königin Eleonore, Verzeihung für sein böses Trachten. Jetzt aber, nach des Bruders Tode, erkannten ihn die Grossen der Insel als ihren rechtmässigen Herrn; durch seine Mutter gelangte er in den Besitz Aquitaniens und der Normandie. Sein Stolz blähte sich in prunkender Ueppigkeit, seine Laster ehrten kaum eine Schranke des Gesetzes oder des Wohlstandes.

Philipp August von Frankreich aber hatte sich mit Johann, dem verrätherischen Bruder des Richard, in Verbindungen eingelassen, weil seine Eifersucht auf diesen Helden ihre Vortheile dabei ersehen; Johann selbst besass seine Freundschaft so wenig als seine Achtung. Kein Wunder, wenn der listige Frankenkönig jetzt, da dieser Johann auf Richards Throne sass, sein Betragen änderte, und eine andre Sprache führend, auf ihn seinen Hass gegen den Geschiedenen übertrug. Ihn öffentlich zu zeigen, stellte sich bald die Gelegenheit ein. Konstanze, die Mutter des jungen Arthur, erschien am französischen Hofe und flehte zu Philipp August, er möchte ihres hülflosen Sohnes sich erbarmend, seine Rechte als ein grossmüthiger Gönner schirmen; Gottfried sey ein älterer Sohn Heinrichs des

Zweiten gewesen als Johann; seinem Knaben, dem Arthur, gezieme das englische Scepter; Johann habe den Baronen drüben geschmeichelt, habe ihnen die zügelloseste Freiheit versprochen, und durch diesen schimpflichen Kunstgriff ihre Stimmen erschlichen. Kein thätigerer Schutzherr als Philipp August, sobald das fromme Amt seine Wünsche beförderte oder mit behagenden Vortheilen zu lohnen versprach. Unverzüglich gelobte er der bittenden Fürstin seinen Arm, schlug den jungen Arthur zum Ritter, und erklärte sich gegen die Königsschaft des Johann. Vor dem Löwenherz behutsam sich neigend, erhob er sich gegen den Bruder in drohender Furchtbarkeit; ein Einfall in die Normandie verrieth seine Entwürfe, und würde ihn jetzt schon zu weiteren Schritten geführt haben, wenn nicht der Kardinal Peter von Kapua, der Legat Innocenz des Dritten, mit strengem Ernste zum Frieden aufgefordert hätte.

Es war ein kränkelnder Friede, der leiseste Sturmzug warf ihn nieder. Johann sandte seine Boten nach Portugal, und hiess sie dort um die Hand der Königstochter werben. Aber während seine Geschäftsträger es sich angelegen seyn liessen, die Wünsche ihres Monarchen zu befriedigen, ergriff ihn eine plötzliche Neigung, die seine hoffenden Blicke schnell von der Mündung des Tajo wegleukte. Er hatte in Frankreich Isabellen, die Braut des Grafen Hugo de la Marche, gesehen, und von ihrer Schönheit gefesselt, mit ihr vor den Altar zu treten beschlossen. Was ihm an persönlichem Werthe gebrach, ersetzte sein Diadem; das Mädchen sah sich von einem Könige gehuldigt, und mochte, vom Rausche der Eitelkeit trunken, seinen Schmeichelworten nichts entgegen setzen; den Eltern

stieg eine neue Sonne der Hoffnung empor, vor deren Glanze jeder andre Gedanke schweigen musste; neben dem königlichen Throne verlor der Grafensitz seinen Reiz, Isabella ward die Gattin des englischen Monarchen. — Gekränkt in seiner Liebe, in seiner Ehre beleidigt, stellte sich Graf Hugo de la Marche vor König Philipp August, der sein und seines Brauträubers Lehensherr hiess; sein leidenschaftlicher Ruf flehte um Rache; in ihm, betheuerte er, sey auch sein königlicher Herr, sey ganz Frankreich freventlich beschimpft. Philipp August antwortete, wie er der Mutter des Arthur geantwortet; das Friedensgelöbniss, welches er dem Kardinal beschworen, ward zur Seite gerückt, die Verträge mit dem Oheim des jungen Arthur verloren gegen den Beleidiger des Grafen Hugo ihre Kraft. Auf's Neue wurden Heereshaufen geworben, und die Schwerdter geschärft, die so oft schon gegen England geschwungen worden; der Graf hatte Freunde, sie freuten sich, ihre Kriegeslust mit den Pflichten der Freundschaft rechtfertigen zu können, und so rückten die Gegner des Johann mit ansehnlicher Streitmacht in's Feld. Der junge Arthur begleitete seinen Schutzherrn; im Kampfe gegen den verhassten Oheim sollte er sich zuerst der jugendlichen Ritterschaft würdig zeigen. Die Erfolge des Feldzuges freuten den Knaben; er sah seinen Gönner glänzende Fortschritte machen, sah seinen Oheim an Städten und Burgen täglich ärmer werden, und machte zur engländischen Krone sich fröhliche Hoffnung, während der Graf ein Freudenfest seiner Rachlust erwartete. In Poitou aber, vor dem Schlosse Mirabeau, erhielt der Lauf des Krieges eine unerwartete plötzliche Wendung. In den Mauern dieser Feste befand

fand sich Eleonore, die Mutter des Johann, die unversöhnliche Feindin ihres Enkels; um der Fürstin sich zu versichern, betrieb man den Sturm mit ungewöhnlicher Heftigkeit, und liess Angriff auf Angriff folgen. Im Getümmel einer solchen Berennung gerieth der junge Arthur in englische Hände.

Vor Freuden jauchzend, da er den gefährlichen Erben des Löwenherz in seiner Gewalt wusste, liess ihn Johann augenblicklich nach dem Schlosse von Falaise in der Normandie bringen, und versuchte jedes schreckende Mittel, um ihm den Eid der Entsagung zu erpressen. Der Jüngling, scheint es, widerstand den Versuchungen; Johanns Zorn erglühte wilder, in seiner Willkühr stand das Leben eines Neffen, vor welchem er verzagter als vor einem zahlreichen Heere des Feindes erbebte, blutige Vorsätze stiegen in ihm auf, er war zu schwach, den Einflüsterungen eines lockenden Frevelgeistes das Ohr zu schliessen — Arthur, Gottfrieds Sohn, verschwand aus dem Schlosse von Rouen, woselbst er zuletzt im Kerker geschmachtet, und Niemand wusste zu sagen, wohin er gekommen *)

Europa vernahm den Mord mit Entsetzen; es verabscheute den gekrönten Meuchler, der den Thron ei-

*) Ueber den Tod des Jünglings wanderten die verschiedenartigsten Gerüchte unter den Menschen. Johann, wird erzählt, habe vergebens Meuchelmörder besoldet und sey endlich des Nachts in einem kleinen Fahrzeuge nach Rouen gereist, um mit eigener Hand zu vollführen, was durch Mordthat misslungen. Er liess den Jüngling sich vorführen, und sah ihn lange mit wilden Blicken an. Arthur, dessen Standhaftigkeit durch den Kerker endlich besiegt war, warf sich seinem Oheim zu Füssen, und bat um Schonung, um mitleidige Gnade; während er sich niederliess, zückte der König sein Schwert, durchbohrte den Flehenden, und liess den Leichnam, mit Steinen beschweret, in die Seine werfen.

nes ruhmvollen Helden schändete, den Engländern schauderte vor dem Ungeheuer, welchem sie den Eid der Treue geschworen, die französischen Unterthanen des Verbrechers sahen nach einer Hand sich um, die von einem solchen Herrn sie befreien möchte. Empörter aber als Alle standen die Bretagner auf, deren Herzog der junge Arthur, als Gottfrieds Erbe, gewesen; sie bewaffneten ihre Jugend, forderten Philipp August zur thätigen Fortsetzung des Krieges auf, und versprachen ihm den lebhaftesten Beistand. Der französische König liess ihnen versichern, wie er den Tod des edlen Jünglings eben so schmerzlich als sie empfände, und die Rechte der Menschheit mit Füssen treten würde, wenn er als Schutzherr die blutige That nicht zu bestrafen sich bemühte. Ehe er indessen die Befehle zur Erneuerung des Kampfes gab, sandte er einen Herold nach den Grenzen der Normandie, und liess kraft seines lehensherrlichen Rechtes den Johann Plantagenet, den Mörder des Arthur, Herzogs von Bretagne, vor seinen Richterstuhl zu Paris fordern. Johann verlachte den Ruf, und wurde an der Seine aller französischen Lehen verlustig erklärt. Um dieser Erklärung den erforderlichen Nachdruck zu geben, verdoppelte Philipp August seine kriegerischen Anstrengungen, und machte mit seinen Schaaren Einfälle in die englischen Lande diesseit des Meeres. Die wackeren Bretagner, ein rüstiges Geschlecht, durch seine Beharrlichkeit in den Beschwerden des Krieges unüberwindlich, liessen ihre Haufen zu ihm stossen, und führten das Schwerdt der Rache mit all der Heftigkeit, zu welcher solch ein Mord aufforderte.

Zufrieden, den Knaben Arthur nicht mehr unter

den Lebendigen zu wissen, traf König Johann kaum eine Maasregel, durch welche die Absichten seiner Feinde sich vereiteln liessen. Er schwelgte zu Rouen mit den Genossen seiner Ausschweifungen; er gab sich jeder Sinneslust, die in ihm aufstieg, ohne Scheu hin, suchte durch das Getöse stürmischer Freuden die Stimme des Gewissens, welche bisweilen schauerlich ihn mahnen mochte, zu überbrausen, und schien in den Schlamm eines üppigen Wohllebens so tief versunken, dass er sich zu keinem kräftigen Entschlusse, zu keinem Auftreten als König und Feldherr emporrütteln konnte. Je mehr Hässen er gab, desto herbere Streiche versetzten ihm die Verbündeten. Ein Schloss nach dem andren ging verloren, eine Stadt nach der andren wurde genommen oder öffnete freiwillig ihre Thore, um durch Ergebung der Wuth der Bretagner zuvor zu kommen; denn diese bestraften jeden Widerstand mit schonungslosen Kriegsgräueln, und betrachteten die Anhänglichkeit an den verhassten König von England als eine Rechtfertigung des Mordes, den er an ihrem Herzog verübt hatte. Endlich aber ward Radipont, eine Feste im Gebiete von Rouen, eine Beute der Franzosen; Johann hörte den Donner des Krieges in seiner Nähe erdröhnen, und erwachte zusammen schreckend aus dem Taumel seiner Freuden. Jetzt zeigte ihm ein einziger Blick die ganze Trostlosigkeit seiner Lage, trostlos, weil es ihm an männlicher Beherztheit gebrach, weil er seinen Vasallen keine treue Theilnahme am Heil ihres Königs zutraute, weil der Gedanke ihn zu Boden schlug, dass alle Welt den Sturz des Mörders, des entehrten Verräthers mit ungeduldigen Wünschen erwartete. Keine Hoffnung, kein Ausweg; die Genossen sei-

ner Zechgelage suchten erblassend einen rettenden Schlupfwinkel, die wenigen Redlichen, die ihn umgaben, konnten nichts als ihn bedauern. Da wandte sich der elende Fürst nach der Seite, von welcher allein die Feigheit sich noch Rettung versprechen durfte; er sandte Eilboten nach Rom, und forderte den heiligen Vater zum Schiedesrichter zwischen sich und seinem Besieger auf. Innocenz der Dritte, dem Philipp August zürnend, weil er, ohne im Vatikan anzufragen, den Waffenstillstand des Kardinallegaten aufgehoben, beschied beide Partheien vor seinen Richtersitz. Der französische König nahm nicht unbedingt den Entscheidungsspruch des Pabstes als das Gesetz seiner Handlungen an; doch fürchtete er ihn zu sehr, um offenbar sich ihm entgegen zu stellen. Aber die englischen Barone versagten dem Johann jede Hülfe, seine französischen Lande begaben sich freiwillig unter seines Feindes Herrschaft, und fast dreihundert Jahre hindurch von Frankreich getrennt, schlossen sie sich jetzt an ihr ursprüngliches Reich wieder an. Johann entwarf kriegerische Pläne und rüstete Miethlinge, verfiel aber bald in seine gewöhnliche Lässigkeit wieder, und schloss einen Waffenstillstand auf zwei Jahre. Da brach ein neues Wetter über ihn los; in Rom hatte er sich den Retter gesucht, in Rom war's, wo sein furchtbarster Zuchtmeister sich gegen ihn erhob.

Die englischen Könige liessen es sich bei den Bischofswahlen angelegen seyn, das Einwilligungsrecht, welches sie herkömmlich ohne hindernden Widerspruch besassen, zu behaupten. Zwar verpflichteten sich diese Fürsten durch ihren Krönungseid, sie wollten die Kirche ungestört in ihren Gerechtsamen lassen und im Ge-

nusse ihrer Vorzüge sie schirmen; auch pflegten, diesem Schwerpunkte gemäss, die versammelten Kapitel ihre übrigen Prälaten zu erwählen, ohne dass von der Wahl dem Hofe irgend ein Bericht erstattet wurde. Dem Könige war sie ziemlich gleichgültig; bei gleichgültigen Ereignissen hatte man nicht nöthig, die landesherrliche Stimme der Bestätigung voll sorgfältiger Wachsamkeit zu behaupten. Ein Anderes war's bei'm Wechsel auf einem bischöflichen Sitze. Die Landschaften, die zu solch einem Sitze gehörten und nicht selten eine ansehnliche Baroney bildeten, gewährten manchem Bischofe einen fühlbaren Einfluss auf die öffentlichen Angelegenheiten; der König und sein Hof wurden es bei jeder Verhandlung gewahr, ob ihr Freund oder ihr Gegner als Vorgesetzter eines Sprengels schaltete. Begreiflich, dass man nur königlich gesinnte Männer mit dem Pallium geschmückt wissen mochte, dass man der geistlichen Wahlversammlung nicht gern einen unbeschränkten Willen verstattete, und sich daher das Recht der Zustimmung wenigstens bewahrte. Mit dem reichen Besitze, zu welchem die Wahl verhalf, liessen sich überdiess die Dienste der geistlichen Königsfreunde am schönsten belohnen; das wünschenswerthe Glück, womit der Eifer für den Hof gekrönt zu werden hoffen durfte, bestimmte gar mächtig die Richtung der niederen Geistlichkeit, und liess es den Herrschern niemals an geschäftigen Wortführern fehlen. — Dagegen erhob sich gewöhnlich bei den Bischofswahlen ein Streit zwischen den Mönchen und den übrigen Geistlichen; beide Theile behaupteten, durch ihre Wahlstimmen allein den leeren Stuhl wieder besetzen zu können, beide beriefen sich auf gegründete Rechte, und wollten die Gegner

von aller Theilnahme ausgeschlossen wissen. Am heftigsten pflegte solch ein Hader zu lärmen, wenn ein Bischof von Canterbury erwählt werden sollte; je gewichtreicher seine Würde im Staate, desto verhängnissvoller betrachtete jeder Wähler seine Stimme, desto schmerzlicher ging es ihm zu Herzen, wenn er sie den Gegnern überlassen sollte. Die Könige traten nicht leicht mit gewaltsamen Mitteln dazwischen, zeigten sich aber grösstentheils dem Wahlbetuge der Priester gewogen.

Da starb (1205) Hubert, der Erzbischof von Canterbury, ein Priester, welcher, vom heiligen Vater unterstützt, als dessen Legat zum ersten Mal es gewagt hatte, ohne Einwilligung des Königs ungestraft eine Kirchenversammlung in England zu halten*). Augenblicklich traten im Kloster des heiligen Augustin, des angelsächsischen Apostels, die jüngeren Mönche oder die Kanonici der Christkirche, wie sie auch hiessen, zusammen, und wählten in aller Stille der Nacht den Reginald, ihren Subprior, zum Erzbischofe. Heimlich, weder seine Absicht noch seine Würde verrathend, sollte der Neuerwählte nach Rom reisen, und aus den Händen des heiligen Vaters den Bischofsmantel zu erhalten suchen. Aber den Mann brachte die Eitelkeit um das Glück, zu welchem seine Ordensgenossen ihn erhoben hatten; schon in Frankreich konnte er der Versuchung nicht widerstehen, liess thörigte Winke fallen, und kündigte sich bald als den ersten Kirchen-

*) König Johann hatte ihm, auf päbstlichen Befehl, sein Oberrichteramt nehmen lassen. Innocenz der Dritte wollte kein weltliches Amt durch einen Geistlichen bekleidet wissen.

hort seines Vaterlandes an. Bevor er noch zu den Grenzen Italiens gelangt, ging in England das Geheimniss schon von Mund zu Munde. Die Mönche erschraken; sie fürchteten, durch ihr geheimes Verfahren den Zorn des Königs erweckt zu haben. Einem solchen Wetter zuvor zu kommen eifrig bemüht, erklärten sie alsobald die Wahl des Reginald für einen übereilten Schritt, nahmen die gegebene Stimme zurück, und baten den König um die Erlaubniss, zu einer neuen Wahl schreiten zu dürfen. Günstiger, als sie erwartet hatten, gewährte ihnen der Hof die Bitte, und empfahl den Johann von Gray, Bischof von Norwich, des Herrschers vertrauten Günstling. Die Mönche säumten nicht, diesem Wunsche zu gefallen; ihre Gegner, die Priester, überflügelnd, fühlten sie sich vom königlichen Ansehen unterstützt; ihr Wahlrecht galt ihnen mehr als der gewählte Mann; so trugen sie kein Bedenken, und gaben sämmtlich dem Bischof von Norwich ihre Stimme. Die Priester aber sahen diesem Siege nicht unthätig zu; sie schrieen über erlittenes Unrecht, über ein tadelnswerthes Zusammentreffen des Hofes mit der Christkirche, und verlangten, den Streit vor dem römischen Richterstuhle entschieden zu sehen. Zwölf Geistliche reisten daher als bestallte Gesandtschaft nach Italien ab.

Indessen war Reginald, seine Absetzung noch nicht ahnend, zur Tiber gekommen, und eilte, sich den Beistand des heiligen Vaters zu versichern. Innocenz der Dritte jedoch liebte es nicht, einen übereilten Schritt zu thun; er wollte erst nähere Erkundigung einziehen, und nur von Allem unterrichtet, über eine so wichtige Mithra den entscheidenden Ausspruch thun. Die Gesandtschaft traf daher den Reginald im Vatikan

noch an; er erschrak über ihren Auftrag, verwünschte seine Geschwätzigkeit, gab, sich bescheidend, seine Hoffnungen auf, und machte sich bereit, das Vaterland, welches er als Erzbischof von Canterbury verlassen, wieder als Subprior des Augustinklosters zu betreten. Innocenz vernahm die Gründe beider Partheien. Die Prälaten bewiesen, dass König Heinrich der Erste, des Eroberers Sohn, der gepriesene Freund der Kirche, ihnen ausdrücklich das Vorrecht ertheilt habe, den Primas des Reiches zu erwählen; die Mönche stützten sich auf ihre anerkannte, aus grauen Zeiten herstammende Befugniss. Der Pabst hatte seine Ursachen, dem alten Herkommen den Vorrang vor König Heinrichs Satzungen einzuräumen; er sprach für das Wahlrecht der Mönche, wollte aber weder den Reginald, noch den Bischof von Norwich in der erzpriesterlichen Würde bestätigen. Jener sey heimlich gewählt worden, äusserte seine Erklärung; der erste Kirchenhort eines Reiches aber dürfe seine Erhebung keinem verstohlenen Umtriebe zu verdanken haben; Gray hingegen, der Bischof von Norwich, sey ein Günstling am Hofe, ein weltlich gesinnter Diener der weltlichen Macht, als Oberrichter in die Händel des Staates zu tief verwickelt; als Bischof von Norwich könne man ihn bloss unwürdig heissen, als Erzbischof von Canterbury möchte er verderblich werden. — König Johann erfuhr die Verwerfung seines Lieblings mit Entrüstung; der Wunsch, ihn als Primas seines Königreiches zu erblicken, steigerte sich jetzt durch die eingetretenen Schwierigkeiten. Er entschloss sich daher zu theuren Mitteln, und machte dem römischen Hofe ein Anerbieten von

dreitausend Mark Silbers. Mit beschämendem Unwillen wurde es zurück gewiesen.

Um diese Zeit befand sich zu Rom Stephan von Langton, ein fähiger kenntnissreicher Priester, welcher an der Universität von Paris Lehrer und Kanzler gewesen, die Achtung unsres Pabstes sich erworben, und aus seinen Händen den Purpurmantel erhalten hatte *). Er hiess Kardinal von Sankt Chrysogonus. Auf ihn richtete Innocenz seine Blicke, er sollte auf dem erzbischöflichen Stuhle zu Canterbury sitzen. Die Mönche der Gesandschaft wurden daher aufgefordert, ihm ihre Wahlstimmen zu geben; sie aber fürchteten ihre Brüder, den König, die allgemeine Stimme im Vaterlande, und weigerten sich. Innocenz erklärte ihnen, wie man bei einer Bischofswahl unter den Augen des heiligen Vaters durchaus der Einwilligung des Landesherrn überhoben sey; er erinnerte sie an das Gelübde des Gehorsams, welches sie bei ihrer Weihe beschworen, und wusste durch diese Ansichten ihren Widerstand zu entkräften. Sie traten zur Wahl zusammen, ein Einziger nur beharrte bei seiner Weigerung. Um den König auf die Nachricht vorzubereiten, erging ein Schreiben des Pabstes an ihn, das in räthselhaften Ausdrücken die Weisheit des römischen Stuhles erhebend, den Gehorsam der weltlichen Fürsten als ihre segenreichste Tugend schilderte. Den Brief begleiteten als Geschenk vier goldene, mit Edelsteinen besetzte Ringe. Sie seyen die Sinnbilder der Liebe und der

*) Stephan Langton wird von Einigen für den ersten gehalten, welcher die Bücher der heiligen Schrift in Kapitel eingetheilt hat. Andere nennen hier den Kardinal Hugo von Sankt Caro. (Christl. Kirchengesch. v. J. M. Schmid. 5. XXVI.)

Gnade, erklärte die Deutung; der König möchte auf ihre geheime Sprache Acht haben. Johann fand die witzelnde Symbolik unterhaltend, und ahnte das Ereigniss nicht, dessen lockendes Vorwort sie war. Bald indessen erschien eine priesterliche Botschaft, und forderte den König auf, den Stephan Langton, einen der würdigsten Geistlichen, die England je hervor gebracht, als Erzbischof von Canterbury zu bestätigen. König Johann liess keine Antwort hören. Innocenz dagegen achtete das Schweigen nicht, und heiligte zu Viterbo den neuen Primas durch feierliche Weihe. Johann von Gray, am Hofe bereits als Erzbischof von Canterbury betrachtet, empfand die Kränkung, die ihm zu Rom widerfahren, um so schmerzlicher, je tiefer er in der Achtung der Menschen unter jenem Stephan Langton stand. Leidenschaftlich, wie er war, nahm er seine Zuflucht zu gewaltsamen Mitteln, und brachte auch den König dahin, durch feindselige Schritte den Pabst zu schrecken. Es drangen daher auf königlichen Befehl bewaffnete Söldlinge in das Kloster, und jagten die Mönche aus ihren Zellen. Die meisten entflohen nach Flandern hinüber, ihre Ländereien wurden von der Krone in Besitz genommen, die Ackerflur des Klosters und des Erzbisthums blieb unangebaut liegen. Zugleich flogen heftige Briefe nach Rom; ein Pabst, der solche Eingriffe in die Verfassung eines Reiches sich erlaube, liess es darin, möge sich nicht wundern, wenn er den König ungebührliche Maasregeln treffen sehe; er solle bedenken, dass er aus England mehr Geld als aus allen seinen Landen jenseit der Alpen ziehe; noch sey nichts als die Vertreibung der Mönche geschehen; willfahre der Pabst den Wünschen des Königs, so seyen

jene bald wieder zurück gerufen, und in den Besitz ihrer Güter bestätigt; ein freundschaftliches Band würde Englands Krone mit dem Stuhle des Apostels verbrüdern, und ein solches gereiche diesem mehr wohl als jener zum Vortheil.

Die Erwiederungen des Pabstes sind der Aufmerksamkeit werth. Sie zeigen den Mann, der seiner Uebermacht sich bewusst, nicht leicht die kluge Mässigung aus den Augen setzt, und weil er sich auf die Stärke seines Bogens verlassen darf, die Sehne nicht mit unzeitiger Voreiligkeit straff zieht. Wir sehen die Verhältnisse zwischen Philipp dem Vierten und Bonifaz dem Achten in umgekehrter Lage. Im Stephan Langton, schreibt Innocenz, habe er — und ohne Zweifel leitete ihn diese Absicht wirklich — habe er dem englischen Reiche einen geachteten Primas, der Kirche einen trefflichen Pfeiler gegeben; als Beispiel für künftige Zeiten sollte diese Aufstellung keineswegs dienen; Johann thue seinen königlichen Rechten keinen Eintrag, wenn er den Mann als seinen ersten Erzbischof aufnähme; er aber, der ihn bereits mit päbstlicher Hand gesegnet und geweiht, könne ihm die ertheilte Würde nicht wieder rauben, ohne das Vertrauen des Heilandes zu seinem Apostel als schlechtbegründet zu erweisen. — Johann wollte von keiner Verständigung wissen; er liess seine Aufwallung zügellos toben, und betheuerte, dieser Stephan Langton sollte niemals als Erzbischof von Canterbury einen Fuss an Englands Küste setzen. Die höhere Geistlichkeit sah einer schlimmen Zukunft entgegen und besorgte, zwischen ihrem Könige und ihrem geistlichen Oberhaupte in peinliche Enge zu gerathen. Es traten da-

ler verschiedene Prälaten vor Johann, machten ihn auf die Folgen aufmerksam, welche ein Zwist mit einem solchen Pabste, mit einem so glückgekrönten Vertheidiger der römischen Rechte, unfehlbar nach sich ziehen müsste, und baten ihn endlich, auf's Knie geworfen, um nachgebende Besonnenheit. Der Anblick der Knieenden brachte den leidenschaftlichen König um alle Besinnung; er glaubte seine Bischöfe von der päbstlichen Kammer bestochen, ohne Anhänglichkeit an ihren weltlichen Fürsten, verrätherische Wege schleichend, mit einander verschworen, ihm das Schmachjoch des übermüthigen Priesters auf den Nacken zu laden; alle Forderungen seiner Würde vernachlässigend, geberdete er sich gleich einem Rasenden, sprang fluchend im Zimmer umher, verhöhnte die feile Geschäftigkeit der Bischöfe mit beleidigendem Spotte, und schwur, wie es seine Sitte war, „bei den Zähnen Gottes," er wolle, wenn seine Priester sich zur Aussprechung des Interdiktes gebrauchen liessen, alle Prälaten und alle Mönche nach Rom jagen und ihre Habe ihnen nehmen; alle Römer in England sollten mit ausgestochenen Augen und abgeschnittener Nase aus der Insel fortgeschafft werden; sie aber, die es gewagt, sich und ihn durch eine so entehrende Zumuthung zu verleugnen, möchten sich auf der Stelle entfernen, wenn sie nicht etwa Lust hätten, durch körperliche Strafe ihren Vorwitz gezeichnet zu sehen. Sie gehorchten. Johann sah mit grimmigem Lachen ihnen nach; er ahnte nicht, dass mit diesen Männern zugleich seine Wohlfahrt und sein Ansehen sich aus dem Pallaste entfernten.

Am Tage nach dem Palmsonntag sprachen die drei Bischöfe von London, von Ely und Worcester, im Na-

men des Statthalters Christi Innocenz des Dritten, das Interdikt über alle Lande des Königs Johann von England aus. Nachdem sie hierauf den Befehl ihres Meisters vollzogen, begaben sie sich eiligst auf die Flucht nach dem festen Lande hinüber. Die Geistlichkeit fügte sich dem ausgesprochenen Banne, die Menschen jammerten verzagt über das Elend, die Sonne des Glaubens dünkte sie verfinstert. Den Sterbenden nur liehen die Priester zur Beichte das Ohr, ihnen allein wurde der Leib des Herrn im Abendmahle gereicht, Predigt und Gebet fanden nur des Sonntags auf den Gottesäckern statt.

König Johann zeigte einen fröhlichen Sträfling der Kirche; eine ungestüme Heiterkeit sollte der Welt beweisen, wie sorglos ein heldenmüthiger Monarch die Waffen des römischen Schutzen verachte. Die Geistlichkeit erhielt die spottende Erlaubniss, aus dem Lande ziehend beim Pabste Unterstützung zu suchen. Aber obgleich viele Bisthümer und Abteien weltlichen Besitzern übergeben worden, obgleich nicht wenige Priester sich gemisshandelt und gewaltsam ihrer Habe beraubt sahen, blieben dennoch die Meisten auf der Insel; die Liebe zum Vaterlande äusserte ihre wunderbare Macht, sie mochten lieber daheim gutlos verweilen, als in der Fremde bettelnd umher wandern. Die Eltern des päbstlichen Erzbischofs aber wurden durchaus ihrer Güter beraubt, und mussten die Erhebung ihres Sohnes im Kerker betrauern; ein ähnliches Schicksal traf die Verwandten der dreien Prälaten, deren Stimme den Kirchbann des Landes verkündigt. Während die Priesterschaft auf diese Weise über den Zorn des Königs zu jammern hatte, schien das Kriegsglück ihm zu

lächeln, und auch den Beherrscher eines bannschmachtenden Reiches seine Gunst geniessen zu lassen. Er machte im Kampfe mit Schottland glückliche Fortschritte, auf der irländischen Insel neigte sie die Widerspenstigkeit dem Banner seiner Schaaren. Bald hoffte Johann in seinen weltlichen Siegen die Bürgen des geistlichen; er liess sich auf's Neue von allen seinen Unterthanen den Eid der Huldigung leisten, und um der Welt zu zeigen, dass ein Mann, den sein freundschaftliches Wohlwollen auszeichnete, von keinem fremden Gegner etwas zu fürchten hätte, übertrug er dem Bischof von Norwich die Verwaltung des überwältigten Theiles von Irland. Ja selbst aus dem Kriege mit den Walisern kehrte er siegreich zurück; seine Eitelkeit blickte selbstgefällig auf die Fürsten der Erde, fast freute er sich des Zwistes mit Rom, dessen glückliche Schlichtung den Glanz seines Ruhmes noch zu erhöhen versprach; es war ihm, als vergliche ihn die Welt bereits mit seinem vielgepriesenen Bruder, und fande schier keinen Unterschied mehr zwischen dem Mörder des jungen Arthur und dem löwenherzigen Streiter im Morgenlande. Seine Leidenschaften verleugneten alle Zucht, als berechtigten ihn die schimmernden Thaten, die er vollfahrt zu haben meinte, zu gänzlicher Verachtung des allgemeinen Tadels; seine Höflinge halfen vollends seinen Namen schänden, kränkten durch ihren lüsternen Uebermut den Bürger, und erinnerten sich nicht, wie sehr ihr königlicher Freund im Kampfe mit einem Innocenz der unvergällten Liebe seiner Unterthanen bedurfte. Johann liess sich nicht träumen, dass eine römische Hand das Fassgestell seines Thrones unter ihm wegziehen könne; dass eine

Zeit eintreten möchte, wo die Gunst ihres Herrn kein Schutzmittel mehr, war seinen Günstlingen nicht denkbar.

Dennoch überschlich diesen Fürsten, wenn das lustige Gewühl um ihn her vertauscht war, ein unerklärlicher Schauer. In solchen Stunden beschloss er, durch Aufopferungen sich den Frieden der Kirche, den Segen der ehrwürdigen Mutter, zu erkaufen; solchen Stunden muss es zugeschrieben werden, dass er nach Rom sandte und mit dem verhassten Langton in Unterhandlungen trat *). Unschlüssig aber, wie er sich seine ganze Regierung hindurch gezeigt hat, vermochte er auch hier nicht Herr seiner friedlichen Entschlüsse zu werden; der Ehrgeiz hielt ihn zurück, die Zuflüsterer richteten seinen Stolz, so oft er sich zu neigen im Begriff war, wieder empor, und am Ende scheiterten die angeknüpften Unterhandlungen an den geistlichen Geldern und Gütern, zu deren Rückerstattung der verschwenderische König sich auf keine Weise bekennen wollte. Während dessen liess Innocenz der Dritte kein Zeichen seines Unwillens laut werden; wer sich den Mann mit den zermalmenden Geschossen in seinen Händen denkt, wird seine langmüthige Geduld bewundern, seine ruhige Selbstbeherrschung preisen müssen. Empor gehoben schwebte die drohende Ruthe, dem Züchtling aber war hinreichende Zeit gegönnt, sein Herz der Reue zuzuwenden und durch den Friedenskuss die furchtbare Hand zu entwaffnen. Erst nachdem das Interdikt bereits ein Jahr gedauert hatte,

*) Johann soll zu Dover mit Stephan Langton eine Unterredung gehabt, und dieser auf die Ersetzung eines jeden, dem Klerus zugefügten Schadens bestanden haben. Hist. d'Angleterre p. Rapin Thoyras. t. 2.)

schleuderte der Pabst (1209) den Bannstrahl auf das Haupt des Königs selbst. Johann liess die Häfen bewachen, um der Bannbulle jeden Zugang zum Reiche zu versperren; die seltsame Vorkehrung bewirkte wenigstens so viel, dass sie nicht öffentlich in England konnte bekannt gemacht werden. Zur Kenntniss der Menschen indessen gelangte sie eben so wohl; der König wurde von den Frommen verabscheut, von den Gewissenhaften gemieden. Ein geistlicher Schatzmeister gab sein Amt auf, und betheuerte, keinem Könige, der nicht Theil habe an der Gemeinschaft der Christenheit, dienen zu können; man setzte ihn gefangen, und zog ihm einen bleiernen Priesterrock an, darunter der unglückliche Mann, endlich erdrückt, des Hungertodes starb. Ein Gegenstück dieses Beamten zeigte sich Alexander der Maurer, ein falscher Lehrer des göttlichen Wortes, Johanns gefährlichster Zuflüsterer. Ueberzeugt, wie unter diesem Könige die Schmeichelei zu köstlichen Goldgruben führte, beschwatzte er ihn zu dem Gedanken, dass alles Unglück im Lande durch die verderbten Sitten der Unterthanen entstände; Johann sey, gleich einem Attila, das Werkzeug des göttlichen Zornes; als ein solches sollte er nur furchtlos fortfahren, weder der Pabst noch die Legionen der Hölle könnten den bewaffneten Arm ihm lähmen. Dem Verführer trug seine satanische Geschäftigkeit reiche Zinsen; er prangte in der Gunst seines Herrn und erhielt zum Geschenk gar manche Pfründe, die einem wackeren Priester entzogen wurden *).

Der

*) Später jedoch wurde dieser Nichtswürdige durch das Ansehen des Pabstes gestürzt, und musste sein Brod sich erbetteln. (Matth. Westmonast. Flores Historiar.)

Der König aber fürchtete seinen alten Feind, den Philipp August, und nahm, um desto sicherer gegen ihn auf seiner Hut zu seyn, verschiedene französische Fürsten in Sold. Gegen Innocenz den Dritten indessen suchte er sich einen seltsamen Bundesgenossen, den Muhamed al Nassir, welcher als Emir al Mumenim in Spanien glückliche Kriege führte, und das Christenthum auf der pyrenäischen Halbinsel zu vertilgen drohte. Eine Gesandtschaft soll nach Südspanien gesegelt seyn, Johanns Briefe die Theilung des engländischen Reiches mit dem Emir und seine Annahme des muhamedanischen Glaubens enthalten haben. Der Emir, hiess es, aus diesen Anerbietungen die niedrige Denkweise des Königs ermessend, äusserte sich nur in allgemeinen Freundschaftsbezeugungen. — Indessen empfand das englische Volk das Weh des Interdiktes; traurige Gesichter, bange Gemüther, keine Freude, kein heiteres Fest, am Hofe nur ein erzwungenes Jubelleben; im Lande kaum noch drei Bischöfe zu treffen, die meisten Edelleute jenseit der Meerenge, die Bleibenden verdächtig und stumm in ihre Schlösser zurückgezogen.

Mehrere Jahre hindurch erhielt sich König Johann ohne Land in seiner Unbeugsamkeit. Die ausgewanderten Bischöfe, nach der Heimat sehnsuchtsvoll verlangend und daher nichts ungeduldiger erwartend, als die Aussöhnung ihres Königs mit dem heiligen Stuhle, wandten sich am Ende schriftlich an den Pabst, klagten über Johanns verstockten Frevelmuth, und begehrten eine entscheidende Verstärkung der Massregeln, die bisher mit zu schonender Vorsicht in's Werk gesetzt worden. So hielt es denn endlich auch Innocenz für

Zeit, mit den letzten unfehlbaren Donnern loszubrechen. Die engländischen Vasallen wurden ihrer Gehorsamspflicht entbunden, die Fürsten und Barone der Christenheit aufgefordert, ihre Heeresschaaren gegen den verruchten König von England zu rüsten, und ihn vom Throne seiner Väter zu stossen. Ein besonderes Mahnschreiben erging an Philipp August von Frankreich; alle seine Kräfte sollte er gegen den abtrünnigen Verräther der Kirche sammeln, und dafür wegen jeder Vergehung, deren er sich selbst gegen den heiligen Stuhl schuldig gemacht, gnadenvolle Verzeihung erhalten. Ueberhaupt aber versprach man allen Kriegern gegen Johann die Wohlthaten eines Kreuzzuges; auch wurden sie mit dem heiligen Sinnbild an der Schulter bezeichnet.

Wer bedurfte der Ermahnung weniger als Philipp August? Ein Krieg, dessen Anstrengungen durch den Erwerb eines mächtigen Königreiches belohnt werden sollten; der Sturz eines Vasallen, der sonst an Kampfeskräften seinem Lehensherrn gleich, und unter allen um dieser Ursache willen der lästigste, der gefahrlichste; das Oberhaupt der Kirche ein Bundesgenosse, die Waffen segnend, mit seinem allgewaltigen Rufe zu den Fahnen werbend. Nach wenigen Wochen schon stand ein Heer am Ausfluss der Seine, Englands Stunde schien geschlagen zu haben. Zugleich sandte Innocenz den Subdiakonus Pandulf nach Frankreich, und die Vorsicht versah ihn mit einem zwiefachen Auftrage. Er sollte das Kreuz gegen den englandischen König predigen, und von allen Himmelsgegenden her Streiter herbei zu locken suchen, aber auch den Johann, wenn er in der Stille Miene zur Nachgiebigkeit machen

möchte, die Verzeihung des Apostels hoffen lassen. Zu ihm gesellten sich Stephan Langton und jene drei Bischöfe, die über England das Interdikt gesprochen.

Während dessen erging in England durch die Sherifs der Grafschaften ein allgemeines Aufgebot zu den Waffen; wie der gehetzte Löwe, sollte das Reich gegen seine zahllosen Feinde sich zur Wehre setzen. Schon segelte eine Flotte in die See hinaus, nahm verschiedene französische Schiffe weg, und setzte Dieppe, die Küstenstadt, in Flammen. Bald stand auch ein gerüstetes Landheer da, das nicht leicht vor einem Feinde zu zittern brauchte. Aber der Mangel an Unterhalt stellte, als eine Folge seiner Grösse, sich ein; er wurde drückend, er stieg zu gefährlicher Höhe und nöthigte den König, manchen Reiter mit seinem Rosse zurück zu senden. Dennoch konnte sich Johann immer stark genug fühlen, um in den ersten Monaten wenigstens keinem Sturm zu erzagen. Was aber bei der äusseren Maske des muthigen Selbstvertrauens ihn mit Entsetzen erfüllte, war der Hass, welchen er durch grausames Schalten, durch Uebermuth und Wohllust sich hervor gerufen, der missliche Wille der Barone, die durch die Vorkehrungen seines Argwohns sich verletzt fühlten, die trostlose Ahnung, dass unter den sechszig Tausenden, so um ihn her in den Zelten schliefen, kaum einige Wenige vielleicht das Pflichtgefühl der Treue beseelte. — Da traten zwei Tempelherren vor ihn hin, und eröffneten ihm ihre Meinung, es möchte ersprieslich seyn, wenn er mit Pandulf, dem Botschafter des heiligen Vaters, in Unterredung träte. Johann, von trübseligen Vorstellungen entmuthigt, liess ihren Antrag sich gefallen. Zu Dover sprachen sich Englands

König und Pandulf, der vertraute Geschäftsträger des Pabstes. Der Römer verstand zu sprechen. Er führte dem Gegner zu Gemüthe, dass ein Monarch, welcher, wie er, das Zutrauen seines Volkes verscherzt, nur unter den mütterlichen Schutzflügeln der Kirche seine Rettung finden könne; dass der grösste Theil seiner Vasallen mit dem französischen Könige bereits seinen Sturz verabredet habe; dass die Hand, die einmal den mordenden Dolch gezückt, gegen bekreuzte Streiter nimmermehr ein glückliches Schwerdt führen könne; dass er siegend sich nur desto mehr Feinde erwecken, besiegt aber sein ganzes Volk augenblicklich von sich abfallend sehen würde. — Der König stand in schwankendem Zweifel da; mit seiner ohnmächtigen Hoffnung rang die Furcht, rangen die Schrecken der Trostlosigkeit und der Verzweiflung. Aber grauenhafter noch als die Worte des Priesters ängstigten den abergläubischen Johann die Worte der Prophezeihung, mit denen Peter, der Einsiedler zu York, das geheimnissvolle Thor der Zukunft eröffnet hatte; ehe noch das Fest der Himmelfahrt vorüber, lautete die Verkündigung, würde König Johann von England aufgehört haben, über England zu herrschen. Zum Feste aber fehlten nur drei Tage noch. Sein Hochmut sank erschlaffend zusammen; bleich und zitternd, wie mit krampfhaften Händen, setzte er unter die Urkunde, die Pandulf ihm vorgelegt hatte, die drei unglückseligen Sylben seines Namens. Das Blatt bestätigte den Stephan von Langton als Erzbischof von Canterbury; es setzte alle Gefangenen in Freiheit, gab jedem Verbannten sein Besitzthum und sein Amt zurück, versprach die Erstattung alles erpressten Geldes, widerrief jede Achtserklärung,

und schwur, sie niemals wieder gegen einen Geistlichen auszusprechen. Dagegen hob es das Interdikt wie den Bann auf, und hiess die Bischöfe sämmtlich dem Könige den Eid der Treue leisten. Vier angesehene Vasallen stellten sich als Bürgen für die Vollziehung des Vertrages.

Am andren Tage aber, nachdem Johann eine zweite Unterredung mit dem Legaten gehabt, begab man sich in die Kirche der Tempelherren, woselbst der König, in Gegenwart der Barone und der Prälaten seines Reiches, dem Statthalter Christi auf Erden Innocenz dem Dritten, wie ein Vasall seinem Lehensherrn den Huldigungseid leistete. Er wolle getreu seyn, lautete sein Eid, dem allmächtigen Gott im Himmel, dem heiligen Petrus und seiner römischen Kirche, dem geistlichen Oberhaupte dieser Kirche Innocenz dem Dritten und seinen rechtmässigen Nachfolgern auf dem Stuhl des Apostels. Nach ausgesprochenem Eide unterzeichnete der gesunkene Fürst eine zweite Schrift, eine Urkunde der demüthigsten Zerknirschung, darin er mit Zustimmung seiner Barone die Königreiche England und Irland dem heiligen Vater übergab, um sie von ihm und seiner Kirche gegen einen jährlichen Zins von tausend Mark Silbers zum Lehen zu tragen; nur die Handhabung der richterlichen Gewalt im Lande und die unzertrennlichen Rechte der Krone sollten ihm und seinen Nachkommen bleiben; auch verpflichtete er diese, in dem nehmlichen Verhältnisse gegen die römische Kirche unwandelbar zu verharren *). Als er darauf

*) Thom. Rymer Fced. — Der Historiograph Rymer hat in einem kostbaren Werke die Bündnisse, Verträge, Briefe und öffentlichen Verhandlungen zwischen den Königen von England und den Kai-

das erste Jahrgeld den Legaten hingelegt, stiess es dieser, wie erzählt wird, verächtlich mit dem Fusse fort, und nur der Erzbischof von Dublin wagte es, über solch ein empörendes Betragen seinen Unwillen zu äussern. Johann reichte alsdann, zum Zeichen, dass der heilige Vater sein Herr und Herrscher sey, Krone und Scepter hin; Pandulf empfing sie, behielt sie fünf Tage hindurch in seiner Wohnung, und gab sie dem Könige endlich „als ein Geschenk päbstlicher Gnade" wieder zurück.

Der Beherrscher eines mächtigen Staates hatte sein erbthümliches Reich der römischen Kirche übergeben, und es von ihr als ein Lehen wieder zurück erhalten; konnte er schimpflicher seine Ohnmacht, seinen Zagmut, die Nichtigkeit seines Stolzes der Welt offenbaren? Mussten seine Völker von einem Könige, der auf die freie Schulter das Vasallenjoch genommen, nicht unwillig sich wegwenden, die Grossen seines Landes mit spottender Verachtung den Gehorsam ihm aufsagen? Zum Theil, doch keineswegs in dem Masse, als es der erste Anblick uns erscheinen lässt. Man bedenke, dass in einem Jahrhunderte, wo die Verfassung der europäischen Staaten auf dem Feudalsystem beruhte, das Verhältniss des Vasallen zu seinem Lehensherrn durchaus keine Makel der Schimpflichkeit an sich trug; dass die englischen Könige ihre Monarchenwürde nicht zu kränken besorgten, wenn sie für ihre Gauen jenseit des Meeres den französischen Fürsten den Huldigungseid leisteten; dass die Barone selbst, theils

---

ern, Königen, Päbsten, Fürsten oder Gemeinden vom Anfange des zwölften Jahrhunderts bis auf seine Zeit gesammelt.

weil sie das Land vom langen Elende zu befreien wünschten, theils weil sie unter einem lehensmännlichen Gebieter desto freiere Hand zu haben hofften, dem Vasallenschwur ihres Königs vollkommene Zustimmung geliehen *), dass es endlich die Kirche war, die göttliche Herrin, vor welcher er sein Knie huldigend beugte. Auch Heinrich der Zweite, sein Vater, hatte sich zu einem ähnlichen Verhältnisse mit Pabst Alexander dem Dritten verstanden; Richard, sein löwenherziger Bruder, hatte, vom Geldmangel gelähmt, seine Krone dem deutschen Kaiser übergeben, und sich wegen dieser Lehensherrschaft einen jährlichen Zins zahlen lassen.

Wiewohl aber Johann sich jetzt in den schützenden Armen der Kirche fühlte, sah er dennoch dem Feste der Himmelfahrt mit abergläubigem Grauen entgegen. Der Tag dämmerte und ging zu Ende; das prophetische Wort des Einsiedlers hatte sich, wenn man wollte, bewährt; Johann sass auf dem Throne von England, der Beherrscher des Reiches indessen war ein Anderer. Doch in Wuth und Reue sich verzehrend, machte er den armen Einsiedler zum Opfer seiner qualvollen Gemüthsstimmung. Peter von York und sein Sohn, der vom Vater den unseligen Blick in die Zukunft ererbt hatte, wurden als falsche Propheten verurtheilt; man schleifte sie am Schweif eines Pferdes zum Galgen und übergab sie dem Henker.

---

*) Daher ist es möglich, dass der erste Gedanke zur Vasallenschaft des Johann von den Baronen des Reiches selbst ausgegangen. War es der Fall, so hat sie ihre Ansicht nicht getäuscht, wiewohl die wundersame Lösung des Knotens wohl Niemand vorherahnen konnte.

Siebentes Kapitel.

Die Kunde des Geschehenen verbreitete sich jenseit der Meerenge sehr bald. Der Legat selbst eilte hinüber, und suchte bei Philipp August jedem andren Bringer der Zeitung zuvor zu kommen. Der König stand mit einem zahlreichen Heere in der Pikardie; er erwartete die letzten Bundesgenossen noch, und konnte seinen Hauptleuten freudig die engländische Küste drüben zeigen, die bald dem nämlichen Herrn als die Uferfluren der Seine gehorchen würden. Man überliess sich den Hoffnungen des Monarchen, man träumte einen glänzenden Siegeszug, wie ihn Wilhelm der Eroberer gethan; Schaarführer und Soldaten erwarteten ungeduldig den Tag der Schlacht, die langsam schleichende Zeit durch Schmaus und Spiel beschleunigend. Da erschien Pandulf, einem umflorten Boten ähnlich, welcher die Schwelle eines erleuchteten Festhauses betretend, die Nachricht im Munde führt, dass die Silberflotte des Wirthes von den Wellen verschlungen, er selbst zum armen Manne geworden.

Philipp August starrte das Gesicht des Mannes an, der mit rührungslosem Ernste das Ungeahnte ihm berichtete. Die hochfliegenden Träume verschwunden, zerflossen die lockenden Bilder der Herrlichkeit, fruchtlos die gemachten Anstrengungen; das schöne schlachtfertige Heer sollte sich zerstreuen, das ganze vielversprechende Beginnen ein hohles Maskenspiel gewesen seyn. Es war ihm zu verzeihen, wenn er in Schmähungen gegen den Priester ausbrach, wenn er, die Treulosigkeit des römischen Hofes verwünschend, die heiligsten Begriffe, welche mit der Kirche verbunden,

durch gräuelhafte Lästerungen schändete. Pandulf gönnte der ersten Wuth ihre Ausbrüche; dann wiederholte er die Anzeige des Lehenvertrages und äusserte die Erwartung, der König würde sich gegen einen bekehrten Sünder betragen, wie einem gläubigen Christen gezieme; habe die Kirche ihren gerechten Zorn so schnell unterdrückt, so müsse auch der weltliche Rächer augenblicklich sein Schwerdt zur Seite legen und mit Bruderliebe den Feind küssen, den er vor einer Stunde noch vom Erdboden vertilgen gewollt. Der König lachte voll bittren Hohnes; seine Gefühle nach dem Vortheile des Pabstes zu stimmen, hiess er einen blödsinnigen Kleinmut, wie es eine sinnlose Verwegenheit sey, einem Monarchen es zu gebieten. Er brach den unerbaulichen Wortwechsel ab, befahl dem Legaten, sich alsobald, wenn er seinen Tod nicht von den Händen der getäuschten Soldaten finden wollte, aus dem Lager zu entfernen, und versammelte seinen Kriegesrath. Hier sprach er von der hinterlistigen Mutterliebe der Kirche; er erklärte, wie ein König von Frankreich solch einer Stiefmutter im Hause Gottes begegnen müsse, und drang auf Fortsetzung des Kampfes. Es zeigte sich aber, wie allgewaltig dieser Pabst die Gemüther beherrschte; die Bundesgenossen erwiederten der Aufforderung nur mit lauem Eifer, die Grossen des Reiches schwiegen, Graf Ferrand von Flandern erklärte sich offen dagegen. Philipp August schalt ihn einen verworfenen Pfaffenknecht, einen Verräther, der es vom Beginn des Feldzuges an mit dem Neffenmörder drüben gehalten habe; es entspann sich ein hitziges Wortgefecht, der König beschränkte seine Drohungen nicht, der Graf entfloh, und das französische Heer

musste sogleich einen Einfall in Flandern thun. Mehrere Festungen geriethen in seine Gewalt; vor den Mauern von Gent gelagert, hielt es den Herrn des Landes mit seiner Hauptschaar eingeschlossen. Hier aber, wo es beutefroh sich am Anblick gesprengter Thore zu laben hoffte, lähmte ein plötzlicher Schlag seinen Kriegesmut. Zerstreute Söldlinge eilten fliehend daher, in ihrer Hand keine Waffe, in ihrem Gesichte trauriges Entsetzen. Was sie erzählten, ward mit gleichem Entsetzen vernommen. Die engländische Flotte war von Portsmouth herbei gezogen, und hatte sich mit grimmigem Ungestüm auf die französische geworfen; der glänzendste Seesieg belohnte den Angriff, mehr denn hundert Segel fielen in die Hand des Feindes oder gingen in Flammen auf, die übrigen hatten sich, jammervoll gedrängt, gegen die Engländer und gegen die flandrischen Küstenschiffe zu wehren. Graf Johann von Salisbury, des Brittenkönigs natürlicher Bruder, war in dreien Stunden ein ruhmschimmernder Seeheld geworden; er verfolgte so eben die Flüchtlinge, und eilte, sein Glück bis auf's Aeusserste zu benutzen. — Aber eben hierin lag die Schwäche seiner Heldengrösse. Philipp August brach unverzüglich von Gent mit dem Landheere auf, begegnete den englischen Schaaren, die sich bereits über die Küstenstriche ergossen, und milderte, mit herbem Verluste sie zurückjagend, das schwere Schicksal des Tages. Doch der Schlag hatte seine Streitkräfte zu verderblich erschüttert; missmüthig kehrte er in die Heimath zurück.

Die Lärmkunde des glänzenden Sieges gab dem Könige von England mit einem Male alle Schwungfedern des alten Hochmutes wieder. Die streitbaren Män-

ner des Reiches wurden zu den Waffen gerufen, und Frankreich sollte der Schauplatz des Krieges werden; mit Hülfe seiner Grossen gedachte er zu siegen, um dann, mächtig wieder emporgestiegen, ihr Joch von sich zu werfen und zugleich auch die päbstlichen Fesseln zu brechen. Er stiess aber auf eigensinnigen Widerstand; erst, hiess es, sollte er, seinem Schwure gemäss, die Verbannten zurück rufen; einem Könige, der redlich sein Versprechen hält, würde man alsdann den Beistand nicht versagen. Das Grosse zu erreichen, gab Johann, diesmal klüger als sonst, in Kleinem nach. — Stephan Langton, der Erzbischof von Canterbury, betrat, in Amt und Würden bestätigt, die englische Küste; mit ihm die übrigen Bischöfe und die Mönche der Christkirche. Zu Winchester sahen sich der König und sein erster Prälat; das Wiedersehen erinnerte Johann an die fürchterlichen Tage seiner Verzweiflung, mitten in der Blüthe seines Glückes ergriff ihn der Schauder vor dem Erlebten, er warf sich zur Erde nieder, und bat mit Thränen um das Erbarmen seiner Geistlichen. Gerührt hoben sie ihn vom Boden auf, der Erzbischof umarmte seinen König, und liess am Eingange der Kathedrale die Aufhebung des Kirchenbannes feierlich verkünden.

Wenige Tage darauf schwamm der Losgesprochene unter günstigem Winde nach Frankreich hinüber. Seine Flotte trug die königlichen Söldlinge, die Kriegeshaufen der Barone wurden erwartet. Aber weder sie noch ihre Schaaren folgten ihm. Der Geist der Empörung schritt durch das Land; unter dem Vorsitze des Oberrichters ward zu Sankt Albans die berühmte Versammlung gehalten, deren Wirkungen noch heute in je-

der Zeile eines brittischen Redners zu erkennen, und die Befolgung der Gesetze König Heinrichs des Ersten verordnet. — Erbleichend fuhr Johann bei der Nachricht zusammen; wuthschnaubend vor Rachsucht segelte er augenblicklich zurück, die blutigsten Entschlüsse tobten in seiner Brust. Der Erzbischof von Canterbury eilte ihm entgegen; er suchte des Königs Grimm zu besänftigen, überführte ihn vom Gemeinsinn aller Grossen im Lande und liess ihn bedenken, dass er laut seinem Eide Niemanden anders, als nach dem Urtheile des Hofgerichtes, mit Waffengewalt überfallen könne. Taub gegen alle Vorstellungen, überliess sich Johann seiner Hitze. Stephan Langton drohte ihm, seine Krieger mit dem Kirchenbanne zu belegen. Umsonst; das Angesicht des Königs zeigte, dass man das Entsetzlichste zu fürchten hatte. Da vereinigte sich eine zweite Versammlung; was die erste beschlossen, fand hier seine Bestätigung, und der Erzbischof selbst forderte die Barone zur Vertheidigung ihrer gesetzmässigen Rechte auf. Die Hitze des Königs war verbraust, seine Rachlust ermattete, die Entrüstung wich der Furcht, zusammengesunken zitterte er kleinmüthig vor gefährlichen Drangsalen wieder. Zum zweiten Male fühlte er sich von aller Welt verlassen, zum zweiten Male breitete er die flehenden Arme gegen seinen Schutzherrn in Rom aus.

Im Vatikan hatten sich die Ansichten nicht geändert, man entschied den veränderten Verhältnissen gemäss. Der Kardinalbischof Nikolaus von Tuskulum erschien als päbstlicher Legat in England; den Baronen jedes weitere Verfahren in ihrer Empörung untersagend, nannte er den König einen „unverletzlichen

Lehensmann der Kirche," dessen Beleidigung sie als gekränkte Mutter strafen würde, und kündigte sich als den Vermittler an, dessen Aussprüchen der König wie die Grossen seines Reiches ohne Sträuben sich zu fügen hätten *). In Wort und That gab es sich zu erkennen, wie Johann in Rom Gnade und Gönnerschaft gefunden. Der Legat besetzte die erledigten Bisthümer und Abteien in England mittelst kanonischer Wahl; aber sein Einfluss beherrschte sie, er ging gewaltsam zu Werke, verrieth überall seine Parteilichkeit und zeigte durch plumpen Ungestüm, dass diessmal der kluge Pabst in der Wahl seines Sachwalters sich vergriffen habe. Der Erzbischof von Canterbury, über die Frechheit entrüstet, untersagte dem Legaten die Ausübung so ungebührlicher Rechte, und klagte dem heiligen Vater das allgemeine Missvergnügen mit seinem Gesandten. Aber schon hatte Langton sich nicht bloss den Hass des Königs wieder zugezogen, auch Innocenz war ihm wenig mehr gewogen. Indessen wurde die Entschädigung der Geächteten festgesetzt. Die Forderungen waren zahllos, die Summe des Ersatzes stieg in's Ungeheure. Am Ende sahen die Barone selbst die Nothwendigkeit ein, sie dem Ausspruche des Vatikans zu überlassen. Innocenz erklärte den König verpflichtet, vierzig tausend Mark Silbers zu zahlen und für das

*) Johann, behauptet Matthäus Paris, habe dem Pabste eine grosse Geldsumme zugesandt und ihn eine grössere hoffen lassen; das Anerbieten sey der Leitfaden des römischen Verfahrens geworden. Die Entscheidung des Innocenz aber bedarf einer solchen Auslegung nicht, sie war durch den Vortheil und das Ansehen der Kirche begründet. Auch widerspricht, was bisher gemeldet worden und später noch berichtet werden soll, jedem Gerücht von Bestechungen.

Uebrige, sofern es möglich, beruhigende Bürgschaft zu leisten. Das Geld ward zusammengebracht und vertheilt; doch auch hier reichten die ausgestreckten Arme der Grossen weiter als die Hand des Geringen; das Meiste blieb im Säckel der Prälaten zurück, der niedre Klerus und die Mönche gingen leer aus. Ihr Geschrei um Gerechtigkeit verhallte, ihr Flehensgesuch nach Rom erreichte die Ufer der Tiber nicht. Der Legat liess sich von den englischen Baronen friedfertigen Gehorsam versprechen, und erklärte sodann das Interdikt, nachdem es sechs Jahre auf dem Lande gelastet hatte, für aufgehoben.

Sich mit der Herstellung des Friedens in seinem Reiche schmeichelnd, eilte König Johann nach Frankreich hinüber, den unterbrochenen Krieg auf's Neue zu beginnen, und an dem verhassten Philipp August, dem geschäftigsten Verderbensgeiste in den Tagen seiner Noth, labende Rache zu nehmen. Er begann die Feindseligkeiten im Westen, und überraschte verschiedene Schlösser an der Grenze; Frankreichs König aber setzte ihm den Ludwig, seinen Aeltesten, entgegen, und gegen ihn fühlte Johann allein sich zu schwach. Er wandte sich daher nach dem Norden wieder, wo seine Bundesgenossen sich bereits versammelt hatten. Ihr Anblick stärkte seinen Mut. Graf Ferrand von Flandern hatte ein ansehnliches Heer aufgestellt; Kaiser Otto der Vierte war mit seinen Braunschweigern herbei gezogen, um unter seinem Oheime siegreich sich die verlorene Achtung bei den Deutschen wieder zu erkämpfen, und seinem Nebenbuhler, dem Friedrich von Sicilien, mit neuen Verdiensten entgegen treten zu können; verschiedene andre Fürsten, welche dem ehrgeich-

tigen Philipp August grollten, schlossen sich daran. So standen mehr als hundert tausend Streiter kampfverlangend da; den obersten Befehl erhielt Salisbury, der glückliche Sieger. Bald stiessen die Kriegesmächte auf einander; an der Marque zwischen Lille und Tournay sollte das blutige Loos der Entscheidung geworfen werden. Es geschah die Schlacht bei Bovines (27 July 1214); wie sie geendet, ist bei Kaiser Otto's letzten Schicksalen erzählt worden. Den Engländern blieb keine andre Zuflucht als ihre Flotte; das Element, auf welchem sie vor Kurzem so glänzend gesiegt hatten, trug jetzt, d r einzige Rettungsweg, die Besiegten nach ihrer Heimat zurück. Von hier aus bat Johann um einen Waffenstillstand auf fünf Jahre; er wurde bewilligt, der Sieger, von seinen Anstrengungen nicht weniger erschöpft, bedurfte gleichfalls der Ruhe.

Während dessen hatten die englischen Barone, obschon mit geringerer Oeffentlichkeit verfahrend, wieder mehrere Zusammenkünfte gehalten, und neue Schritte gegen den König berathen. Sie setzten die Vermittlergebote des Legaten aus den Augen, und sannen auf Wege, ihre Rechte unbeschädigt sich wieder zu erwerben, und die erworbenen für alle Zeiten zu sichern; ihr Ziel entschlossen verfolgend, bewiesen sie, dass die Macht des Pabstes, selbst da die Kirche sich die Oberlehensherrin des Reiches nannte, keinesweges so tiefschiessende Wurzeln gefasst, als der Anschein beredete, dass ein zusammentretendes Volk, sobald die Eintracht es leitete, ihr glücklichen Widerstand zu leisten vermochte. Es erfolgte endlich der Beschluss, vom Könige, wenn er zu Weihnachten Hof halten würde, die vorenthaltenen Gerechtsame zu fordern; am Altare aber

verband man sich durch den Schwur, wenn er den Vorstellungen sein Ohr schliessen würde, den Pflichten des Gehorsams zu entsagen, und auf keinen Vermittler von aussen Rücksicht nehmend, die Waffen der Empörung mit Beharrlichkeit zu schwingen. In aller Stille, wie man gekommen, trennte man sich; ein Jeder begab sich nach seiner Herrschaft, um für das grosse Ereigniss die erforderlichen Maasregeln zu ordnen.

Zu Worcester war's, wo König Johann das Fest der Weihnacht hielt. Die Verschworenen hatten sich eingefunden, sie ermuthigten einander durch Gruss und Händedruck, und erwarteten sehnlich die festgesetzte Stunde. An den schuldigen Ehrenbezeugungen liess es in der Nähe des Monarchen Niemand fehlen; in der Kunst der Verstellung aber waren nicht Alle gleich geübt; es gab Gesichter, auf welchen die Gefährlichkeit des heimlichen Entwurfes oder die Freude einer sträflichen Hoffnung sich lesen liess. Hier flüsterte man einander zu und vermied einem Ungeweihten zu begegnen; dort siegjubelte man bereits mit unbesonnener Voreiligkeit, und leerte den Becher auf das Gedeihen der neuen Ordnung. Die Verschwiegenheit bewachte sich nicht strenge genug, der Argwohn, der in Johanns Gefolge niemals fehlte, fing Ahnung und verfolgte die dunkle Spur; die Hofleute sahen einander bedenklich an, in den Gemächern des Pallastes gab es keinen Schlummer mehr, und während die Barone auf Worte sannen, mit denen sie ihr schriftliches Gesuch begleiten wollten, war König Johann aufgebrochen und nach London geeilt. Augenblicklich jedoch reisten die Verschworenen ihm nach. Neue Versammlungen, neue Beschlüsse; indessen beseelte den Bund eine wundersame

Ein-

Eintracht, und bei einer gesetzwidrigen Verbrüderung, wo der Verrath sich durch glänzende Preise belohnt gesehen hätte, fand sich Keiner, der dem Monarchen die verdeckte Grube an seinem Throne zeigte.

Am Feste der drei Könige endlich überreichte man dem Monarchen in zahlreicher Versammlung die Forderungen. Sie bestanden auf Wiederherstellung der Gesetze, welche der heilige Eduard den Edelleuten bewilligt, auf die Freiheiten und Rechte, die von Heinrich dem Ersten, dem Sohne des Eroberers, aufgestellt worden, aber niemals zur Ausübung gelangt. — Die Schrift sprach in bittenden Ausdrücken, die Miene der Ueberreichenden verstärkte sie zur Forderung; was der Erfolg seyn würde, wenn der König weder Bitte noch Forderung achtete, sagte die Hand am Schwerdte. Tausend Augen waren gespannt auf den König gerichtet, kein Athemzug unterbrach die verhängnissvolle Stille. Johann veränderte die Farbe; man nahm es für das Erbleichen der Furcht, und wünschte sich zum Siege Glück. Es war aber der innere Sturm des Aergers; bald glühte seine Wange, und seine ersten Worte waren die Aeusserungen des beleidigten Stolzes. Er fragte, wie der wunderlich verwegene Gedanke in ihren Köpfen habe aufkeimen können, welch ein Vorzug an der Königskrone hafte, wenn die Vasallen des Reichs so übermüthig an ihren Lebenskräften nagen dürften, ob Wilhelm der Normann, sein siegreicher Ahn, die Schlacht bei Hastings gewonnen habe, damit seine Nachkommen die Sklaven ihrer Barone würden? Aber schon während der Fragen selbst verlor sich die Heftigkeit seiner Stimme, das Aufgesprudel des Grimmes wich der Ueberlegung; es klirrten die Schwerdter

im Saale, und mancher Mund drohte sich zu öffnen, der einem ansehnlichen Kriegeshaufen gebieten konnte. Eine zweite Stille herrschte in der Versammlung; hier ermatteten der Stolz und der Grimm, dort stieg der Unwille, vom Bewusstseyn der Uebermacht getragen. Johann nahm das Wort wieder, klagte über die Verblendung tapferer Männer, die reich und mächtig, dennoch sich niemals mit ihrem Gute begnügten, er betheuerte sein Missbehagen an jeder Störung des Friedens, und gab sein Wort, zu Ostern vollkommenen Bescheid zu ertheilen.

Sodann liess er es seine vorzüglichste Sorge seyn, in der Freundschaft des römischen Schutzherrn sich unerschütterlich zu befestigen, und sich die Geistlichkeit im Reiche zu verpflichten. Er bewilligte ihr eine uneingeschränkte Wahlfreiheit, und überliess ihr die Verwaltung der erledigten Dom- und Klosterkirchen. Seine Briefe an Innocenz sprachen im Tone des ergebensten Sohnes, und wirkten nach Wunsch. Um endlich kein Mittel, zu welchem die Angst der Verzweiflung greifen konnte, unversucht zu lassen, weihte er sein Schwerdt für den Krieg gegen die Sarazenen und nahm das Kreuz. Das heilige Zeichen, welches die Person des Kriegers wie seine Güter bis zur Heimkehr aus dem Morgenlande unmittelbar unter die Hut der Kirche stellte, und ihn gegen Gläubiger oder Ankläger sicherte, sollte um so erfolgreicher einen König gegen alle Angriffe der Uebermacht schirmen. So gewaffnet, liess er durch alle Bezirke seines Reiches an die Sheriffs den Befehl ergehen, die freien Männer jeder Grafschaft zu versammeln, und sie noch einmal den Eid der Treue schwören zu lassen.

Die Barone verstanden seine Absicht. Schon aber graute ihnen, die Stimmung des Volkes könnte sich verwandelt haben, die eigenen Söldlinge vielleicht möchten sich weigern, einem Könige, wenn er das heiligende Zeichen des Glaubens an der Schulter trägt, im Kampfe der Empörung entgegen zu treten. Sie wählten daher, vor dem Ausbruche der Gewalt, ein friedsameres Mittel, und liessen dem heiligen Vater ihre Beschwerden vortragen. Innocenz richtete seine Antwort an den Erzbischof von Canterbury. Mit zürnender Strenge hiess er die Verschworenen die Waffen fortlegen und Achtung haben vor dem königlichen Vasallen der Kirche; er nannte ihre gewaltsamen Schritte einen räuberischen Frevel, versprach ihnen, wenn sie Mässigung zeigen würden, väterliche Billigkeit, erklärte aber zugleich ein jegliches Bündniss, welches seit dem Lehensvertrage zu Dover geschlossen worden, für gesetzlos geknüpft und nichtig.

Das Osterfest rückte heran, in der Umgebung des Königs schien ein besorgnissloses Vertrauen auf seine Hülfsquellen zu walten, und Jedermann konnte sich sagen, welch eine Bestimmung die Heereshaufen mit dem Kreuzzeichen hatten. Die verbündeten Barone versprachen sich wenig Gutes; die Geistlichkeit wünschte unverstellt ihnen Glück, das Volk sah dem Gelingen ihres Planes mit theilnehmender Erwartung entgegen; denn um sich eben der allgemeinen Theilnahme zu versichern, hatten die Verschworenen die Rechte der Geistlichkeit und des Volkes mit in ihre Forderungen eingeschlossen. Endlich erinnerte man den König durch Abgeordnete an sein Versprechen; Johann sass von seinen Höflingen umgeben, und liess sich in seinen

Schwelgfreuden durch kein Mahnwort stören. Es überreichten ihm daher die Barone zum zweiten Male die Forderungen, deren Befriedigung allmählig auch der Wunsch der Gleichgültigsten geworden war. Des Königs Antwort verwies sie auf den Bescheid des Pabstes, an welchen sie selbst sich gewendet hatten; was der höhere Landesherr für gesetzlich erkannt, könne der untergeordnete nicht umstossen; indessen sey es sein ernstlicher Wille, die rechtswidrigen Gebräuche, die seinen Unterthanen zur Last fielen, mit befriedigendem Eifer abzustellen. — Mit einer solchen Verheissung war den Baronen wenig gedient; sie blieben bei ihren Forderungen, sie sprachen mit ernstem Nachdruck, liessen den Fürsten das allgemeine Begehren des Landes erkennen, und erinnerten ihn an eine Zeit, wo er vielleicht, von Feinden gedrängt, nach ihrem Beistande vergebens sich sehnen möchte.

Um den König von ihrer hartnäckigen Zudringlichkeit zu befreien, trat Pandulf, des Pabstes Legat, dazwischen. Er sprach von der Unantastbarkeit, welche die Kirche ihren Schützlingen sichert; er erklärte, die Wohlfahrt eines Landes könne nur gedeihen, wenn die vielfachen Zügel der Verwaltung in der Hand eines Einzigen ruhten; er machte den Edelleuten den Vorwurf, den ruhigen Sinn des Volkes durch gefährliche Gedanken aufgestört und gegen die Heiligkeit des königlichen Namens sich schwer vergangen zu haben. Man hatte die Sprache schon mehrmals gehört, und verspottete den Redner. Pandulf, in der Eitelkeit seines Herzens verwundet, fuhr entrüstet auf; er erlaubte sich Aeusserungen, die er nur als der Gesandte des Oberlehensherrn vorzubringen wagen konnte, und als er

diese wirkungslos aufgeboten fühlte, forderte er, vor Aerger im Angesichte glühend, im Namen des heiligen Vaters vom Erzbischofe Stephan Langton, dass er die meuterischen Vasallen sämmtlich mit dem Kirchenbann züchtigte. Der Erzbischof, vom Anfang an für die Unternehmung der Barone gestimmt und überdiess seit längerer Zeit mit dem Könige wieder leidenschaftlich zerfallen, lächelte über den Ungestüm des Legaten, und versicherte, sein vertrauter Umgang zu Rom mit dem heiligen Vater habe ihn von den Ansichten dieses weisen Kirchenfürsten besser belehrt; Innocenz der Dritte gehe mit den apostolischen Bannstrahlen nicht verschwenderisch um, er vermeide es gewiss, die würdigen Ritter dieses Königreiches aus der Gemeinschaft der Christen zu stossen; die Wege der Milde seyen ihm die willkommensten, und wenn den Engländern der römische Thron verhasst geworden, so trage nicht der Pabst die Schuld, wohl aber seine Wortführer, welche die Meinung ihres Herrn, wie beschränkte Jünger die Lehren ihres Meisters, schlecht begriffen und verstümmelt weiter pflanzten; die Wege zur friedlichen Verständigung würden ohne Schwierigkeit sich öffnen, sobald der König seine Söldlinge entliesse.

Der Legat schäumte vor ohnmächtiger Wut; er hätte den König bereden mögen, augenblicklich seine Soldaten über die Empörer herfallen zu lassen. Diessmal aber war Johann der Bedächtigere. Er bat den Gesandten seines Schutzherrn, sich zu entfernen, und schlug den Edelleuten verschiedene Männer als Schiedsrichter vor. Auf diesen Ausweg wollten die Barone sich nicht verstehen. Ihre Sache, ward ihm geantwortet, bedürfe keines entscheidenden Dritten; ent-

weder Erfüllung ihres Gesuches oder Lossagung von allen Pflichten der Vasallenschaft. Der König sprach durch keinen Bescheid sich aus, die Versammlung der Grossen zerstreute sich.

Da erhielt mit einem Male das Reich ein kriegerisches Ansehen. In Schlössern und Burgen wurde es lebendig, von jedem Hügel zogen bewaffnete Haufen hernieder, die einzelnen Schaaren traten zusammen, und bald stand eine ansehnliche Streitmacht im offenen Felde da. Ihre Soldherren berathschlagten in einer neuen Versammlung; der Kampf gegen die gewaltthätige Krone wurde beschlossen. Man erklärte sich der Welt als „das Heer Gottes," und ernannte den Robert Fitz Walter zum obersten Kriegeshaupte. Unverzüglich wurden verschiedene königliche Städte belagert, und einige derselben glücklich erobert. Das Gerücht der neuen Bewaffnung flog durch das Reich; man wünschte ihr Glück, man versprach sich die glänzendsten Erfolge von ihr. Bald erschienen selbst Eilboten aus der Hauptstadt, und forderten das Heer Gottes im Namen der Bürgerschaft auf, zu den geöffneten Thoren Londons einzuziehen, und die Stadt vom unerträglichen Joche der Gewaltherrschaft zu erlösen. Dem willkommenen Winke ward augenblicklich Erfüllung zugesagt. Das Heer brach auf, setzte die ganze Nacht hindurch die Wanderung fort, und stand am Morgen vor den Mauern Londons. Es war Sonntag. Ein grosser Theil der Einwohner befand sich in den Kirchen, die königlichen Beamten hatten kaum das Bett verlassen, in den Strassen schwieg das Leben der Geschäftigkeit, eine tiefe Friedensstille schwebte über der Stadt; die Thore standen offen, in der Nähe hatten die Wenigen,

die um die Ankunft der Befreier wussten, sich aufgestellt. Das Heer trat zu verschiedenen Seiten herein; es besetzte die Stadt, wurde in den Tower aufgenommen, und bemächtigte sich geräuschlos der wichtigsten Schlüssel. Ordnung und Ruhe begleiteten die Veränderung; Johann hatte London verloren, ehe seine Beamten daselbst es erfuhren. Sie erschracken und wurden zur Furchtlosigkeit ermuntert; man fordere Billigkeit vom Könige, hiess es, und werde drum selbst nichts Unbilliges beginnen; die üppigen Zweige der Krone wolle man kürzen, König Johann und seine Verwalter hätten weder für ihre Person noch für ihre Habe zu fürchten; wer gehen wolle, könne gehen, wer da bleibe, möge sich unbekümmert seiner Sicherheit freuen. Ohne gewaltsame Stösse war der Streich gelungen; von London aus wurden die übrigen Bürger des Staates zum Beitritte aufgefordert und den Anhängern der alten Sache mit Plünderung und Kriegselend gedroht.

Jetzt verlor König Johann die Fassung. Seine Hauptstadt im Besitz seiner empörten Edelleute, ein furchtbares Heer ihm gegenüber stehend, auf eine Hülfe von Rom wenig zu bauen, glückliche Empörer schwerlich durch einen Bannstrahl von ihrem Unternehmen zurück geschreckt, die Bürger den Edelleuten Beifall zurufend, kein Thor seiner Städte sicher, kein Schloss, darein er sich werfen mochte, verlässig. Auf und nieder ging er in trostleerer Angst, die widersprechendsten Entwürfe verdrangten einander in seiner Seele, unter einen fremden fernen Himmel hätte er sich versetzen mögen, um der Demüthigung zu entgehen, in welcher jetzt unfehlbar sein Stolz sich auflösen musste. Aber

keine Stunde war zu verlieren; wie die Sonne am Himmel fortrückte, stieg das Glück der Empörung, ihr Selbstvertrauen, ihr Begehren; vor seinen Augen stand das Schreckgespenst der Nothwendigkeit, mit dürren Worten Unterwerfung fordernd. Er ergab sich dem Unausweichlichen, und sandte seine Boten, die Herolde eines gehorsamen Königs, nach London.

Es erging darauf an alle Grossen des Reiches die Einladung, an den Ufern der Themse zwischen Windsor und Staines auf dem Runningmead, dem alten Felde der Berathschlagung, sich einzufinden *); dort werde auch der König erscheinen und seinem Volke die vorenthaltene Gerechtigkeit schenken. Die Versammlung war glänzend. Auf der einen Seite König Johann, der päbstliche Legat, acht Bischöfe und funfzehn Edelleute, auf der andren die Barone und Prälaten, die an der Spitze der Verbindung standen. Johann prunkte mit ruhiger Fassung, er empfing das Blatt der Forderungen, und setzte ohne Sträuben seinen Namen darunter; die Urkunde der berühmten Verfassung — the charter of liberties — hatte das königliche Siegel erhalten, Runningmead wurde die Geburtstätte der englischen Freiheit **). Dem neuen Vertrage gemäss, mussten alle fremden Krieger aus dem Lande entfernt werden; um ihn aber vor Verletzung zu schützen, erzwangen die Barone zugleich die Befugniss, aus ihrer Mitte einen Ausschuss von fünf und zwanzig Männern aufzu-

*) Eine Flur, auf welcher schon vorher Rathsversammlungen gehalten worden. „Mead," Wiese, und „rounen" — raunen — das alte teutsche Wort für berathschlagen, heimlich überlegen.

**) „Magna charta," der Freiheitsbrief. Nach Blaketone abgedruckt in M. C. Sprengels Gesch. v. Engl.

stellen, welche allgemeinen Gehorsam im Lande fänden und den König zur Beobachtung seiner Pflichten anhalten konnten. — Die Verbündeten sahen ihre Wünsche befriedigt, sie huldigten dem Könige von Neuem und empfingen von Neuem ihre Lehen aus seiner Hand.

Nachdem die Feierlichkeit vorüber, suchte man von beiden Seiten, wie die Klugheit es gebot, die Würde des äusseren Scheines zu behaupten. Die Barone erwiesen ihrem Herrn jede ziemende Ehre, Niemand wollte mehr daran erinnern, dass vor einer Stunde noch das Schwerdt an seiner Seite als eine zwingende Drohung geschwebt; man strebte, der Versammlung das Ansehen eines fröhlichen Schauspiels zu geben, und schmückte mit Kränzen den Thron, welchem man die Säulen der unumschränkten Macht weggebrochen. Dagegen zwang der König seine Miene zur Heiterkeit, er schien vergnügt, durch einen leichten Federzug seinen Staaten das Glück des Friedens geschenkt zu haben; eine behagliche Laune sollte glauben machen, er habe den Schritt, den ihm die Unausweichlichkeit abgerungen, aus freiem Gutbefinden gethan. Nachdem er aber in seinen Pallast zu Winchester zurückgekehrt, die stillen Hallen ihn, gleich einem entzepterten König, nicht mehr zu erkennen schienen, und die schweigende Oede den Gedanken seiner Entwürdigung in seiner ganzen Grauenhaftigkeit vor ihm aufsteigen liess, da fiel ihm die Maske des Frohsinns vom Gesichte, alle menschliche Gesellschaft war ihm verhasst, selbst die vertrautesten Lieblinge durften den Fuss nicht über die Schwelle setzen. In dieser peinvollen Einsamkeit traf ihn bald die Meldung, dass alle freien Männer Eng-

lands versammelt würden, um den Ausschusse der Fünf und Zwanzig, der höchsten Obrigkeit im Lande, den Eid des Gehorsams zu leisten. Sie kam nicht unerwartet, dennoch jagte sie ihm, wie der Biss eines giftigen Thieres, auf. Seine Wuth stieg zur sinnlosesten Raserei, vor seinen Flüchen schauderte den Dienern im Hause. Da blieben endlich seine Lieblinge nicht länger von ferne stehen; sie wagten es, wider seinen Willen mit muthigen Worten ihm zur Hülfe zu kommen; sie schalten seine unmässige Verzagtheit, und bewiesen ihm, eine Unterschrift, welche die Gewalt ihm abgedrungen, besitze weder vor den Augen der Gottheit noch der Menschen eine solche Heiligkeit, dass sie sich nicht wieder ausstreichen liesse; sie lenkten seinen Blick auf die Vorkehrungen in Rom, auf die soldlosen Krieger in Frankreich, die seinem Rufe freudig sich stellen würden. Die Verzweiflung milderte sich, doch nur in wühlender Ungeduld erwartete er die Dämmerung eines besseren Tages *).

Während er Boten auf Boten nach der Tiber eilen liess, steuerten seine Werber nach Frankreich hinüber, und sammelten heimlich Abentheurer unter seine Fahnen. Lange indessen konnte solch ein Getriebe nicht verborgen bleiben. Die Grossen des Landes hatten sich in Stramford zu einem fröhlichen Waffenspiele versammelt, und wünschten einander Glück zur bessern Verfassung des Reiches. Plötzlich aber verwandelte sich die Stimmung, die Gesichter wurden ernst, der laute

*) Der König soll um diese Zeit nach der Insel Whigt gegangen seyn, und dort aus Verzweiflung das Gewerbe eines Seeräubers treibend, drei Monate hindurch unter den verworfensten Matrosen verlebt haben. (Matth. Paris Hist. major.)

Jubelruf ging in ein besorgliches Flüstern über; die Kunde war angelangt, dass der König bereits eine Menge Streiter in Frankreich geworben, dass er den Befehl zur Befestigung seiner Schlösser gegeben, und einen Ueberfall der Hauptstadt beschlossen habe. Augenblicklich sprengten Reiter nach London, und forderten die Bürger auf, ihre Thore mit strenger Wachsamkeit zu hüten. Nach Winchester aber zum Könige begab sich eine förmliche Gesandtschaft, und fragte im Namen der ganzen Vasallenschaar, ob an den Gerüchten, so durch's Land gingen, Wahrheit sey. Johann behandelte die Männer mit feiner Höflichkeit, und versicherte den Sendern, sie seyen durch verleumdrische Erdichtungen betrogen worden; zugleich erkannte er die Unverletzlichkeit des Freiheitsbriefes, und bezeugte seine königliche Gnade. Der Empfang war zu schmeichelhaft, die Betheuerungen zu gefällig, die Barone schenkten ihm keinen Glauben. Sie täuschten sich nicht. Wenige Tage darauf schon begab sich der König nach Dover, empfing hier die geworbenen Abentheurer, die zum Theil in seltsamem Aufzuge mit Weib und Kind erschienen, und brachte seine Streitkräfte in Ordnung. Schon aber hatten sich auch die Barone wieder gerüstet, und auf die Unterschrift des Königs fussend, trug ihr Beginnen diessmal den Stempel der Gesetzlichkeit. Doch als hätte er geflügelte Geister im Solde, stand Johann unbegreiflich schnell vor Rochester, wo die Einwohner, durch die Söldlinge verschiedener Barone verstärkt, gegen jeden Angriff sich sicher glaubten. Stürmung und Uebergabe waren das Ereigniss einer Stunde; der König nahm es als einen Gruss des wiederkehrenden Glückes, er wollte alle Gefangenen

hängen lassen, und wurde nur mit Mühe von dem entsetzlichen Gedanken der Rachgier abgelenkt.

Endlich erschien, sehnsuchtsvoll erwartet und scheu gefürchtet, die Bulle des Pabstes. Sie züchtigte die Grossen des Reiches in herben Ausdrücken, und erklärte den Freiheitsbrief für nichtig. Einen König, der mit dem heiligen Zeichen des Kreuzes geweiht und unter dem Schutze des grössten Apostels stehe, vom Throne stossen wollen, sey das strafwürdigste aller Verbrechen; es hätten die Empörer einen doppelten Lehenseid gebrochen, dagegen Johann als Lehenträger der Kirche von seinen königlichen Rechten nicht das Mindeste abtreten könne; ohne Murren und Sträuben sollten die Edelleute augenblicklich sich unterwerfen, oder wenn sie gerechte Ursachen zu Beschwerden trügen, auf der Kirchenversammlung sie vorbringen; dort sey der Richterstuhl für König Johann und seine Barone, jedes andre Mittel der Selbstgewalt würde der beleidigte Apostel zur Warnung für künftige Geschlechter furchtbar strafen. — Man achtete in England auf die Drohungen nicht, und Stephan Langton, der Erzbischof, erhielt Befehl, den Widerspenstigen den Bannstrahl auf's Haupt zu schleudern. Langton, mit den Edelleuten vielfach verbunden, ihrer Sache gewogen und auch ihre Entrüstung wohl fürchtend, gehorchte seinem Meister nicht, und wurde seiner Würde verlustig erklärt. Pandulf, der Legat, und der Bischof von Winchester verboten ihm mit päbstlicher Vollmacht die Verwaltung seines Amtes; das Domkapitel trat zusammen, und erhob an seiner Stelle, wider Willen des Königs, seinen Bruder, Simon Langton. Johann gab dem Pabste augenblicklich davon Nachricht; Innocenz hob die Wahl

auf, und gebot dem Kapitel, im Vatikan um einen andren Primas des Reiches ansuchen zu lassen *).

Bald erfolgte der furchtbare Spruch, welcher die Feinde des Königs der Verdammniss preis gab; sie seyen ärger denn die heillosen Sarazenen, hiess es; wer ein rechtlicher Vasall sey, solle seinem Könige zur Hülfe eilen und Vergebung seiner Sünden finden. Aber auch der Bannstrahl schreckte die Barone nicht. Es war Keiner von ihnen mit Namen genannt worden; den Fluch, der auf der ganzen Schaar lastete, trug jeder Einzelne leichten Sinnes. Nicht wirksamer bewährte sich das Interdikt, mit welchem die Stadt London heimgesucht ward. Die Bürger erlaubten die Bekanntmachung nicht, und wussten die Priester zur ungehinderten Verwaltung des Gottesdienstes zu bereden. — Während dessen jedoch wuchsen des Königs Kräfte, dem Günstling der Kirche strömten von allen Seiten Krieger zu. Er theilte sein Heer, übergab die eine Hälfte seinem Bruder, dem Grafen von Salisbury, und führte die andre gen London. Beide Schaaren bezeichneten ihren Zug durch furchtbare Verwüstungen; ihnen kräftigen Widerstand zu leisten, gebrach es bereits an verhältnissmässiger Anzahl. Da steckten viele der nördlichen Barone ihre Schlösser in Brand, und eilten flüchtig hinüber zum Könige Alexander von Schottland; wer in London geblieben, sah von den Wällen herab seine Aecker zerstampft, seine Burgen in Flammen aufgehend; denn mit eigener Hand legte König

*) Stephan Langton erschien nachher zu Rom auf dem lateranischen Concilium mit der Demut eines Flehenden, konnte aber nie wieder die Gewogenheit des Pabstes erlangen.

Johann Feuer an das Haus, darin er die Nacht zugebracht hatte; das Besitzthum der geflohenen Vasallen aber erhielten die fremden Heerführer zu Lehen.

Da griff die verzagte Rathsversammlung in London zu einem verzweifelten Mittel; sie bot dem Ludwig, Philipp August ältestem Sohne, die Krone von England an. Johanns Nichte war seine Gattin, die Abentheurer, die unter diesem fochten, eigentlich seines Vaters Unterthanen. Philipp August, von der Erfahrung bereits gelehrt, die strotzenden Segel einzuziehen, stand unentschlossen da; sein Sohn, warm von jugendlicher Ehrbegier, ergriff die angebotene Leiter zum Ruhme, liess eine französische Flotte die Themse hinauf segeln, und versprach, im Frühlinge, von einem zahlreichen Heere begleitet, selbst einzutreffen. Ein päbstlicher Legat, welcher auf seiner Reise nach den brittischen Inseln sich so eben in Frankreich befand, untersagte den Feldzug; Philipp August schwieg, Ludwig hingegen behauptete, England sey zu keiner Zeit ein Erbthum des heiligen Stuhles gewesen; als Verräther gegen seinen Bruder und als Mörder seines Neffen habe sich Johann vor den Richterstuhl, der ihn zur Selbstreinigung beschieden, nicht gestellt und folglich seine Krone sonder alles Recht getragen; dem Pabste aber bliebe durchaus kein Anspruch auf England, indem kein König auf Erden die Befugniss besitze, sich zum Lehensmann eines Andren herab zu würdigen. Umsonst bestritt der Legat diese Gründe, Ludwig beschied seine Schaaren nach Calais, und segelte durch die Meerenge.

Doch traten seine Gesandten vor den heiligen Vater, und rechtfertigten sein Verfahren. Innocenz antwortete entscheidend, er that ihm und seine Genossen

in den Bann. Der Erzbischof von Sens erhielt den Auftrag, mit derselben Waffe den König Philipp August zu züchtigen, weil er ruhig dem Frevel seines Sohnes zusähe. Die französischen Priester aber nahmen auf den Zorn ihres Meisters keine Rücksicht, indem er, wie sie behaupteten, vom wahren Verhältnisse der Dinge schlecht unterrichtet sey. Sie verharrten ungestraft bei ihrer Weigerung, und durften es; denn schon war der mächtige Stellvertreter des Apostels nicht mehr auf Erden, der schwächere Hall des römischen Donners verkündigte bereits eine andre Hand.

Das Schicksal des Fürsten, welcher uns in diesen beiden Kapiteln, wie der Gegenstand es zu erfordern schien, fast lebhafter als die Hauptgestalt unsres Gemäldes beschäftigt hat, entschied sich bald, doch in furchtbaren Stössen. Wir sehen dem Ludwig in der Paulskirche zu London gehuldigt, und von des Königs Kriegern viele ihm zuströmen; Johann flüchtig, verzweifelt, verliert, auf einer Barke schwimmend, seine Schätze, seine königlichen Zeichen der Würde und seine Kostbarkeiten, indem sie der Strudel bei'm Zusammentreffen der Meeresflut mit der Welland in den Abgrund reisst *); er selbst kommt mit dem Leben davon, wird aber bald von einem heftigen Fieber überfallen, empfiehlt dem neuen Pabste Honorius dem Dritten seine Kinder, und folgt auf dem Schlosse von Newark in dem nämlichen Jahre noch unserm Pabste, seinem Zuchtmeister und Schutzherrn. Das Mitleid war's, welches Heinrich den Dritten, seinen Sohn, ihm auf dem Throne von England folgen liess.

---

* John Lingard Hist. of Engl. v. 3.

Achtes Kapitel.

Wir haben bis jetzt den Mann unsres Gemäldes seinen Schlüssel siegreich gegen die Scepter der Könige in Europa emporheben gesehen; der stolze Priestergedanke, dass die geistliche Gewalt, höher und göttlicher in ihrem Wesen, wie die Seele den Körper, die weltliche leiten müsse, war seiner Erfüllung bereits ziemlich nahe gekommen, und die römischen Bischöfe der ersten Jahrhunderte würden seltsam staunend dagestanden haben, wenn sie ihre Enkel, gleich ihnen die Nachfolger des armen Fischers von Galiläa, auf einem so glänzenden Throne, von einer so mächtigen unsichtbaren Heeresschaar umgeben, wahrgenommen hätten. Jetzt hat sich unser Standpunkt verändert; wir werden den Mann von einer Seite erblicken, wo er weniger grossartig nicht selten unsren Unwillen reizt, oder von seinen Gehülfen hintergangen, ein unerfreuliches Bedauern erweckt, wo seine gewaltsamen Schritte durch kein glänzendes Ziel sich rechtfertigen lassen, und erbarmungslose Herrschsucht allein ihn geleitet zu haben scheint. Wir werden den furchtbaren Priester erkennen, der gegen die anders denkenden Gemeinden in der Christenheit den Sturm des Verderbens erregte, und die aufspürenden Richter dieser anders Denkenden mit einer entsetzlichen Gewalt bekleidete; wir stehen bei der Verfolgung der Albigenser und dem ersten Beginne der Ketzergerichte. — Aber auch hier wollen die Handlungen, gegen welche unsre Stirne sich furcht, in ihrer Verbindung mit den übrigen Ereignissen betrachtet, ihren mannichfaltigen Ursachen gegenüber

über gestellt und mit dem herrschenden Geiste der Zeit gemessen werden; da beseelt sich manche düstere Schattengestalt mit einem weit freundlicheren Lichte, wir beginnen mit unsrem verdammenden Urtheil behutsamer hauszuhalten, wir begreifen, wie ein Mann, gegen dessen zermalmende Schritte unser Gefühl sich empört, die Achtung seiner Zeitgenossen nicht verlierend, gar manchen Lobredner seines Verfahrens gefunden. Wer vom getümmelvollen Schauplatze fern stehend, mit dem ruhigen Blicke der Beobachtung die Ereignisse begleitet, kann uns erzählen, was er gesehen; wir glauben ihm, denn keine Leidenschaft hat sein Auge verblendet; er kann uns die Ursachen der Erscheinungen entwickeln, die Nothwendigkeit ihres Eintrittes uns erweisen, ihren wunderlich unerwarteten Gang uns darstellen; wir dürfen ihm glauben; mit prüfendem Ernste hat er beobachtet, kein lärmender Sturm umher ihn betäubt, keine Staubwolke des Gewühles ihm die Aussicht verdeckt; aber den menschlichen Werth der Männer aber zu urtheilen, deren Hand die Triebräder geschwungen, ihre Sträflichkeit festzusetzen und über ihrem Haupte den geschichtlichen Stab zu brechen — er bedenke es wohl; jene Zeit hat ihn nicht erzogen, er ist nicht in jenen Meinungen und Ansichten herangewachsen, nicht von jenen Irrthümern und Vorurtheilen durch's Leben begleitet worden; es bewegen ihn jene Leidenschaften nicht, deren Gewalt in der Ferne nur schwer zu begreifen, es umwirbeln ihn jene Strudel nicht, die den Menschen unwiderstehlich nach der einen oder der andern Seite hin treiben; er sieht keine versammelte Menge neben sich, deren Uebereinstimmung allmächtig mit sich fortreisst, deren zusammen-

hallender Ruf so wunderbar begeistert. Wer wird es nach Jahrhunderten begreifen können, wie in Frankreich, dem Lande der sanften feinen Sitte, manch ein trefflicher Mann den Gräueln der Zeit so eifrig seinen Beifall zujauchzte?

Sich in gesteigerten Fortschritten über entfernte Himmelstriche verbreitend, musste die Lehre des Heilands, so einfach und der menschlichen Natur angemessen sie auch in ihrem Ursprunge gewesen, gar bald ihren ersten Charakter verlieren und gleich einer Sprache, in verschiedenen Ländern verschiedene Gestaltungen erhalten. Begriffe, die nur vom Glauben befruchtet gedeihen konnten, waren der Ausartung preisgegeben; ein irrender Lehrer erzeugte eine irrende Gemeinde, der Eigensinn mochte es nicht gerathen finden, den Vorstellungen Anderer sich zu bequemen, der Stolz erkannte eine Befriedigung darin, das Haupt einer eigenen Heerde zu heissen. So drohten der christlichen Gemeinde zerreissende Spaltungen; es stand zu glauben, dass die verschieden Denkenden immer fremdartiger aus einander rücken, und mithin der Wille des Erlösers, welcher aus der Menschheit ein einsinniges Haus des Friedens machen wollte, ganz und gar verloren gehen würde. Mit solchen Besorgnissen schreckten die ersten Jahrhunderte schon; schon damals standen Lehrer auf, welche andre Satzungen darboten, als die Nachfolger der Apostel sie billigten, traten Gemeinden zusammen, die diesen fremden Lehren das Ohr liehen, und vom Reize der Neuheit bestochen, begierig sie festhielten.

So lange nun an der Spitze des Christenvereines der Kirchenhorte mehrere standen, die in Ansehen und

Einfluss einander das Gleichgewicht hielten, auch wohl, von menschlicher Schwäche befangen, sich mit gehässiger Eifersucht betrachteten, blieb es eine schwere Aufgabe, die Lossonderungen vom allgemeinen Körper zu verhindern, oder die Abgefallenen gewaltsam zur kirchlichen Mutter zurück zu führen. Die Häupter selbst hegten nicht immer die nämlichen Glaubensmeinungen, und mehr noch, als ihre Verschiedenheit im Glauben, schadete ihre gegenseitige Feindschaft; Meinungen, welche der Eine durch seinen feierlichen Fluch verdammt hatte, durften im Sprengel des Andren ohne Scheu weiter gepflanzt werden; Irrlehrer, die hier, vom Bannstrahle eines Bischofs verfolgt, die Flucht hatten ergreifen müssen, fanden dort eine gastliche Aufnahme, und versammelten bald eine neue Zuhörerschaft um sich her. Daher die erstaunliche Menge der Sekten, mit denen die Kirche in den ersten Jahrhunderten zu kämpfen hatte, die empor kommenden und wieder verschwindenden Glaubenslehren, jeder Schwärmer seine Bewunderer findend, jeder Sonderling von Anhängern umgeben.

Sobald aber die römischen Bischöfe, indem sie das Ansehen der alten Tiberstadt, der Weltbeherrscherin, im Abendlande geltend machten, durch ein kluges Verhalten gegen die Völker und Könige, welche mit der wechselnden Flut des Menschengeschlechtes daher wogten, auf ihrem Sitze sich glücklich befestigt hatten, sobald sie, gegen die Ansprüche der griechischen Kaiser sich behauptend und bei den Ostgothen sich in Achtung erhaltend, zur Vertilgung der Longobarden die Franken herbei gerufen, und in Karl dem Grossen sich einen Schutzherrn, den ihre Hand gekrönt, aufgestellt hatten; da ging das Gesetz des Glaubens allmählig von

Rom aus, und vom weltlichen Arm unterstützt, besass das Kirchenhaupt Macht genug, jeden Zwiespalt in der abendländischen Gemeinde zu unterdrücken. Die römische Kirche selbst entfernte sich vom ursprünglichen Glauben; die Verhältnisse der Zeit hatten eine andre Gestalt gewonnen, und gestatteten jene erste Verfassung nicht mehr; mit der erhaltenen Macht regte sich auch die Herrschsucht, und trachtete das geistliche Scepter bis an die Grenzen der Erde hinaus zu dehnen. Dem Gange der waltenden Kirche aber sollte die übrige Christenheit folgen, in ihren Anordnungen eine göttliche untrügliche Weisheit erkennen, in ihre Vorschriften mit willenlosem Gehorsam sich fügen. Wer anders als sie lehrte, musste vor ihrem Zorn erbeben; wer seinen eigenen Meinungen sich überliess, ward durch den Bannstrahl aus der Gemeinde der übrigen Christen hinaus geschleudert; wer ihre Satzungen tadelte, zog sich unmittelbar das Verderben auf's Haupt. So hatte endlich ein Uebelstand dem andren Platz gemacht; vor der Zersplitterung gesichert, ging die Christenheit nunmehr einem geistigen Sklavenjoche entgegen, der freie Glaube musste die Herrschaft des geschriebenen Buchstabens anerkennen.

Je argwöhnischer indessen die römischen Päbste über die Unterthänigkeit der Geister wachten, desto peinlicher empfanden tüchtige Männer die Fesseln; je enger jene die Grenzlinie des selbstthätigen Denkens zogen, desto leichter verführt sehnten sich diese darüber hinaus; je straffer die Zügel der geistlichen Herrsucht, desto dringendere Ursachen zu Klagen, desto mächtiger der Reiz zum Ungehorsam. Mehrere Jahrhunderte hindurch frommte dem Plane der leitenden

Kirchenfürsten die Bildungsarmut des menschlichen Geschlechtes, und sie selbst waren zum Theil ihre befördernden Schutzherren; selten trat der Kopf auf, der nach neuen Quellen umher grub, Einer folgte der Spur des Andren, und was man von den Kinderjahren an gehört hatte, galt als heiliges Gesetz für das ganze Leben. Doch auch an diesem trüben Himmel gab es Regungen des Lichtes; hin und wieder einmal schoss ein Stern aus dem Nebel und erleuchtete auf einige Augenblicke das nachtende Zeitalter. Das Auftreten eines solchen Sternes ging nicht ganz spurlos vorüber; die Menge ward aufmerksam, und in der Himmelsgegend, da er verschwunden, pflegte noch eine ganze Zeit hindurch ein lebendiger Schimmer ihm nachzuglimmen. So jener Abälard, das Haupt der Männer, welche die Glaubenslehren des Christenthums mit der Vernunft in Uebereinstimmung zu setzen trachteten; aber schon gegen ihn stand die erzürnte Kirche auf, sie wollte keine Fackel, die nicht durch ihren Segen geweihet worden, der heilige Bernhard enthüllte die Ketzerei in den Schriften des Philosophen, die Synode zu Sens (1140) sprach das Verdammungswort über sie aus, und ihre Bekenner traf der Bannstrahl, desto versengender, je strahlenarmer an Bildung das Jahrhundert. So sein Schüler, jener Arnold von Brescia, welcher, auf die Zeiten des unverzerrten Christenthumes hindeutend, das weltliche Streben der Kirche verdammte, und ihren Einfluss auf die Verwaltung der europäischen Reiche eine heillose Verderbniss nannte; er hatte das Herz, die höhere Priesterschaft an der empfindlichsten Stelle zu geisseln, er schmähte ihre Prunksucht, predigte gegen die Ueppigkeit ihrer Sitten, und sprach die Gefahr-

lichkeit des Beispieles aus, das sie in Leben und Handlungen gaben; das Polster des Wohllebens wollte er unter ihren Häuptern weggezogen wissen, arm und einfach, wie die Jünger des Heilands, deren Nachfolger sie sich nannten, sollten sie das Wort des Herrn lehren, und den Nahrungsmitteln ihrer Laster entsagend, von diesen zum Frommen ihrer Gemeinden sich losreinsen. Die Bussreden des Mönches, anfangs als sinnlose Schwärmerei verachtet, rüttelten endlich die Bischöfe aus ihrer behaglichen Ruhe; sie erschraken über die Blösse, in welcher sie der Prediger den Augen der Welt gezeigt. Man suchte dem verwegenen Wortführer den Mund zu stopfen, man besoldete Federn, die den Zurückbeschwörer der apostolischen Einfalt als einen verworfenen Ketzer brandmarken oder als einen Wahnsinnigen dem Gelächter preisgeben mussten. Mächtiger aber, als ihr Buchstab, war sein lebendiges Wort; konnte er selbst auch, ein Einzelner, im Kampfe mit der Gewalt das Feld nicht behaupten, hatte seine kühne Predigt doch manches Auge geöffnet, manchen schlummernden Gedanken geweckt, manchem beschränkten Sinne einen weiteren Gesichtskreis aufgethan. Die Christenheit glich der Umgegend eines feuerspeienden Berges, wo der Baumeister auf einen gefährlichen Boden seine Häuser gestellt; war hier eine Flamme gedämpft, so brach dort eine neue schon empor; gelang es auch, sie fast alle zu unterdrücken, so bewies ihre Menge doch, welch ein Vorrath gährender Masse unter der grünen Oberfläche wühlte, bis endlich zusammenwogend die Lavaströme gewaltsam sich ihren Weg an das Licht des Tages erbrochen, und der Berg anders gestaltet mit weitgeöffneter Kratermündung dastand.

Der Süden Frankreichs war's, wo die meisten Glaubensparteien, die von der allgemeinen Kirche sich entfernten, ihre Lehrer und ihre Ausbildung fanden. Schon in den ersten Zeiten des zwölften Jahrhunderts, da Abälards Sätze noch nicht verdammt und Arnold von Brescia seine Stimme noch nicht erhoben, hatte Peter von Bruis, mit eigenen Meinungen sich hervorwagend, eine ansehnliche Zahl von Zuhörern um sich versammelt, und selbst bei Leuten, welche sich nicht zu seinen Anhängern bekannten, Beifall gefunden. Die Sätze, die er vortrug, waren allerdings mit dem herkömmlichen Lehrgebäude der Kirche nicht vereinbar; im Laufe der Jahre von immer lebhafterem Eifer beseelt, durch den wachsenden Beifall immer leidenschaftlicher werdend, sah sich der Mann, wie es bei Seinesgleichen gewöhnlich der Fall, endlich in einer Stellung, wohin er anfangs weder mit Willen noch Wünschen sich geträumt hatte; er fühlte sich losgerissen vom gemeinschaftlichen Körper, und beschloss, seinen eigenen Sternen folgend, sich gegen seine Zeitgenossen zu behaupten. Ueberzeugt, dass die Gemeinde Christi seit langen Zeiten schon den wahren Hirten verloren, trafen die Bruisianer, so nannte man Peters Schaar, in Angelegenheiten des Glaubens Veränderungen, wie sie ihren Ansichten zusagten; sie schafften in ihrer Mitte die Taufe der Kinder ab, und behaupteten, nur der Erwachsene, in dessen Herzen die Keime des Glaubens bereits aufgegangen, dürfe mit dem heiligen Wasser geweihet werden; er nur fasse die Herrlichkeit, welche der Heiland durch Vergiessung seines Blutes dem menschlichen Geschlechte erworben, in ihm nur könne die Taufe ihre göttliche Kraft bewäh-

ren; sie sagten, gleich den celtischen Heiden, das Weltall sei der Tempel Gottes, er bedürfe der Steinwände nicht, es sey eine Thorheit, ihm eine Wohnung aufzubauen, in einen engen Bezirk ihn einzuschränken, ein Frevel, und diese Behauptung führte sie zur Niederreissung der Kirchen, zur Umstürzung der Altäre; sie nannten es eine Sünde, dem leblosen Holze des Kreuzes seine Ehrfurcht zu bezeugen oder vor einem Bilde, welches unter der Hand eines gebrechlichen Menschen entstanden, betend auf den Knien zu liegen; sie versicherten, der gestorbene Mensch befinde sich in der Vormundschaft eines gütigen Gottes, der mit freigebiger Milde seine Tugenden belohne, seine Laster mit schonender Erbarmung bestrafe; es heisse demnach den Gott der Gnade lästern, wenn man zur Barmherzigkeit ihn aufforderte, und so wären die Gebete für die Todten ein frevelhafter Unsinn. — Aber der Lehrer und seine Gesellschaft behaupteten sich nicht lange gegen die Kirche; Peter von Bruis wurde in Frankreich vom Pöbel, welchen die Priester zum Aufruhr gebracht hatten, auf den Scheiterhaufen geworfen; Heinrich, sein Schüler, der anfangs zu Lausanne lehrte, dann gleichfalls in Frankreich mit seinen Predigten auftrat und gegen die Sittenlosigkeit des Klerus donnerte, starb zu Rheims im Gefängnisse. Die Namen der beiden Meister verhallten, die Sekte ging unter oder verlor sich in anderen, die bald darauf zum Vorschein kamen.

Unter diesen erwarben sich einen vorzüglich berüchtigten Namen die Katharer, welche von ähnlichem Widerwillen gegen römische Satzungen ergriffen, mit gleicher Heftigkeit sich ihnen widersetzten, und ziemlich dieselben Meinungen hegend, in verschiedenen

Ländern mit verschiedenen Namen bezeichnet wurden. *) Die Kirche, die längst den Grundsatz geheiligt hatte, dass sie jeden Abtrünnigen, das faule Geschwür im Schooße der Christenheit, wie sie sich ausdrückte, zum Frommen des Glaubens verfolgen und bei beharrender Widerspenstigkeit vertilgen könne, empfahl den Bischöfen der verpesteten Länder gewissenhafte Aufmerksamkeit, warnte vor den gefährlichen Folgen, und schien selbst ein wenig darüber zu staunen, mit wie reissender Schnelligkeit das Uebel um sich griff. Daher sah sich Pabst Alexander der Dritte genöthigt, auf der lateranischen Synode, die er (1179) hielt, einen feierlichen Bann über die Ketzer auszusprechen. Aber auch dieses Mittel fruchtete wenig. Der Verfolgte befestigt sich am Ende in dem Gedanken, man suche ihn zu unterdrücken, weil er eben im Besitze des wahren Lichtes sey, man würde auf sein Denken und Handeln keine Rücksicht nehmen, wenn bloss ein einfältiger Irrthum ihn beherrschte; von diesem Gedanken beseelt, widersteht er allen Drohungen, duldet er die zurückschreckendsten Martern, lebt er in traurigen Einöden

*) Aus der Benennung Katharer ist späterhin wahrscheinlich das deutsche Wort Ketzer entstanden. — Sie hiessen auch Paterener oder Patareuer, mit welchem Namen man eigentlich früher die mailändischen Ketzer bezeichnet hatte, die gegen die Ehelosigkeit der Priester sich erklärten. — Da sie vorzüglich an den Ufern der Rhone zu Hause waren, und zum Theil, ein armseliges Leben führend, von mildthätiger Unterstützung sich erhielten, so entstand der Name Leonisten oder „arme Leute von Lyon." — Im nordöstlichen Frankreich hiessen sie Turlupiner, womit man sonst hässliche zu bezeichnen pflegte, die von ihren Eltern ausgesetzt und jedem Elend preisgegeben wurden. — Von den Holzschuhen aber, die ihre gewöhnliche Tracht und im Französischen „Sabots" genannt werden, hiessen sie Sabatacer. (Des Dominikaner Bremond Tract. de haeres. Pasp. de Lugd. ap. Marten. Thes. nov. Anecdot. t. v.)

verborgen; überall aufgestört, wie ein gescheuchtes Reh, dünkt er sich im Besitze seines Schatzes glücklicher als seine Verfolger. Die Standhaftigkeit im Ertragen des Elends erbt sich vom Vater auf den Sohn fort, Frauen geben ihren Töchtern das Beispiel, und so Mancher, welcher bisher die Schwärmer vielleicht verspottete, steht nachsinnend still, wenn er sie um ihrer Meinung willen ein solches Leben voller Entbehrung führen, eine solche Unerschütterlichkeit unter den Händen des Marterknechtes zeigen sieht. So vermehrt sich die Schaar; lockt das Neue, so reizt zugleich das Verbotene; es begeistert sich der Eine am Feuer des Andern, die gemeinschaftliche Gefahr stiftet die treuesten Freundschaften; zum alten Glauben zurücke kehren, gilt bald für die armseligste Schurkerei.

Hierdurch kam es, dass der Bannstrahl des Pabstes Alexander der Absicht des Schleuderers keinesweges entsprach. Im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts lebten Katharer in den meisten Städten Italiens; zu Viterbo fanden sie sich in so bedeutender Anzahl, dass Innocenz der Dritte, der rastlose Wächter der Kirche, über das Uebel in seiner Nähe erschrocken, sich auf den Weg machte, und dem wachsenden Verderben durch seine persönliche Erscheinung Einhalt zu thun suchte. Die Massregeln, die er ergriff, entdecken seine Besorgnisse, seinen leidenschaftlichen Eifer. Wer als Ketzer erkannt, sollte der weltlichen Obrigkeit übergeben werden, wer ihn der Behörde überliefert, den dritten Theil seines Vermögens erhalten; ein Theil sollte der Obrigkeit anheim fallen, der andere auf die Ausbesserung der Stadtmauern verwandt werden. Das Haus, darin ein Ketzer gastlich aufgenommen worden,

hiess die Verordnung niederreissen; sie nahm dem Beschützer den vierten Theil seiner Habe und bestimmte ihn zum öffentlichen Besten; wer aber zum zweiten Mal einen solchen Sünder bewirthen oder unter seinem Dache verbergen würde, den befahl sie zur Stadt hinaus zu treiben und niemals auf seinem Besitzthume wieder Wurzel schlagen zu lassen. Ein Ketzer, welcher christliches Begräbniss erhalten hatte, wurde auf Befehl des heiligen Vaters aus seinem Grabe gerissen und auf einem öden Anger in ziemlicher Entfernung von der Stadt verscharrt *). — Pabst Innocenz verfuhr mit Nachdruck; der Vortheil schärfte den Eifer der Obrigkeit, die Aufmerksamkeit der Verfolger belebte der Gewinn. Aber die Schlange hatte zu zahlreiche Köpfe, um unter dem Schwerdte eines Einzigen ihr Leben zu verlieren; Viterbo war bald vom Ketzerthume gereinigt; in Italien gab es selbst um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts noch gar viele Katharer.

Weiter verbreitet und in ihren Gesinnungen beachtungswerther war die Sekte der Waldenser. Man erzählt, dass Peter Waldus, ein wohlhabender Kaufmann zu Lyon, durch den plötzlichen Tod eines Bürgers in fröhlicher Gesellschaft gerührt, vom Umgange mit seinen sonstigen Freunden sich zurück gezogen und ein beschauliches Leben zu führen angefangen habe. Begierig, das Wort des Herrn aus der ersten Quelle zu schöpfen, bat er einen Mönch, ihm die heilige Schrift zu übersetzen. Die Uebertragung geschah in das Französische, das eben damals sich zu bilden begann. Waldus glaubte sein Auge einem reineren Lichte geöffnet,

*) Raynald ad ann. 1207.

er fühlte durch die Erleuchtung sich selig, und empfand bald den Drang, seine göttlichen Schätze Anderen mitzutheilen. So ward er der Lehrer seiner Familie, und als diese von der Heiligkeit ihres Hauptes aller Orten erzählte, fanden sich bald auch aus andren Häusern Zuhörer ein. Durch das neue Testament aber zur Wiege des Christenthumes geleitet, sehnte sich Waldus nach jener schönen Zeit, da die Jünger des Heilands, einfach und arm, von Stadt zu Stadt wanderten, und mit gastlicher Bewirthung zufrieden, das Evangelium den Menschen verkündigten; wiederkehren sollte jene Zeit, der christliche Glaube, von seinen üppigen Auswüchsen befreit, in der verlorenen segensreichen Einfalt das Menschengeschlecht beglücken. Peter Waldus fühlte sich zum Werkzeuge des Himmels erkoren. Er verkaufte seine Habe, predigte auf Strassen und Wegen, empfahl vor Allem die apostolische Reinheit, und sah bald einen zahlreichen Jüngerkreis um sich her. Die Geistlichkeit ward aufmerksam; sie warnte das Volk vor dem falschen Propheten, sie zeigte die Hölle dem Sünder geöffnet, der sein Ohr so entsetzlichen Lehren lieh. Die Menge liess sich jedoch nicht einschüchtern; sie verglich den frommen Wandel des neuen Predigers mit der Ueppigkeit der Prälaten, und rief ihm Beifall zu, da er sie auf die Worte des Paulus aufmerksam machte: „Ich weiss, dass nach meiner Abreise hässliche Wölfe unter Euch kommen und die Heerde nicht schonen werden.“ So sprach endlich der Erzbischof des Sprengels ein ernstes Wort, und liess dem Kaufmann wie seinen Jüngern die Predigt verbieten. Waldus aber, in dem Beifall, den er fand, die Gedeihlichkeit seines Beginnens erkennend, sprach, man müsse dem Himmel

mehr als den Menschen gehorchen; er lehrte um so eifriger, wagte sich mit seinen Untersuchungen an die Lehrsätze der Kirche und tadelte ihre gottesdienstlichen Gebräuche. Sein Kreis vergrösserte sich, Liebe und Achtung waren sein Lohn, sein Name verewigte sich zur Bezeichnung der ganzen Sekte *).

Eine Trennung von der allgemeinen Kirche lag anfangs keinesweges im Plane dieser Prediger. Die Verbote erst verursachten die Scheidung, durch die Verfolgungen erschienen sie als ein ausgestossenes Glied der Christenheit; jetzt erst zogen sie sich von den Rechtgläubigen zurück, und bildeten eine eigene abtrünnige Gemeinschaft. Indessen vermehrten sie sich durch ganz Frankreich, und überreichten dem Pabste Alexander dem Dritten eine französische Uebersetzung der Psalmen und anderer biblischen Bücher. Der heilige Vater, baten sie, möchte die Arbeit als rechtlich erkennen, und ihnen die Erlaubniss zu predigen ertheilen. Beides lief den Ansichten der Kirche geradeswegs entgegen. Wenn der Laye die heilige Schrift in seiner Muttersprache las, so stand er vor einem Baume der Erkenntniss, welcher zum Theil ganz andre Früchte trug, als die Kirche zum Genusse darbot; nach seinem eigenen Sinne konnte er das göttliche Wort deuten; was ein Jeder suchte, konnte ein Jeder gar leicht in dem Buche finden; so viele Leser, so viele Meinungen, das Christenthum unzähligen Spaltungen preisgegeben.

*) Es ist indessen auch möglich, dass der Name Waldenser von den piemontesischen Thalern, den Vaux, herrührt; denn es lässt sich nicht leugnen, dass er bereits vor dem Peter Waldus sich findet. Die Einwohner jener Thäler hiessen Vaudois — Waldenser — und Peter bekam vielleicht seinen Namen, weil er sich zu den dortigen Sektirern hielt.

Was der Heiland gelehrt und die Evangelisten geschrieben, war im Gewebe der römischen Satzungen nur als ein ursprünglicher Faden benutzt, aber kaum mehr zu erkennen; wenn die Wissbegier des Ungeweihten ihn erfasste, so stand eine furchtbare Erschütterung zu fürchten, so musste man erwarten, dass alle Welt erkennen würde, wie das Lehrgebäude des christlichen Glaubens mit seiner Grundlage im Widerspruche stand. Daher wollte man zu Rom von keiner Uebersetzung der heiligen Schrift, von keinem Lesen der beiden Testamente etwas hören. Noch gefährlicher jedoch war's, den Layen das Amt der Predigt zu gestatten; das hiess, das Heil und das Ansehen der Geistlichkeit untergraben, jedem salbungslosen Schwärmer das gefährliche Messer in die Hand geben. Beide Gesuche wurden mit Entrüstung zurück gewiesen *). Auch sprach nachher Pabst Lucius der Dritte zu Verona in Gegenwart des Kaisers Barbarossa über die Waldenser den Bann aus; ihre Prediger hiessen Lästerer, keine grössere Sunde, als still zu stehen und auf ihre Frevelworte zu horchen.

Die Waldenser erkannten die heilige Schrift als die einzige Quelle des Glaubens; was später von Kirchenvätern gelehrt und gedeutet worden, verwarfen sie als gehaltlose Ueberlieferung **). Nach ihrer Meinung

---

* Jean Paul Perrin Hist. des Vaudois. Genev. 1619. 8.

**) Die Waldenser erbauten sich vorzüglich am neuen Testamente, achteten jedoch auch das alte als ein göttliches Buch; indessen sagten sie, Gott werde darin als ein Mörder vorgestellt, welcher das Menschengeschlecht durch die Sündflut in den Untergang stürzte, so wie er die Städte Sodoma und Gomorrha vom Erdboden vertilgte. Es ist wohl eine Verleumdung, wenn ihre Widersacher behaupteten, dass sie das Zeugniss des alten Bundes verachteten und als die Ausgeburt eines bö-

konnte jeder fromme Laye Sünden vergeben und den Beichtenden für eine reinere Zukunft weihen; sie hielten es für gerathener, einem solchen Manne als einem sündebefleckten Priester seine Vergehungen zu bekennen. Nur die Sakramente der Taufe und des Abendmahles, in denen sie jedoch blosse Zeichen sahen, als göttliche Einsetzungen hochhaltend, verwarfen sie den ganzen Pomp der kirchendienstlichen Gebräuche, und achteten die Verehrung der Reliquien, die Messe und die Gebete für die Todten als Eingebungen eines bösen Geistes, als einen verkehrten Glauben, zu welchem der irrende Geist des Menschen sich abwärts hatte leiten lassen. Während sie die vielfachen Rangstufen der Geistlichkeit auf einige wenige zurück geführt wissen wollten, erklärten sie die Mönchsorden als faulende Glieder der menschlichen Gesellschaft, die nutzlos den übrigen die gesunden Lebenssäfte entzögen; sie behaupteten, dass für einen Geistlichen, der als das Muster eines christlichen Wandels seiner Gemeinde vorleuchten solle, keine ziemendere Lebensweise als der Ehestand zu finden; auch hielten sie es für schreiendes Unrecht, ein Verbrechen mit dem Tode zu bestrafen, um einer Schwäche des Fleisches willen das Ebenbild Gottes zu zertrümmern; sie schalten den Eid eine frevelhafte Vermessenheit, enthielten sich sorgfältig jedes Fluches, zügelten ihre Aufwallungen, und befleissigten sich in allen Handlungen des Lebens einer so ruhigen Anständigkeit, dass ihre Feinde selbst, die von ihrem Ketzer-

---

sen Dämons verabscheuten. So vertheidigten sie sich selbst bereits gegen den Vorwurf, dass sie, nach manichäischer Weise, ein gutes und ein böses Prinzip annähmen. Die Kindestaufe verwarfen sie keineswegs, betrachteten sie aber nicht als etwas Nothwendiges.

thume für die Nachwelt Bericht abgestattet, ihre Bewunderung nicht unterdrücken können. Aber der gefährlichste Missglaube der Waldenser sprach sich in der Behauptung aus, dass dem römischen Bischof keine Gewalt über die andren Kirchen in der Christenheit gegeben und die Handhabe jeder weltlichen Macht durchaus versagt sey.

Allmählich bildete sich in den waldenser Gemeinden eine eigenthümliche Verfassung. Die Fremden wurden durch Auflegung der Hände für den neuen Glauben geweiht; die Unterrichteten, von den Uebrigen die Vollkommenen genannt, vertheilten ihre Habe unter die Armen, verliessen ihren Heerd, und gürteten sich, um gleich den Aposteln in Städten und Dörfern ihre Brüder mit dem göttlichen Worte zu erquicken. Die Schüler sorgten für den Unterhalt des Lehrers, mitleidige Seelen für seine verlassene Familie. Während die Prediger durch's Land wanderten, schlossen sich Männer und Frauen, vom Geiste der Frömmigkeit getrieben, ihnen an, begleiteten sie auf ihren Wegen, und erwärmten sich an ihrer Beredsamkeit; nicht zu verwundern also, wenn ihre Gegner diese Pilgerschaften eilfertig ergriffen, um ihre Sittsamkeit zu verleumden und die Reisen der Gottseligkeit als Züge der ausschweifenden Unzucht zu verschreien. Dessen ungeachtet müssen sie ihnen ein äusserlich gottesfürchtiges Betragen zugestehen, dürfen die besonnene Vorsicht in ihren Reden, die Bescheidenheit ihres Auftretens nicht leugnen, und sprechen mit Befremden von dem glühenden Eifer, mit welchem diese heillosen Sünder ihre Lehren einander mittheilten, von der unversieglich strömenden Beredsamkeit, welche dem Prediger augenblick-

blicklich die versammelte Menge gewann *). Und allerdings war's die Begeisterung, die mehr als Alles das Wachsthum der verfolgten Meinungen beförderte; reiche Edelleute entsagten den Genüssen eines üppigen Lebens, um thätig für die Gemeinde zu wirken; wenn der Handwerker den langen Tag hindurch gearbeitet hatte, wanderte er des Nachts umher und theilte das empfangene Licht den Unmündigen mit, die noch im Dunkel wandelten.

Die Entrüstung der rechtgläubigen Geistlichkeit konnte nicht ausbleiben. Auf ihren üppigen Polstersitzen durch die Einfachheit jener wandelnden Apostel beschämt, in Schrecken gesetzt durch den Geist der Prüfung, der in allen Satzungen der neuen Lehre vorwitzig sich verkündigte, griffen die Bischöfe zu mannichfachen Mitteln, um aus ihrer Umgebung wenigstens das Verderben zu entfernen. Gelehrte Streitgespräche mit den Ketzern fruchteten wenig; die Vollkommenen besassen eine heilige Begeisterung, doch nur unbedeutende Kenntnisse; es fehlte ihrer Beredsamkeit niemals an Worten, um zu lehren, ihre Lehre gegen einen Widersacher zu vertheidigen, verstanden sie nicht; indem sie keinen Widerstand leisteten, waren sie durch die künstlichen Waffen des Scharfsinnes schwer zu verwunden, und wer ihnen die Aussprüche der Päbste, die Beschlüsse der Kirchenversammlungen vorhielt, bekam die Frage zurück, ob Christus, ob seine Apostel diesen Gebrauch schon gekannt oder gelehrt hätten? Auf solch eine Einfalt war kaum Etwas zu erwiedern,

---

* Rainer Sacchoni (der anfänglich unter ihnen Lehrer gewesen Adverc. Waldens. in Bibl. Patr. Lugd. t. XXV.

und so mancher Wortführer der Kirche, mit allen Mitteln zum Siege reichlich vielleicht ausgestattet, ergrimmte verzweifelnd über eine Unbefangenheit, welche so wenig Handhaben, um sie zu fassen, darbot. Es blieb daher nur der Weg der eigentlichen Verfolgung. Hier lohnte der Eifer weit glücklicher. Leute, die auf jede Weise der christlichen Demut sich befleissigend, mit dankbarer Ergebung jedes Leiden und jedes Elend als einstweilige Prüfungen des Himmels hinnahmen, widersetzten der Gewalt sich nicht; überzeugt, nach dem neuen göttlichen Gesetze überall leben zu können, griffen sie unverdrossen zum Wanderstabe und vergassen in entlegenen Thälern, was sie in der alten Heimat erduldet hatten. Indessen öffnete sich doch auch den armen Verfolgten gar manche Freistätte; es lag in ihrem Glauben eine unerklärlich anziehende Gewalt, ihre schwärmerische Glut theilte sich unwiderstehlich mit, in vielen Ritterburgen lebten Waldenser wohlgelitten und geschirmt. Ihre stille Bescheidenheit, ihr anspruchloser Fleiss machte sie zu geschätzten Bürgern, zu wünschenswerthen Unterthanen; darf es uns befremden, wenn ein Landesherr sie gegen die Verfolgungssucht des Klerus in Schutz nahm, wenn mächtige Edelleute zu ihrer Lehre sich bekannten und die Gemahlin wie die Schwester des Grafen von Foix erklärte Waldenserinnen hiessen?

Nachdem jedoch die Treibjagd der Kirche gegen die Albigenser ihren Anfang genommen, verlor auch mancher Waldenser im Getümmel sein Leben. Die Flucht blieb, wenn man die bessere Erkenntniss nicht verleugnen wollte, das einzige Mittel der Rettung; in den unzugänglichen Gebirgen Savoyens und Piemonts

fanden die harmlosen Leute endlich einen Zufluchtsort, und unter ihren Nachkommen hat sich bis auf diese Stunde manche Ansicht ihrer Lehrer erhalten. Aber auch nach Deutschland und andern europäischen Himmelstrichen nahmen die Vertriebenen ihren Weg; wo man sie übersah, erfreuten sie sich einer friedlichen Unbekanntheit, wo man sie bemerkte, stürmte die Verfolgung auf's Neue gegen sie los *).

In vielen Glaubenslehren mit den Waldensern übereinstimmend, widersetzten sich dem kirchlichen Oberhaupte der Christenheit andere Ketzer im Südwesten Frankreichs, welche sich zum Theil von den angenommenen Satzungen noch weiter entfernten, und keineswegs eine eben so harmlose Miene zeigten. Es bildeten sich ihre Gemeinden vorzüglich in den Gegenden, wo die Landschaften von Languedok und Gaskogne zusammen treffen; in Toulouse, der volkreichen Stadt an der Garonne, hatte der Klerus mit einer Ketzerschaft zu kämpfen, die bald sich stark genug fühlte, um ihm unverhohlen die feindselige Stirn zu bieten **). Den Namen aber gab dieser Sekte das Städtchen Alby an der Tarn im Nordosten von Toulouse, damals „Albigesii" genannt, volkreicher und ansehnlicher, als es heutiges Tages. Albigenser, wahrscheinlich von den Kreuzsoldaten herrührend, die gegen

*) Pierre Gilles Hist. eccles. des eglises reform. recueillies en quelqu. vallées de Piemont. Geneve. 1655. 4. — Fr. Carl v. Moser Aktenm. Gesch. d. Waldenser im Herz. Wurtemberg, ihre Schicks. u. Verfolg. Zurich. 1788. 8.

**) Toulouse, Tolosa, sagt daher ein Geschichtschreiber jener Zeiten, hatte weit passender tota dolosa — voller Tücken — geheissen; so unheilbar war die Stadt seit den frühesten Zeiten schon von der Ketzerei angesteckt.

die Ketzer zu Felde zogen, ward allmählig das traurige Wort, womit man den verpesteten Irrglauben bezeichnete und zum Martertode bestimmte. Die Albigenser, wirklich, wie berichtet wird, ein gutes und ein böses Urwesen setzend, verabscheuten das Zeichen des Kreuzes, verwarfen nebst den übrigen Sacramenten auch die Taufe und das Abendmahl, hiessen selbst die Ehe sündlich, und leugneten, dass ein Geistlicher durch die Weihung die Macht zu binden und zu lösen erhalte. Die Vollkommenen oder die Starken unter ihnen bekannten sich laut und scheulos zu ihrem Glauben; sie wurden durch die Benennung „gute Leute" bezeichnet, verwalteten die geistlichen Pflichten und erhielten in ihren Gemeinden, wo diese nicht der unterdrückte Theil waren, die obrigkeitlichen Würden. Durch Auflegung der Hände nahmen sie die gläubigen Gäste an, und reichten ihnen einen schmalen Gürtel, welchen sie als ein Zeichen ihres verwandelten Wesens tragen mussten. Der rechtgläubigen Kirche verhasster als die Waldensischen, zeigen die Laster, die man ihnen vorwarf, auch ein weit schwärzeres Gepräge; dennoch lässt sich auch hier der verunglimpfende Leumund erkennen, auch die Albigenser bildeten eine Masse von redlichen fleissigen Unterthanen; ihre Demut aber verrieth weniger Geduld, ihre Beharrlichkeit griff, wenn es Noth that, zu den Waffen, die geöffnete Gruft des Todes hatte für sie nichts Schreckliches.

Dem Fortschreiten dieses Verderbens zu wehren, hatte schon früher (1181) der Kardinalbischof von Albano einen Feldzug mit weltlicher Kriegesmacht gegen die Ketzer von Alby unternommen. Zwar wurden sie von ihrem Landesherrn, dem Vicomte Roger, ge-

schützt; er suchte sich in ihnen anhängliche Unterthanen zu erhalten, die in seinen Kämpfen gegen den Grafen von Toulouse mit bewaffnetem Arm ihn unterstützen könnten. Dennoch erreichte der Kardinal seine Absicht. Die Gattin des Vicomte musste ihm das Schloss Lavaur übergeben, er selbst sich unterwerfen, und von seinem freundschaftlichen Verhältnisse gegen die Ketzer sich eidlich lossagen. Aber der Sieg fruchtete wenig; die abtrünnigen Gemeinden vergrösserten sich, die Geistlichkeit sah ihre Pfründen geschmälert, der Bischof von Toulouse wurde zum armen Manne, eine drückende Dürftigkeit der Kirche stand zu erwarten.

Pabst Cölestin der Dritte, nicht erfinderisch genug, um für ein neues Uebel einen neuen Weg der Heilung zu ersinnen, hatte dem wachsenden Sektenthume durch die alten erfolglosen Mittel zu steuern gesucht; Innocenz der Dritte hingegen, die gefährliche Lage der Kirche, wenn sie der krankhaften Glieder nicht schnell sich entledigte, überblickend, liess sich durch seine Kämpfe mit Kaisern und Königen in der Aufmerksamkeit auf die ketzerischen Sekten nicht stören, und fasste den unerschütterlichen Vorsatz, in die Leichengruft des Vatikans nicht nieder zu steigen, ohne den Stuhl des Apostels von den Würmern, so daran nagten, gereinigt zu haben. Mit welchem Ernst er das Werk zu beginnen gedachte, zeigt sein Schreiben an den Erzbischof von Auch, der rastlos die Zunahme des Unheils ihm berichtet hatte. Man müsse der Verstocktheit, ermahnte er, mit Strenge begegnen; ehe man die Kirche den Krallen des Irrglaubens preisgebe, werde das Schwerdt der weltlichen Fürsten zur Hülfe geru-

fen. — Seine Briefe an die Bischöfe und Landesherren in Frankreich sprachen eindringlich genug, um den allgemeinen Eifer gegen die Ketzergemeinden zu wecken. Der Heiland, hiess es darin, habe sich eine unbefleckte Kirche erwählt; sündliche Finger aber zerrissen den nahtlosen Rock und errichteten sich Synagogen des Satans. Von unbedeutenden Feinden werde die Kirche belagert, aber mit einander verbrüdert seyen sie mächtig; kleine Füchse, welche den Weinberg des Herrn zernagen, aber mit zusammen hangenden Schwänzen. — Die Volksgebieter wurden aufgefordert, durch nachdrückliche Verfolgung der Abtrünnigen sich als reingläubige Söhne der Kirche zu bewähren; Kaiser Otto, damals sein Geschöpf, gehorchte dem Schutzherrn, und liess eine Verordnung zur Ausrottung der Ketzer in Italien ergehen. Aber nicht bei allen Fürsten galt der Wille dieses Pabstes als ein Gesetz; der Eine wollte in seinem Staate keine Verfolgung wissen, der Andre konnte sich zur Entfernung betriebsamer Bürger nicht entschliessen; Mancher mochte sich innerhalb seiner Grenzen keine Vorschriften einer fremden Macht gefallen lassen, einige Wenige waren nicht nur den Ketzern, sondern auch ihrer Lehre selbst gewogen.

Da ersann der heilige Vater ein furchtbar wirksames Mittel; die ungestümsten Leidenschaften der Volksgebieter, die Habgier und die Herrschsucht, sollten die beiden mächtigen Hebel seines Willens werden. Es ward den Landesherren freigestellt, einen Jeden, der als Ketzer erwiesen worden, aus den Grenzen seines Gebietes zu jagen, und sich seiner Habe zu bemächtigen; wer aber die Frevler schützen würde, dem drohte der Kirchenbann, seine Unthen sollten die Strafe des

Interdiktes erfahren, und den Nachbarn als eine Kriegsbeute preisgegeben werden. Den Söldlingen, welche unter einem frommen Barone zur Bekämpfung der Irrgläubigen die Waffen führten, wurde von der Kirche dieselbe Gnade, wie den Pilgern oder den Kreuzfahrern, zugesichert. Zugleich reisten zwei Cisterziensermönche, Rainer und Guido, nach Südfrankreich ab, und hatten den Auftrag, die Ketzer zu entdecken und mit Hülfe des weltlichen Armes zu bestrafen; den Bischöfen ward geboten, dem Paare thätigen Beistand zu leisten, und bei jedem Unternehmen den bereitwilligsten Gehorsam zu zeigen. In diesem Gebote liegt der Grundstein der Inquisition. Wenn sonst der Geistlichkeit des Landes die nöthigen Massregeln gegen Ketzer überlassen worden, stand jetzt eine richterliche Gewalt da, die vom Bischofe des Sprengels unabhängig, nur vom Pabste Befehle annahm, und von der Obrigkeit Unterstützung zu verlangen berechtigt war *). In keiner früheren Vorkehrung lässt sich etwas Aehnliches entdecken; was Pabst Lucius der Dritte zur Vertilgung der Ketzersekten (1184) angeordnet hatte, war durchaus dem Eifer der Bischöfe anheim gestellt; Pabst Innocenz erst ward der Gründer des entsetzlichen Ketzergerichtes.

Einige Jahre darauf erhielt Rainer den Doktor der Theologie Peter von Kastelnau zum Genossen, einen Mann, wie das Amt ihn zu fordern schien, ein leidenschaftlicher Ketzerfeind, herzlos und blutgierig, der Kirche mit unermüdlichem Eifer ergeben, taub gegen

---

*) M. A. Cramer Briefe über Inquisitionsgericht und Ketzerverf. in d. röm. Kirche. 1784.

jede Stimme der Menschlichkeit, wenn sein Fanatismus Blut verlangte. In Toulouse, dem Hauptsitze des Uebels, die Fahne des Apostels aufpflanzend, brachte er die Obrigkeit durch Drohungen bald dahin, dass sie feierlich einen Eid leistete, fest am katholischen Glauben zu halten, und von Stunde an keinen Ketzer mehr in ihren Mauern zu dulden; wer solch einen Verdammten beschützen oder beherbergen würde, der sollte als ehrlos die allgemeine Verachtung empfinden und keines Amtes fähig seyn. Die Vorsicht fruchtete nur für kurze Zeit. Es fanden bald nächtliche Versammlungen statt, und das Tageslicht meidend, gedieh die Ketzerei im Dunkeln; es boten sich mächtige Schutzherren dar, Ritter und Barone unterhielten mit den Geächteten heimliche Gemeinschaft. Die römischen Sachwalter klagten über die laue Thätigkeit der Bischöfe; die Klage erwirkte von der Tiber her das Gebot, dass die Bischöfe den Ketzerrichtern Gehorsam schwören sollten. Die Prälaten, über eine geistliche Macht in ihrem Gebiete, die nach ihrem Willen nicht fragte, bereits entrüstet, geriethen durch ein so erniedrigendes Ansinnen in Empörung; der Erzbischof von Narbonne weigerte sich mit lauter Stimme. Innocenz der Dritte liess sich in seinem Plane nicht irre machen; verschiedene Kirchenhäupter wurden ihres Amtes entsetzt, die Meisten huldigten dem Gebote des Pabstes, die Gesandten sahen sich mit furchtbarer Vollmacht ausgestattet.

Petern von Kastelnau zur Seite stand eine Zeit hindurch Radulf oder Raoul, ein Cisterziensermönch; bald erschien ein dritter Legat, Amalrich, Abt von Citeaux. Durch ihn erging zugleich eine Aufforderung an König Philipp August von Frankreich, zu den Waf-

fen gegen die Ketzer ihn beschwörend, ihm einen reichen Lohn im Himmel und auf Erden versprechend. Philipp August aber erwiederte, er hätte mit zweien grossen brüllenden Löwen zu kämpfen; wer einem englischen Könige und einem deutschen Kaiser jederzeit kriegesfertig gegenüber stehen müsse, der dürfe, so fromm er auch gesinnt, durch Unterjochung der Ketzer seine Kraft nicht zersplittern. Erging an den König eine Einladung zum Ritterdienste für die Kirche, so erhielt Graf Raimund von Toulouse, ein Fürst, der wenig nach den Glaubensmeinungen seiner Unterthanen zu fragen schien, Briefe ganz andren Styles. Innocenz ermahnte ihn zur Aenderung seines Verfahrens, er liess ihn das Gewitter ahnen, welches, um die Atmosphäre der Christenheit zu reinigen, in den Hallen des Vatikans bereitet wurde, und zeigte ihm nicht undeutlich, wie er, um den kranken Theil seiner Völkerschaft zu retten, auch den gesunden auf ein gefährliches Spiel setze. Der Abt führte zugleich den Auftrag mit sich, die Klagen der andren beiden Legaten gegen den Erzbischof Berengar von Narbonne zu untersuchen.

Indessen fanden die Abgeordneten mit ihren Predigten bei den Albigensern unerheblichen Eingang. So oft sie zu sprechen begannen, wurden sie durch Spottreden über den Aufwand ihrer geistlichen Brüder unterbrochen; auf den Vorwurf, dass der Klerus der römischen Kirche durch seine Sittenlosigkeit den christlichen Glauben entehre, liess sich wenig antworten. Sie verzweifelten an jeder Frucht ihrer Anstrengungen, und sahen hoffnungslos dem Ablauf ihres Amtes entgegen, als der Spanier Diego von Azebez, Bischof von Osma, welcher mit seinem Subprior Dominikus,

von Rom kommend, nach seinem Sprengel sich begeben wollte, ihren sinkenden Mut auf's Neue belebte, und ihnen ein zweckmässigeres Verfahren zeigte. Er rieth ihnen, allen Prälatenaufwand bei Seite legend, einfach und anspruchlos, gleich den Lehrern der Ketzer selbst umher zu wandern, und so durch ihr Erscheinen schon den Tadel der Prunksucht nieder zu schlagen. Die Legaten, an römische Ueppigkeit gewöhnt, fanden den Rath fast lächerlich, ihrer Würde wenig angemessen. Die beiden Spanier aber gaben selbst das Beispiel, traten in den Städten der Ketzer mit schlechtem Gewande und nackten Füssen auf, brachten ihrem Bekehrungseifer alle Bequemlichkeiten des Lebens zum Opfer und erndteten in der That die Bewunderung der Ketzer. Beschämt folgten die Legaten endlich ihrem Vorbilde. Die Albigenser indessen glaubten sich nun um so behutsamer vor diesen falschen Lehrern hüten zu müssen; die öffentlichen Unterredungen mit ihnen liefen daher dessenungeachtet fruchtlos ab, Innocenz der Dritte sah jetzt kein andres Erstickungsmittel als die Gewalt der Waffen.

Neuntes Kapitel.

Wenn König Philipp August das französische Scepter mit Nachdruck schwingend, seine Herrschaft über den grössten Theil des heutigen Frankreichs ausbreitete, so leitete ihn bei seinen Fortschritten mehr ein günstiger Glücksstern als hervorstechende Fürstentalente. Indessen fehlte viel daran, dass alle Gauen zwischen dem Rhein und den Pyrenäen seinem Herrscherworte ge-

horchten; im Osten lagen Lothringen und Burgund, dem deutschen Reichskörper angefügt; im Norden und Westen breiteten sich die englischen Lande aus, und wenn auch in der Normandie die Lilien siegreich bauerten, so war doch Aquitanien noch immer ein englisches Besitzthum. Aber auch der König von Aragonien herrschte in Frankreich, den Kapetingern für die Vasallenschaft huldigend; in Südfrankreich erkannte manches Gebiet unmittelbar seine fürstliche Hoheit, viele der Barone standen unter seinem lehensherrlichen Schutze, und mehrere selbstständige Volksgebieter mussten in steter Anstrengung ihrer Kräfte verharren, wenn sie dem fremden Könige nicht gleichfalls unterwürfig werden wollten. Aber eben diese Selbstständigkeit der kleineren Fürsten gab zu unzähligen Kriegen Anlass; wo Jeder seine Herrschaft eifersüchtig zu behaupten trachtete, Mancher mit dem Gierblicke der Eroberungslust umherschaute, konnte es an Hader und Feldzügen, an Trennungen und Verbindungen nicht fehlen; suchte der Eine bei'm Könige von Aragonien Beistand, so wandte sich sein Gegner natürlich an den Hof zu Paris. Die Städte dagegen, grossentheils durch Handel und Betriebsamkeit blühend, von einem muntren feurigen Geschlechte bewohnt, welches in Gesinnung und Sitte seinem Zeitalter voraus eilte, bildeten freistaatliche Gemeinden, und hatten erwählte Konsuln, als leitende Obrigkeit, an ihrer Spitze. Nach ihrem Vortheile oder alten Verbindungen gehorchend, leisteten sie den selbstständigen Fürsten des Landes bewaffnete Hülfe, und ihre Freundschaft, den Ausgang des Kampfes nicht selten entscheidend, ward mit Aufopferungen gesucht.

Einer der mächtigsten Fürsten in jenen Gegenden

war Raimund der Sechste, Graf von Toulouse. Mit neidischer Aufmerksamkeit von seinen Nachbarn beobachtet und mit Manchem in feindselige Händel verwickelt, hatte er es am Ende für's Beste befunden, sich mit dem aragonischen Könige, Peter dem Zweiten, der seine Krone aus den Händen unseres Pabstes empfangen, freundschaftlich zu verständigen, und Eleonoren, der Schwester dieses Monarchen, seine Hand zu reichen. Um so geschäftiger traten seine Widersacher gegen ihn zusammen; man verschrie seine Ehrsucht, man sprach von seinen gefährlichen Absichten und gab einander das Wort, durch gemeinsame Anstrengungen den stolzen Schwager des Aragoniers zu demüthigen. Um aber alle Kräfte der weltlichen Macht gegen die Ketzer zu vereinigen, liess Innocenz der Dritte sich den Frieden unter den südfranzösischen Baronen angelegen seyn, und ermahnte durch seine Legaten zu Weglegung der Waffen. Peter von Kastelnau hatte endlich die Feinde des Grafen zu leidlichen Bedingungen eines Waffenstillstandes beredet; Raimund aber, von den Schmeichellüften des Glückes sich soeben angeweht fühlend, mochte durch den Friedensprediger seinen Arm nicht lähmen lassen; er sah einen Feldzug gegen seine irrgläubigen Unterthanen als eine Folge dieses Friedens, und stämmte sich gegen die Aufforderungen des päbstlichen Gesandten um so hartnäckiger. Kastelnau, mit seinen blutigen Verfolgungsplanen an dieser Hartnäckigkeit scheiternd, liess sich von seinem Grimme hinreissen, sprach über den Grafen den Bann aus und belegte seine Lande mit dem Interdikte. Innocenz, den seit Jahren schon die Nachsicht des Grafen mit den Albigensern kränkte, tadelte das leidenschaftliche Verfahren

seines Legaten nicht, und sandte dem Banngestraften ein Schreiben in den härtesten Ausdrücken zu; Raimund heisst darin ein pestilenzialischer Mann, welcher durch vielfache Verbrechen das ewige Feuer und die Strafe der weltlichen Macht verdient habe.*). Der nämliche Bote führte auch Briefe für Philipp August, für die Grafen und Barone Frankreichs mit sich; alle wurden feierlich zur Vertilgung der Ketzer durch die Waffen aufgefordert, alle durch weltlichen Erwerb und geistlichen Lohn gelockt.

Graf Raimund fühlte den Boden unter seinen Füssen wanken; der Bannspruch war ein Jubel für seine Feinde, die Briefe des Pabstes rufende Trommeln, welche die Heere des Verderbens ihm auf's Haupt zogen. Seinem Stolze entsagend und das väterliche Gefühl für seine ketzerischen Gemeinden unterdrückend, bot er die Hand zum Frieden. Er musste schwören, den Krebs des Unglaubens nicht länger in seinen Staaten zu dulden, und die Waffen, die er bisher gegen seine Nachbarn geführt, zur Ausrottung sündhafter Bürger zu schwingen. Die Unterzeichnung des Vertrages geschah zu Saint Gilles, einem Städtchen am rechten Ufer der Rhone, nicht fern von ihrer Mündung. Aber Peter von Kastelnau liess bei der Zusammenkunft seinem Grimme den Zügel schiessen; er geiferte in beleidigenden Worten, er schändete die Ehre des Grafen durch die gelässigsten Beschuldigungen, und empörte durch herbe Kränkungen den Mann, welcher soeben mit blutendem Herzen seinen Namen hingeschrieben hatte. Die anwesenden Edelleute knirschten vor Wuth über den

---

* Epist. Innoc. lert. X. 60.

Schimpf, der ihrem Herrn widerfuhr; Raimund selbst, seiner Aufwallung nicht Meister, begegnete der Frechheit des Legaten mit beschämenden Vorwürfen, und drohte ihm endlich den Tod, wofern er in der Unersättlichkeit seines Blutdurstes verharren würde. Racheschnaubend vergass Kastelnau jede Uebereinkunft, und sprach, den Grafen einen Meineidigen scheltend, zum zweiten Mal den Bann über ihn aus.

Der Friede war unterzeichnet, die Eintracht aber auf's Neue durchrissen; die Legaten verliessen Saint Gilles, und brachten die Nacht in einer Herberge am Ufer der Rhone zu. Unter dem nämlichen Dache schlief ein Edelmann des Grafen, es sey nun dass ihn sein Weg dieselbe Strasse führte, oder dass er den Beleidigern seines Herrn aus rachsüchtigem Trachten nachgeschlichen. Am Morgen gerieth er mit dem Legaten in Streit; Kastelnau verfluchte alle Ketzer auf Erden, und drohte aus dieser Ursache auch seinem Gegner mit der ewigen Verdammniss; der Edelmann, ein Zeuge des gestrigen Tages, vor Ingrimm über die Verwegenheit des Prälaten glühend, schonte der entehrenden Worte nicht, überliess sich seiner Leidenschaftlichkeit immer heftiger, und stiess zuletzt, den Schimpf seines Herrn und seinen eigenen durch einen einzigen Streich rächend, dem tobenden Legaten den Stahl in's Herz. Raimunds gallsüchtigster Feind lag am Boden hingestreckt da, statt des niedergesunkenen aber erhob sich eine zahllose Schaar anderer, für den Priester mussten Tausende bluten.

Nach allen Seiten hin verbreitete sich das Gerücht des Mordes, die Kirche betrachtete den getödteten Prälaten als einen Märtyrer der heiligen Sache, Graf Rai-

mund von Toulouse liess der Würgeengel, der das Blut des frommen Mannes vergossen. Die Briefe aus dem Vatikan donnerten mit grimmvoller Stimme, sie erneuerten den Bann, welchen Kastelnau über den Grafen ausgesprochen, sie stellten den unglücklichen Fürsten jedem Pfeile eines Todtschlägers preis und entbanden seine Unterthanen vom Eide der Treue. Seine Lehensleute, seine rechtgläubigen Bürger wurden aufgefordert, gegen den verfluchten Herrn augenblicklich die Waffen zu ergreifen; den Kampf der Vertilgung gegen ihn zu beginnen, ward als das gottgefälligste Werk empfohlen, heilbringender als eine Rüstung gegen die Sarazenen oder gegen irgend einen andren Verderber der Christenheit; herbei ziehen sollten die Barone mit ihren Söldlingen, die Bischöfe von den Kanzeln herab alle Herzen gegen den Mörder entflammen, König Philipp August der zürnenden Kirche den weltlichen Arm leihen, denn Petrus habe gesagt: „Hier sind zwei Schwerdter!" — Das Werk zu fördern, ernannte der Pabst als seinen Sachwalter den Arnold, Abt von Citeaux, die unbeschränkteste Vollmacht ihm ertheilend. Der Abt zog mit seinen Mönchen umher, und predigte das Kreuz gegen den Grafen und die Albigenser; er versprach den Streitern vollkommene Vergebung ihrer Sünden, und ertheilte den Siegern das Besitzthum der Geächteten. Die Predigt hatte furchtbaren Erfolg. Reizte den Einen der Ländergewinn, welcher so unerwartet sich hoffen liess, so spornte den Andren der alte eifersüchtige Groll gegen den Grafen; lockte Diesen der abentheuerliche Kampf, so fühlte sich Jener zu einem heiligen Kriege bewogen, der weniger beschwerlich und gefahrvoll, nicht erst die lange Reise nach dem

Morgenlande nöthig machte. Wenige nur besassen Edelmuth genug, aus dem Unglücke eines verfolgten Fürsten keinen Vortheil zu erjagen; nicht gesonnen, ihr freundschaftliches Verhältniss gegen den Grafen der päbstlichen Rachsucht zu opfern, oder das Verderben ihrer ketzerischen Unterthanen beschleunigen zu helfen, blieben sie ruhig in ihren Schlössern, oder rüsteten sich, im Falle die Verbündeten diese Ruhe nicht möchten gelten lassen.

Indessen bemühten sich die Diener der Kirche, den Namen des Grafen immer schwärzer zu verleumden *); die Barone zogen an der Spitze ihrer Heereshaufen zusammen, und trugen bereits das Zeichen des Kreuzes, um sich von den Streitern gegen die Sarazenen zu unterscheiden, auf der Brust. Zugleich fand eine Versammlung der südfranzösischen Prälaten zu Montelimar an der Rhone statt; Arnold von Citeaux führte das Wort, und die Meisten gaben seinen Vorschlägen ihren Beifall. Umsonst wollte sich Graf Raimund den Aussprüchen des Pabstes unterwerfen, vergebens bat er um einen andren Legaten, und beklagte sich über den rohen

---

*) Die Gemahle vom Charakter des Grafen und sämmtlich durch seine Feinde entworfen; unter diesen schildert ihn mit vorzüglichem Unwillen Petrus Vallisscernius — Pierre von Vaux-Cernay — ein Cisterziensermönch, der als Unterthan des Grafen Simon von Montfort selbst dem Kreuzzuge beiwohnte, in seiner Hist. Albigens. ap. Duchesne Script. Franc. t. V. — In der Hist. de Languedoc hingegen stellen die Benediktiner ihn ganz anders dar; eine freiere Gesinnung, als die römische Kirche gestattete, war allerdings sein Verbrechen. Auch reinigen sie ihn gänzlich von der Beschuldigung des Mordes, und nennen einen seiner Edelleute als den Thäter. Indessen erklärt selbst ein späterer Brief des Innocenz, dass Raimund bei der Erhebung des Legaten Peter von Castelnau sich nur durch sein Betragen in starken Verdacht gesetzt habe.

hen Uebermut dieses Abtes. Die Zeit der Beschwerde war vorüber; Innocenz würdigte ihn keiner Antwort; einen Notar, welchen er aus Grossmut ihm sandte, stellte er durchaus unter die Befehle des Abtes. Dagegen ermahnte er den König von Frankreich, dem Kreuzheere einen tüchtigen Feldherrn zu senden; es würde gottgefällig gehandelt seyn, wenn er zu diesem Amte Ludwig, seinen Aeltesten, ziehen liesse. Doch Philipp August entschuldigte sich mit den Kriegen, die seines Sohnes Gegenwart einstweilen unentbehrlich machten, bewilligte aber eine Schaar von mehreren Tausenden, um seinen Eifer für die Unverletzlichkeit der christlichen Kirche doch einigermassen zu zeigen.

Die Versammlung der Prälaten beschied den unglücklichen Grafen nach Valence, am Einfluss der Isere in die Rhone; dort sollte er sich mit reuigerem Herzen vor den Dienern des Glauben[illegible]demüthigen, in schweigender Geduld die Strafe dort vernehmen, welche die gemisshandelte Kirche ihm auflegen würde. Der Graf, ein gehetztes Wild, von tausend lauernden Geschossen umgeben, krümmte sich unter der Zuchtruthe, versprach sich einzufinden und erschien. So leistete er denn zu Valence das Versprechen der Folgsamkeit; die Konsuln seiner Städte, durch das Kreuzesheer geschreckt, verpflichteten sich durch einen Schwur, wofern er den Gesandten des heiligen Vaters nicht gehorchen würde, alle seine Unterthanen vom Eide der Treue gegen ihn zu entbinden; um aber die Kirche gegen jede Nichtbefolgung des Vertrages sicher zu stellen, musste er sieben seiner Schlösser den Legaten übergeben, und durfte auf ihren Besitz erst Anspruch machen, wenn er durch frommen Gehorsam jedes Misstrauen in seinen Glauben

und seine Absichten beruhigt hätte. Was zu Valence als ein öffentlicher Staatsvertrag geschlossen, sollte auf einer geistlichen Synode zu Saint Gilles durch eine kirchliche Handlung besiegelt werden.

Zu Saint Gilles hatte sich ausser den Prälaten eine zahlreiche Menge Volkes versammelt, begierig, ein Zeuge zu seyn, wie ein so stolzer Fürst, als Graf Raimond von Toulouse, vor den Priestern des unbescholtenen Glaubens seine Demut an den Tag legen würde. Der gewöhnliche Haufe bespöttelte die gesunkene Hoheit, an deren Erblindung die Ohnmacht sich zu laben pflegt; die gedankenlosen Anhänger der Kirche freuten sich des Sieges, der um das Kreuz schimmerte; die edleren Bürger bemitleideten einen Volksgebieter, welcher seinen geistlichen Quälern die Hände gebunden hinreichen, und wenn er die Zügel der Herrschaft nicht verlieren wollte, gegen seine Ueberzeugung, gegen seines Herzens Empfindungen handeln musste. — Vor der Pforte des Gotteshauses, in dessen Umgebung Peter von Kastelnau begraben lag, erschien, in ein weisses Besshemde gekleidet, Raimund der Sechste, Graf von Toulouse; es empfing ihn der Abt von Citeaux, liess ihn auf Hostie und Reliquien den Eid des unverbrüchlichen Gehorsams leisten und das Bekenntniss seiner vielfachen Verbrechen hersagen. Sodann hängte er ihm, gleichsam einem Opferthiere der Kirche, die Stola, den priesterlichen, vorn in Gestalt eines Kreuzes zusammen gelegten Mantel, um den Hals, fasste sie an beiden Zipfeln, und geisselte den Sträfling eine ziemliche Strecke mit Ruthen vor sich her. Zum Hochaltare geführt, erhielt der Graf endlich seine Lossprechung vom Banne; er verpflichtete sich, die Rechte der Geistlichkeit in sei-

nen Landen zu achten, gelobte den Ketzerrichtern Beistand, verdammte durch grässliches Fluchwort seine irrgläubigen Unterthanen, und nahm selbst, den Reihen ihrer Vertilger sich gesellend, das Kreuz. Als die grausenvolle Feierlichkeit zu Ende, konnte er des Gedränges wegen durch die Thüre, zu welcher er herein getreten, nicht wieder hinaus; er musste einen Umweg durch eine kleine Seitenpforte nehmen, und dicht am Grabe des gemordeten Prälaten vorbei schreiten. Da er in die Nähe seines schlafenden Feindes gelangt, erhob die Menge ein lautes Geschrei, und pries bewundernd, indem sie mit Fingern auf ihn deutete, die Fügung des Himmels; „das Grab des heiligen Mannes hat ihn hergezogen," rief man, „wider seinen Willen hat er dem Todten seine Ehrfurcht bezeugen müssen."

Jetzt stand das Kreuzheer schlachtfertig da, Graf Raimund von Toulouse stiess zu Valence mit seinen Reisigen dazu. Innocenz äusserte ihm seine Freude darüber, und gab ihm den Trost, es schwebe jetzt ein anderer Himmel mit andren Gestirnen über seinem Haupte; vom Mutterarm der Kirche umfangen, könne er jedem Unglück grauenlos entgegen gehen, leicht und schnell würde die herbste Wunde, die ihm der Krieg etwa schlagen könnte, sich schliessen. — Während dessen liess er es an keiner klugen Sorgfalt, die Fortführung des Ketzerkrieges zu sichern, fehlen, und forderte von der französischen Geistlichkeit Beiträge.

Raimund Roger, Vicomte von Beziers, der Neffe des Grafen von Toulouse, hatte seinen Oheim bei der ersten Zusammenkunft desselben mit den Gesandten des Pabstes begleitet. Die Sprache dieser Priester aber verrieth ihm, dass selbst nach einer Unter-

werfung wenig Heil zu hoffen; feuriger als sein Oheim, da er an Jahren jünger, zu stolz, um auch nach der Demüthigung noch ein Sklave zu bleiben, und um nicht das Aeusserste zu wagen, ein zu jugendliches Vertrauen in seine Kräfte setzend, warf er dem Grafen seine verzagte Mutlosigkeit vor, nahm unter beleidigenden Vorwürfen von ihm Abschied, und ging heim in seine Lande, entschlossen, dem Sturme des Verderbens eine eiserne Stirne zu bieten. Er rief seine Lehensleute und seine Freunde zusammen, schilderte ihnen die Mordlust und die Raubgier des kreuztragenden Heeres, zeigte, was sie in jedem Falle von einer solchen Horde zu erwarten hätten, und hauchte ihnen mit seinem Muthe auch sein Selbstvertrauen zur Vertheidigung ihrer Gauen ein. Die Rechtgläubigen wie die Ketzer gaben den Vorstellungen ihres Herrn Beifall; Mancher versicherte ihn seiner thätigen Hülfe, Alle riefen ihre Bauern zusammen, versahen sich mit Lebensmitteln, und schlossen sich, den Angriff der Verbündeten abwartend, in ihre Burgen ein.

Ein Heer von funfzig tausend Streitern stand in einzelnen Haufen da, über die Ketzer und ihre Gebieter schonungslos herzufallen; Flanderer, Normanner, Aquitanier und Burgunder, von derselben Raublust gesperrt, mit derselben Gottseligkeit ihre Lüste bemäntelnd; Barone von schwerklingenden Namen, wie der Herzog von Burgund und der Graf von Nevers, die Häupter des heiligen Zuges, Bischöfe auf stattlichen Rossen die Reihen hinunter fliegend, nicht um den Segen zu ertheilen, sondern die Losung zum Angriffe zu geben. Die oberste Befehlhaberstelle selbst ward einem geistlichen Haupte übertragen; Arnold Amalrich von

Citeaux, der Vorgesetzte eines Mönchklosters, sah sich zum leitenden Feldherrn der Kreuzesschaaren erhoben. In den Gefilden von Lyon brachen die Heere auf, bewegten sich am rechten Ufer der Rhone hinab, und rückten, längs der Meeresküste hinziehend, auf Beziers los, wo nach verschiedenen kleinen Gefechten die Kirche einen lohnenden Hauptsieg erleben sollte.

Beziers, nicht weit von der Küste des Mittelmeeres gelegen, war nebst Carcassonne die vorzüglichste Stadt im Gebiete des jungen Vicomte. Zwischen beiden hatten sich in Dörfern und Schlössern seine Gehülfen mit ihren Söldnerschaaren gelagert; er selbst wählte Carcassonne zur Feste, die, von ihm vertheidigt, ihn schirmen sollte. Mit unmuthiger Sehnsucht fühlten sich die Bürger zu Beziers von ihrem Herrn verlassen; doch gebrach es nicht an Männern, welche ihre schwankende Hoffnung zu befestigen, ihren sinkenden Mut mit frischem Selbstvertrauen zu beleben wussten. Da waltete zwischen beiden Glaubensparteien die aufrichtigste Eintracht; die Katholiken sahen in den heranrückenden Glaubenssoldaten nur die Verwüster ihrer Aecker, die hungrigen Geyer, an ihrer Habe sich zu sättigen daherziehend; Hand in Hand trat man den Belagerern entgegen, und als der Bischof ihrer Stadt, der hinaus zum geistlichen Feldherrn gegangen und ihm ein Verzeichniss der ketzerischen Bürger, welche er des Flammentodes werth hielt, überreicht hatte, in der Kathedrale die Einwohner versammelte, die Schlüssel der Thore ohne Sträuben auszuliefern rieth, die Rechtgläubigen aber beim Heil ihrer Seele beschwor, ihre ketzerischen Brüder dem Kreuzheere zu übergeben, empörte sich jedes Gemüth über die Schamlosigkeit des Mannes, und

hiess ihn alsobald zurück zu seinem Legaten kehren. Sie würden, vom Hunger überwältigt, betheuerten sie, lieber ihre eigenen Kinder verzehren, als einer so entehrenden Zuflüsterung das Ohr leihen.

Die Gefahr aber, welche der Bischof ihnen vorgestellt hatte, war keine Erdichtung. Rings umher, so weit das Blau des Himmels sich wölbte, nichts als Zelte und Kriegesbanner; kampfbegierige Söldlinge, von keinen Anstrengungen noch ermattet; kriegeskundige Häupter, mit so manchem Lorbeer bereits geschmückt; ein leidenschaftlicher Glaubenseifer, von welchem keine Schonung zu erwarten, kein Erbarmen zu hoffen. Dennoch siegte die Zunge der Redner in der Stadt. Von den Mauern herab liessen die Bürger ihre Speere im Sonnenstrahle blitzen, und verbrüderten einander zu unzertrennlicher Genossenschaft im Gefechte; das Lager draussen war noch nicht aufgebaut, so stürzten die Vertheidiger in unerwartetem Ausfalle schon zu den Thoren hervor, und fielen über die Feinde her. Die Söldlinge dagegen, froh, die Gelegenheit zum Siege von den Einwohnern selbst dargeboten zu sehen, warfen schnell die Werkzeuge des Zeltbaues fort, empfingen die Angreifer mit unbeschreiblicher Wuth, und drängten sie nach kurzer Anstrengung zurück. Das Siegesgeschrei hallte von den Thürmen der Stadt wieder, von den entferntesten Punkten des Lagers rief es die Streiter herbei; ein Jeder wollte Theil nehmen, das Gedränge stieg, von ihren Brüdern wurden die Sieger hinter die Fliehenden her gedrängt, Freund und Feind strömten durch die Thore zugleich in die Stadt. Jetzt war der blutige Auftritt bald entschieden, die Bürger versteckten sich in die dunkelsten Winkel der Häuser,

Kirchen und Kapellen waren mit Weibern und Kindern gefüllt. Ehe noch der Plan zu einem förmlichen Sturme entworfen worden, ehe die Heerführer noch ihr Schwerdt gezogen, war Beziers erobert; das Kreuz auf der Brust hatte Wunder gewirkt, durch ein beispielloses Kriegesglück gab der Heiland sein Wohlgefallen zu erkennen. Da ward der Abt von Citeaux gefragt, nach welcher Vorschrift man nun in der erstürmten Stadt zu verfahren habe; es würden die Ketzer sich für Rechtgläubige ausgeben, und durch die Lüge dem verdienten Tode zu entwinnen suchen. „Schlaget sie nur Alle todt," gab der gottselige Mann zur Antwort; „der Herr wird die Seinigen schon zu unterscheiden wissen." *) Und das Wort trug entsetzliche Früchte; in der Kathedrale allein kamen sieben tausend Menschen um's Leben, das blinde Schwerdt der Mordlust machte zwischen den Glaubensparteien keinen Unterschied; nachdem aber kein lebendes Wesen in der Stadt mehr athmete und die Raubsucht ihren Hunger gestillt hatte, loderten überall die Flammen empor, und begruben die Leichname unter ein trauriges Aschengefilde.

Durch segensreiche Fluren, deren Einwohner aber jetzt in Gebirge und Wälder sich geflüchtet hatten, deren Schlösser und Dörfer, da das Schicksal von Beziers wie eine Todeskunde durch's Land gegangen, von ihren Besitzern verlassen worden, rückte das Heer nach Carcassonne. Die Stadt lag auf einem Felsen, von der Aude umflossen; Mauern und Gräben umgaben sie

*) Caesarius — Mönch des Klost. Heisterbach im Erzbist. Köln — Dialog. de Mirac. V. 21.

sammt ihren beiden Vorstädten. Der Kreuzesschaar ward hier kein so schneller Sieg zu Theil; setzte Graf **Simon von Montfort** an seiner Spitze durch tapferen Heldengeist in Erstaunen, so zeigte der Vicomte, wie bewunderuswerth die Verzweiflung auf dem Kampfplatze sich zu zeigen vermag. Nach acht Tagen steckten die Einwohner selbst die beiden Vorstädte in Brand, und begnügten sich mit der Vertheidigung der Stadt. Da erschien Peter der Zweite, der König von Aragonien, der Lehensherr des Vicomte, und suchte den Frieden zu vermitteln. Der Abt stellte Bedingungen auf, an deren Verwerfung er nicht zweifelte. Er rettete den Schein; Raimund Roger schwur, unter den Mauern der rauchenden Stadt sich lieber zu begraben, als der Willkühr seiner Feinde sich preiszugeben. Jetzt wiederholten sich Angriff und Vertheidigung mit rastloser Heftigkeit, und der Vortheil war meistens auf der Seite der Städter. Das Ausbleiben des Wunderglückes erzeugte ein verzagtes Nachdenken; in der Stadt dagegen begann es der Hitze wegen an frischem Wasser zu fehlen, und so ergriff man von beiden Seiten den Faden der Unterhandlung. Raimund Roger begab sich hinaus in's Lager des Kreuzheeres, dessen Barone sämmtlich für seine Unverletzlichkeit Gewähr geleistet hatten; christliches Mitleid, hoffte er, werde ihn nicht gänzlich sinken lassen, sein Heldenmuth ihm wirksame Achtung verschaffen. Der Abt von Cîteaux indessen glaubte dem Heiland zu dienen, wenn er gegen einen Ketzer die wärmsten Zusicherungen vergass; er liess den Gast mit dreihundert Rittern, seinem Gefolge, gefangen nehmen, und vertraute die Opfer dem Grafen Simon von Montfort an. Die Bürger verabscheuten

einen solchen Feind, und entwichen auf einem heimlichen unterirdischen Wege. Am andern Tage zogen die erstaunten Kreuzzügler in die menschenleere Stadt; der Abt nahm alle Beute für die Kirche in Besitz, und erklärte theils aus Schaam theils um auf wohlfeile Weise ein Grossmüthiger zu heissen, er habe in einem geheimen Vertrage allen Einwohnern einen freien Abzug gestattet.

Das eigentliche Ziel des heiligen Kampfes war erreicht; es gab keinen Mächtigen mehr, unter dessen Fittigen die Brut der Ketzerei zum Wachsthum gedeihen konnte. Aber in Burgen und Schlössern hielt sie sich noch einsam versteckt, unter der Erde hin wuchernd streckte sie ihre Zweige noch durch das ganze Land; umwühlen musste man den Boden, den man reinigen wollte, und so lange noch eine Brust athmete, welche ein ketzerisches Wort predigen konnte, betrachtete der Abt von Citeaux die Aufgabe nur halb gelöst. Er beschloss daher, dem allgemeinen Unternehmen ein ritterliches Oberhaupt zu geben, und durch Ertheilung der erbeuteten Länder jedem Erkalten des Eifers zuvor zu kommen. Aber nicht ganz war unter den Edelleuten der Edelsinn erloschen. Der burgundische Herzog mochte sich durch keinen traurigen Raub bereichern lassen; sein Ausspruch fand Wiederholung. Da wandte sich der Abt an einen Mann nach seinem Sinne, an Simon von Montfort, den Grafen von Leicester. Die Weigerungen von dieser, die Bitten von jener Seite währten als Maskenspiel einige Tage hindurch; darauf hatten Beziers und Carcassonne einen neuen Herrn, der Ketzerkrieg ein neues Streithaupt. Verzagend leisteten ihm die Vasallen des gefangenen Vicomte den Lehens-

eid; Simon von Montfort hiess jetzt das Raubthier, mit dessen Krallen die Kirche ihre heiligen Zwecke zu erfassen suchte. Keine glücklichere Wahl; Simon war ein bewährter Feldherr, klug und habsüchtig, bei seiner Habsucht leidenschaftlich der Kirche ergeben, bei seiner Klugheit jeder treulosen Heuchelei, sobald sie vortheilhaft, fähig. Durch das neue Besitzthum mächtig, konnte er, auch wenn die Uebrigen sich zurück zogen, den Kampf fortsetzen, und in der That hiess er gar bald der Makkabäus seines Jahrhunderts, der Pfeiler des echten Glaubens.

Von den Streitern der Kirche meinten Viele, ihren Pflichten jetzt vollkommen entsprochen zu haben, Andre waren dem neuen Oberhaupte wenig gewogen; beide verliessen die heilige Fahne und zogen heim. Neue Haufen dagegen rückten heran; die Sündenlosigkeit, welche jene sich erfochten, suchten diese gleichfalls zu gewinnen. Und so begann das blutige Spiel von Frischem. Den Anfang machte Simon von Montfort mit dem Vicomte, welchen er im Thurme seines Pallastes zu Carcassonne „an einem Bauchflusse" sterben liess; es ängstigte ihn das allgemeine Mitleid, das dieser unglückliche Fürst weckte, die mannichfachen Stimmen, die lautmahnend sich für ihn erhoben. Der Leichnam ward aller Welt zur Schau aufgestellt, alle Welt wusste, wer die tödtliche Krankheit herbei gerufen hatte. Während dessen ging es auf einen andren Ketzerfürsten los, auf den Grafen von Foix. Pamiers und Mirepoix wurden ohne Anstrengung erobert; der Graf hatte sich in den gebirgigsten Striche seiner Herrschaft zurückgezogen, und erwartete die Hülfe des Winters. Simon von Montfort bemerkte ein Lauwerden des Fanatismus, es

entging ihm nicht, wie verfänglich die allgemeine Stimmung gegen ihn; er war zu klug, um nicht bei guter Zeit inne zu halten, und liess bereitwillig die Friedensboten des Grafen vor sich erscheinen.

Das nächste Jahr (1210) führte neue Kriegerschwärme herbei, Graf Simon schritt zu neuen Eroberungen. Er sah sich vom Glücke begleitet, und gewann selbst mehrere Ortschaften im Gebiete des aragonischen Königs. Beleidigt versagte ihm Peter die Vasallenschaft von Beziers und Carcassonne; er suchte ihn zu demüthigen, und unterstützte die Edelleute des Landes zur Empörung. In jähem Aufstande wurden die Statthalter des Montfort aus Städten und Schlössern vertrieben, viele bluteten unter dem Schwerdte der Rache, der Glanz des gewaltsamen Emporkömmlings hatte bereits sein stärkstes Licht wieder verloren. Während dessen war sein vorzüglichstes Trachten gewesen, gegen Raimund von Toulouse, die Maske gänzlich wegwerfend, Feindseligkeiten zu beginnen; Beschuldigungen waren leicht ersonnen, die willfährigen Priester sprachen aufs Neue den Bann über ihn aus. Raimund hatte seinen Ländern den Rücken gekehrt; er weilte als ein Bittender am Hofe zu Paris und wanderte endlich, die letzte Hülfe durch die letzten Aufopferungen zu erringen, nach der Stadt der sieben Hügel. Der Anblick des Mannes, an dessen Himmel er so furchtbare Wetterwolken empor gerufen, bewegte Innocenz den Dritten zum Mitleid; er nahm ihn mit väterlichem Gnadenblicke auf, reichte ihm trostzusprechend die Hand, und entlastete sein Haupt auf der Stelle vom Fluche des Apostels. Auf einer Kirchenversammlung in seinem Gebiete sollte er von jeder Makel sich reinigen dürfen.

Arnold, der Abt, aber hatte im Herzen dem Grafen von Toulouse Verderben geschworen; Theodosius, ein genuesischer Geistlicher, an Blutdurst ihm gleich, in listigen Ränken sein Meister, unterstützte ihn mit schlauen Trugmitteln. Das Koncilium versammelte sich im berüchtigten Saint Gilles; einer glücklichen Entscheidung gewiss, stellte Raimund sich ein, und nahm das Wort, um vom Vorwurfe der Ketzerei und von der Theilnahme am Morde des Kastelnau, den beiden schwersten Beschuldigungen, durch einen Eid sich zu reinigen. Ungestüm aber ward ihm der Mund geschlossen; arglistig verboten ihm seine geistlichen Feinde den Schwur, „um ihn seine sündenkranke Seele nicht noch mit dem Verbrechen des Meineides belasten zu lassen." Leichenblass brach der unglückliche Graf in Thränen aus, der genuesische Priester verspottete den Weinenden *); jede tröstliche Aussicht verschleierte sich, noch einmal erbebte Raimund vor dem Donnerworte des Kirchenbannes.

Während dessen erlobte der Lärmen des Krieges aufs Neue; die geschäftige Zunge der Mönche hatte in allen Gegenden Frankreichs frische Streiter geworben, Schaar auf Schaar zog nach dem Süden, ein furchtbares Heer versprach die gänzliche Ausrottung des Ketzerthums **). Eine bedeutende Anzahl von Schlössern

*) Wie es überhaupt den geistlichen Machthabern jener Zeiten nicht an Gottesgegenwart gebrach, um ihre blutigen Schritte durch eine Stelle aus der heiligen Schrift zu rechtfertigen, rief auch hier der genuesische Mönch dem weinenden Grafen die Worte des königlichen Psalmensängers zu: „Wie auch die Fluten überschwellen mögen, sie werden nicht zum Ewigen hinauf reichen." — Die unbändige Menge staunte dann über solche Eingebungen des Himmels.

**) Alix von Montmorency, die Gemahlin des Grafen Simon,

gerieth in die Hände der Sieger, und die Grausamkeit versäumte keinen Anlass, sich zu vergnügen *). Minerve, eine Felsenfeste bei Narbonne, von einem Vasallen des vergifteten Vicomte, einem wackeren Krieger, vertheidigt, schien dem neuen Glückeszuge des Montfort Grenzen setzen zu wollen; nach langem vergeblichen Kampfe nahm man den Besitzer im Lager auf, und unterhandelte mit ihm. Doch den Abt von Cireaux dünkten die Bedingungen, welche die Ketzer betrafen, um ihrer Billigkeit willen unbillig; anders, als der Mund ihn aussprach, nahm der Blutdurst den Vertrag. Unter heiligen Kirchengesängen folgte man der Kreuzesfahne in die Stadt, und nahm sie in Besitz. Ergebungsvoll ihr Schicksal erwartend, hatten die Albigenser in zweien Häusern, die Männer in dem einen, in dem andern die Weiber, sich versammelt; sie lagen betend auf den Knien, und sprachen einander muthige Kraft zu. Es traten Priester zu ihnen hinein, die Ketzer verdeckten das Auge, um die Diener der Gräuelkirche nicht zu sehen; man wollte sie zur Bekehrung ermahnen, sie fielen dem Prediger mit ungestümem Lärmen in die Rede; in beiden Häusern zeigte der Irrglaube gleiche Standhaftigkeit. Da wurden Holzstösse aufgethürmt, und die zündenden Fackeln in Bereitschaft ge-

---

Gabte sich durch seinen Kriegesruhm zur Amazonenschaft begeistert; sie war's, die ihm eine der ersten unter diesen Scharen zuführte, und an der Spitze blutlechzender Krieger bis zur Küste des Mittelmeeres ihrem Gatten entgegen zog.

* Nach der Erstürmung des Schlosses Brom liess Graf Simon von Montfort hundert Bürgern die Augen ausstechen und schickte die Unglücklichen, von einem Einäugigen geführt, andren Burgen zu, um den Vertheidigern das Schicksal zu zeigen, welchem sie durch hartnäckigen Widerstand entgegen gingen. (J. B. Langlois Hist. des Croisades contre les Albigeois. Rouen. 1703. 12.)

halten; Männer und Frauen freuten sich des Muthes, welchen der Himmel ihnen lieh; die Flammen loderten in die Höhe, und die Büttel kamen, um die Unglücklichen zu ergreifen; es bedurfte ihres Armes nicht; Männer und Frauen empfahlen ihre Seele dem Ewigen, und stürzten sich in's Feuer. — Das Schloss zu Termes erlebte ein ähnliches Schicksal; die entsprungenen Bewohner wurden in ihren Schlupfwinkeln aufgesucht, und dem Blutdurste der kriegerischen Wallfahrer preisgegeben.

Indessen liess König Philipp August für seinen Lehensmann, den Grafen von Toulouse, mit ernsten Worten sich vernehmen; Peter von Aragonien, sein Schwager, hatte unlängst seine jüngere Schwester mit dem ältesten Sohne des Grafen vermählt, und Pabst Innocenz schien den neuerdings ausgesprochenen Bann durch seinen Stempel nicht heiligen zu wollen. Es forderten daher den Unglücklichen die Legaten nach einer neuen Versammlung zu Arles am jenseitigen Ufer der Rhone, und Simon von Montfort gelobte ihnen seine kriegerischen Kräfte. Graf Raimund erschien mit seinem aragonischen Schwager; er sollte seine Besitzungen erhalten, wenn er sich zu Bedingungen verstand, die ihn aller Kriegesmacht beraubten, ihn um jede Quelle der Einkünfte brachten, eines grossen Theiles seiner Unterthanen beraubten und aus Frankreich für lange Zeit entfernten. Ausser sich vor Staunen und Entrüstung, eilte das Paar aus der Stadt; hinter ihnen her donnerte die Erneuerung des Bannes, Graf Raimund von Toulouse ward als ein Feind der Kirche, als ein Abtrünniger vom wahren Glauben erklärt und all seine Habe dem Ersten, der sie in Besitz nehmen würde,

zugesprochen. Darauf brach das Glaubensheer gegen Lavaur auf, eine feste Stadt, die unter der Herrschaft der Guiraude, einer gräflichen Wittwe, tapfere Gegenwehr leistete; die Gräben schienen nicht auszufüllen, die Wälle nicht zu ersteigen. Doch Simon von Montfort hatte im Kampf gegen die Sarazenen die Kunst der Belagerung, so weit sie in jenen Tagen reichte, glücklicher als irgend ein Andrer erlernt; seine Katze, ein hölzernes Sturmgebäude, dem Widder der Alten ähnlich, stiess gegen die Mauern und öffnete Lücken; die Feste ward erstürmt, und die Vertheidiger bluteten unter den heiligen Schwerdtern; die ketzerischen Edelfrauen starben des Flammentodes, die Gebieterin selbst ward in einen Brunnen geworfen und dieser mit Steinen gefüllt. — Wir schaudern zu solchen Gräueln, aber wir kennen die finstre Kinderstube nicht, in welcher jenes Menschengeschlecht heran wuchs, wir ahnen die Gewalt des Aberglaubens nicht, der frühzeitig eingeimpft mit dem Blute gleichsam durch alle Adern floss, nicht die Zauberkraft der priesterlichen Sturmpredigt, wie sie die Thore der himmlischen Seligkeit öffnete und die Leichen der Ketzer zu Stufen machte, auf denen der fromme Christ am sichersten hinan stieg. Sie waren nicht Alle Frevler, die Würgengel der armen Albigenser, und gar Mancher, der einen Ketzerknaben, bei den Füssen ihn ergreifend, in die Flammen schleuderte, trug gegen andres Elend ein empfängliches Herz in der Brust und führte nicht mit Unrecht den Namen eines tugendsamen Mannes.

Nach so gelungenen Unternehmungen rückte man gegen Toulouse. Es hatten sich in dieser volkreichen Stadt zwei Parteien gebildet, die schwarze und die

weisse Gesellschaft; jene verfolgte die Irrgläubigen, sie sprach, nach der Obrigkeit nicht fragend, über die Schuldigen das Urtheil aus und riss ihre Häuser nieder; diese verlangte Schonung, und traf mit der Geguerin in häufigen Gefechten zusammen. Der Bischof von Toulouse, ein trefflicher Geselle des Abtes von Citeaux, schirmte mit Worten und That die Verfolger, entflammte ihren Eifer zu wüthender Schwärmerei, und suchte die Stadt zum unangesteckten Hauptsitze des reinen Glaubens zu machen. Es gelang jedoch dem Grafen, die Gemüther der Stadt zu beruhigen, und ihnen vorstellend, was selbst die Rechtgläubigsten von den Kreuzsoldaten zu erwarten hätten, einen trengemeinten Frieden zu erwirken. Eben dieses Friedens wegen sprach der Abt von Citeaux über die Bürger von Toulouse den Bannfluch aus. Um so kräftiger verbanden sich die Einwohner zu heldenherziger Gegenwehr; die Stürme wurden zurück geschlagen und Simon von Montfort sah sich genöthigt, sieglos der Stadt den Rücken zu kehren. Durch Raub und Verwüstung rächte er sich in anderen Gegenden; das schöne Land der Liebeshöfe und der fröhlichen Feste ward in eine schweigende Trümmerebene verwandelt; wo das Lied der Troubadouren gellötet, ächzte in Wäldern und Thalschluchten die Angst der geflüchteten Unschuldigen. Doch alle Wut half nichts; der Feldzug brachte dem Grafen Simon nur dürftige Lorbeern; um Raimund von Toulouse aber sammelten sich der Getreuen viele, manches Schloss ward wieder gewonnen, und der Entschluss verzweifelter Tapferkeit, zu welchem er schon längst hätte greifen sollen, schien erfreuliche Früchte zu tragen.

Um

Um diese Zeit riss das Schurkenband, welches bisher den Abt von Citeaux mit dem Grafen von Montfort verbrüdert hatte. Ueberzeugt, dass die meisten Prälaten des Landes die Ketzer und ihren Glauben beiweitem so glühend nicht hassten, als die Kirche es verlangte, hatte man verschiedene, den Einen durch Redekunst, durch Drohungen den Andren, von ihren Sitzen zu steigen bewogen; mancher kam der Gewalt zuvor, und entsagte freiwillig einer Würde, die nur unter ungebührlichen Bedingungen zu behaupten. Auch Berengar, der Erzbischof von Narbonne, legte die Mitra nieder; seinen Stuhl bestieg der Abt Arnold von Citeaux, nahm im Zuge des Hochmuts den Titel eines Herzogs von Narbonne an, und liess sich von den Baronen der Umgegend die Huldigung leisten. Montfort sah seinen geistlichen Freund in einen weltlichen Nebenbuhler verwandelt; die Eifersucht zernagte den Bund, und diesem Missverhältnisse mag es zugeschrieben werden, dass der Abt mit einer Schaar von Abentheurern (1212) nach Spanien eilte, um dort den erliegenden Christen gegen die Mauren beizustehen. Aber in Plünderungen allein bestand der Heldenruhm dieser wilden Rotte; auch kehrten sie bald zurück, der rettende Sieg von Tolosa ward ohne ihre Hülfe erfochten.

Doch andere Kriegeshaufen, von anderen Bischöfen gefühlet, kamen aus dem Norden; Graf Simon von Montfort fühlte die Arme seiner Gewalt sich vervielfältigen. Im Gebiete von Agen wurden katholische Gemeinden überfallen und geplündert, den Einwohnern von Brissac das Leben nur zugestanden, wenn sie ihre Besatzung selbst um das Leben gebracht hätten; in einer Ständeversammlung endlich ward zu Pamiers die Verfassung

der eroberten Lande unter Simon von Montfort geordnet. — Graf Raimund von Toulouse aber hatte sich zu seinem Schwager begeben, und länderlos fast den Beistand der Barmherzigkeit angefleht. Die aragonischen Gesandten sprachen zu Rom kräftige Worte; Innocenz begriff, dass er durch die Berichte seiner Sachwalter, in Uebereinstimmung erdichtet, hintergangen worden; er fühlte, wie die Männer, denen er eine so ausgedehnte Vollmacht vertraut, zu gefährlicher Grösse emporgewachsen, wie die Verfolgung, die er gegen die Ketzer angeordnet, in einen Zerstörungskrieg für den ganzen französischen Süden ausgeartet, wie seinem Namen der Hass der Mitwelt und der fluchende Abscheu kommender Jahrhunderte drohte. Da langten Briefe aus Rom an, wie die Legaten sie nicht erwarteten; die Ermordung des Vicomte von Beziers, die Vermischung der Schuldlosen mit den Sündern, der Hochmut der geistlichen, die Habsucht der weltlichen Häupter, die taube Grausamkeit gegen den Grafen von Toulouse und die beleidigenden Schritte gegen den König von Aragonien — es waren zermalmende Vorwürfe, und die Sprache, in welcher sie grollten, gab ihnen noch eine weit niederschlagendere Kraft. Simon von Montfort erhielt gleichfalls herbe Verweise, den Kreuzpredigern ward Stillschweigen geboten, die Quellen des Elends sollten nicht von Neuem mehr eröffnet werden, und um des Grafen Raimund willen ein Concilium sich zu Lavaur versammeln. Schon aber waren die Priester dem Grafen Simon von Montfort durch Pfründen und Schenkungen mit Leib und Seele ergeben; es weigerten sich unverhohlen fast alle, die Rechtfertigung des Raimund von Toulouse, des allein schuldigen Jammerstifters, an-

zuhören; gemeinschaftlich und einzeln schrieben sie dem heiligen Vater bestürmende Briefe, und drangen auf die Zerstörung von Toulouse, dem Höllensitze der ketzerischen Pest. Aber auch die Stimmen des weltlichen Aberglaubens erhoben sich ungestüm gegen das Gebot der Schonung; Innocenz der Dritte erschrak über den allgemeinen Ruf; furchtbarer, als es seine Absicht gewesen, loderte der Brand des Verderbens, dessen Gluten er geschürt hatte. Jüngst noch den Vorwurf der Grausamkeit fürchtend, lief er jetzt Gefahr, eines eiferlosen Glaubens beschuldigt zu werden. Während er aber, in seinen Entschlüssen schwankend, auf die christliche Welt ängstlich hinabblickte, hatte den Kreuzfahrern die Göttin der Schlachten einen glänzenden Sieg verliehen.

Peter von Aragonien, des Schwerdtes eben so mächtig als der Zither, hatte seine Kriegshaufen zu den Schaaren seines Schwagers stossen lassen, und rückte, mit den Freunden desselben verbunden, dem Heere des Montfort entgegen. Müret, ein Schloss an der Garonne, durch dessen Besatzung das nahe Toulouse empfindlich litt, sollte mit Sturmeskraft erobert werden. Aber die Spanier waren den feindlichen Streitern wenig gewachsen, dem Anlauf der schwergeharnischten Reiter widerstand das Fussvolk nicht; Simon von Montfort schlich aus der Feste, als suchte er zu entkommen, drehte sich aber mit raschem Ungestüm gegen die Feinde und drängte siegreich sie zurück; König Peter, der beim Beginne der Schlacht, die Kreuzessoldaten verachtend, noch an der Tafel gesessen, sank, von Pfeilen durchbohrt, zur Erde; die Wellen der Garonne rötheten sich vom Blute der Besiegten.

Innocenz der Dritte aber sandte einen neuen Legaten, den Kardinal Peter von Benevent, einen milderen, dem Erbarmen zugänglicheren Priester. Er nahm verschiedene Barone wieder in den Friedensschoss der Kirche auf, und wenn der Vertrag sie auch fast ganz seiner Willkühr überliess, zeigte er doch einen menschlichen Sinn, doch dem Scheine nach keine wortbrüchige Schurkenhaftigkeit. Auch Raimund, welcher mit seinem Sohne seit einiger Zeit als einfacher Bürger zu Toulouse lebte, sollte die Wirkung der neuen Gnade empfinden. Es war eine tückische Gewittersonne. Neue Kreuzesrotten langten an, und während der Kardinal die Barone freundschaftlich in Narbonne zurück hielt, fielen die bekreuzten Soldlinge über ihre Lande her. Doch auch dieser Verrath, von Geschichtschreibern als ein frommer Betrug gepriesen *), brachte wenig Gedeihen; zu Montpellier, in welches er sich während einer dortigen Prälatenversammlung an der Hand des Kardinals geschlichen hatte, wäre Simon von Montfort in einem Auflaufe der Bürger, die freiheitliebend gegen seine Herrschsucht sich sträubten, beinah um's Leben gekommen. Nichts desto weniger erklärten ihn die Prälaten zum Fürsten der Stadt Toulouse und aller übrigen Eroberungen.

Deckten auch jetzt alle Ketzer fast als Leichen die Gefilde Südfrankreichs, hielten die Kreuzprediger mit ihren Ermahnungen dennoch nicht inne. Ludwig, der französische Thronerbe, gesellte sich selbst endlich den Glaubenskriegern, und begab sich, von vielen edlen Rittern begleitet, nach Lyon. Erschrocken, da sie die

*) Peter von Vaux-Cernay a. a. O.

Sinnesweise des jungen Fürsten nicht kannten, eilten Graf Montfort und der Kardinal ihm entgegen; jener wich nicht aus seiner Nähe, dieser suchte ihn für die Grundsätze der Kirche zu bilden. Aber wie in England zeigte Ludwig auch hier wenig Selbstständigkeit, noch weniger Nachdruck; er kam und ging, ohne eine bedeutende Spur seines Daseyns hinterlassen zu haben. Raimund lebte mit seiner Familie, ungewissen Schicksals, zu Toulouse, und die Obrigkeit der Stadt hatte sich überreden lassen, für ihren Gehorsam gegen die Kirche zwölf Bürgermeister als Geisseln den Händen ihres Bischofs zu überliefern.

Zehntes Kapitel.

Am ersten November des Jahres tausend zwei hundert und funfzehn setzte sich zu Rom die grosse Kirchenversammlung, die zwölfte allgemeine, seit der christliche Glaube über die Götterwelt der Heiden gesiegt, im römischen Lateran die vierte. Wo einst die Abgeordneten unzähliger Völker zusammen getreten, um aus dem Munde der Konsuls oder des Cäsars die Schicksalsbestimmung ihres Landes zu empfangen, hielten jetzt, unter dem Vorsitze eines Innocenz, an fünfhundert Bischöfe gemeinsamen Rath, wie die Kirche Christi von ihren Schäden geheilt und das Vaterland des Glaubens der sarazenischen Herrschaft entrissen werden könnte. Die Patriarchen von Konstantinopel und Jerusalem, jetzt als lateinische Priester der römischen Tiara huldigend, waren gegenwärtig; die Patri-

archen von Antiochien und Alexandrien, jener von Krankheit zurück gehalten, dieser von den Mahometanern zu tyrannisch bedrängt, hatten ihre Stellvertreter gesandt. Unzählige Fremde, eine solche Versammlung unter einem solchen Oberhaupte zu sehen begierig, füllten die Stadt und umwimmelten die Palläste; am ersten Tage schon ward im Gedränge ein Bischof erdrückt *). In der Rede, mit welcher der Pabst die Verhandlungen des Konciliums eröffnete, zergliederte er mit Umsicht die Missbräuche, dadurch die Geistlichkeit, bei den Laien sich Hass und Verachtung erwerbend, zu Abfall und Irrglauben Veranlassung gegeben; er klagte bewegt über die Gebrechen, davon der Altar der Kirche entstellt und besudelt dastehe, er zeigte die Nothwendigkeit einer Umwandlung, und forderte bei diesem Werke seine Amtsgenossen zu thätigem Miteifer auf. Dass er aber die belebende Seele der Versammlung, das bewegende Triebrad, die übrigen Häupter alle hingegen wenig mehr als der zustimmende Nachhall seines Rufes, fühlten sie wie er, fühlten die Gegenwärtigen wie die Abwesenden, und so sind die siebzig Satzungen dieser Versammlung, denen die Bischöfe die Bestätigung ihres Namens gegeben, einzig und allein das Werk des Pabstes, den Unterzeichnenden vor der Sitzung schon dargelegt und empfohlen **).

*) Innocenz beklagte ihn schmerzlich und liess ihm ein marmornes Grabmahl setzen.

**) Indessen zeigen die authentischen Akten dieses Konciliums keine Unterschriften; auch sind die Schriftsteller in der Zahl der Canonen nicht einig. Mancher Bischof war mit den Satzungen durchaus nicht zufrieden, und da sie von Innocenz allein entworfen worden, galten sie Vielen nur als seine Dekrete. So nannte sie auch Pabst Gregor der Neunte, ein Anverwandter des Innocenz, der sie an's Licht der Welt förderte.

Auch Graf Raimund und sein Sohn fanden zu Rom sich ein, und klagten, von vielen andren Grafen und Baronen begleitet, über Montforts Ländergier und Schonungslosigkeit, über das Elend und den Jammer des südlichen Frankreichs. Manche Stimme erhob sich im Lateran für sie, redete mit Abscheu von den gräuelvollen Ereignissen, und rief Wehe über die Thaten des Abtes von Citeaux, wie des Bischofs von Toulouse. Auch Innocenz der Dritte führte das Wort der Menschlichkeit, und sprach gerührt für den Grafen, welcher der Kirche ja jede Gewehr seines Gehorsams gegeben und gegen seine eigenen Unterthanen das Schwerdt des Glaubens gezückt habe. Aber auch hier gährte der Fanatismus zu ungestüm in den Gemüthern; Graf Raimund von Toulouse, beschloss er in seiner blinden Erbarmungslosigkeit, sollte die Lüfte Languedoks nicht mehr athmen, Graf Simon von Montfort der Herrscher in Toulouse seyn und die übrigen eroberten Länder als den Lohn seines Eifers besitzen. Doch ward so viel erlangt, dass der Gemahlin des Raimund, einer echtkatholischen Frau, ihre eingebrachten Güter verblieben, dem jungen Grafen aber wenigstens die Grafschaft Venaissin und die Markgrafschaft der Provence erhalten wurden. Der Jüngling, schön von Gestalt und liebenswürdig an Sitten, von den Unterthanen seines Vaters als ein theures hoffnungsvolles Haupt betrachtet, hatte auch die Neigung des heiligen Vaters mächtig gewonnen; Innocenz verbarg ihm seine Zärtlichkeit bei'm Abschiede nicht, er ermahnte ihn, niemals durch fremdes Gut seine Hände zu befreveln, sein eigenes aber mit standhaftem Muthe zu behaupten. „Das werde ich," erwiederte der junge Fürst mit blitzenden Augen;

„kein Herrscher auf Erden soll mich zurückhalten, jenem Simon von Montfort mein väterliches Erbe wieder zu entreissen." — „Wenn das eure Absicht," soll der heilige Vater erklärt haben, „so schenke Euch der Herr des Himmels Gnade und Kraft, dass Ihr es gut beginnen und besser noch es ausführen möget."

Der Wunsch des Pabstes ging in Erfüllung. Heimgekehrt in seine Lande, sah sich der Jüngling von den Unterthanen seines Vaters mit offenen Armen empfangen; je trauriger sie unter der Zuchtruthe des Grafen von Montfort, den sein Freund, der Abt von Citeaux, bereits mit dem Bannfluche belegt, zu seufzen hatten, desto thätiger kamen sie dem alten Herrschergeschlechte entgegen. Toulouse ward belagert, und Simon von Montfort durch einen geschleuderten Stein erschlagen; entseelt sank er auf den Boden, den er so viele Jahre hindurch mit unschuldigem Blute getränkt hatte. Amalrich, sein Sohn, suchte sich in den Erwerbungen des Vaters zu behaupten, besass aber weder dieselbe Schlauheit, noch dieselbe Kriegergrösse; der junge Raimund, der siebente dieses Namens nach dem Tode seines Vaters, zeigte ihm einen unermüdlichen Gegner und errang wirklich sein Erbe. Als endlich Ludwig der Achte, der Nachfolger Philipp Augusts, nach einer Regierung von wenigen Jahren gestorben und Ludwig der Heilige den französischen Thron bestiegen, ward nach zwanzigjährigem gräuelreichem Kriege (1229) ein Friede geschlossen, welcher mehr als billig der Krone Frankreichs wucherte. Dem einen bedeutenden Theil seiner Grafschaft musste Raimund der Siebente ihr abtreten; was man ihm liess, besass er nur gleich einem Verwalter — denn man hatte ihn genöthigt, seine Tochter,

die einzige Erbin seiner Staaten, dem Grafen von Poitou, dem Bruder des Heiligen, zu vermählen, und wenn diese Ehe kinderlos bliebe, der französischen Krone das Erbe zu bestimmen.

So hatte der Glaubenseifer das Licht der Aufklärung, welches im südlichen Frankreich zu schimmern begonnen, durch Ströme Blutes gedämpft; die wenigen Ketzer, die einzeln zerstreut noch in entlegenen Gebirgen lebten, kehrten nicht wieder zurück, die irrgläubige Begeisterung ward durch keinen Lehrer mehr geweckt. Die Kirche genoss ihre Siegesfreude, das Geburtsland der Aufklärung lag verwüstet und menschenleer. Petrus hatte gezeigt, wie furchtbar er jede Erschütterung seiner Lehre strafe *). Unter einem andren Himmel musste die Morgenröthe eines besseren Glaubens erwachen und ehe sie unbewölkt ihren Schimmer verbreiten konnte, mehrmals noch wieder erlöschen; sie blitzte in England unter Wiklef auf, sie dämmerte mit plötzlichem Glanze unter Huss in Böhmen, die Sonne selbst aber ging erst in Wittenberg auf, und nachdem Kalvin sie auch in Frankreich entschleiert hatte, keimte die gesundere Lehre unter verwandelten Verhältnissen auf der blutgetränkten Flur der Albigenser wieder.

Indessen hatte die lateranische Kirchenversammlung dem Unwesen der Kreuzfahrerschaft gegen die Ketzer seine Grenze gesetzt; es durfte für die Führung des heiligen Schwerdtes kein Ablass mehr gepredigt wer-

*) Durch den Krieg gegen die Albigenser hörten die Provenzalen auf, ein eigenthümliches Volk zu seyn, so wie auch der Einfluss der aragonischen Könige über einen grossen Strich des südlichen Frankreichs ein Ende nahm. (Sismonde de Sismondi Hist. de Franc. tom. VI.

den, keine bekreuzte Abentheurerschaar mehr nach dem Süden Frankreichs ziehen. Dagegen fand man es für nöthig, über die Reinheit des Glaubens sorgfältiger zu wachen, um gegen neue Keime der Ketzerei, bevor sie noch sich entwickelt, gewissenhaft auf der Hut zu seyn; man hatte sich überzeugt, von wie durchgreifender Wirkung in dieser Hinsicht die Gewalt der Ketzerrichter gewesen, die keinem Bischof eines Landes unterworfen, wie einflussreich die Geschäftigkeit der Mönche, welche von Dominikus, dem Spanier, in eine Ordensgemeinschaft versammelt, den reinen Glauben predigten und vor Abwegen warnten. Daher erhielt dieser Predigerorden den Auftrag, überall die heilsame Thätigkeit seiner Zunge wirken zu lassen; daher beschloss man, in allen Reichen der Christenheit, vorzüglich aber in dem verdächtigen Süden Frankreichs, Priester anzustellen, welche die Pflanze des Christenthumes pflegend, jeden Irrgläubigen aufsuchten und wenn seine Bekehrung nicht erwirklich, ihn dem weltlichen Strafgericht übergäben. Doch erst nach dem Frieden des Grafen Raimund mit Ludwig dem Heiligen wurden auf einer Prälatenversammlung zu Toulouse Verordnungen erlassen, die zu einem gesetzlich eingerichteten Ketzertribunale führen konnten. Die eigentliche Aufstellung eines solchen Tribunales, von Innocenz dem Dritten durch Bevollmächtigung jener Legaten gleichsam nur angedeutet, geschah unter Gregor dem Neunten, dessen furchtbarkluge Wahl den Orden der Prediger, der nimmer schlummernden Gewissenswächter, zu diesem Amte erlas. Dieses Pabstes Werk erst ist die Inquisition, welche das sanfte menschenfreundliche Gesetz des Heilands in eine herzlose Blutlehre verwandelnd,

den Süden Europa's mit Thränenkammern und Marterkerkern füllte, die Freiheit des menschlichen Geistes lange Zeiten hindurch in ehernen Banden hielt, und die frevelhaftesten Lüste mit dem Eifer für den Glauben ummäntelnd, den Schuldlosesten, den tugendhaftesten Mann dem Racheplane seiner Feinde blosstellte.

Vor den versammelten Vätern zu Rom erschien auch Friedrich der Zweite, der junge deutsche Kaiser. Wiewohl vom heiligen Vater in seiner Würde bereits anerkannt, musste er sich hier, vor dem höchsten geistlichen Tribunale, dennoch einer Art von gerichtlicher Prüfung unterwerfen. Zugleich aber fanden sich auch die Abgeordneten der Mailänder ein, welche den Gedanken nicht ertragen konnten, einen Hohenstaufen wieder auf dem Kaiserthrone zu sehen, und deshalb in der Versammlung für Otto von Braunschweig das Wort führen liessen. Der Erzbischof von Palermo sprach in Friedrichs Namen, der Wortwechsel ward lebhaft, der gegenseitige Hass mochte seine Ausdrücke nicht mässigen, und so lärmten Reden in der Sitzung, über deren Roheit wir heute erstaunen. Am zügellosesten tobte der Markgraf von Montferrat, der gegen Otto sich die ehrenrührigste Schimpfworte erlaubte, und indem er behauptete, der Nichtswürdige habe den jungen Friedrich einen Pfaffenkönig genannt, die Stimmung des Konciliums um so gewisser auf seine Seite zu neigen suchte. Des Haders war kein Ende, der Streit erbrauste immer heftiger, die Wortführer setzten jede Sitte aus den Augen, und nöthigten den Pabst durch ihre Ungeberdigkeit, die Versammlung zu entlassen. Otto von Braunschweig hatte sein Heil zu unbesonnen verscherzt; Friedrich ward als deutscher Kaiser von Innocenz dem

Dritten bestätigt, musste aber vorher das Versprechen leisten, dass sein Sohn Heinrich, der gekrönte König von Sicilien, der väterlichen Gewalt entbunden, von der römischen Kirche allein seine Insel zum Lehen empfangen sollte; bis er mündig, würde ihm der Pabst, sein Vormund, den Erzieher wählen. Kaiser und Pabst trennten sich in Frieden, und ihr freundschaftliches Verhältniss trübte keine Störung.

Eine der wichtigsten Satzungen dieses Konciliums betraf das heilige Abendmahl. Da Christus, mit seinen Schülern zu Tische sitzend, nach morgenländischer Sitte das Brod gebrochen, das ein Sinnbild seines Leibes seyn sollte, während der rothe Wein sein Blut vorstellte, setzten die Christen bei den gemeinschaftlichen Liebesmahlen diesen Gebrauch fort. Allmählig legte man dem Brod und dem Wein des heiligen Mahles höhere Eigenschaften bei; jenes wurde durch die Weihung von Priesterhand zum göttlichen Leibe, dieses zum göttlichen Blute des Erlösers. Diese Verwandlung, zuerst von Paschasius Radbert als ein Lehrsatz des christlichen Glaubens aufgestellt, hiess die Transsubstantion. Es fehlte nicht an Männern, welche gegen eine solche Lehre mit eifrigem Widerspruch sich erhebend, sie für abgöttischen Aberglauben erklärten und deutlich genug erwiesen, wie fremd sie den ersten unverfälschten Zeiten des Christenthumes gewesen; Berengar von Tours, der freimüthige Märtyrer der Wahrheit, bestritt mit fruchtloser Anstrengung das Dogma, und musste, der gewöhnlichen Meinung nach, zum Widerrufe sich bequemen; auch Rhabanus Maurus bekämpfte es vergebens; es fand im Laufe der Zeiten immer zahlreichere Anhänger, und ward von

mehreren Kirchenversammlungen als rechtgläubige Lehre bestätigt. Pabst Innocenz der Dritte ging weiter; die Ketzer im südlichen Frankreich hatten auch hieran mit ihrem Irrglauben sich vergriffen, und das heilige Abendmahl zu seiner ursprünglichen einfachen Sinnbildlichkeit zurück geführt; durch um so strengere Gesetze glaubte der Pabst das Dogma gegen jede neue Verletzung schützen zu müssen. Durch ihn erhielt es eine unantastbare Gültigkeit in der ganzen christlichen Kirche, die Verwandlung des Brodes und des Weines in den wirklichen Leib und das Blut des Heilands ward als ein Werk der göttlichen Allmacht erklärt; von jetzt an konnte Niemand sich gegen den Glaubenssatz mit einem Zweifel regen, ohne das gefährliche Schandmahl der Ketzerei an sich zu tragen *).

Auch die Beichte erhielt die Kraft eines Sakramentes, die ein und zwanzigste Satzung des Konciliums erhob sie zur unerlässlichen Pflicht eines rechtgläubigen Christen. Der Stifter des Glaubens hatte sie nicht geboten, aus den heiligen Schriften liess sie sich nicht erweisen. Doch die Gebrechlichkeit der menschlichen Natur, die durch ein Bekenntniss der Sünde sich erleichtert fühlt und vom Lehrer Tröstung erwartet, schien endlich in der christlichen Gemeinde die Beichte nothwendig zu machen; wer sich schwerer Vergehungen bewusst war, legte vor seinen versammelten Mitbürgern öffentlich ein Bekenntniss der Reue ab; gewöhnlich war es schriftlich aufgesetzt, und der Büssende selbst las es her. Im fünften Jahrhunderte empfahl Pabst

*) Joh. Georg Walch Exercit. de Hist. Transubst. Pontif. in ejus Miscellan. sacr. Amstel. 1744. 4.

Leo der Grosse ein geheimes Bekenntniss der Sünden, unter dem Siegel der Verschwiegenheit dem Priester anvertraut; durch solche Beichte reinigte man sich von seinen Vergehungen, und bereitete sich zum Genusse des heiligen Mahles vor; der Priester sprach den Bekenner von seiner Sündenlast frei, oder legte ihm fromme Werke, Gebete oder Almosen, Messen oder Pilgerschaften, als Büssung auf. So entstand die Ohrenbeichte; sie war aber weder durch eine gebietende Vorschrift ausgesprochen, noch zu einer nothwendigen Glaubenshandlung erhoben worden. Verordnet wurde sie erst durch die vierte lateranische Kirchenversammlung; der Kanon Innocenz des Dritten „Omnis utriusque sexus" — alle Menschen beiderlei Geschlechtes — erklärte, was bisher eine fromme Gewohnheit gewesen, zur strengen Schuldigkeit, vor deren Vernachlässigung mit den härtesten Drohungen gewarnt ward. Die Ohrenbeichte ward ein mächtiger Hebel für die Macht der Kirche; der Einfluss des Priesters auf seine Gemeinde liess sich kaum berechnen, die Abhängigkeit der Laien war vollendet, die Kirche sah sich im Besitz der schwierigsten Geheimnisse, unumschränkter als bisher beherrschte sie das Gewissen der Menschen, Beichtväter wurden die kräftigsten Sachwalter des Vatikans, das Recht zu binden und zu lösen liess sich jetzt in weit grösserem Umfange ausüben *).

Es war die vierte Kirchenversammlung im Lateran der Entstehung neuer geistlicher Orden nicht gewogen;

---

*) Jac. Boileau Hist. confess. auric. Par. 1684. 8. — Joh. Val. v. Eybel, Was enthalten die Urkunden des christl. Alterth. von der Ohrenb. Wien. 1784. 8. — eine Schrift, die damals viele Gegenschriften in der katholischen Kirche veranlasste.

man hatte sogar deutlich sich ausgesprochen, dass Niemand eine neue religiöse Gesellschaft — „religionem" nach dem herrschenden Sprachgebrauch — ersinnen sollte; wer im Herzen den heilsamen Drang empfände, ein gottgefälligeres, dem weltlichen Wechsel weniger unterworfenes Leben zu führen, der möchte an eine der bestehenden sich anschliessen. Dennoch gab Innocenz der Dritte zweien geistlichen Orden das Leben, welche in wenigen Jahren, alle früheren überflügelnd, das wackerste Streiterheer der Kirche bildeten, dem Glauben mit furchtbarer Geschäftigkeit dienten, und bis eine schlauere Gesellschaft, die Jünger des Ignaz von Loyola, zusammen getreten, einen kaum zu berechnenden Einfluss auf ihr Zeitalter übten. Es waren der Predigerorden des Dominikus und der Bettelmönchorden der Franciskaner.

Der Spanier Domingo, aus dem Hause Guzman, zu Calorveja, einem altkastilischen Flecken geboren, hatte frühzeitig sich einem schwärmerischen Glauben überlassen und als Büssender bereits in einem Alter gelebt, wo er kaum noch gesündigt haben konnte. Er erhielt die Priesterwürde durch den Bischof von Osma, und durfte ihn auf einer Reise nach Rom begleiten. Der Rückweg führte das Paar nach dem südlichen Frankreich; wie sie dort die Ansichten der Bekehrer verändert haben, ist berichtet worden. Mit dem Eifer des Dominikus liess kein zweiter sich vergleichen; bei Tag und Nacht, in Kälte und Hitze tönte seine Predigt. Nach der Ermordung Peters von Kastelnau gerieth auch er in vielfache Gefahr; er suchte den Märtyrtod, doch war er noch nicht reif dazu, sagt seine älteste Lebens-

geschichte *). Bald sammelten sich Freunde und Gehülfen um den thätigen Mann; zwei Brüder aus Toulouse, zur Gesellschaft bereits gehörend, schenkten ihr ein Haus in ihrer Vaterstadt. Nachdem endlich die grosse Kirchenversammlung berufen worden, begleitete der Prediger den berüchtigten Bischof von Toulouse nach Rom; seine Verdienste fanden zahlreiche Zeugen, alle frommen Christen wünschten ihn an der Spitze eines predigenden Ordens zu sehen, und so erfüllte endlich der heilige Vater, durch ein göttliches Gesicht, wie man zu erzählen nicht ermangelte, bewogen, seine Bitte. Er sollte zum gottseligen Ordensleben sich eine der bestehenden Regeln wählen, und die Verfassung der neuen Gesellschaft im Vatikan vorlegen. Nach Frankreich zurück gekehrt, wählte Dominikus die Vorschriften des Augustinus, des wortbegabten Predigers; er fügte verschiedene strenge Gesetze hinzu, und begründete so den Orden der **Dominikaner**, vor deren Späheraugen kein Christ von zweifelhaftem Glauben sicher, unter deren Händen so zahlreiche Scheiterhaufen empor gelodert, durch deren entsetzlichen Eifer die Marterkammern der Inquisition mit jammernden Schlachtopfern gefüllt worden.

Während dessen gelangte auch **Franciskus von Assisi**, im Herzogthume Spoleto, zur Vaterschaft eines heiligen Ordens. Frühzeitig ein einsam beschauliches Leben führend und nachdem er jedem Besitzthum entsagt hatte, von seinen Mitbürgern für wahnsinnig ge-

*) Von Jordan, seinem Schüler und Nachfolger als General des Predigerordens in Quetif und Echard. Scriptor. Ordin. Praedic. Par. 1719. f. tom. I.

gehalten, von seinem Vater selbst als ein Tollhäusler verfolgt, pflegte er die Kranken, unterzog sich an ihrem Lager den widrigsten Diensten, lebte von Almosen, und schrieb dieselbe Lebensweise den Bewunderern, die sich ihm anschlossen, vor. Auch der Heiland und seine Apostel, behauptete er, hätten durch milde Gaben ihr Leben gefristet. Endlich stellte er sich dem heiligen Vater vor; Innocenz wies den schmutzigen Bettler zurück, ward aber bald durch eine himmlische Erscheinung des Besseren belehrt, und bestätigte ihn als den Stifter einer neuen Gesellschaft, welche nicht, wie die bisherigen, durch ihrer Hände Arbeit sich Unterhalt erwerben, sondern bettelnd von frommen Spenden leben sollte *). Dem berühmten Bettler ward auf seiner Reise durch Italien eine allgemeine Verehrung; seine Frömmigkeit belohnte der Himmel durch eine reiche Wunderkraft, er that es allen bekannten Heiligen zuvor und trug endlich an seinem siechen Körper die Wunden des Erlösers. Der heilige Vater ertheilte ihm seinen Segen zur Verbreitung des christlichen Glaubens in Afrika; doch von Krankheit zurück gehalten, erschien er zu Rom während der Kirchenversammlung, und sah hier seinen Orden von Innocenz dem Dritten feierlich

---

* Als Franciskus sich zuerst dem Innocenz dargestellt, erzählt Matthäus Paris, sagte dieser: „Geh, Bruder, und suche Schweine auf, mit denen Du mehr Aehnlichkeit als mit Menschen hast; wälze Dich mit ihnen in Pfützen herum und bringe, indem Du ihnen deine Regel übergiebst, gegen sie deine Predigerpflicht in Anwendung.“ Franciskus vereinigte sich, ging und that, wie der heilige Vater ihm befohlen. Dann zeigte er sich ihm, und sprach: „Herr, ich habe gethan, wie Du geboten; erhöre nun auch meine Bitte.“ Innocenz, von dem seltenen Beispiele des Gehorsams überrascht, liess ihn erwachen, behandelte ihn mit Ehrfurcht und erfüllte seine Bitte.

genehmigt. Auch der weibliche Franciskanerorden, der unter der heiligen Clara sich gebildet, erhielt seine Bestätigung *).

Die früheren Ordensgesellschaften hatten die Andacht der Menge befördert, hatten Bewunderung gefunden und die fromme Freigebigkeit in Bewegung gesetzt, wurden aber alle bald durch diese Beiden verdunkelt. Die neuen Vorzüge verschafften ihnen in den Augen der Laien eine blendende Heiligkeit, beim Klerus gaben ihnen die neuen Verdienste einen unschätzbaren Werth. Im Schoosse der beiden Gesellschaften erstanden büssende Heilige und angebetete Wunderthäter, Prediger und Bekehrer, Ketzerverfolger und Verbreiter des Christenthums in entfernten Erdstrichen, Philosophen und Gottesgelehrte, Staatsmänner und Gesandte, Beichtväter und Gewissensräthe, Universitätslehrer und Schriftsteller. In Eifersucht und Hader gegen einander aufbrausend, oft selbst in ihrer eigenen Körperschaft durch Meinungen und Parteien getrennt, unter der Leitung des Pabstes aber vereinigt, haben Beide fast drei Jahrhunderte hindurch mit bewundernswürdigem Einfluss ihr kirchliches Ansehen behauptet **).

---

* Der vorzüglichste Biograph des Franciskus von Assisi ist Bonaventura, ein berühmter Heiliger des Ordens und Theologe des dreizehnten Jahrhunderts. Nach dem Lucas Wadding, einem irländischen Franciskaner.

** Helyot, gleichfalls ein Franciskaner, Hist. des ordres monast. t. 3. — Dominikus und Franciskus wurden beide von Gregor dem Neunten (1235) unter die Heiligen versetzt. — Pabst Innocenz hatte schon früher auch den Orden der Humiliaten bestätigt. Vertriebene, in ihr Vaterland zurückgekehrte Mailänder vereinigten sich zu Handarbeiten, besonders zur Tuchverfertigung; Mönche und Nonnen gesellten sich dazu, und so entstanden die drei Abtheilungen des Humiliatenordens. Pius der Fünfte hob ihn (1571) auf. Jagemann Gesch. der Wiss. in Ital. III. 1.

Unter den übrigen Beschlüssen der lateranischen Kirchenversammlung sprach sich auch einer sehr heftig gegen die Völlerei und die Unmässigkeit der Bischöfe aus. Wohl durfte Innocenz das laute Wort des Zuchtmeisters führen; er selbst lebte mässig und genügsam, an seinem sittlichen Wandel haftete kein Tadel, der Strafredner hatte vor den eigenen Worten nicht zu erröthen. — Für die Patriarchen wurde die Reihenfolge des Ranges festgesetzt; zu Konstantinopel thronte der erste, nach ihm seine Genossen zu Alexandrien, Antiochien und Jerusalem. Es ward ihnen die Befugniss ertheilt, ihren Erzbischöfen das Pallium reichen zu dürfen, doch mussten sie zuvor selbst vom römischen Stuhl es erhalten; auch sollten sie ihren untergeordneten Prälaten jederzeit den Gehorsam gegen die römische Kirche und den Pabst beschwören lassen. Es ward ihnen gestattet, dass ein Priester das Kreuz vor ihnen hertrug; indessen durfte diess weder in Rom noch an einem Orte, wo ein päbstlicher Legat sich aufhielt, stattfinden. — Mit besonderem Nachdruck erklärte man sich gegen jede Staatsordnung eines weltlichen Regenten, sobald sie der Kirche Nachtheil zu bringen schien und dem Glauben Gefahr drohte.

Es war unserem Pabste, wie wir gesehen haben, gelungen, die griechische Kirche der Oberherrschaft des römischen Stuhles zu unterwerfen. Zwei neue Erweiterungen des päbstlichen Machtgebietes halfen seine ruhmvolle Regierung noch verherrlichen. Bulgaren und Armenier huldigten dem Throne des ersten Apostels. Jene, die schreckenden Feinde des neueren griechischen Kaiserthums, hatten schon früher Lehrer und kirchliche Vorschriften aus Rom angenommen; im zehnten Jahr-

hunderte hatte ihr König Simeon für sich die Krone, für sein Land einen Patriarchen vom Pabste erbeten. Darüber grollte der Patriarch zu Konstantinopel, und suchte seinen Kaiser zu Feindseligkeiten gegen den Abtrünnigen zu spornen. Kalojohannes aber, der berühmte Bulgarenkönig, der vom griechischen Kaiserreiche sich gänzlich losgerissen, glaubte seine Selbstständigkeit durch die Freundschaft des römischen Pabstes sicherer zu stellen, und liess seinen Brief der Unterwerfung von einem Schreiben des Basilius, des Erzbischofes im Lande, begleiten. Aber nicht der griechische Kaiser nur, auch Andreas, der Ungarnkönig, suchte, von Eifersucht bewogen, dieses Freundschaftsband im Entstehen zu lösen; Kalojohannes ward als ein Thronräuber verschrieen, als ein Fürst der Gewaltthätigkeit, vor dessen gierigen Fingern kein Gut eines Nachbars sicher. Innocenz der Dritte pflegte dem Gesuch eines ergebenen Königs nicht leicht das Ohr zu schliessen; sein Legat reiste nach der Bulgarei und führte eine Krone für den Beherrscher des Landes mit sich. Die Eifersucht des Ungars stieg zur Wuth; er liess bewaffnete Männer dem Legaten in den Weg fallen, und hinderte ihn an der Fortsetzung der Reise. Er hatte die zürnende Donnerstimme dieses Pabstes noch nicht vernommen. Bald entsagte er seinem Widerspruche, und entliess den Legaten mit ehrfurchtsvoller Ergebung. Dieser erhob den Erzbischof Basilius zum Patriarchen der Bulgarei, ertheilte ihm verschiedene Vorrechte, legte ihm aber auch die Pflicht auf, mit jedem vierten Jahre zum Zeichen seines Gehorsams eine Reise nach Rom zu machen; den König schmückte er mit der Krone, verlieh ihm und seinen Nachkommen

das Recht, Geld mit ihrem Bildnisse prägen zu lassen, und beschenkte ihn mit einer Reichsfahne, auf welcher das Kreuz nebst zweien Schlüsseln prangte. Kalojohannes gab zum Beweise treuer Anhänglichkeit dem Legaten seinen Sohn mit, damit er in Rom erzogen werden möchte *).

Der Kardinal Peter von Kapua, welcher der Eroberung Konstantinopels durch die Lateiner beigewohnt, hatte sich auf den Weg nach Asien begeben, und auch unter den Armeniern die Hoheit des römischen Stuhles begründet. Die Armenier, das geschäftige, überall zerstreute Handelsvolk des Morgenlandes, hatten sich bereits im vierten Jahrhunderte zum Christenthume bekannt; als aber die Kirchenversammlung von Chalcedon ihre Lehre, welche im Heilande nur eine Natur behauptete und den heiligen Geist vom Vater ausgehen liess, als verdammlich gebrandmarkt, trennten sie sich von der übrigen Christenheit, und ehrten in ihrem Katholikos zu Edschmiazim, einem Kloster bei Erivan, das höchste Kirchenhaupt **). Zur Zeit jedoch, da Peter von Kapua unter ihnen erschien, hatte das Gerücht auch in Asien den Namen Innocenz des Dritten so strahlenhell verherrlicht, dass Leo, der armenische König, wie der Katholikos Gregor einem sol-

*) Gesch. des Reichs Bulgarien von L. A. Gebhardi.

**) Hist. du Christianisme d'Ethiopie et d'Armenie p. la Croze. — Auch zu Kaminiec in Polen wohnte ein armenischer Patriarch. Es gelang der römischen Kirche nicht, die Armenier für immer an sich zu fesseln; doch giebt es derselben in Persien und in den slavischen Ländern, die als unirte Armenier die Kirchenoberhoheit des Papstes anerkennen, und in ihren Glaubenslehren mit den Katholiken zusammenstimmen; doch behalten sie bei ihrem eigenthümlichen Gottesdienste, Hof und Kultus des Katholikos zeigen ausserordentliche Pracht.

chen Pabste gern die Huldigung leisteten. Auch hier war's die Furcht vor benachbarten Fürsten, vor dem christlichen Grafen von Tripolis, vor dem Volke von Antiochien und den Tempelherren, welche die Unterwerfung beförderte. Innocenz bewilligte dem Könige eine Urkunde, die keinem andren christlichen Bischofe als dem römischen Pabste oder seinem Bevollmächtigten die Befugniss gestattete, über das Reich oder die Unterthanen des Königs das Interdikt oder den Kirchenbann aussprechen zu können. Dem Katholikos wurden Pallium, Ring und Mitra gesandt.

Am letzten Tage der Kirchenversammlung im Lateran erging an alle Mitglieder die Aufforderung, zur Bewerkstelligung eines neuen allgemeinen Feldzuges gegen die Sarazenen lebhaft mitzuwirken; grössere Vorrechte, als bisher, wurden den Streitern des Kreuzes bewilligt, allen weltlichen Fürsten der Christenheit friedliche Gesinnungen empfohlen; ein Waffenstillstand von vier Jahren sollte die Kräfte der Staaten für den heiligen Krieg schonen. Eine Kreuzesbulle verliess die vatikanische Kanzlei, kein Mittel ward unversucht gelassen, um den heiligen Vorsatz zur Wirklichkeit zu fördern. Innocenz der Dritte, obschon durch manches unheimliche Gefühl an die Schwächen des Alters bereits erinnert, machte sich auf den Weg nach dem Nordwesten Italiens, damit er die beiden mächtigen Seestaaten von Genua und Pisa, von deren Theilnahme der Fortgang eines heiligen Krieges im Morgenlande vorzüglich abhing, zu friedlichen Gesinnungen gegen einander näherte. Er hatte Perugia erreicht, und fühlte sich erschöpfter, als die Beschwerden der Reise erwarten liessen; Fieberhitze verbot ihm die Fortsetzung des

Weges, er konnte das Bett nicht mehr verlassen, nach wenigen Tagen (6. July 1216) verschied er. Er hatte die Fackel so vieler Kriege angezündet, im Amte der Friedensstiftung gab er den Geist auf; zu Perugia starb der gröste Kirchenfürst, den Petrus auf seinem Stuhle erblickt hat.

Es wird berichtet, ihm sey wenige Wochen vor seiner Abreise aus Rom sein nahes Ende verkündet worden. Er liess das Schweisstuch der heiligen Veronika, nach herkömmlichem Gebrauche, unter festlichem Aufzuge aus der Peterskirche nach dem Hospitale des heiligen Geistes tragen; dort hingestellt, kehrte das Bildniss des Erlösers daran von selbst sich um und wandte die Stirn nach unten, den Bart nach oben. Der heilige Vater soll in Bestürzung gerathen seyn, und verfasste ein schönes Gebet zur Ehre des Tuches; den Frommen aber, die es hersagen würden, versprach er jedesmal einen Ablass auf zehen Tage *).

Wir sehen einen Kirchenfürsten von der Erde scheiden, welcher den Thron seines Apostels, unerschütterlich in seinen Entschlüssen, bei seiner leidenschaftlichen

---

*) Matth. Paris Hist. Major. — Als der Heiland das Kreuz nach dem Berge Golgotha trug, reichte Veronika, eine fromme Jüdin, ihren feinen Schleier ihm hin, damit er sich Schweiss und Blut abwischen konnte. Dankbar liess ihr Christus, als ein Denkmal seiner Liebe, auf dem Tuche das Abbild seines Gesichtes zurück. Veronika soll durch das Tuch, wie die Legende erzählt, den Kaiser Tiberius, der vom Aussatze geplagt ward und durch Gesandte den Heiland um Hülfe bitten liess, von seinem Uebel geheilt haben. So kam das Tuch — die facies nostra — nach Rom, woselbst es schon im elften Jahrhundert gezeigt ward. Man sieht es noch jetzt in der Peterskirche, aber auch in Turin, wie der rechte Arm Johannes des Täufers zu Genua und in Malta gezeigt wird. In Veronika finden Einige die Worte „vera icon" (*eikon*), wahrhaftes Bild, Andere den Namen Berenice, welcher damals unter den Juden sehr gewöhnlich war.

Herrschsucht mässig und vorsichtig, hoch über die weltlichen Monarchensitze erhoben, das Ländergebiet der Kirche vollendet, der römischen Glaubenslehre ihre feststehende Rundung gegeben, und die päbstliche Tiara zum ersten Diademe in der Christenheit gemacht hat. Die Verhältnisse der Zeiten waren seinen Plänen günstig, klüger und kräftiger als irgend ein Anderer wusste er sie zu nützen. Er winkte, und die Herrscher der Erde gehorchten; zwei königliche Brüder in Ungarn liessen ihren Zwist durch seinen Ausspruch entscheiden, nach seinem Ausspruche mussten sich in Norwegen die Bewerber um die Krone fügen. Was mit den unsichtbaren Waffen des Zeitgeistes sich erringen lässt, hat er errungen; der siebente Gregor endigte nach einem reichwirkenden Leben, vor seinen Feinden fliehend, in dunkler Betrübniss; Bonifaz der Achte konnte in seinem stolzen Fluge sich nicht erhalten und sank mit dem ganzen Gebäude seiner Anmassungen zerschmettert zusammen; Innocenz der Dritte sah sein Werk herrlich befestigt, er starb auf dem Kampfplatz seines Ruhmes, der Natur, nicht seinen Gegnern erliegend *).

Solch ein Heros der Weltgeschichte muss leidenschaftliche Verunglimpfer wie begeisterte Bewunderer finden. Es wird über seine Rachsucht geklagt, über den Hochmut in seinem Wandel, über seine unersättliche Geldgier; er habe die Bischöfe der Kirchenversammlung, erzählen sie, bevor er ihnen die Heimkehr gestattete, zu Erlegung grosser Summen gezwungen,

* Münter Abh. über den Fortgang der Hierarchie unter Innocenz 3 (Danisch geschr.) Kopenh. 1784.

die sie bei römischen Kaufleuten zu drückenden Zinsen aufnehmen mussten. Es wird aber auch gemeldet, dass er eine Freigebigkeit geübt, wie sie dem Oberhaupte der Kirche, dem Muster der Christenheit, geziemt; dass er das Krankenhaus zum heiligen Geiste gestiftet und mit reichen Beiträgen unterstützt; dass er zum heiligen Kriege einen grossen Theil seines Vermögens angewiesen, und aus eigenen Mitteln beträchtliche Gelder für dringende Bedürfnisse der Kirche niedergelegt; dass er in seiner Lebensweise eine bewunderuswürdige Mässigkeit gezeigt, untadlich in seinen Sitten gewesen, einfach und schlicht von allem Aufwande sich entfernt gehalten. Nach allen Seiten hin seine Blicke richtend, Grosses und Kleines mit gleichem Eifer überschauend, in seinen Pflichten unermüdlich, thätig bis zu seinem letzten Athemzuge, gestattete er dem Bittenden unmittelbaren Zutritt, und hielt dreimal wöchentlich einen grossen Kirchenrath; er entschied mit Scharfsinn und Unparteilichkeit, prüfte mit Gewissenhaftigkeit und Sorgfalt, kannte und litt keine Bestechung; er belohnte das Verdienst, wusste in seiner Umgebung den Heuchler zu entlarven, und zeigte sich jederzeit über die gemeinen Rücksichten des Eigennutzes erhaben.

Dennoch wurden von den Schicksalen dieses Pabstes nach seinem Tode seltsame Dinge gefabelt. Im Leben der heiligen Lutgard, einer Cisterziensernonne, wird erzählt, wie Innocenz ihr bald nach seinem Tode, von peinlichen Flammen umgeben, erschienen sey und sich ihr genannt habe. Die fromme Nonne, erschrocken, einen so grossen Pabst in Höllenmartern schmachten zu sehen, befragte ihn um die Gründe seiner Verdammniss und vernahm drei Ursachen. Die Erscheinung ver-

schwand, Lutgard erzählte, was sie gesehen und gehört, ihren Schwestern, und überlegte mit ihnen, wie das Elend des unglücklichen Mannes zu mildern. Da habe sie mit ihnen gefastet und mancherlei Martern sich auferlegt. „Mir," fährt der Verfasser der Lebensgeschichte fort, „hat die Heilige jene drei Ursachen offenbart; aber die Ehrfurcht gegen den grossen Pabst gebietet mir, sie der Welt zu verschweigen" *).

Bei seiner erstaunlichen Thätigkeit als Fürst und Priester war Innocenz der Dritte ein fruchtbarer Schriftsteller, wie er denn auch seiner Zeit als der trefflichste Rechtsgelehrte, als der tüchtigste Glaubenskenner galt. Unter seinen geistlichen Schriften fanden vorzüglich seine drei Bücher „über die Verachtung der Welt" emsige Leser; manche andre Abhandlung zeigt eine gewandte Feder; wichtiger aber als Alles sind seine Briefe, die vortrefflich in ihren Darstellungen die vorzüglichste Quelle für die Geschichte jener Zeit, für das päbstliche Recht, für die Verfassung der abendländischen Kirche und ihrer Geistlichkeit **).

---

*) Bei m Raynald ad. ann. 1216. — Das Gesicht der Nonne soll die Heiligsprechung des Pabstes verhindert haben. Eben so erzählt ein deutscher Mönch am Ende des funfzehnten Jahrhunderts, dass einem schlafenden Abte Gott auf dem Himmelsthron erschienen; ein Mensch mit der päbstlichen Krone auf dem Kopfe sey keuchend auf ihn zugeeilt und habe klaglich um Erbarmen gefleht, zugleich aber habe ihn ein furchtbarer Drache verfolgt und den ewigen Vater um Gerechtigkeit wider ihn angerufen.

**) Die Briefe Innocenz des Dritten hat Stephan Baluze in zweien Folobänden Par. 1682 herausgegeben. Als Einleitung hat das Werk eine weitläuftige Lebensbeschreibung des Pabstes von unbe..nnter Feder.

Fürst Michael Glinski.

Erstes Kapitel.

Gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts starb König Kasimir Jagiellonczyk, vom trefflichen Geschlechte der Jagellonen auf dem polnischen Throne der dritte. Wladislav, der älteste unter seinen Söhnen, war durch die unruhigen Zwiste der Nachbarn zur böhmischen Krone gelangt. Georg von Podiebrad, der kühne Hussite, der ihm mit seiner Tochter zugleich die Anwartschaft auf seine Würde überliess, schloss bald die Augen, und Wladislav durfte sich, wiewohl nicht ohne mächtige Nebenbuhlerschaft, mit dem Diademe des böhmischen Staates schmücken.

Während dessen hatte Matthias von Ungarn, rüstig, wie er selbst, mit Strenge zur Rüstigkeit auffordernd, gar manches Herz sich entfremdet und vorzüglich den Adel zu heftiger Erbitterung getrieben. Dem Beispiele der böhmischen Hussiten folgend, wandte man sich gleichfalls an den König von Polen, und begehrte seinen zweiten Sohn, Kasimir, wie der Vater, genannt, zum Könige. Der junge Fürst betrat, vom Vater mit Streitern unterstützt, das Reich, in welchem er dereinst der Höchste heissen sollte; aber Niemand kam ihm entgegen. Er erschrak über die Einsamkeit, die ihn umgab; er begriff, wie eine Krone, wenn sie ein kronwürdiges Haupt deckt, nicht gar so leicht auf eine andere Schläfe

sich überpflanzen lässt; es graute ihm vor seiner Unternehmung, und so machte er sich eilig auf den Rückweg, bald allen weltlichen Hoffnungen entsagend und von den Nachkommen um seiner Frömmigkeit willen „der Heilige" genannt.

Johann Albert war ein anderer Sohn des Königs. Ihn wünschte der Vater als seinen Nachfolger in der Herrschaft über Polen zu sehen, ihm suchte er bei jedem Anlasse die Gunst der Unterthanen zuzuwenden. Der Jüngling war schön von Gestalt, hatte sich den Wissenschaften mit edlem Eifer ergeben, und glänzte durch manche, nicht alltägliche Geistesgabe; aber schon verkündigte sich an ihm das grossartige Gebrechen der meisten Jagellonen, eine verschwenderische Freigebigkeit, und seine fahrlässige Unlust zur Thätigkeit: liess in den Herzen der Vaterlandsfreunde, je bejahrter sich der alte König dem Grabe zuneigte, immer unruhigere Besorgnisse entstehen. Da brachen die Tataren, seit Jahrhunderten die Quälgeister Polens und Russlands, deren Schwerdter so oft schon das slavische Blut gefärbt, in die Gauen des Reiches; Johann Albert schlug sie siegreich zurück. Kasimir sah seinen Liebling als einen ruhmstrahlenden Helden heimkehren, und schloss ihn freudig in die Arme; was die Klügsten selbst als die Thorheit einer väterlich blinden Vorliebe verschrieen, hatte der Ausgang, der nicht selten das Ungereimteste selbst mit ehrwürdigem Stempel bezeichnet, als eine prophetische Klugheit erwiesen. Bei Vielen wirkte es; der Lorbeerzweig bedeckte manches Gebrechen.

Jünger als Johann Albert war Alexander, welchem der Vater die grossfürstliche Würde von Litthauen

zu hinterlassen gedachte; der jüngste hiess Sigmund, der bald Herzog von Schlesien und Markgraf der Lausitz ward, an Jahren seinen Brüdern nachstehend, an trefflichen Eigenschaften und fördernder Rührsamkeit ihnen allen überlegen.

Zwei Jahre vor König Kasimir schied Matthias Korvinus, der in seiner Heimath fast so viele Verfolger als im Auslande Bewunderer gefunden, aus diesem Leben. Neue Spaltungen in Ungarn, neue Aussichten der Gewinnsucht, neue Hoffnungen für die Herrschbegier. Es zogen Gesandtschaften nach Prag und Krakau; dort bot man die ungarische Krone dem Wladislav an, hier forderte man, wie man einstens Kasimir den Heiligen gefordert, Johann Albert, den gepriesenen Ueberwinder der Tataren. Wladislav konnte sich kaum eines unbestochenen Lobredners rühmen; seine Unregsamkeit war zum Gelächter geworden, und weil er jeden Vorschlag, mit welchem seine Räthe bei ihm erschienen, durch das einzige Wörtchen „bene" zu prüfen und anzunehmen pflegte, hatte er den Spottnamen „König Gut" erhalten. Um so eifriger suchten die Abgeordneten in Krakau zu ihrem Ziele zu gelangen. Johann Albert aber, an der künftigen Herrschaft über Polen nicht mehr zweifelnd, empfand wenig Lust, nach einer Krone zu trachten, die er durch die Mühseligkeiten eines ungewissen Krieges sich erkämpfen sollte, und wenn er sie erkämpft, gegen einen eifersüchtigen Bruder zu behaupten hatte. Der Vater aber, nach dem Siege über die Tataren dem Wahne huldigend, dass seinem Lieblinge keine Unternehmung auf Erden mehr fehlgleiten könne, spornte ihn aus seiner Gleichgültigkeit empor, und versah ihn mit eilig geworbenen

Schaaren. Der Sohn gehorchte, trat aber in Ungarn unter wenig erfreulichen Verhältnissen auf; er sah seinen Kriegesruhm geschmälert, und kehrte kleinlaut zur Heimat. Gern entsagte er jedem Anspruch auf Ungarn; das Alter aber jagte hier den lockenden Glanzbildern der Ehrsucht leidenschaftlicher als die Jugend nach, Kasimir drohte seinem Sohne, wenn er an Wladislav nicht emsig Rache nehmen würde, mit unversöhnlichem Zorne, und trieb ihn noch einmal nach den Schluchten der karpathischen Gebirge. Während er erwartungsvoll sein Auge nach Ungarn richtete, sagten sich mächtige Edelleute, wie Boratynski und Bielski, mit ihren Untergebenen von seiner Herrschaft los, und die Fürsten von Severien, dem östlichen Grenzlande zwischen Smolensk und Kiev, seine Verfolgung des griechischen Glaubens, welchem sie zugethan, verwünschend, gingen in offenem Aufstande zu Ivan Wasiljewitsch, dem Herrscher von Moskau, über *).

Johann Albert aber sollte nun einmal jenseit der Karpathen keinen Tag der Ehre erleben. Doch der sieg-

* Als Kasimir zu Wilna seinen litthauischen Reichstag hielt, und die severischen Fürsten sich nach dem Palaste begaben, erkannte sie der Pförtner nicht, und verwehrte ihnen den Eintritt in das innere Zimmer. Sie sahen einen verabredeten Schimpf darin, und drohten dem Könige mit schrecklichen Worten. Der Mächtigste unter ihnen stiess den Pförtner zurück, und suchte die Thüre mit Gewalt aufzubrechen; jener aber schlug sie in seiner Angst unversehens zu, und quetschte dem Fürsten einen Finger ab. Wüthend verliessen sie die Stadt, und hörten auf die Boten, welche der König ihnen nachsandte, nicht; vergebens hätte der arme Pförtner seine angebliche Gewissenhaftigkeit mit dem Leben büssen müssen. Der Kirchenfriede von Florenz, zum Nachtheil der griechischen Kirche geschlossen und nachher von Sigmund durch scharfe Verordnungen in Polen unterstützt, hatte sie längst schon zur Empörung getrieben, und das Ereigniss zu Wilna war nur eine sporadische Gelegenheit für die Entwicklung ihrer Plane.

siegreiche Wladislav bot zum Frieden bereitwillig die Hand und versprach, sobald Kasimir die Augen geschlossen, thätige Mitwirkung zu leisten, auf dass sein Bruder von den Polen zum Könige erwählt würde; dagegen gab dieser heimlich alle seine Ansprüche auf Ungarn preis, durfte sich jedoch, im Falle Wladislav keine Erben erhielt, als seinen Nachfolger in diesem Königreiche betrachten. So erlebte die Welt das seltsame Schauspiel, zwei Brüder durch freundschaftliche Bedingungen sich vereinigen zu sehen, während der Vater daheim sie in thätigem Kampfe gegen einander hoffte und nichts weniger als eine einträchtige Annäherung des Paares wünschte.

Des festen Vorsatzes, den Schimpf seines Lieblings nachdrücklich zu rächen, gürtete sich der vier und sechszigjährige Greis selbst zum Kampfe. Es war aber ein ganz anderer Kampf, der ihm bevor stand; er sollte mit den letzten schmerzlichen Stunden des Daseyns ringen. Zu Troki, einer litthauischen Stadt, erkrankt, sein Uebel indessen nicht achtend, musste Kasimir endlich zu Grodno am Niemen seine Reise unterbrechen, und fühlte bald, welch ein Engel auf ihn zuschritt. Seine Krankheit stieg; er liess seine Söhne rufen, und fragte seinen Leibarzt, ob noch eine Hoffnung vorhanden. Eine kummervolle Miene war die Antwort. „Moriendum ergo!" sagte der leidende König, diktirte seinen letzten Willen, darin er den Wladislav enterbte, und ermahnte die Grossen des Reiches, vom verdienstvollen Stamme des Jagello nicht zu weichen. Johann Albert, war seine Bitte, sollte das Scepter erhalten, welches er mit gutem Willen geführt zu haben glaubte; Alexandern aber empfahl er den litthauischen Edelleuten

als ihren Grossfürsten, und nachdem ihm die Umherstehenden nicht ohne Rührung die Erfüllung seiner Wünsche gelobt hatten, legte er den beiden Brüdern die zärtlichste Sorgfalt für Sigmund, seinen Jüngsten, an's Herz. Andachtsvoll sodann dem Himmlischen zugewendet, gab er (1492) in den Armen seiner Söhne den Geist auf, ein König, der einfach und lobenswerth in seinen Sitten, abgehärtet gegen jede Mühseligkeit, seine Günstlinge aber ohne Maass und Ziel mit Geschenken überhäufend, das Gute und Frommende mehr wollte als erzweckte. Ein nachahmenswerthes Beispiel für die Hausväter seines Reiches, war er ein schlechtes Muster für seine Nachfolger auf dem Throne.

Sobald die Nachricht vom Dahinscheiden des Königs nach Litthauen gelangt, traten die Edelleute des Landes eilig auf einem Reichstage zu Wilna zusammen, und schritten zur Wahl eines neuen Grossfürsten. Denn als ihr Beherrscher Jagiel, Olgerds Sohn, der bei'm Uebergange zum Christenthume den Namen Wladislav erhalten, mit der Hand der Königin Jadwiga — Hedwig — zugleich die Krone von Polen (1385) erworben, behaupteten die Litthauer das Recht, auch in der Zukunft einen eigenen, vom Königreiche der Polen unabhängigen Staat zu bilden, und wenn sie gleich den Herrn dieses Reiches als den ihrigen erkannten, ihn darum noch nicht erkennen zu müssen. — Niemand machte den Vorschlag, die Wahl des Landesherrn auf einen mit den Polen gemeinschaftlichen Reichstag zu verschieben; doch sprach auch Keiner die Zweckwidrigkeit eines solchen Verfahrens in Worten aus. Das Auge der Aufmerksamkeit wandte sich verschiedenen Fürsten zu; dennoch überwogen endlich die Bitten des

sterbenden Kasimir jede andere Rücksicht, die wetteifernde Ehrsucht zügelte ihren Flug, und Alexander ward Grossfürst von Litthauen. Die Bürger freuten sich des liebenswürdigen Jünglings, der in ihrer Mitte aufgewachsen; ein stürmischer Jubel begleitete ihn aus dem Saale der Reichsversammlung in die Kirche des heiligen Stanislaus. Hier reichte ihm unter einfachen treuherzigen Worten der Hauptmarschall des Landes ein nacktes Schwerdt und einen Stab dar; Albert Tabor aber, der Bischof, setzte ihm unter Gebeten den grossfürstlichen Kopfschmuck auf.

Nach zweien Monden erst fand sich die Wahlversammlung der Polen bei einander. Auf ihr hatte die Eintracht kein so leichtes Werk, die Bewerber um die Krone standen sich an Würde und Ansprüchen näher, die Parteilichkeit führte vielfaltigere Waffen, und Ausländer hatten verdeckte Hände im Spiele. Hier hörte man Johann Albert rühmen, älter an Jahren, von seinem Vater dringend empfohlen, ausgezeichnet durch Verdienste, da er die hereingebrochenen Horden der Verwüster so siegreich in ihre Steppen zurückgetrieben, durch feine Bildung und holde Sitte einen milden Herrn versprechend; dort ward das Wort für Alexander geführt, ihn hätten die Litthauer, den Werth des Jünglings zeitig erkennend, zu ihrem Fürsten erkoren, folge man ihrem Beispiele, so werde die segensreiche Verbindung beider Staaten, wie es der Plan des ersten Jagello gewesen, ihre Sicherstellung für ewige Zeiten erhalten; in einem andern Kreise ward Sigmund angepriesen, an Jahren der jüngste, aber unleugbar der trefflichste an Eigenschaften des Geistes und Herzens, durch kein Besitzthum versorgt, gleichsam ein ehren-

werther Pflegesohn des Reiches. Alexanders Widersacher vermehrten sich mit jedem Tage; man war ungehalten über die litthauischen Grossen, dass sie, den Worten der Vereinigungs-Urkunde zuwider, ohne dem Reichstage der Polen davon Nachricht zu ertheilen, einen Grossfürsten erwählt hatten; erhebe man jetzt Alexandern, schrieen Viele, auch zum Könige von Polen, so rechtfertige man das gesetzwidrige Verfahren zu Wilna und könne sich gefasst machen, Polen als einen vernachlässigten, von Litthauen abhängigen Staat herabgewürdigt zu sehen *).

Aber auch gegen Johann Albert äusserte sich vielfach ein unüberwindliches Misstrauen. Was seine Verfechter herausstrichen, die feinere Bildung gerade, behagte den Edelleuten nicht; noch weniger der Mann, dem er sie verdankte, der Italiäner Callimachi, dessen Einfluss gegründete Besorgnisse erregte. So geschah es, dass Viele in Versuchung geriethen, dem Herrschergeschlechte der Jagellonen zu entsagen, und einen Mann vom alten verlassenen Stamme der Piasten zu wählen. Da erschien ein neuer Begehrer der Krone, Fürst Johann von Mazovien, kein alltäglicher Volksgebieter,

*) Jagiel reiste als König von Polen (1401) nach Litthauen, und suchte die Vereinigung des Grossfürstenthumes mit dem Königreiche zu erwirken. Er hatte sie den Polen versprochen, und liess sich keine Mühe verdriessen, um seine Verheissung in Erfüllung zu bringen. Litthauen, schworen endlich die Edelleute in der Unions-Akte, sollte, wenn Witold, der Grossfürst, Jagiels Bruder, gestorben, an den König und sein Reich zurückfallen; nach Jagiels Tode durften „die Litthauer ohne Polen keinen Grossfürsten," die Polen ohne Litthauen keinen König wählen; beide Nationen sollten, gemeinschaftliche Freunde und Feinde, in allen Kriegen mit bereitwilligem Beistande einander unterstützen. — Durch die rasche Wahl des Alexander hatten die litthauischen Magnaten allerdings die Urkunde der Vereinigung verletzt.

mächtig genug sich fühlend, um als ein gefürchteter Herrscher an der Spitze der edlen Polen zu glänzen. Tausend Reiter bekräftigten seine Ansprüche; der Primas des Reiches, Erzbischof Sbignew von Gnesen, schien ihn zu begünstigen. Johann Albert sank in der Achtung des Reichstages, der Mazovier fühlte bereits den Herrscherstab in der Hand. Elisabeth von Oesterreich aber, Kasimirs Wittwe, griff zu ihren Kostbarkeiten, liess eine zahlreiche Mannschaft werben, und sandte sie durch Friedrich, den Bischof von Krakau, ihren jüngsten Sohn, dem zagenden Johann Albert zu. Mit Blitzesschnelle wechselten die Schalen der Wage, sechszehn hundert Lanzen brachten den verachteten Johann Albert wieder zu Ehren, Fürst Johannes liess grollend seine Hoffnungen fahren, man erinnerte sich der beweglichen Bitten, mit welchen König Kasimir von den Grossen seines Reiches Abschied genommen, und huldigte seinem Lieblinge.

König und Grossfürst hatten von ihrer Ritterschaft den Eid der Treue erhalten, und erblickten sich als die Herrscher zweier trefflicher Völker, in denen es an glatten Sitten und Bildung, aber wahrlich nicht an kräftigem Männerwerthe noch an grossartigem Edelsinne gebrach; was beiden aber das Scepter erschwerte, war ein ränkefädelnder unternehmender Nachbar, Iwan Wassiljewitsch, der Fürst von Moskau. An den Ufern der Wielka, welche den Peipussee mit dem finnischen Busen verbindend, das Land der Liven vom nordwestlichen Russland scheidet, hatte er bereits eine Feste mit drohenden Mauern erbaut, und sie nach seinem Namen Iwangorod genannt; Narva hiess sie den Spateren, im Anblick ihrer Zinnen sanken die Russen

unter'm Schwerdte der unwiderstehlichen, von ihrem jungen Heldenkönige begeisterten Schweden. Was aber Iwans Ländersucht am bedenklichsten zu entschleiern schien, war der Titel, den er in seinem Schreiben an Alexander seinem Geschlechtsnamen zufügte; er nannte sich zum ersten Male den „Beherrscher des ganzen Russlands," und zu dieser stolzen Selbstermächtigung konnten weder die Polen noch die Litthauer schweigen. Denn es gehörten zur litthauischen Flur die Wojewodschaften von Minsk, Polock, Witebsk, Mscislav und Smolensk, sämmtlich um die Ufer der Dwina und des Dnjeper gelegen, unter dem Gesammtnamen Weissrussland begriffen; zum Königreiche Polen hingegen der Westen von Rothrussland, die fruchtbaren Gebiete zwischen dem Bug und dem Dnjeper. Der Titel, welchen der Moskovite zu seinem Namen fügte, musste folglich als eine Andeutung seiner gefährlichen Absichten betrachtet werden, und die beiden Brüder durch schreckende Besorgnisse beunruhigen. Sie empfanden es schmerzlich, wie schwer ihr Vater gegen seine Staaten gesündigt, indem er gegen diesen peinlichen Nachbar weder zur rechten Zeit jemals noch mit dem erforderlichen Nachdruck die Waffen ergriffen; schmerzlicher noch sollten es ihre Nachkommen empfinden.

Dem Fürsten von Moskau die Stirn zu bieten, fühlte sich Alexander für den Augenblick nicht heeresstark genug; vom Bruder, der mit der Ordnung des eigenen Reiches vollauf beschäftigt war, konnte er keinen Beitritt zu gemeinschaftlicher Sache erwarten oder begehren. Es musste daher dem verhassten Nebenbuhler eine freundliche Miene gezeigt werden; man stellte ihm vor, es sey ein trauriger Anblick, zwei Nachbarvölker, des-

selben Stammes und derselben Sprache fast, um unbedeutender Zwistigkeiten willen sich niedermetzeln zu sehen; man äusserte die Sehnsucht nach einem dauernden Frieden, und begehrte seine Tochter Helena zur Gattin. Iwan Wassiljewitsch ertheilte nach kurzem Ueberlegen seine Einwilligung; hofften die Litthauer in seiner Tochter eine Bürge seiner ruhenden Ehrsucht zu besitzen, so gedachte er durch die Verschwägerung sich einen Weg in die inneren Angelegenheiten Litthauens eröffnet zu haben, und wenn missvergnügte Edelleute zur Empörung Miene machten, durch eine eifrige Wortführerin den Bruch bis zur Unheilbarkeit erweitern zu können. Zwei Edelleute reisten nach Moskau, um Iwans Tochter zu werben und einen vortheilhaften Frieden zu schliessen. Die Unterhandlung geschah mit dem Rathe der Bojaren. Was in der Vorzeit unter moskovitischer Herrschaft gestanden, sollte auch ferner unter derselben verbleiben; was indessen seit dem Grossfürsten Olgerd, dem Vater des Jagiel, mit Litthauen verbunden gewesen, verlangten die Gesandten auf immer mit dem Grossfürstenthume vereinigt. Nach langen und vielfachen Wortgefechten gestand man es endlich ihnen zu; dagegen entsagte Alexander jedem Anspruche auf die schwarzrussischen Lande, Wiasma, Twer und Novogrod. Auch musste er sich durch eigenhändige Unterschrift verpflichten, seiner Gattin in der Ausübung ihres Glaubens kein Hinderniss in den Weg zu legen, und sie weder durch Gewalt noch durch künstliche Maassregeln von der griechischen zur römischen Kirche hinüberziehen zu wollen; ein russischer Priester sollte die Trauung verrichten, eine Kapelle im Schlosse zu Wilna für die Grossfürstin erbaut werden.

— Ihr Einzug in Litthauen geschah mit seltener Pracht. Die Begleiter suchten durch ihren Aufwand von der Macht ihres Herrn eine glänzende Vorstellung zu geben; auf der andren Seite bemühte man sich zu zeigen, welch eine ehrfurchtsvolle Liebe man der Tochter des neuen Freundes zu erweisen gesonnen sey und wie innig man sich des geschlossenen Friedens freue *). Dennoch klagte Iwan in dem nämlichen Jahre noch, dass seine Tochter mit ihrem Gatten durch einen römischen Priester vermählt worden; dass für die Gefährten der Grossfürstin noch keine Kirche erbaut sey, dass man aus Helena's Nähe unter nichtssagendem Vorwande die Moskoviter entferne und ihren Hof nur mit Litthauern fülle, ja dass man sie zwinge, ihren vaterländischen Gewohnheiten zu entsagen und sich nach litthauischer Sitte zu kleiden.

So konnte sich zwischen Eidam und Schwäher kein friedseliges Verhältniss gestalten, wie es ihren Unterthanen gefrommt hätte; dem Baume des Friedens, welchen die Unterländler an den Grenzen Litthauens und Moskoviens gepflanzt zu haben meinten, waren gleich anfangs schon die Wurzeln durchsägt, der erste Windstoss stürzte ihn nieder. Auch verstand sich Helena selbst, zwischen dem Vater und dem Gemahle schwan-

*) Litthauen ward um diese Zeit von einem bösen Jahre heimgesucht. Es entstand mitten im Winter eine so schwüle Wärme, dass die Vögel zu nisten und die Wiesen zu grünen anfingen; eine strenge Kälte aber, die bald darauf sich einstellte, liess alle Keime wieder ersterben, und entmuthigte jede Hoffnung auf Früchten. Das Volk, jede Vorbedeutung begierig ergreifend, bezog die Naturerscheinung auf Alexanders Vermählung, und prophezeite, dass die moskovitische Helena für Litthauen, was die griechische für Troja, werden würde. Albert Wijuk Kojałowicz Soc. Jesu S. Theol. Doct. Histor. Lituan. pars poster. lib. octo. Antw. 1669. 4.)

kend, auf das versöhnende Amt einer Sabinerin nur schlecht; im neuen Lande so Manches vermissend, woran sie in der Heimat gewöhnt, vielleicht auch nicht ganz die Anbetung findend, welche sie, die Tochter eines gefürchteten Herrschers, erwartete und fordern zu können sich berechtigt glaubte, gegen die Sitten der Fremde sich sträubend und desshalb von den Einen verspottet, von den Andern mit ungünstigen Augen betrachtet, dachte die Grossfürstin wahrscheinlich mit Sehnsucht an ihre Geburtsstadt zurück, fand unter den Litthauern für das Verlangen ihres Herzens keine Befriedigung, und mochte, wenn sie nach Moskau Nachrichten sandte, ihren Unmut nicht gänzlich der Feder versagen können. Für Iwan Wassiljewitsch genug! Den Bojaren wurden die Briefe mit verstärktem Ausdrucke vorgelesen, in der unglimpflichen Behandlung Helena's eine schreiende Beschimpfung des moskovitischen Namens erwiesen, und die Gemüther zu einem Kriege vorbereitet, der bei dem nächsten etwas deutlicheren Anlasse unfehlbar ausbrechen musste.

Um so ernstlicher dachte Alexander daran, die Vereinigung seines Grossfürstenthums mit dem Königreiche seines Bruders unauflöslich zu machen; nur von den innigsten Banden umschlungen, von einem einzigen Lebensnerven gleichsam beseelt, vermochten beide Staaten gegen die wachsende Furchtbarkeit des moskauischen Fürsten ihre Selbstständigkeit zu behaupten. Es hatte daher schon früher eine Zusammenkunft der Brüder zu Lubocz stattgefunden, bei welcher Wladislav, der König von Böhmen und Ungarn, wie die Jüngeren, Friedrich und Sigmund, erschienen. Es scheint daselbst ein Eroberungszug gegen die Walachei und die Moldau,

deren Fürst sich den Türken geneigt verrieth, verabredet worden zu seyn. Die Unternehmung aber hatte einen gar kläglichen Erfolg; Johann Albert gerieth mit seinen Schaaren in dringende Kriegesnoth, und wenig fehlte, so wäre er mit ihnen eine Beute der Moldauer geworden; Alexander ward geradesweges von seinen Edelleuten verlassen, und musste die Versicherung hören, dass sie zu einem Kriege, der nicht auf ihrem Reichstage beschlossen und von ihrem Senate genehmigt worden, niemals ihre Schwerdter zu schärfen gesonnen seyen. Ein Beweggrund mehr für den Grossfürsten, die Verschmelzung beider Völkerschaften ernstlich zu betreiben. Auf dem nächsten Reichstage der Polen liess er die Vorstellung einreichen, dass Polen und Litthauen von diesem Tage an ein einziges Volk und einen einzigen Staatskörper bilden sollten; beide sollten künftig denselben Herrscher und dieselbe Regierung haben, diese mit gleicher Vaterliebe beide Staaten behandeln, jener, auf einer Wahlversammlung in Polen erkoren, König und Grossfürst heissen. — Der litthauische Theil des Reichstages folgte endlich dem polnischen in der Annahme des Vorschlages; im folgenden Jahre liess ihn Alexander zum zweiten Male in Wilna von seinen Edelleuten bestätigen.

Iwan Wassiljewitsch ruhte nicht lange. Mit der Erklärung, es seyen durch die gehässigen Schritte des Grossfürsten alle Verträge der beiden Grenzstaaten aufgehoben, rüstete er sich zum Kampfe und erschien mit einem zahlreichen Heere in Litthauen. Erschrocken sandte ihm Alexander den Fürsten Konstantin von Ostrog, einen Feldherrn, der gegen die Tataren mit vielfachem Glücke gefochten, an der Spitze leichtbe-

weglicher Schaaren entgegen; er selbst folgte mit dem Kern des Heeres. Der Fürst von Ostrog, durch die Gegenwart der erlauchtesten Edelleute, welche sich um ihn versammelt hatten, zu sprühendem Muthe begeistert, erfuhr mit freudigschlagendem Herzen, dass die Fahnen des Feindes am Ufer der Wjedrusa sich sehen liessen. Zwar hörte man bald durch Gefangene, dass seine Anzahl in den letzten Tagen um Vieles gewachsen, auch liess sich zu seinem Standpunkte nur durch ein Gebiet gelangen, welches voll von Sümpfen und Gesträuchen einen langwierigen erschöpfenden Zug erheischte; dennoch ward der Angriff beschlossen, und geschah mit jenem Muthe, dem die Russen bisweilen Widerstand geleistet, oft das Feld des Ruhmes geräumt hatten. Die Angegriffenen flohen ihrem Lager zu, die Litthauer jagten ihnen nach. Das moskovische Fussvolk, bisher noch zum Kampfe nicht gekommen, setzte den keuchenden Angreifern eine ungeschwächte Körperkraft entgegen, liess die kampfsüchtige Wut bald seine Uebermacht empfinden, und errang einen vollständigen Sieg. Nach wenigen Stunden gab es keine litthauische Schaar mehr, in einzelnen zerstreuten Flüchtlingen deckte sie das Gefilde, jedes Band der Ordnung war zerrissen. Die Feldherren befanden sich in der Gewalt des Feindes und Konstantin von Ostrog selbst, der stolze vielgefeierte Magnat, hatte das Schwerdt, mit welchem er die Moskoviter zu vertilgen gedachte, rettungslos umringt ihnen einhändigen müssen. Mehrere Kriegeshäupter waren dem Loose der Gefangenschaft, obgleich durch Wunden tief entkräftet, glücklich entkommen; es hatte überhaupt die litthauische Tapferkeit an der Ehrenfülle ihres Namens nicht gelitten, einen unglücklicheren Augenblick

aber als die Schlacht an der Wjedrusa hatte das Reich seit vielen Jahren nicht erlebt.

Das Glück hatte sich dem Grossfürsten feindselig erklärt, seine Anstrengungen konnte Niemand einer Mattigkeit zeihen. Die Litthauer theilten seinen Gram, und bemitleideten seine schnell zerstiebten Hoffnungen; die Geistlichen wie die weltlichen Grossen bewahrten ihm ihre Neigung, das Volk erwähnte mit ungeschwächter Achtung seinen Namen. Nicht auf gleiche Weise verkündigte sich die allgemeine Stimmung im Königreiche seines Bruders. Filippo Callimachi, von Geburt ein Toskaner, welchem Kasimir den Unterricht und die Erziehung seiner Söhne anvertraut, hatte besonders Johann Alberts Anhänglichkeit gewonnen, und stand, nachdem sein Zögling den Thron bestiegen, fast ohne Nebenbuhler an der Spitze der Staatsleitung. Des Königs Vertrauen kannte keine Schranken, die Selbstgefälligkeit des Italiäners glaubte sich jedem Amte gewachsen; mit der Sinnesweise des Volkes schlecht vertraut, gab sich der Mann dem Einflusse fremder Höfe hin, betrachtete Polen wenig anders als eine Wucherstätte seiner Ruhmsucht und seines Wohlbehagens, und verwandelte allmählig die laue Gesinnung, mit welcher die Menge ihn betrachtete, durch Uebereilungen und Verstösse in offenbaren Hass. Ein fremdartiges Haupt schien dem Staatskörper aufgedrungen, die Unzufriedenheit äusserte sich ohne Scheu, und Unfälle, die vielleicht auch unter einer besseren Regierung sich ereignet hätten, wurden dem Italiäner zur Last gelegt. Er starb, und des Reiches Lage war um nichts gebessert; die Scheu des Königs vor Thätigkeit stand jetzt in ihrer Blösse da, seine verschwenderische Vergnügungssucht

hatte ihn in die männlichen Jahre hinüberbegleitet; die wenigen liebenswürdigen Eigenschaften, die er besass, konnten, so gesprächig die Hofleute sie auch hervorhoben, die Gehässigkeit seiner Gebrechen nicht mildern.

Im ersten Jahre des sechszehnten Jahrhunderts erschien auf dem Reichstage der Polen eine Botschaft von Schah Achmed, dem Khan der Tataren an der Wolga, und machte beiden Völkern den Vorschlag zu einem freundschaftlichen Waffenbündnisse. Die Krimmische Horde, erklärte sie, scheine sich auf moskovische Seite neigen zu wollen, und mit dem ränkevollen Iwan Wassiljewitsch verbunden, den Tataren der Wolga wie den Staaten der beiden Brüder Verderben zu drohen; Schah Achmed habe bereits ein zahlreiches Reiterheer versammelt, habe die Grenzen seines Landes verlassen und verspreche sich, in einem Lager an den Ufern des Dnieper harrend, sehnsuchtsvoll den Beistand der Polen und Litthauer. — Die Reichsversammlung erkannte in dem angebotenen Bündnisse das Wohl beider Völker; wollte man sich gegen die verheerenden Plünderungszüge der Nomaden sichern, so musste man mit der einen Horde gegen die andre sich verbrüdern. So ward dem Achmed für seine Freundschaft gedankt, und ein Bündniss beschworen. Es nannte die taurische Horde und die Moskoviter als die Feinde, zu deren Bekämpfung man sich rüstete; die Abgeordneten gossen, nach der Weise der Mongolen, kaltes Wasser auf entblösste Dolche und schlürften es, wie es von der Spitze herabträufelte; die feierliche Handlung begleitete der Fluch, gegen Denjenigen ausgesprochen, der zuerst das beschworene Bündniss verletzen würde. — Aber ehe sich ein Fähnlein des Beistandes sehen liess, hatte

Mahmed Gerei, der krimmische Khan, schon eine Menge Rosse bemannt, und sandte sie unter der Leitung seines Sohnes gegen den Feind. Schah Achmed wusste sein Heer zu beseelen; Severien war in seine Gewalt gerathen, die Gebiete der Fürsten, welche, von Litthauen sich losreissend, nach Moskau sich gewandt, lagen verwüstet da, manche wichtige Feste hatte den Stürmenden sich eröffnen müssen. Nicht weit vom Dnjeper erblickten sich beide Tatarenheere. Der junge Taurier hoffte sich mit dem ersten Siegeskranze zu schmücken und musste, nachdem er in blutiger Niederlage die Seinigen fallen gesehen, ein Verkünder seiner eigenen Schande, heim zu seinem Vater eilen. Der Sieger aber schlug im Osten des Dnjepers, bei Czernichov an der Dezna, sein fröhliches Lager auf, und erwartete die Schaaren der Verbündeten, um mit Emsigkeit den glücklichen Tag verfolgend, dem bestürzten Feinde keine Zeit zur Wiedererhebung zu gestatten. Es erschien kein Beistand. Ihn hatte ein glänzendes Glück begünstigt, seine Macht war plötzlich gestiegen, man fürchtete sich, seine Kräfte noch zu verstärken, und ihn zum Uebermuthe verleitend, aus einem Freunde einen Tyrannen zu machen. Schah Achmed verdiente das Misstrauen nicht; er hatte dem Chaletzki, dem Gesandten des litthauischen Grossfürsten, die Städte, die er der moskovischen Herrschaft entrissen, gewissenhaft übergeben; er hatte als ein edler Mann den Vertrag geachtet, und sah sich als ein unheilbrütender Barbar behandelt.

Früher als die Freunde des Vaterlandes es hoffen durften und die Begünstigten am Hofe es fürchteten, ward Johann Albert von der Erde hinweg gerufen.

Der Wahltag versammelte sich, und nur auf die Brüder des geschiedenen Königs richteten sich die Augen. Alexander ward einstimmig zum Könige von Polen erwählt; seine litthauischen Edelleute jauchzten vor Freude *), Elisabeth wünschte ihm Glück, und Wladislav von Ungarn widersetzte sich nicht, indem Litthauen, Polen, Ungarn und Böhmen, ein mächtiger Bezirk des europäischen Nordostens, wenn auch nicht unter einem Haupte, doch unter dem Gebote desselben Herrschergeschlechtes stand.

Gegen Ende des Jahres (1501) ward der Grossfürst Alexander von den Händen seines Bruders, des Kardinals, zu Krakau als König von Polen gekrönt **). Nach einigen Monaten erschien auch Helena, seine Gemahlin, ward aber nicht der Krönung gewürdigt; sie verrichte ihr Gebet an fremdartigen Altären, erklärten die Reichsverständigen, sie könne als Gattin des Lan-

---

*) Sie versprachen, wenn ihr Grossfürst König geworden, so wollten sie die Vereinigungsakte, mit den Unterschriften und den Siegeln fünf und zwanzig litthauischer Magnaten versehen, dem Kronmarschall von Polen feierlich einhändigen, im entgegengesetzten Falle aber sie zerreissen.

**) Die Krönung eines Königs von Polen, dessen Pracht mit der Beschränkung seines Willens in wunderlichem Widerspruche stand, fand gewöhnlich am Tage nach der feierlichen Beerdigung seines Vorfahren statt. Die Zeit zwischen der Wahl und der Krönung war ein Interim, der Erwählte trug alle äusseren königlichen Zeichen, besass aber noch keine Gewalt, auch trug der Marschall während dieser Zeit bei allen festlichen Aufzügen den Stab zur Erde gesenkt vor ihm her. Wenn der Erzbischof von Gnesen, welchem das Krönungsgeschäft gebührte, während des Interims starb, so konnte der König, da er noch kein Amt und keine Würde verleihen durfte, eigentlich gar nicht gekrönt werden. — Die Wahl wurde durch Einmüthigkeit der Stimmen rechtmässig, bisweilen jedoch entschied auch Majorität. Der König musste vor dem Altar die Bedingungen — Pacta conventa — kniend beschwören. (Chwalkowski Jus publ. polon.)

desherrn die allgemeine Ehrfurcht begehren, auf die Würde einer Königin von Polen müsse sie Verzicht leisten.

Iwan Wassiljewitsch liess den neuen König nicht lange im ruhigen Genusse seiner Krone. Nachdem er weniger, als er wünschte, von den Horden der wolgaischen Tataren im Zügel gehalten, den Sieg an der Wjedrusa benutzen gekonnt, fügte er zu seinen alten Beschwerden noch manche neue, und mochte dem Frieden der Christenheit, welchen die Uebermacht der Türken so dringend erforderte, nicht beitreten. Vielmehr musste sein Sohn Dmitri einen Kriegeszug gegen Smolensk thun; aber das Glück reichte ihm nicht die Hand. Eine lange Zeit ging darauf mit Unterhandlungen hin, die Tataren aus der Krim wiederholten ihre verwüstenden Einfälle, und Alexanders Regierung schien eine der unglücklichsten werden zu wollen. Da langte ein Bote mit der Nachricht an, dass Iwan Wassiljewitsch gestorben; Wassilji, sein Nachfolger, sich auf des Vaters Throne nicht sicher fühlend, so lange noch für seinen Neffen Dmitri, welchem Iwan in seinen letzten Stunden das Reich zugesprochen, eine Stimme im Volke laut ward, zeigte sich zum Frieden geneigt, und nahm Alexanders Gesandte mit wohlwollender Bereitwilligkeit auf. Zwar wollte er von Rückgabe kein Wort geredet wissen; doch sollte jede neue Unbill untersucht und die gegenwärtigen Grenzen als unverletzlich betrachtet werden. Man hatte einen Frieden, auf ihn bauen aber liess sich nicht.

Zwei-

Zweites Kapitel.

Am Hofe des Königs Alexander lebte Fürst Michael Glinski, ein litthauischer Edelmann, von allen Augen mit gleicher Aufmerksamkeit, aber mit verschiedenen Gesinnungen betrachtet. Der Anführer einer Tatarenhorde, Leksada seines Namens, erzählte die Sage, hatte, mit den Seinigen in Zwistigkeiten gerathen, sie verlassen, begab sich zu Witold, dem ruhmvollen Grossfürsten von Litthauen, und erhielt von ihm, nachdem er den Namen Alexander angenommen, verschiedene Schlösser und Dorfschaften, unter denen Glinneza und Glinsk, zu Lehen. Von diesem mongolischen Gaste leitete der Mann, welchem in diesem Gemälde unsre Thätigkeit gewidmet, sein Geschlecht ab. Reich an Erbgütern und liegenden Gründen, an Leibeigenen und abhängigen Schützlingen, wich er wenigen unter der Ritterschaft des Grossfürstenthums; was ihn dem Höchsten aber gleichstellte, was ihn über die Meisten erhob, und ihm einen Standpunkt erwarb, zu welchem er sonst bei allem Reichthum, bei allem Adel der Geburt nicht gelangt wäre, war der hervorstechende Glanz seiner geistigen Eigenschaften.

Unter den Deutschen, in deren Umgebung er dem Herzoge Albert von Sachsen bei seinen Feldzügen in Friesland gedient hatte, gewissermassen auferwachsen, von den angesehensten Hauptleuten des Kaisers Maximilian, den er bei seinen kriegerischen Unternehmungen in Italien begleitete, eines vertrauten Umganges gewürdigt, hatte Fürst Michael eine vielseitige Kenntniss der Welt, eine seltene Umsicht in den Verhältnissen der

Menschen und Länder, vorzüglich aber jene bestechende Anmut der Persönlichkeit, jenen liebenswürdigen Ausdruck in Geberden und Sitten erhalten, durch welchen die Göttin des Glückes in den frühesten Jahren schon ihre Lieblinge zu bezeichnen pflegt. Was ihm aber im Auslande die Neigung gewann und die Wege eröffnete, schien in der Heimath gerade als ein feindseliges Hinderniss ihn auf allen seinen Pfaden zu lähmen. Einen Ranggenossen, der durch das Lob der Fremden verherrlicht, im Vaterlande auftrat, empfingen die Edelleute, bei ihrer eigensinnigen Bildungslosigkeit gegen alles Auswärtige sich sträubend, mit kaltem Grusse; seine Kenntnisse fanden keine Anerkennung, seine feinen Sitten bespöttelte die Roheit, welche sich zu gemächlich gefiel, als dass sie ihr Gegenbild der Aufmerksamkeit würdigte. Dass aber ein grosser Theil der Edelleute in dieser Gesinnung verharrte, war die Schuld des Mannes selbst. Seiner Einsicht und seiner Kenntnisse sich bewusst, mit dem Lobe, welches er aller Orten geerndtet, und mit den Beweisen einer hohen Gunst, die in manchem Fürstensaale ihn geschmückt, prunkend; sich etwas Besseres dünkend als diese Edelleute, welche, in ihren Schlössern begraben, nur an Zechgelagen sich erbauten und nur mit dem Schwerdt in der Hand sich eines Verdienstes bewusst wurden; ihre Beschränkung verlachend und über ihren rohen Ungestüm mitleidig die Achsel zuckend; je weniger man aber seinen Vorzügen huldigte, desto unverhohlener seinen Widerwillen an der barbarischen Finsterniss um sich her kundgebend — wie konnte der Heimgekehrte bei den Genossen seiner Würde Vertrauen oder Anhänglichkeit finden?

In seine Heimath zurück gekehrt, vermisste Glinski mit unmuthigem Herzen die Anerkennung, welche er sich versprochen hatte. An der Spitze der Staatsverwaltung standen Männer, deren Verdienste um das Reich seinen Vorzügen das volle Gegengewicht hielten, deren Erfahrungen zu allgemein bewährt, als dass sie vor den neuen Ansichten des Heimgekehrten zu zagen hatten. Johann Albert, von Dlugocz, dem Geschichtschreiber, erzogen und von Callimachi geleitet, hörte von der Ankunft des gepriesenen Mannes, fühlte aber keine Neigung, sich in ein näheres Verhältniss mit ihm zu setzen. Fürst Michael entsagte dem öffentlichen Leben, und schien, in seine Schlösser zurück gezogen, alle Hoffnungen der Ehrsucht aufgebend, sich mit den Erinnerungen einer reichen, fröhlich genossenen Jugend zu begnügen. Sein Reichthum aber liess es um ihn her nicht gänzlich menschenleer werden; er schenkte mit vollen Händen, sorgte für jedes Bedürfniss seiner Bekannten, und kam dem Elende mit raschen Hülfsmitteln entgegen. Durch seine Schützlinge gelangten seine Vorzüge zur Kunde Alexanders, des Grossfürsten. Der Landesherr harrte auf die Erscheinung des Fürsten am Hofe, fand es aber seiner Würde nicht gemäss, unaufgefordert ihm die Hand zu reichen; Michael Glinski war zu stolz, neben andern Bewerbern um die Gunst des Herrschers zu buhlen, und seine glänzenden Eigenschaften feilbietend, ihren Werth herab zu setzen. Endlich aber lernten Beide in persönlicher Zusammenkunft sich kennen. Mehr bedurfte es nicht, um zwischen beiden ein unauflösliches Band zu schlingen. So wohltönend hatte es Alexander noch von keiner Lippe rinnen gehört, noch nirgends einen solchen

Reichthum kluger Einsichten in einem einzigen Kopfe entdeckt, das stolze Bewusstseyn seines Werthes noch nie mit einem solchen Adel, mit einer so feinen Selbstschätzung sich äussern gesehen; er war gewonnen, er würdigte ihn seines vollen Vertrauens und beschloss, ihn nie wieder von sich zu lassen. Mit welchen schlimmen Zuflüsterungen auch die Eifersucht dazwischen zu treten suchte, Alexander liess sich in der Bewunderung des Mannes nicht irre machen, oder kehrte nach einem Schwanken von wenigen Stunden sehnsuchtsvoll wieder zu ihm zurück. Man eiferte gegen die fremden Sitten, gegen die fremden Uebel und Laster, die mit diesem Lieblinge den Staat verpesten würden; Alexander lächelte, Glinski stand unerschütterlich fest.

Die Erwählung des Grossfürsten zum Könige von Polen brachte Glinski's Stellung keinen Nachtheil. Sein Wirkungskreis war erweitert, sein Einfluss wuchs mit der Gunst des Herrn. Auch hatte er in Polen weniger mit eifersüchtigen Widersachern zu kämpfen. Wer die Pforten des Glückes sich eröffnen wollte, stand harrend im Vorzimmer des Günstlings; wer den Wetterstrahl der Strafe von seinem Haupte abzuleiten wünschte, warf sich dem Fürsten Michael Glinski zu Füssen. Den Mächtigen mit Nachdruck und Wachsamkeit widerstrebend, mit milder Freundlichkeit zu den Geringeren sich herablassend, führte er bald allein gebietend die Zügel der Staatsverwaltung in den Händen; Alexander, berichten die Geschichtschreiber, hegte vor Michael Glinski kein Geheimniss: durch Zauberkünste, erzählte sich das Volk, hatte der Liebling den Verstand seines königlichen Gönners geblendet, um sein Herz die unauflöslichsten Bande der Hingebung geschlungen.

Christoph Jlinicz, ein Edelmann, welcher seine Treue dem Herrschergeschlechte der Jagellonen vielfach bewiesen, ein roher aber biederer Krieger, war Statthalter von Lida, einer litthauischen Feste zwischen Wilna und Grodno. Ohne dass er eines Vergehens sich schuldig gemacht, ward ihm seine Würde genommen und kein anderes Amt zum Ersatze bewilligt. Gekränkt durch eine Beschimpfung, die gerade er am wenigsten verdient zu haben glaubte, aber eben deswegen auch keineswegs mit Stillschweigen ertragen mochte, liess er aller Orten seine Klagen laut werden, beschwerte sich lebhaft über Undank, forderte die Edelleute des Landes zu seinem Beistande auf, und wandte sich endlich an den gemeinschaftlichen Senat beider Staaten. Schon an sich selbst empörte die Handlung des Königs alle Gemüther; sie lief dem Herkommen durchaus zuwider, und sprach den heiligsten Grundsätzen der Verfassung Hohn. Aber die Statthalterschaft von Lida wurde dem Andreas Drodza zugesprochen, und dieser Mann, untadlich an sich selbst, auch sonst wohlgelitten und mit Achtung genannt, hatte die Schwester des Fürsten Gliuski zum Weibe. Die Schwägerschaft war sein Gebrechen, die Makel, welche in aller Augen des angebotenen Amtes unter jeder Bedingung ihn unwürdig machte.

Jlinicz ward im Senate mit Staunen und Unwillen vernommen *); Bischöfe und Woiwoden, Kastellane

*) Der Senat des Wahlreiches Polen bestand aus Bischöfen, Woiwoden, Kastellanen und zehen Staatsbeamten. Das Bischofthum brachte zugleich die Senatorwurde mit sich. Die Woiwoden — Palatinen — waren Statthalter ihrer Provinzen, warben Truppen und führten sie zum Hauptheere; sie besassen die höhere Gerichtsbarkeit,

und Staatsbedienten fassten seine Klagen mit Heftigkeit auf und kamen überein, dem Könige eine Bittschrift zuzusenden, worin man ihn ersuchte, an die adelichen Rechte, die Grundlage der litthauischen Freiheit, nicht den Finger einer gewaltsamen Herrschsucht legen zu wollen. Es war der Vorsatz der Meisten, den Landesherrn mit achtungsvoller Schonung zu behandeln; gegen Michael Glinski aber, den verhassten Stifter des Unheils, loderte der Grimm desto fürchterlicher auf, an ihm beschloss der beleidigte Stolz Rache zu nehmen, in allen Gesichtern war sein Verderben zu lesen. Indessen schienen Einige entschlossen, einem Könige, der also verblendet von seinem Günstlinge sich missleiten liess, den Gehorsam zu versagen; sie machten sich bereit, den Jlinicz mit Gewalt in seiner Statthalterwürde zu schirmen, und ermuthigten ihn in seiner Betrübniss durch die Versicherung ihres Beistandes mit Rossen und Reitern. Er begab sich getröstet nach Lida zurück und sah die Verheissungen seiner Freunde bald bewährt. Es galt die Rechte des Adels zu behaupten,

---

bestimmten die Waarenpreise, und hatten die Juden zu schützen. Die Kastellane standen als Stellvertreter und Deputirte unter den Woiwoden, befehligten im Kriege einen Haufen von Provinzialtruppen und bildeten die obere Polizeibehörde der Provinz. Nur der Kastellan von Krakau hatte auf den Reichstagen den Vorrang vor den Woiwoden; seit einer Bestimmung Boleslavs des Dritten vom J. 1193, welcher dadurch eine vorzügliche Dienstleistung belohnen wollte, saß dieser Kastellan auf der Bank der weltlichen Senatoren obenan; die zweite und dritte Stelle gebührte den Woiwoden von Krakau und Posen. Man unterschied Ober- und Unterkastellane. — Die Starosten mit Gerichtsbarkeit befehligten in Festungen und königlichen Städten und erhoben die Einkünfte der Krone; die Starosten ohne Gerichtsbarkeit entschieden in geringeren Angelegenheiten, vollzogen die Urtheile, waren bei öffentlichen Verrichtungen gegenwärtig und hatten das Amt der Unterverwalter.

und bei solchem Ziele machten die litthauischen Edelleute sich selten einer Nachlässigkeit schuldig.

Der König erhielt die Bittschrift, die achtungsvoll aber in entschlossenen Ausdrücken verfasst, und von den angesehensten Männern im Lande unterzeichnet war. Er griff nach seiner Krone, er empfand, wie locker der goldene Schmuck auf dem Haupte eines Königs von Polen sass, und ergrimmte. Sein Entschluss war schnell gefasst, der Lage der Dinge aber wenig angemessen; durch Heeresmacht wollte er den Senat in Schrecken setzen, durch Waffengewalt seinen Willen verwirklichen. Michael Glinski aber zügelte seinen Ungestüm und rieth zu harrender Verstellung. Sein Rath fand Gehör. Auf die Bittschrift des Senates ward nicht geantwortet; die Edelleute wussten nicht, welcher Schritte sie sich vom Hofe zu versehen hatten, der König schien sich mit schweigendem Grolle zu begnügen, Andreas Drodza der schmeichelhaften Hoffnung entsagen zu müssen. Der Botenwechsel gerieth in's Stocken, man trat nicht weiter zu gemeinschaftlichen Berathschlagungen zusammen, der Enthusiasmus erkaltete, der Lärmen verhallte. Jlinicz schaltete zu Lida als Statthalter; die Hülfsmannschaften, die seine Freunde ihm zugesandt, nahmen Abschied. Schon fürchtete er keine bös Laune des Schicksals mehr, als das Ungewitter, stürmischer denn vorher, über ihn losbrach. Königliche Krieger drangen zu den Thoren seines Schlosses plötzlich herein, stürzten auf ihn her, und führten den wehrlosen mit sich hinweg. Im Gefängnisse erst erwachte er aus seiner Betäubung, und überlegte in trostloser Oede, wie ränkevoll man seine Sorglosigkeit zu benutzen verstanden.

Liess sich ein zweiter Gewaltschritt solcher Art, indem er dem vorhergehenden sein volles Ansehen verschaffen sollte, noch weit weniger als dieser rechtfertigen, so bedarf es keiner Erklärung, mit welchem bitteren Grolle er die Gemüther vergiftete. Andreas Drodza, nicht gesonnen, eine unverdiente Ehre unter Angst und Todesnöthen zu geniessen, begab sich der Statthalterschaft von Lida. Doch schon hatte sein Rücktritt keine Wirkung mehr; das Amt, der erste Keim des Tumultes, war vergessen; die Folgen aber, der Bruch zwischen dem Landesherrn und der Mehrzahl seiner Grossen, erweiterte sich mit jeder Stunde.

Unter Glinski's Feinden stand keiner in schimmernderem Ansehen als Johann Zabrzezinski, Marschall von Litthauen und Woiwode von Troki. Je blühender sein Ruhm, desto kränkender der Vorzug, der jetzt den Günstling beglückte, desto ängstlicher aber auch die Furcht, mit welcher dieser jeden Schritt des Marschalls beobachtete. Trotzte der Eine auf die Liebe des Herrschers, vertraute der Andre seinem Ansehen, seiner hohen Würde, seiner Macht, umgeben von vornehmen Verehrern, in seinem Inselschlosse zu Troki sich einen kleinen König dünkend. Beide, nicht ganz die gegenseitige Anerkennung sich versagend, mieden einander, oder begrüssten sich mit kalter Höflichkeit; der Marschall schien zu fragen, was der begünstigte Hofmann für das Vaterland Grosses gethan; sein Gegner fühlte sich an geistigen Vorzügen zu reich, um durch vornehmes Geberden sein Uebergewicht nicht fühlen zu lassen. Bald erschien Johann Zabrzezinski nur mit schwerem Herzen am Hofe; er konnte es nicht ertragen, die Anbetung, die so sichtbar ihn einst verherrlichte, auf einen

so schlauen Nebenbuhler übergegangen zu sehen. Der Stolz aber lehrte ihn seine Empfindungen verschleiern; es äusserte sich der Hass in den Ausdrücken der Verachtung, die Eifersucht hüllte sich in die Liebe zum Staate, der einer traurigen Zukunft entgegen ginge. — Gleichen Hass, aber nicht gleichen Edelsinn, hegte Bartolomäus Tabor, der Bruder der Bischofs von Wilna. Er spornte die Bedachtsamkeit des Marschalls, welche ihm allzuträge zum Entschlusse zu gelangen schien; er forderte zur allgemeinen Empörung auf und gab, überall seine Kundschafter hinsendend, jedem Worte, jeder Miene des Günstlings die gehässigste Deutung.

Johann Zabrzezinski nährte dem Könige eine aufrichtige Neigung; im Dienste des Jagellonischen Hauses waren seine Ahnen zu ihrer Würde gelangt, hatte er selbst alle Ehrenzeichen erworben. So ward es ihm schwer, den Monarchen zu hassen; so wälzte er die ganze Last der Schuld auf den verführenden Günstling. Sein Einfluss stimmte die Uebrigen zu gleicher Ansicht. Man versuchte keinen Schritt der Gewalt, widersetzte sich aber einer jeden Maassregel, die im Kopfe des Fürsten Michael entstanden zu seyn schien; man nannte seine Vorschläge verderblich, und suchte durch Eintracht seine Stimme zu übertönen. Bald aber ward versichert, er gehe damit um, die Edelleute des Grossfürstenthums in Ketten zu schlagen, und sich ihrer Besitzthümer zu bemächtigen; er wolle vom Hofe jeden Eingebornen entfernen und nur Ausländer zulassend, den König ganz und gar zur deutschen Puppe, zu seinem willenlosen Mündel machen; er gedenke Litthauen als ein Eigenthum zu erwerben und werde auch in der That sich

am Ende Alexandern so nothwendig und furchtbar machen, dass die ungeheuren Wünsche dieser Ehrsucht Befriedigung fänden; dann würde sich fragen, ob der Wüthäter selbst seines Lebens vor dem Uebermächtigen sicher. Hier geglaubt, dort als Uebertreibungen belächelt, wanderten Gerüchte dieser Art unter dem Volke umher; Michael Glinski ward unruhig, sein König konnte schwache Stunden haben, und immer in seiner Nähe zu seyn, war nicht möglich.

Durch einen einzigen Streich sollte die ganze Schaar seiner Feinde gelähmt, die vorzüglichsten Häupter des freien Sonnenlichtes beraubt werden, die übrige Menge durch das schreckende Schauspiel den Muth zu jedem kecken Beginnen verlieren. König Alexander, in jedem Gedanken seines Michael bereits die Eingebung eines höheren Geistes erkennend, war bald für den Plan gewonnen; was der Fürst ihm als ein herbes, jedoch nothwendiges Mittel vorgestellt hatte, zeigte ihm Erasmus Ciolek, der zweite Liebling, ein Mann von geringer Herkunft aber einnehmenden Wesen, welcher vom Könige mit dem Bisthume von Ploczko beschenkt worden, in einem heiterern Lichte, und stellte die Verwegenheit der Gegner mit der Ohnmacht, die ihrer harrte, scherzweise zusammen. Man war einig und schritt zur Ausführung. Zu Brzesc am Bugflusse, einer ansehnlichen, von weiten Morästen umgebenen Stadt in Polesien, ward ein Reichstag ausgeschrieben, und zum Tage des Verderbens festgesetzt. Johann Zabrzezinski und Bartholomäus Tabor, Stanislaus Zarnowicz, der Statthalter von Samogitien, Kiszka und Hlebowicz, die Woiwoden von Smolensk und Polozk, sollten mit mehreren andern Senatoren in das Schloss

der Stadt gelockt und von harrenden Bewaffneten überfallen werden. Versuchten sie es, sich zu widersetzen, so hatten die Söldlinge Befehl, sie auf der Stelle zu durchbohren; ergaben sie sich in Demut, so war ein Kerker für sie bestimmt, dessen Pforten sich nur öffnen sollten, um ihre Leichname hinaus nach dem Gottesacker zu tragen. Die Zeit der Versammlung rückte heran, dem Könige schlug das Herz in ängstlicher Erwartung, sein Günstling ermunterte ihn durch kräftigen Zuspruch, sehnte sich selbst aber mit unruhigem Verlangen über die furchtbare Entscheidung hinweg.

Die bezeichneten Schlachtopfer machten sich auf den Weg; erwartungsvoll begaben sie sich zur Versammlung. Sie freuten sich, mit ihrem Könige von Angesicht zu Angesicht sprechen und dem lang unterdrückten Groll endlich Worte leihen zu können. Geschliffene Dolche ahnte Niemand, die Meisten versprachen sich eine fröhliche Rückkehr. Schon erhoben sich vor ihren Augen die Thürme der Stadt, da holten keuchende Boten sie ein und beschworen sie, keinen Schritt auf der Strasse der Vertilgung weiter zu thun. Johann Laski, der Reichskanzler, war's, der sie ihnen nachsandte. Der Biedermann, eben so treu seinem Könige als für das Wohl seiner Mitbrüder besorgt, hatte aus manchem verfänglichen Zeichen am Hofe das Unwetter geahnt und durch nähere Erkundigungen es entdeckt; seine Botschaft riss viele treffliche Männer unter dem Mordschwerte hinweg, bewahrte den König vor dem Gräuel eines entehrenden Frevels. — Alexander stand schmachbeladen vor den Augen der Welt; er hatte den Fluch des Verbrechens sich aufgebürdet, ohne seine Früchte zu ärndten; Schaam und Unwille

rangen um seine Ruhe, er verwünschte die geschäftige Redlichkeit des Kanzlers, die seinen künsten Entwurf so unerwartet durchgerissen. Aber Laski selbst, eben so thätig als bieder, und unerschrocken genug, um den Zorn eines Königs, dessen Namen er wider seinen Willen vor'm Abscheu der Menschen geschirmt hatte, nicht zu fürchten, erschien in seinem Gemache und sprach, wie Treue und Offenherzigkeit es ihn hiessen. Ihm zur Seite wirkte Johann von Owjecim, der Beichtvater des Monarchen, ein sanfter Versöhner der Menschen mit Gott, des Königs mit seinen Widersachern.

Alexander hatte bessere Augenblicke; die Sprache der Unerschrockenheit rührte sein Herz. Er gab dem Kanzler die Hand und betheuerte, die Geretteten sollten für ihr Leben nicht weiter zu fürchten haben; er sähe wohl, der Himmel selbst habe gegen das Beginnen sich erklärt, und so sey er entschlossen, allen Gewaltschritten zu entsagen. Es lag in dieser Zusage keine Verstellung; Johann Laski berichtete sie nach allen Schlössern hin, schilderte die bleiche, von Reue zerknirschte Gestalt des Königs und bat dringend um Erhaltung des Friedens im Lande. Seine Aufforderung war nicht vergebens, die Besonnenen leisteten ihm augenblicklich Gehorsam, und ihr Ansehen hielt die Ungestümen im Zügel. In dieser Ruhe aber glaubte Michael Glinski die Wirkung des Schreckens zu erkennen; er fürchtete den Tag, da seine Feinde von ihrer Betäubung sich erholen würden. Daher ein rastloses Sinnen und Trachten, wie er die Opfer, welchen die Gunst des Zufalles von der Schlachtstätte weggewinkt, dennoch in das Netz der Vertilgung locken könnte; daher die unauf-

hörliche Wiederholung, dass Alexander, um seine Rache betrogen, von seinen aufrührerischen Unterthanen verspottet, von den übrigen Gebietern in Europa um seiner Schwäche willen verachtet, nur als ein Schattenbild noch auf dem Throne der Polen sitze.

Aber Alexander hatte das Herz nicht mehr zu einem blutigen Unternehmen. Er lieh dem Günstlinge sein Ohr, seinen Beifall gab er nicht. Glinski verzehrte sich in Ungeduld; er sah den Stern seines Glükkes zucken und fürchtete jeden Augenblick, sein entflimmerndes Licht würde nicht wieder aufblitzen. Da wagte er ein gefährliches Spiel. Er erschien in Gegenwart seines Gönners kalt und gemessen, fing an, die Einsamkeit wieder zu lieben und entfernte sich auf ganze Tage aus den Gemächern des königlichen Paares. Alexander bemerkte es und ward unruhig. Zugleich durchlief die Nachricht alle Gauen des Reiches; Michael Glinski, hiess es, habe die Gnade des Königs verscherzt, der mächtige Arm, der ihn geschirmt, habe ihn fallen lassen, eine glücklichere Sonne sey am Himmel Polens emporgestiegen, die alte Sitte, die vaterländische Gesinnung würde am Hofe wieder gelten. Edelleute, die seit Jahren schon nicht gesehen worden, erschienen in der Nähe des Königs wieder, die Feinde des Verhassten verliessen ihre Schlösser, und Mancher hoffte, an der Stelle des verabschiedeten Günstlings zu glänzen. Sie irrten; seinen Michael konnte dem Könige Keiner ersetzen. Hülflos und bekommen sich fühlend, suchte Alexander ihn auf, brachte ihn nach seiner Hofburg und ergetzte sich an seiner Gegenwart wieder. Michael Glinski stand von Neuem der Vorige da; seinem Winke gehorchte jeder Arm, seinem Unwillen

erzitterte jedes Herz. Die Gegner verstummten und erkannten zagenden Herzens die Zeichen, durch welche sein Wiederauftreten sich verkündigte; Johann Zabrzezinski, der Grossmarschall von Litthauen, musste der Statthalterschaft von Trokl entsagen, die Uebrigen strich der König aus der Liste des Senates.

Von Beschwerden verschiedener Art gedrückt, sehnte sich Alles nach einem Reichstage; er ward mit dringenden Bitten begehrt, mit bedenklicher Heftigkeit gefordert. Der König konnte sich nicht länger widersetzen, die leidenden Einkünfte der Krone selbst machten ihn nothwendig; die Rundschreiben gingen umher, Radom, nicht weit vom rechten Ufer der Weichsel zwischen Krakau und Warschau gelegen, wurde zum Versammlungsplatze erkoren. Ein düsterer Ernst waltete in der Versammlung, die leeren Plätze der Fehlenden wurden mit Wehmut betrachtet. Lange währte es, ehe die Ritterschaft ihrem Könige sich zu eröffnen begann. Endlich aber führten polnische Edelleute für ihre ausgestossenen Genossen das Wort; sie schilderten es lebhaft, wie alle Lebensfreude des Adels in seiner Theilnahme an der Regierung bestehe, und daher ein polnischer Magnat mit vollem Rechte sich etwas Besseres dünke als ein herrschender Fürst in andern Ländern; es möge sich daher der König das Herzleid der Männer denken, welche während des Reichstages in ihren Schlössern begraben, von jeder Mitwirkung ausgeschlossen, sich kaum von ihren Leibeigenen unterschieden fühlten. — Der König nahm ihre Vorstellungen ohne Unwillen auf, erklärte aber, dass sein Hader mit den litthauischen Edelleuten auf einem Reichstag im Grossfürstenthum gehöre; dort würde er den Klagen

sein väterliches Ohr leihen und über die Sache seinen Urtheilspruch kund geben. Eine solche Ausflucht hatten die litthauischen Edelleute am wenigsten erwartet. Nicht nur, dass die Vertagung ihrer Angelegenheit ihnen unwillkommen seyn musste, kränkte sie über Alles diese gekünstelte Sonderung einer litthauischen Reichssache von einer polnischen — eine Sonderung, die sie als Stiefkinder des Herrschers erscheinen liess, mussten sie aus dem Munde des Mannes, welcher das Staatenbündniss so dringend begehrt hatte und ihrer Erfüllung des Gesuches seine Königskrone verdankte, hören. Befremdet und unschlüssig sahen sie einander an; **Albert Tabor** aber, der Bischof von Wilna, unter den Litthauern in der Versammlung den Vorsitz führend, stand auf und sprach mit einfachen, doch ernstgemeinten Worten zum Könige:

„Nicht weil wir gefehlt," begann seine Rede, „weil einige Ehrsüchtige sich Freches erlaubt haben, zürnest Du uns, König, und wie die Pflicht es vom Unterthan begehrt, haben wir bisher deinen Zorn ertragen. Nicht deinen königlichen Geboten, den Lüsten einzelner Männer widersetzten wir uns, welche deine Gunst missbrauchend, die Verfassung Litthauens und seine Rechte, von deinen Vorfahren wie von Dir selbst mit heiligem Eide bestätigt, zu untergraben suchen. Du bist mein Herr, der Herr meiner Amtsgenossen und meines Vaterlandes; als einen solchen erkenn' ich und verehr' ich Dich. Zugleich aber fühl' ich auch, dass ich dein Bischof und der Bischof Litthauens bin. Diese Würde gebietet mir, jedes Beginnen, das unsre Rechte und deinen Eid verletzt, unverzagt Dir zu widerrathen. Wer unter uns diese Heiligthümer entweiht, den ewi-

gen Gott, der die Herzen prüft und die Laster züchtigt, beschwör' ich, dass er nicht ungestraft ihn seines Frevels sich freuen lasse!" *)

Kaum hatte der Bischof seine Rede geendigt, so setzte das Angesicht des Königs die Umherweilenden alle in Erstaunen. Es war, als hätte jeden Muskel das bewegliche Leben verlassen, als sollten die Augen, starr und glanzlos, keinen Blick mehr thun können; er erbleichte, es überfiel ihn ein Zittern an allen Gliedern des Leibes, er schwankte, ein drölmender Schwindel umschleierte seine Sinne, ein dunkles Gewölk stieg ihm vor den Augen empor; er fühlte die Kraft des Lebens plötzlich verzehrt, sank seinen Begleitern in die Arme und war vom Schlage gerührt. Zur Hälfte fast starrte der Körper gelähmt, nur mit Mühe lallte die Zunge einige Worte, der Arm, der Lohn und Züchtigung vertheilen sollte, liess sich weder biegen noch ausstrecken. Die Bestürzung auf dem Reichstage war unbeschreiblich, in seinem glühendsten Eifer erkaltete plötzlich der Trotz. Die Polen der alten Zeit liebten die Könige, die sie selbst sich gegeben, mit heiligem Bürgergefühle; so starrsinnig sie über ihre Vorrechte wachten, so unbegreiflich kindisch sie bisweilen das sinnloseste Herkommen schützten, weil es ein Steinchen im Gebäude ihrer vergötterten Freiheit war, so verblendet sie auch die schädlichsten Gesetze bei ihrem alten Ansehen zu erhalten suchten, es lebte in ihrem Herzen eine fromme Ehrfurcht vor dem Gebieter, sie erblickten den Gipfel der polnischen Herrlichkeit in ihm, es kränkte sie jeder Un-

*) „Ne inultum sacrilegum caput relinquat." A. W. Kojalowicz l. c. pag. 305.

Unglimpf, den er von auswärtigen Mächten erlitt, und wenn sie auch mit roher Trotzlust ihm oft gegenüber standen, bezeugten sie doch auch nicht selten ihr edles Gefühl durch Handlungen, welche eines unvergänglichen Andenkens würdig, schützten sein Leben in der Schlacht mit ihrem eigenen Leibe und überraschten ihn durch Beweise einer grossartigen, den Freund der Menschheit labenden Gesinnung, die ihr hämischer Herabwürdiger selbst bei seinem vielfachen zusammengerafften Tadel nicht wegzuleugnen sich unterfängt. Es wandten sich die Augen nach Albert Tabor, dem Bischof, hin; ohne es zu sagen, schien man ihm den Vorwurf zu machen, dass er durch zu herbe Ausdrücke die unverletzliche Majestät des Herrn angegriffen; man nannte seinen Eifer unbesonnen, seine Liebe zum Vaterlande all zu stürmisch; wer im Herzen zu seiner Rede gejauchzt hatte, war jetzt nicht im Stande, ihr seinen Beifall zu geben. Er selbst sass stumm und farblos da, sein Angesicht bat die Versammlung um Verzeihung, kaum vermochte er vor Schaam und Reue das Auge aufzuschlagen. Man trat in einzelnen Haufen zusammen, unentschlossen, ob man bleiben oder gehen sollte; man sah den Boten, die jeden Augenblick vom Befinden des Königs Kunde brachten, mit furchtsamer Erwartung entgegen; mit Wehmut sprach man von dem Leidenden, und Niemandem nahte der Gedanke, dass dieser Mann, welchen die eherne Hand des Schicksals zürnend berührt, unlängst die edelsten Männer im Lande zum Kerker, zum Meuchelmorde ausersehen hatte. Aengstigende Gerüchte schlichen umher, der Reichstag löste sich auf, der schlaggelähmte König wurde nach Krakau gebracht.

Albert Tabor konnte nicht scheiden, ohne vor den König zu treten und das Wort der Verzeihung von seinen Lippen gehört zu haben. So reiste er nach Krakau. Aber wer über die Schwelle des Königs treten wollte, musste vom Fürsten Michael Glinski sich die Erlaubniss erbitten; ohne ihn öffnete sich keine Thür im Pallaste, und fühlte sich der gesunde Alexander einsam auf seinem Throne, wenn dieser kluge Mann ihm nicht zur Seite stand, so vermochte der Kranke keine Stunde von ihm getrennt zuzubringen. Ein neuer Vorwurf für Albert Tabor! Den Uebelstand, welchem seine kühne Rede steuern sollte, hatte sie erschwert, hatte die unseligen Bande, in denen der beherrschte Gebieter schmachtete, fester geschlungen und verdreifacht. Und nur durch diesen Verhassten ging der Weg zum Könige. Schwer und herb war der Entschluss; doch es blieb kein Ausweg. Der Bischof stand im Vorzimmer des Fürsten und bat um Gehör; die Thür öffnete sich und zwei Männer standen einander gegenüber, die entweder flüchtige bedeutungslose Worte mit einander wechseln mussten oder in einen gefährlichen Kampf geriethen. Glinski aber überraschte den Gast durch die Milde eines sanften Ernstes. Was über den Sternen beschlossen, könne der Mensch nicht anders gestalten; auch ohne die Rede, die gewiss kein Unheil stiften sollte, hätte den König, ein wenig später vielleicht, das Unheil getroffen; wolle der Bischof sich deshalb Vorwürfe machen, so hiesse das, sich in ungerechter Selbstpeinigung verzehren, wolle er aber die Erinnerung an seine Unbesonnenheit entfernen, so möge er die unruhigen Köpfe in Litthauen beschwichtigen und das Reich vor den Gräueln der Empörung bewah-

rend, dem Könige eine Wohlthat erzeugen, weit gewichtiger als sein Vergehen. — Auf solche Worte wusste Albert Tabor nicht zu antworten; er sah dem Manne, der sie gesprochen, in's Angesicht und verglich schweigend diese edlen männlich hohen Züge mit den niedrigen Gebrechen, die er selbst ihm zur Last legte. Glinski bedauerte, dass der König sich zu unwohl befände, um den Gast zu empfangen, versicherte aber, dass er an einer vollen Verzeihung nicht im mindesten zu zweifeln habe. Beruhigt und verwandelt entfernte sich der Bischof; er ward seiner Empfindungen nicht klar, einem Vater ähnlich, welchem ein Räuber den einen Knaben getödtet und den andern aus den Wellen eines Stromes gerettet.

Indessen ergriff der Aberglaube das Uebel, von welchem der König so plötzlich befallen worden. Die litthauischen Edelleute aber, diejenigen vorzüglich, die zu Radom nicht erschienen, beschlossen eine rathpflegende Versammlung; sie fand bei Albert Gastold statt, dem Woiwoden von Novogrodek, einer Stadt in Polesien am linken Ufer des Niemen. Was der Bischof Tabor berichtet, vernahm man mit stutzendem Befremden; doch Niemand hatte Lust, einer Maske zu trauen. Man sann auf Mittel, wie sich der König versöhnen liesse, gegen seinen Günstling änderte sich die Stimmung nicht. Zu überwiegend war die Macht, die er besass, zu herrschgierig die Entwürfe, zu welchen er den König verleitet; sein Verderben ward zum zweiten Male beschlossen; wie es sich herbeiführen liess, wusste für den Augenblick noch Niemand anzugeben. Während man aber beisammen sass, langten Eilboten an und sprachen von einem entsetzlichen Einbruche der

Tataren, weitverbreitster und zerstörender, als die ältesten Greise im Lande sich zu erinnern vermochten; schon seyen die Ebenen Volhyniens von ihren Horden überschwemmt, und in unaufhörlichen Haufen setzten sie über den Pripez. Die Versammlung erschrak, die Gäste brachen eilig auf, ein Jeder begab sich nach seinem Sitze, um Vorbereitungen zum Kriege zu treffen, und Albert Gastold untersuchte die Festwerke seiner Stadt.

Drittes Kapitel.

Schah Achmed, der Khan der Tataren an der Wolga, hatte, wie angegeben worden, den Sohn des taurischen Tatarkhans am Dnjeperstrome überwunden, und bei Czernichov an der Dezna sein Lager aufgeschlagen. Indessen verharrte man zu Moskau bei freundschaftlicher Gesinnung gegen den geschlagenen Fürsten und machte sich wahrscheinlich bereit, ihm Hülfe zu leisten; dem Sieger aber verleidete seinen Aufenthalt in Rothreussen am ängstlichsten der Mangel an Nahrungsmitteln, der allmählig sich verkündete. Die Tage wurden ihm zu Jahren, nur ein zweiter Sieg konnte dem Ruhme des ersten seinen Segen ertheilen; ohne Polens Hülfe jedoch, mit mangelleidenden Schaaren, ihn erkämpfen zu wollen, schien Tollkühnheit. Seine Gesandten machten daher dem Alexander, der damals soeben das Scepter des Königreiches erhalten, herbe Vorwürfe, dass er dem Bundesgenossen seine Fahnen nicht zugesandt und einen heiligen Vertrag so schnell verletzen gekonnt habe; doch wolle ihr Khan das erlit-

teue Unrecht gutmüthig vergessen, wenn ihm nur jetzt rascher Beistand zuröge. Alexander entschuldigte sich mit der Aufmerksamkeit, die seine Bewerbung um die polnische Krone erfordert hatte; er versprach jedoch, nach seiner Krönung alsobald ein Heer zu sammeln, und an dieses Heeres Spitze in eigener Person seinem Freunde Achmed zu zeigen, mit welcher Gewissenhaftigkeit ein Jagellone beschworene Verträge achte. Die Gesandten schlichen zurück, Schah Achmed verzagte; er kannte die unregsame Trägheit, welche bei den Polen die Versammlung eines Heeres verzögerte; wo so viele Stimmen ihre Einwilligung in den Krieg zu geben hatten, verging zwischen der Aufforderung und dem ersten Trompetenstosse eine lange unentschiedene Zeit. Ihm aber versagte bereits jede tröstliche Hoffnung; ein unfreundlicher Himmel zerstörte die Gesundheit seiner Krieger, der Hunger wurde in den Zelten, die Treue der Besten drohte zu schwanken. Das Elend stieg, es lösten sich die Bande des Gehorsams; die Lust nach Beute wich der Begehr nach Sättigung, der Reiter betrachtete das Land des Feindes, welchen man vor wenigen Monden gänzlich zu erdrücken gehofft, als die Flur der Rettung und jeden Morgen gab es leere Zelte im Lager. Endlich flohen ganze Haufen in das krimmische Gebiet hinüber, und selbst die Gemahlin des Khans suchte dort dem Verderben zu entkommen.

Mahmed-Gerei, der Taurier, hatte sein Unglück im Felde nicht lange überlebt. Die Sultane *) und die

---

*) Sultane hiessen bei den Tataren die Söhne des Khans, Murzen die Söhne des Feldherrn. Khan war jeder Beherrscher eines Landes, es mochte gross oder klein seyn. Ihm zur Seite standen vier Staatsräthe; der Ulan war ihm an Würde der nächste.

übrigen Fürsten seines Geschlechtes versammelten sich auf offenem Felde und wählten, der alten Sitte gemäss, den ältesten unter sich zu seinem Nachfolger. Es war Mendli-Gerei, der Erstgeborene des erblichenen Fürsten, ein vorsichtiges, nachdrucksvolles Hordenhaupt, dessen Herrschaft in der Geschichte des europäischen Ostens mannichfach wiederklingt. Wen die Seinigen zum Herrscher sich erwählt hatten, zeigte er auf der Stelle; denn kaum waren die nöthigsten Einrichtungen getroffen, so brach er mit hinreichender Mannschaft auf, suchte den Achmed, dessen Flüchtlinge er wirthselig empfing, zu treffen, überfiel ihn und zerstreute die Ueberbleibsel, welche den Unglücklichen noch umgaben. Die Schmach seines Vaters war getilgt; Schah Achmed entrann mit abgeworfener Rüstung dem Verderben, irrte mehrere Tage, vor jedem Windhauch erschreckend, zwischen der Dezna und dem Dnjeper umher und schlich endlich nach Kiev. Hier nahm ihn der Woiwode, des nackten Fürsten sich erbarmend, freundlich auf, liess ihn in seinem Pallaste wohnen und gewährte ihm den Trost, den seine Lage gestattete. Achmed aber konnte seinen Verlust nicht verschmerzen; Horde, Herrschaft und Heimath, alles hatte er verloren — was waren die Mauern von Kiev besseres als die Wände eines Kerkers? Der Polenkönig aber trug die Schuld seines Unglücks; Mendli-Gerei hatte als ein rüstiger Feind, Alexander als ein gewissenloser Bundesgenosse gehandelt. So entwickelte sich in dem verzweifelnden Manne der Plan einer furchtbaren Rache; mit Entsetzen sollte Polen die Folgen seiner Treulosigkeit empfinden. Er sandte heimliche Boten nach Konstantinopel, versprach seine baldige Ankunft und ersuchte um Hülfs-

mannschaft, mit welcher er einen reichlohnenden Einfall in das südöstliche Polen machen wollte. Den Reitern, die gleich ihrem Khan in Kiev ein Obdach gefunden, entdeckte er seinen Plan, entkam mit ihnen aus der Stadt, strich in unwegsamen Gegenden umher und gelangte, der Verabredung gemäss, glücklich nach Bialogrod *). Der Divan, jetzt wenig gesonnen, sich mit dem Khan der krimmischen Tataren oder mit Polen in Feindseligkeiten zu verwickeln, hatte nach Bialogrod den Befehl gesandt, sobald er zum Thore herein geritten, ihn zu ergreifen und in Banden nach Konstantinopel zu senden. Der Glücksstern des verzweifelten Fürsten war nicht gänzlich untergegangen; Freunde, die er in der Hauptstadt der Türken besass, gaben von dem erlassenen Befehl ihm Winke, und so hatte er kaum in der Stadt geathmet, so sprengte er mit seinen Reitern auch schon wieder hinaus. Jetzt aber wohin? Es blieb keine andre Zuflucht als Kiev. Die Polen, hoffte er, ahnten von seinen verderblichen Entwürfen nichts, und die Flucht aus der Stadt liess sich mit der Sehnsucht entschuldigen, die einen Nomaden, den Sohn der freien Flur, in einem Mauerringe nicht lange weilen lasst. Der Woiwode aber hatte bereits dunkle Kunde, Vorwürfe entzweiten ihn mit seinem Gaste, der Verdacht wurde zur Gewissheit; Achmed durfte in Kiev nicht länger weilen, ein bewaffneter Haufe geleitete ihn nach Wilna.

Auf dem verrufenen Reichstage von Brzese erschien

*) Bialogrod — Weissenburg — der polnische Name für Akjerman am Ausfluss des Dniesters in's schwarze Meer, bei den Römern unter dem Namen „Jul a alba" bekannt.

der Khan vor König Alexander. Seiner Treulosigkeit sich schämend, ritt ihm dieser mehrere Meilen von der Stadt entgegen, empfing ihn in einem reichgeschmückten Zelte, hatte den Weg, den der Gast, um in seine Nähe zu gelangen, zu Fuss machen musste, mit Teppichen belegen lassen, und gönnte ihm den rechten Platz an seiner Seite. Beide Fürsten gingen nach brüderlicher Weise mit einander um, feierliche Spiele sahen den Einen nie ohne den Andren, und als ein glänzendes Fest am Tage vor der ersten Sitzung viele bedeutende Häupter des Reiches versammelt hatte, schlug Schah Achmed, die Tapferkeit im Kriege belohnend, mehrere Polen und Litthauer, Alexander verschiedene Tataren zu Rittern. Aber die Heimkehr der Männer, welche der König und sein Liebling erwarteten, lösten den Reichstag bald auf; ohne sich einer günstigeren Aussicht überlassen zu dürfen, musste der Khan nach Wilna zurück kehren. Zu Radom aber sprach er mit einer Kühnheit, die so wenig seiner Lage geziemte, als sie vor solchen Zuhörern sich erwarten liess. Der trägen Zögerung der Polen gab er unverhohlen den Namen der Treulosigkeit, die gastliche Bewirthung, die man ihm in Wilna gewährte, hiess er eine Kerkerschaft; um der Polen willen, schloss er, habe er Alles verloren und statt eines Beistandes gegen Mendli-Gerei, statt eines Liebedienstes, der ihm die Rückkehr in sein Vaterland möglich machte, lasse man ihn verlassen seufzen und suche bei festlichen Gelegenheiten seinem Kummer den Mantel eines eitlen Gepränges umzuhängen. — Eine solche Frechheit entrüstete die Edelleute. Er selbst, liessen sie ihm antworten, trage die Schuld seines Elendes; der Moskovite sey der Feind gewesen,

dem es bei'm Vertrage gegolten, er aber habe, zu wild, um seine Rache zu verschieben, statt dessen auf den Khan der Krimm sich geworfen und dadurch, selbst siegreich, seine Kräfte vergeudet; mit der Gewaltsamkeit eines Eroberers habe er in polnischen Landen Zufuhr und Lebensmittel für seine Horde eingetrieben; aber auch, wenn er sich zu beschweren die gerechtesten Ursachen hätte, so möchte er sich erinnern, welch ein Plan ihn so heimlich aus Kiev hinweg gerufen, und in schweigender Demut die Entscheidung des Sonnes erwarten.

Schah Achmed stand verlegen da, König Alexander aber sprach ihm Muth zu und gelobte, ihm zu einem besseren Schicksale zu verhelfen, und sobald die Umstände es gestatten würden, ein hinreichendes Heer in's Feld zu stellen. Da soll der Tatar im Kreise umher gesehen und den König gefragt haben, ob denn diese Männer da das Schwerdt nicht zu führen verständen, oder, wiewohl sie so viele Reisigen im Solde hätten, vor den Beschwerlichkeiten und den Gefahren des Krieges erzagten? Johann Laski, der Kanzler, verwundet, sobald die Ehre des Königreiches verletzt worden, erklärte ihm, jedes Volk habe seine Sitten; vom Raube lebe der Tatar und von der Armut geplagt, besteige er sein Ross, sobald der Khan den Befehl zum Aufbruch ergehen lasse; für seinen Heerd zu sorgen, liebe der Pole, und ergreife er das Schwerdt, um in der Fremde zu fechten, so geschehe es nicht anders als mit freiem Willen; gehe es aber auch in den Kampf, so verlasse doch nicht Jeder die Heimath, Kaufleute und Handwerker, Diener des Rechtes und der Kirche, Feldbauer und Burgwächter blieben zurück und pflegten

ihres Geschäftes; denn der Tatar schwärme in Steppen umher, der Pole wohne fest in einem Vaterlande, das ihm theuer. — Nur schwankende Verheissungen nahm Achmed auf den Weg nach Wilna mit. Bald darauf wurde er nach Troki gebracht und auch dort mit ehrenvoller Rücksicht behandelt. Doch konnte sie ihm die Freiheit nicht ersetzen; er floh zum zweiten Mal, ward aber von Reitern eingeholt und von nun an in engerem Gewahrsam gehalten. Aber das Loos des gefallenen Fürsten sollte noch trauriger werden; es langten Gesandte von Mendli-Gerei an und gaben zu verstehen, ihr Monarch würde die Schwellen des Königreiches nimmer von seinen Schaaren berühren lassen, wenn man seinen Feind in ewigem Gefängnisse bewahre. Schah Achmed, aller Hülfe und aller Hoffnung beraubt, jammerte und rief den Himmel um Erbarmen an; sein Untergang war beschlossen.

Ehe sie aber von König Alexander noch eine entschiedene Antwort erhalten hatten, brachen die Hauptleute des Mendli-Gerei, da sie sich schwer überreden konnten, dass man einen gekränkten Bundesgenossen zu unauflöslicher Haft verdammen würde, in die Gauen von Polen. Ihre Ankunft war, wie gewöhnlich, von Schrecken und Lärmen begleitet; wo sie erschienen, flohen die Bewohner, gingen die geplünderten Häuser in Flammen auf, ward der Erdboden, wie nach einem Zuge gefrässiger Heuschrecken, nackt und öde. Es gebrach auch diesmal an Bestürzung nicht; das Gerücht lief, wie ein erstarrender Eishauch durch's Land, es überraschte die litthauischen Edelleute, da sie bei Albert Gastold in Novogrodek zu Rathe sassen und sprengte sie, einen Jeden nach seiner Heimat, aus einander.

Indessen war der Einbruch der alten Plagegeister den Edelleuten keinesweges so gar peinlich; wer gegen Morgen wohnte und ihren Besuch erwarten musste, konnte die Zinnen seiner Schlösser mit Söldlingen besetzen und seine Zugbrücken erheben. Eine Feste zu erobern, verstanden und liebten die Tataren nicht; sie mittelst einer Belagerung vom Hunger sich öffnen zu lassen, dazu war ihr Kriegeszug zu flüchtig, ihre ganze Weise zu unstät und beweglich. Die übrigen Edelleute durften neuen Hoffnungen Raum geben; mit dem Banner des Krieges schien sich zugleich auch die Akte ihrer republikanischen Freiheit zu entfalten. Die Krone bedurfte ihres schwerdtführenden Armes; wenn sie ihre Häuflein nicht zu den Schaaren des Königs stossen liessen, stand er ohnmächtig da, keinem Feinde Furcht einflössend. Darum eben war der Beginn des Krieges für den Edelmann ein Fest, für den König, wenn er nicht Klugheit besass, um die lebhaften ehrgeizigen Männer durch gewinnende Behandlung zu leiten, eine Zeit der Noth und des Verlustes; ehe die Forderungen nicht bewilligt, den Beschwerden nicht abgeholfen, brauchte kein Edelmann den Sattel auf den Rücken seines Rosses zu legen, und wie das römische Volk einst den Patriziern mit keckerem Bewusstseyn unter die Augen trat, wenn ein Krieg sich über die Grenzen des Reiches gewälzt, stand man hier mit stolzem Selbstgefühl am Throne. Jetzt war der Tag gekommen, wo der Unwille sein Begehren kräftiger behaupten konnte; die gekränkten Magnaten durften für den Unglimpf einen Ersatz begehren, von der Seite des Königs liess sich der Günstling verdrängen, und nur wer die zahlreichsten Rotten in's Feld stellte, wer das Schwerdt

am glücklichsten zu führen verstand oder durch seinen Siegesnamen schon den Feinden am fürchterlichsten war, galt etwas in der Schätzung des Männerwerthes.

Berechnete der Adel die Gunst dieser Verhältnisse, so empfand sie Michael Glinski mit unmuthiger Ahnung. Der Tatar nach Gauen lüstern, die bis dahin sein Ross noch nicht betreten, von der Lage der Dinge im Reiche unterrichtet genug, um zu einem weiteren Vordringen ohne sonderliche Besorgnisse sich zu entschliessen; der König mit einem kränkelnden Körper behaftet, verzagend, so oft ein neuer Bote in den Pallast trat; die Mächtigsten in der Ritterschaft den Untergang des Lieblings sehnlicher als eine Niederlage des Feindes wünschend; die königlichen Heeresschaaren gering an Zahl, nicht auf's Beste gerüstet, muthig vielleicht, aber wenig geübt; um indessen neue zu werben, der Schatz eines verschwenderischen Herrschers viel zu erschöpft. So sass denn Glinski mit unruhigen Erwartungen am Ruhebette seines königlichen Freundes; Alexander blickte ihm forschend in's Gesicht und wenn in diesem sich ein unheimlicher Gedanke verrieth, erblasste das Seinige. Schon war es zu spät, die beleidigten Widersacher sich zu gewinnen, der Groll des Einen erhielt am Grolle des Andern neue Nahrung, zu tief hatte seine stolze Grösse die Angesehensten im Staate verwundet, er musste entweder das Reich den verwüstenden Räuberschaaren muthig preisgeben und so den Fluch der Unterthanen, den Abscheu der ganzen Mitwelt auf sich laden, oder von seinem Gipfel hinab steigend, die Rettung Polens seinen Gegnern übertragen. Der beneidetste Mann im Lande hatte die schlaflosesten

Nächte; sie am Tage zu verbergen, war eine zweite, eben so unselige Pein.

Die Edelleute jauchzten, und Alexander sah mit Wehmut der Stunde entgegen, wo er von seinem unvergleichlichen Freunde auf immer sich losreissen musste. Michael Glinski gerieth auf die gewaltsamsten Pläne, als die Tataren selbst aus seinem Drangsal ihn befreiten. Unter der Anführung der beiden Sultane Biti und Burnas Gerei waren sie über den Pripez gesetzt und hatten sich auf das südöstliche Litthauen geworfen. Slutzk, eine Stadt mit mehreren Schlössern an einem kleinen gleichnamigen Flusse, empfand zuerst ihre Nähe. Fürst Simon Olelko, der Besitzer, war eben gestorben, und so hofften die Angreifer, ohne Verlust an Zeit oder Menschen sich der Stadt, oder eigentlich der Beute in ihren Mauern, bemächtigen zu können. Aber nur der Leichnam des Fürsten war in die Gruft gesunken, sein Mut und seine Klugheit lebten in der Wittwe fort, einem seltenen Weibe, welches das ungewöhnliche Drangsal mit eben so ungewöhnlicher Heldengrösse heranschreiten sah. Wie jene Kaiserin von Oesterreich in der Versammlung des ungarischen Adels, hielt auch sie ihren Knaben auf dem Arm und bat die Lehensleute des Gatten um kräftige Hülfe. Edelleute, Bürger und Bauern schwuren ihr treuen Beistand, ergriffen die Waffen mit Beherztheit und leisteten einen Widerstand, welchen die Tataren nicht zu bekämpfen Lust hatten. Sie zogen vorüber und die Stadt war gerettet, aus der furchtbarsten Noth gerettet; denn Alles aus der Umgegend hatte sich in ihre Mauern hineingedrängt — wenige Tage Beharrlichkeit von Seiten des Feindes, so hätte ihm der Mangel die Stadt mit Menschen und

Besitzthum übergeben. — Von Slutzk wandte sich der Schwarm nach Novogrodek. Albert Gastold musste die Stadt ihnen preisgeben und sich in seinem Schlosse zu behaupten suchen. Was der Bürger an Eigenthume Kostbares besass, hatte er hieher geflüchtet; das Schloss entging ihrer Raubgier, Menschen und Thiere aber wurden hinweg getrieben. Während dessen streifte Mehmed-Gerei, der älteste Sohn des Khans, zwischen der Beresina und dem Dnjeper; er erlangte unermessliche Beute und drang bis Minsk vor.

Jetzt glaubte Jedermann, die Barbaren würden, von Unersättlichkeit getrieben, in das eigentliche Litthauen, in die reicheren Gegenden des Staates, herüber ziehen und ein Unheil bereiten, wie es seit Menschengedenken nicht erlebt worden. Aber gegen die Erwartung rückte das Verderben nicht weiter; die Schwärme zogen sich zum Dnjeper zurück und schlugen dort, zur Heimkehr wie zur Wiederholung des Einfalles gleich bereit, ihr Lager auf. Vielleicht waren sie mit der erplünderten Beute zufrieden und scheuten sich, ein Gebiet zu betreten, wo die bethürmten Schlösser zahlreicher von den Hügeln herabblickten und aus den Thoren befestigter Städte furchtbare Ausfälle drohten; vielleicht waren es die Zeichen einer beginnenden Krankheit, die ihnen das Vorschreiten widerriethen; möglich auch, dass Fürst Michael Glinski ihnen Unterhändler zusandte und eine baldige Rückkehr mit der strengeren Einkerkerung Schah Achmeds zu belohnen versprach. Wirklich stellten sich bald darauf zu Wilna Abgeordnete von Mendli-Gerei ein und begehrten, dass der Feind ihres Herrn zu einem härteren Schicksale verurtheilt und zum Feinde des Königreiches Polen erklärt würde. Der versam-

melte Senat war keineswegeo gesinnt, ihrer Forderung Genüge zu leisten; der Eine, vom Gefühl des Rechtes beseelt, verabscheute es, einen unglücklichen Fürsten dem Wohlwollen eines übermüthigen Räubers zu opfern; der Andere, die Ehre des Vaterlandes im Auge habend, fand eine Schmach darin, sich vom Tatarenkhane Gesetze vorschreiben zu lassen und seine Feinde als die eigenen betrachten zu müssen; Manchem war mit dem Wohlwollen dieses Khans wenig gedient, er wünschte ihn mit einem noch fürchterlicherem Heere an den Grenzen des Reiches zu sehen, damit der Aufruf zum Kriege unvermeidlich und Michael Glinski das Ende seiner Herrlichkeit erleben möchte. Es ward daher der Zumuthung des Khans in ungünstigen Ausdrücken geantwortet, und seine Wortführer wollten den Saal verlassen; der Senat, äusserten sie, habe das Schicksal Polens selbst entschieden; Mendli-Gerei, mit dem Zar von Moskau in Frieden, von den herrenlosen Tataren der Wolga nichts fürchtend und mit der nogayischen Horde im Norden des Kaukasus so eben ein Bündniss schliessend, würde mit einem Heere erscheinen, dessen Geschrei bei seinem Aufbruche im Westen Polens vernommen werden sollte; endlich einmal sollten die Christen empfinden, was die Tataren vermögen, wenn Eintracht sie verbrüdert. Der Senat liess die prahlerische Drohung verhallen und änderte seine Ansicht nicht.

Da trat Fürst Michael Glinski auf und nahm mit der Beredsamkeit, die ihm die Neigung ausländischer Fürsten gewonnen, das Wort. Er rieth, den Khan der Wolgatataren allerdings in unauflösliche Fesseln zu werfen, nicht jedoch aus Furcht vor Mendli-Gerei, sondern weil der Gefangene, wenn man ihm auch die Freiheit

zurück gäbe, doch niemals wieder Liebe zu den Polen empfinden und ihnen eher Böses als Gutes erzeugen würde; Mendli-Gerei habe von seiner Macht eine viel zu selbstgefällige Meinung; nicht ihn, seine Freundschaft mit Wassilji Iwanowitsch fürchte der polnische Senat; ein Fähnlein Litthauer sey eine trefflichere Streitmacht als eine unübersehliche Tatarenhorde; Scheuren erbrechen, nicht aber einen Kriegesplan zu entwerfen, verstehe der Nomade; die Abgeordneten möchten heingehen und nachsehen, ob unter ihren Zelten ein Zabrzezinski zu treffen, ein Kiszka, ein Hlebowicz, hundert Andre, deren Fingerwink erfolgreicher als das Geschrei eines tatarischen Sultans; Mendli-Gerei möchte nur seinen Raubzug unternehmen, lange vielleicht würde es dauern, ehe er einem Polenheere begegnete — habe er es aber erblickt, so habe er auch den Engel des Todes gesehen; vergebens würden die Seinigen warten, ihre fortgezogenen Brüder zu empfangen.

Die tatarischen Gesandten, durch Uebereinkunft vielleicht auf eine solche Rede vorbereitet, erhoben sich zu keinem Gegenworte; es sollte scheinen, sie liessen sich, sobald nur der schuldige Wunsch ihres Herrn Befriedigung fände, eine rednerische Verunglimpfung ihrer Ehre leicht gefallen. Die Senatoren hatten dem Sprecher mit seltsamen Empfindungen zugehört; es freute sie, den groben Hochmut der Barbaren mit so schlagenden Streichen zu Boden geschmettert zu sehen, es that ihnen wohl, die Heldengrösse der Edelleute, welche der Schmuck des Adels, die Stütze der Nation waren, verherrlicht zu sehen. Aber aus welchem Munde kam diese Anerkennung ihrer Trefflichkeit? Solche Männer von einem solchen Manne gepriesen zu finden, das glän-

glänzendste Lob der Freunde in der Rede eines verhassten Gegners vernehmen zu müssen — wen befremdet es, wenn sie Verwirrten ähnlich dasassen und sich in die Worte so wenig wie in die Verhältnisse zu finden wussten? Bald jedoch kehrte die ruhige Ueberlegung zurück; man sah einander an, als forderte man sich auf, durch kein Blendwerk getäuscht, die frühere Meinung unverlockt zu behaupten. Es entstand daher, nachdem Michael Glinski seinen Sitz wieder eingenommen, ein unruhiges Gewühl, der Widerwille gab sich laut genug zu erkennen; es war als bemühte man sich zu zeigen, wie unter Männern, die ihre Rechte und ihre Gesinnungen zu vertreten wüssten, auch der geübteste Redner mit dem Gegensatze nicht durchdringe. Niemand ahnte den Ausgang der Versammlung; die wenigen Anhänger, welche mit dem armen Einsamen zu Troki es wahrhaft freundschaftlich meinten, sassen fröhlichen Angesichts und labten sich an der Kränkung des Günstlings. Ihre Freude stand auf wankendem Grunde. Michael Glinski's Allgewalt war so entschieden, die Zauberwirkung seiner Gegenwart so mächtig, dass die meisten Mitglieder des Reichsrathes, da jeder Einzelne besonders seine Stimme geben sollte, das Herz nicht hatten, eine üble Zukunft sich zu bereiten, und was das allgemeine Murren des Unwillens angedeutet, einzeln nicht bekräftigen mochten. Schah Achmed ward, als Flüchtling von Kiev und Ueberläufer zu Bialogrod, mit dem Namen eines Hochverräthers gebrandmarkt und die Freiheit für immer ihm abgesprochen. Die Abgeordneten gelobten friedliche Gesinnung von Seiten ihres Khans und gingen heim, um im Lager der Ihrigen von Glinski's Klugheit und Einfluss zu berichten; Schah

Achmed musste seinen Aufenthalt zu Troki *) mit einem engeren Gewahrsam vertauschen und in Kowno, einer Festung an der Grenze Litthauens und Samogitiens, wo die Wilia in den Niemen tritt, dem labenden Anblick des Himmels, dem tröstlichen Klange der Menschenstimme entsagen.

Während dessen erholte sich König Alexander allmählig zu Krakau, die frühere Gesundheit aber stellte sich nicht wieder ein. Sein Ansehen blieb siech, die Spuren der Lähmung verriethen sich bei jeder Kraftäusserung, eine matte Zaghaftigkeit hatte sich seiner bemächtigt, bei jedem Geräusch fuhr er erschrocken zusammen. Das Unsal schien ihn zu verfolgen; er geleitete die Mutter zu Grabe, an welcher er mit grosser Liebe gehangen, er hörte mit Wehmut von den Zerstörungen, welche den Einfall der Tataren bezeugten, er bebte bei dem Gedanken an Russland, von dessen Ruhe er sich wenig Erbauliches zu versprechen hatte, es ängstigten ihn die Parteien unter den Edelleuten, die allgemeine, zum Aufruhr fertige Widerspenstigkeit, der Hass, der seinem Glinski, seiner tröstlichen Stütze, den Mantel der Würde von den Schultern zu reissen trach-

*) Hier sprach ihn der Baron von Herberstain, als Augenzeuge der interessanteste Gewahrsmann für die russisch-polnische Geschichte dieser Zeit. Er wurde vom Kaiser Maximilian mehrmals als Gesandter an den Hof von Moskau geschickt und berichtet mit edler Einfalt und gebildeter Sprache, was er gehört und gesehen. „Ich speiste zu Troki bei'm Palatin," erzählt er, „und am Tische sass auch Schachmet, der Tatarenfürst, der in einem befestigten Lager auf einer Erdzunge im See ehrenvoll, aber doch immer gefangen, zurück gehalten ward. Er nannte während unsres Gespräches den Kaiser seinen Bruder; denn alle Fürsten und Könige, versicherte er, seyen unter einander Brüder." (Ber. Moscovit. Comment. Sigism. Lib. Baron. in Herberstain. Basil. 1549. pag. 117.)

tete. So artete die Kränklichkeit bald wieder zur Krankheit aus, und Alexander, in der Wissenschaft der Aerzte keinen Trost mehr findend, überliess sich den Vorspiegelungen eines Marktschreiers, welcher sich einen Abkömmling des griechischen Kaisergeschlechtes Laskaris rühmte, und glücklicher als jeder Andere die Hülfsquellen der Arzneikunst entdeckt zu haben versicherte. Peter von Balin hiess der Mann, ein anmuthiger Schwätzer, gefährlich für einen Fürsten, der zu den Aerzten das Vertrauen verloren. Die Meisten widersetzten sich seiner Berufung, nicht so wohl weil sie die hohle Grundlosigkeit seiner Kunst durchblickten, als weil Michael Glinski ihn empfahl. Dass dieser durch den Betrüger das Leben seines Königs zu verkürzen suchte, glaubten die redlichsten Edelleute selbst beschwören zu können, ist aber nichts desto weniger höchst unwahrscheinlich; schloss Alexander die Augen, so schloss sich auch für Glinski jedes Thor der Hoffnung; er fand keinen Zweiten, der mit gleicher Unerschütterlichkeit ihm gewogen. Leichter lässt sich glauben, dass der Grieche auch ihn getäuscht, und darüber darf Niemand sich wundern, welcher die Leichtgläubigkeit jenes Jahrhunderts kennt, wo die frechste Anmassung die bereitwilligste Bewunderung fand, wo die Sterndeutung in voller Blüthe stand und das Menschengeschlecht, jeweniger es die Gesetze der Natur kannte, desto gieriger aus unnatürlichen Zauberquellen für seine Uebel sich Hilfe zu schöpfen suchte. Johann Laski aber konnte seine Ueberzeugung nicht unterdrücken; seine Söldlinge überfielen den Marktschreier und warfen ihn in's Gefängniss. Er sollte für eine strenge Untersuchung aufbewahrt werden, und entkam. Für

seinen Befreier galt Michael Glinski, und so hiess nun jeder ein Thor, der es leugnen wollte, dass dieser Günstling mit dem Afterarzte die langsame Ermordung des Königs verabredet hatte. Oeffentlich aber es zu behaupten, unterfing sich Keiner; vielmehr liess eine unerklärliche Furcht vor dem Günstling, allgemeiner als je, sich wahrnehmen; wer bisher noch von seinen Widerstrebern in der Nähe des Hofes verweilt, entfernte sich nach seinen Schlössern. Fürst Michael Glinski stand ohne Nebenbuhler am Throne.

Mit des Königs Gesundheit aber stand es von Tage zu Tage bedenklicher. Er verliess kaum noch das Siechzimmer und als er selbst bereits seine Genesung für undenkbar hielt, erscholl das Gerücht eines neuen Tatarenzuges. Zahlreicher als vorher schwärmten ihre Horden, muthiger und raubsüchtiger noch zogen sie herbei; was die Abgeordneten auf dem Reichstage gedroht, schien, schneller als es sich erwarten liess, in bestürzende Erfüllung zu gehen.

Viertes Kapitel.

Die Krimm, die „Chersonnesus taurica" der Alten, eine grosse fruchtbare Halbinsel, welche im Norden durch eine Landenge von etwa anderthalb Meilen Breite mit dem südlichen Theile des russischen Staates verbunden wird, war das Heimathland der Nomaden, deren Einfall in Polen so eben unsre Aufmerksamkeit fesselt. Von den Wellen des schwarzen Meeres umgeben, liegt sie für den Handel ungemein bequem und

ward bereits von den Griechen der alten Zeit zu Stapelplätzen benutzt. Durch den mittäglichen Theil zieht sich das lange krimmische Gebirge, dessen höchster Gipfel der helle, aus Kalkstein bestehende Tschadirdag; am Ufer liegt zur Linken Sankt Simferopol — Akmedsched, Soltan-Sarai — der Sitz des heutigen Oberbefehlhabers von Taurien; zur Rechten Feodosia, zur Zeit des genuesischen Handels in diesen Gegenden unter dem Namen Kaffa berühmt, die Residenz des krimmischen Tatarenkhans, bevor er seine Länder (1783) der russischen Krone abtrat *). Von hier aus, aber keinesweges auf die Halbinsel beschränkt, ergossen sich die Schwärme, denen man in Moskau wie in Krakau und Wilna erbebte, die man selten mit gewaffneter Faust zurück zu drängen versuchte, oft durch jährlichen Schoss oder reiche Geschenke zum Heimzuge bewog.

Aus dem Norden Asiens, welcher, von jeher der Tummelplatz nomadischer Horden, seinen Ueberfluss an Bewohnern über die westliche Welt ergossen, das wilde Geschlecht der Hunnen nach Europa gesandt und die stosswels wogenden Fluten der Völkerwanderung in Bewegung gesetzt hatte, rauschten im dreizehnten Jahrhunderte die Mongolen daher, jenen früheren Horden ähnlich an Leibesbildung und Lebensweise, von einem zweiten Attila, dem alles überwältigenden Dschengis Khan, geführt. Ein Schaman, ein weih-

*) In Kaffa ist ein Museum zur Aufbewahrung der Alterthümer, die in der Umgegend gefunden worden. Sie bestehen in merkwürdigen Inschriften, Bildsäulen, Münzen, Prachtgefässen und halberhobenen Arbeiten. — So werden zu Wospor an der Meerenge, in dessen Nähe Naphthaquellen und die Trümmer des alten Panticapeum, die Alterthümer bewahrt, die man im Grabeshügel des Mithridates getroffen. (P. S. Pallas physik. topogr. Gemälde von Taurien. St. Petersb. 1796. 8.)

sagender Priester, hatte ihn bei einer grossen Hordenversammlung im Hauptlager Karakorum als den Helden des mongolischen Geschlechtes bezeichnet, dem man folgen müsse, wenn man die Erde und ihre Schätze erlangen wolle. Der Führer, obwohl roh und kenntnisslos, machte die Verheissung wahr; wohin er sich wandte, schienen die Schwerdter der Angegriffenen wie schwache Holzscheite zu zersplittern, aufgerieben oder in Fesseln geschlagen wurden die Völker, über die russischen Fürsten in der Schlacht an der Kalka der Stab gebrochen und von einem einzigen Zelte aus ein ungeheures Gebiet des Erdbodens beherrscht.

Das eroberte Reich umfasste zu unübersehliche Strecken, als dass es in seinem Umfange den Gründer lange überleben konnte. Zwar ward noch manche Völkerschaft unter Oktai, dem berühmtesten Sohne des Eroberers, unterworfen, und Tuschi, ein anderer Sohn, brachte die Länder um den Don und die Wolga unter seine Botmässigkeit. Dennoch zerfiel der unförmliche Riesenstaat bald in getrennte Massen; es bildeten sich mit der Zeit fünf Khanate, China nämlich, den asiatischen Südosten — Turan, von Tobolsk aus das ganze Sibirien umfassend — Persien, zwischen dem Indus und dem Euphrat sich ausbreitend — Dschagatai, im mittelasiatischen Steppenlande bestehend — Kapdschak, das Nordland des kaspischen Meeres mit den Gestaden der Wolga und des Don.

Dschengis Khan, der kriegerischen Eigenschaften seines Sohnes Tuschi sich freuend, machte ihn zum Oberherrn des letztgenannten Gebietes. Der junge Held schlug seinen Sitz in Kapdschak auf, behauptete seine Grenzen gegen die westlichen Nachbarn, starb aber

noch ehe sein Vater von der Erde geschieden. Dschengis Khan bejammerte den Todten, und liess die Würde des Sohnes auf Batu, den Enkel, übergehen. Nach dem Tode des Eroberers bestätigte Oktai, der nunmehrige Grosskhan, seinem Neffen Batu die Herrschaft über Kapdschak, und lieh ihm Hülfsschaaren, mit denen er die Russen, die Bulgaren und Cirkassier unter mongolisches Joch drücken sollte. Batu täuschte die Erwartungen nicht; Russland, seit Wladimir dem Grossen her in einzelne kleine Staaten gespalten, beugte sich unter die Uebermacht; Polen vermochte eben so wenig mit den wimmelnden Schwärmen sich zu messen. Die erlangte Beute machte die Habgier noch lüsterner; eine zahlreiche Horde überschritt die Oder, Krakau und Breslau gingen in Flammen auf, Herzog Heinrich der Fromme von Niederschlesien wurde bei Liegnitz (1241) geschlagen. Ein allgemeines Entsetzen ergriff unsern Erdtheil; Gesichtszüge wurden erblickt, denen man nie begegnet war, wundersame Gestalten, fremde Waffen, fremde Sitte, als zöge das bunte Gewühl eines Traumbildes vorüber. Herzog Heinrich sank auf der Wahlstatt, die Sieger aber krankten an schweren Wunden, die Ebene von Liegnitz deckten ihre Leichname. Sie traten den Rückzug an, hausten in Ungarn mit schonungsloser Unmenschlichkeit *), und eilten endlich, Mangel empfindend auf der Flur, die unter dem Huf ihrer Rosse zur Einöde geworden, nach ihren Steppen zurück. Batu, ein würdiger Enkel des

*) Die Gefangenen wurden verstümmelt und grässlich gemartert; die mongolischen Mütter gaben ihren Knaben Knittel in die Hände, mit denen sie die gefangenen Kinder zu Tode schlagen mussten.

Dschengis Khan genannt, beherrschte jetzt Kapdschak in seiner weitesten Ausdehnung vom Dnjeper bis zum Osten des kaspischen Meeres; man verehrte ihn als den freigebigsten und edelmüthigsten Fürsten und die morgenländischen Geschichtschreiber erzählen, er habe wie Dschengis Khan nur einen einzigen Gott, den Herrscher im Himmel und auf Erden, verehrt *). Burga Khan, sein Bruder, der in der Herrschaft ihm folgte, nahm, durch die Erzählungen einiger Kaufleute, wie die Sage geht, bewogen, den muhamedanischen Glauben an, und empfahl ihn mit dem Nachdruck eines unumschränkten Gebieters allen seinen Unterthanen.

Nachdem siebzehn Herrscher auf dem Khanthrone von Kapdschak gewechselt, hinterliess (1475) Hadschi Gerei, aus dem Geschlechte des Dschengis Khan stammend, viele Söhne. Dieser Segen an Nachkommen war der Untergang des Reiches. Hatte schon früher die Eifersucht der Brüder in gefährlichen Kämpfen um die Krone gerungen, und bisweilen verschiedene Khane neben einander sich die Herrschaft angemasst, so löste sich jetzt das Kapdschakische Reich, unwiederbringlich verloren, in zersplitterte Bruchstücke auf. Brüder zogen gegen Brüder zu Felde, einzelne Schaaren derselben Horde standen in blutigen Schlachten einander gegenüber; das Glück wollte bald Diesem bald Jenem wohl, Keinem blieb es treu, Keiner konnte es bis zur Sicherung seiner Herrschaft verfolgen. Da wandte plötzlich Mahmud der Zweite, der Eroberer Kon-

---

* *Petit de la Croix* Hist. de Genghiz Khan. — Der Sohn vervollständigte das Werk des Vaters durch eine gedrängte Darstellung der Fürsten, welche dem Dschengis Khan in den verschiedenen Theilen seines Reiches gefolgt.

stantinopels, sein Auge nach diesen Gegenden. Ein Freund des alten Hadschi-Gerei, beschloss er, sich entscheidend in den Kampf seiner Söhne zu mischen, und das entkräftete Reich im Stürzen noch aufrecht zu erhalten. Er sandte einen Feldherrn nach der krimmischen Halbinsel, liess den Genuesern Kaffa entreissen, und die hadernden Söhne des Freundes vor seinen Richterstuhl fordern. In Kaffa aber befand sich Mahmed-Gerei, ein Sohn des Hadschi, der einige Tage nur die Würde seines Vaters bekleidet hatte, und dann, von seinen Brüdern entwaffnet, ihrer Verfolgung durch die Flucht entgangen war. An dem Aufschwunge seines Glückes verzweifelnd, wandte sich der Jüngling an die Christen und beredete sie, durch glänzende Handelsvortheile lockend, ihm gegen seine Brüder Beistand zu leisten. Der Feldherr des Türkenkaisers gewann ihn lieb, und verwandte sich bei seinem Herrn für ihn. Mahmud, Abscheulichkeit und Grösse in sich vereinigend, fast eben so gern einen gestürzten Fürsten zum Throne wieder verhelfend als einen Mächtigen vom Throne hinabschleudernd, versicherte sein Wohlwollen, machte den Jüngling wirklich zum Beherrscher der krimmischen Halbinsel, und übersandte ihm selbst einige Mannschaft, um das Ländergebiet seines Vaters sich zu erwerben *). In der That errang er mit dieser Hülfe einen Theil des alten Kapdschak-Khanates wieder; vom Dniester bis zur Mündung des Don gehorchten die Horden seinem Machtworte. Dankbar, freilich auch durch die Freundschaft seiner Wohlthäter nur des Errungenen sicher, ward er ein ergebener Anhänger des Herrschers in

*) Kantemir Gesch. der Türk.

Konstantinopel, liess in der Kothba, dem öffentlichen Gebete für den Landesherrn am Freitage, das Heil Mahumds des Zweiten erflehen und nahm den Titel Padischah an. Er ist der Mahmed-Gerei, welcher am Dnjeper von Schah Achmed geschlagen worden; dieser dagegen ein Verwandter, der mit Hadschi-Gerei's Söhnen glückliche Kriege geführt hatte, und an der Wolga einen ansehnlichen Theil des alten Kapdschakreiches regierte.

Mahmeds Sohn und Nachfolger war Mendli-Gerei, der Fürst, dessen Schaaren, da man in Polen das Lebensende des Königs fürchtete, den Zug der Vertilgung in das Königreich begonnen hatten.

Die Tataren, durch diese Benennung als die „westlichen Mongolen" unterschieden, verriethen sich bei'm ersten Anblick schon durch mongolische Gesichtsbildung. Ein breites Gesicht, kleine schwarze, nach dem inneren Winkel hin gesenkte Augen, hervorstehende Backenknochen; nicht hoch von Wuchs, aber fleischig und kraftvoll, das Kinn mit dichtem Barte bewachsen, das Haupt geschoren; nur die ausgezeichneten Männer das Haar in Flechten tragend, welche den Ohren zur Seite herabhingen. Ihr Genosse, ihr geliebtester Freund das Ross, klein und mit eingedrücktem Rücken, aber rüstig, Mangel und Beschwerlichkeiten ertragend, in der Noth sich mit Rinden und Strauchwerk begnügend, die Wurzeln des Feldes mit dem Huf sich hervorscharrend. Ging es in den Krieg, so führte ein Jeder zwei oder drei Pferde, um wechseln zu können, mit sich; sie wussten sie besser als irgend ein anderes Volk zu leiten, hatten hölzerne Steigbügel, leichte Zügel und statt der Sporen eine kleine lederne

Geissel. Auf ihrem Thiere schwammen sie durch die breitesten Ströme, und verfolgte sie der Feind, warfen sie Beute und Kleidung fort, durch pfeilschnelle Flucht sich rettend. Der Bogen war ihre Waffe; mit dem Bogen schritten sie dem Feinde kühn bis auf gewisse Weite entgegen; doch Beharrlichkeit lag nicht in ihrer Weise, bald wandten sie, ihren alten Ahnen, den Parthern, ähnlich, wie zur Flucht den Rücken, verwirrten dann den verfolgenden Gegner durch einen plötzlich aufsausenden Pfeilregen und stürzten mit verhängten Zügeln auf ihn los. Zur Schlacht auf offenem Felde reihten sie sich in einem Halbkreise auf, und wunderbar war die Ordnung der Kommenden und Gehenden, dabei das Vertrauen auf des Feldherrn Klugheit unbeschränkt, verderblich aber auch die Verwirrung, wenn diese Klugheit sich getäuscht. Der geübteste Reiter galt für den besten Krieger; die Beine auf dem Sattel über einander geschlagen, bogen sie gewandt nach jeder Seite sich über und hoben, selbst während des raschesten Rittes, einen Gegenstand von der Erde auf. Drohte ihnen ein Speer, neigten sie sich nach der andern Seite, von ihrem Thiere gleichsam niederhangend, durch den Körper desselben das eigene Leben schirmend.

Männer und Frauen deckte die nämliche einfache leichtgeschürzte Kleidung; nur durch einen linnenen Schleier, mit welchem es das Haupt umhüllte, unterschied sich das zweite Geschlecht. Erschien eine Frau mit enthlösstem Angesichte ausserhalb des Zeltes, so war's die Gattin eines Fürsten *). Wie die Kleidung

*) Gegen die Kälte schützten sie sich durch Kleider aus Schaffellen, die sie nicht eher ablegten, als bis sie zermurbt ihnen vom Körper he-

war die Lebensweise einfach; frischgetödtete Thiere genügten der Esslust; ein Pferdekopf galt ein Leckerbissen, man setzte ihn nur ausgezeichneten Kriegern vor. Die Milch des Pferdes stand in hohem Werthe, sie machte nach ihrer Meinung den Menschen tapfer und wohlbeleibt; plagte den Reiter aber unerträglicher Hunger oder Durst, so öffnete er seinem Thiere eine Ader und schlürfte das hervorquillende Blut; dem Thiere selbst, versicherte er, sey dieser Verlust gedeihlich. Doch wie das Leben des Barbaren überhaupt, theilte sich auch die Zeit der Tataren zwischen Mangel und Völlerei. Noth an Nahrungsmitteln und Schlaflosigkeit, ohne den Anstrengungen zu entsagen, mit wunderbarer Beharrlichkeit erduldend, schlangen sie, wenn Ueberfluss ihnen geworden, Speise und Trank mit gieriger Unmässigkeit hinab, übersättigten den ausgehungerten Körper und lagen alsdann, unbeweglich und schlaftrunken, gleich dem Raubthiere, das seine Beute hinunter gewürgt, mehrere Tage hindurch auf dem Boden. In diesem Zustande konnte sie der schwächste Feind vertilgen, büssten sie, in stumpfer Betäubung nieder gemetzelt, die Missethaten ihres Raubzuges durch das Schwerdt der Polen und Russen gar oft.

Den Nomaden fesselt kein Band an die Flur, die nur die Hufspur seines Rosses, nicht die Furchen seines Pfluges empfängt. An derselben Stätte lange verweilen, dünkte den Tataren eine lastige Verdammung; wenn er seinen Kindern zürnte, wünschte er ihnen,

---

ten. — Die nogaischen Tataren, eine kriegerische und reiche Horde, hatten, das einzige Beispiel, keinen Khan an ihrer Spitze, sondern wurden durch eine Aristokratie regiert. (Paul. Jovii Novocomens. de legat. Basili magn. Princip. Moscov. ad Clem. VII. ap. Herberstain.)

„an dem nämlichen Orte, wie die Christen, grau zu werden." Nur die Bewohner der Städte wechselten, durch ihr Gewerbe gebunden, die Wohnung nicht. Die Uebrigen zogen mit Weib und Kindern, mit Hab und Gut von einer Aue zur andren, führten Wagen, deren Gestühl einem Bienenkorbe ähnlich, auf kleinen Rädern mit sich, und beobachteten auf ihren Zügen den Polarstern, welchen sie den „eisernen Nagel" hiessen. Strenge Begriffe des Eigenthumes kannten sie nicht, der Diebstahl galt ein leichtes Vergehen, Rechtshändel waren selten; der Mord liess durch ein Strafgeschenk sich vergütigen. Ihr Handel war ein Tauschverkehr; was sie im Norden erbeutet, verkauften sie zum Theil den Türken; Gold und Silber galt nur als Einkaufsmittel, zu anderem Gebrauche ward es nicht benutzt; von den geplünderten Feinden selbst erhandelten sie oft dafür Kleider und Geräthschaften, Waffen und Geschirre. So grauenvoll aber hatte die Gewohnheit sie entartet, dass sie an der Verwüstung blühender Fluren um ihrer selbst, nicht um des Gewinnes willen sich ergetzten.

Solcher Sitte war das Volk, welches seine kriegerischen Schwärme aufs Neue über den Osten des polnischen Königreiches ausgegossen. Alexander, für das Wohl seiner Lande nicht unempfindlich und zum Mitleid, da er selbst ein leidender Dulder, desto beweglicher gestimmt, sah dem Boten mit starren Blicken in's Gesicht, als wollte er auf seiner Stirne das Elend der verwüsteten Landschaften entdecken. Zugleich kränkte ihn die übermüthige Treulosigkeit des Feindes, welcher die Erfüllung seines Wunsches so schnell vergessen; es entmuthigte ihn die herzlose Grausamkeit gegen Achmed, der schimpfliche Eigennutz hatte keine

Früchte geerndtet, der unglückliche Gefangene nicht umsonst den Himmel um Rache beschworen. Mit welchen Worten sollte Alexander seinen Liebling empfangen, dessen Beredsamkeit dem Wolga-Khan die Freiheit gekostet?

Michael Glinski trat in's Gemach. Er hatte die Schreckenskunde bereits vernommen und zeigte sich seinem Herrn gefasst. Er mache sich keine Vorwürfe, sagte er, dass er dem Mendli-Gerei die Gewährung seines Gesuches erwirkt; wenn Verträge von der Wortbrüchigkeit zernagt würden, so leiste das Auge der Klugheit nicht mehr als die beschränkte Einfalt. Der Vertilgungszug der Tataren indessen, wie er jetzt gemeldet worden, werde dem Staate unfehlbar eben so zum Heile gereichen, als er ihn zu verschlingen drohe; die Horde scheine sich diessmal nicht mit der Beute einer Landschaft, mit der Plünderung einiger Städte begnügen zu wollen; das ganze weite Gauengebiet zwischen dem Dnieper und der Weichsel sey zum Spielraum der Raubsucht bestimmt; ein umfassender Plan leite sie, wie er seit Batu, dem Unaufhaltsamen, nicht unter den Nomaden aufgefasst worden; bei dieser Lage der Dinge müssten die Edelleute Tollköpfe seyn, wenn sie die alte Neigung zur Starrsinnigkeit nicht bei Seite würfen, und vor Entblössung des Schwerdtes, wie sonst, auf Abstellung ihrer Beschwerden dringen wollten; denn hielten sie auch in ihren Städten und Schlössern den Sturm aus, so stehe ihnen doch, da die Aecker des ganzen Reiches zerstampft, mit dem nächsten Jahre eine Hungersnoth bevor, welche leicht, wenn sie auch das eigene Leben fristeten, um Bauern und Knechte sie bringen würde; Alexander solle muthig

seyn, jetzt am wenigsten habe er zum Verzweifeln Ursache; die Grösse des Unglücks eben führe das kräftigste Gegenmittel bei sich, es werde schnell vorüber ziehen, wie die Fluthen eines Wolkenbruches, nicht aber die Wasser eines mässigen Regens sich schnell verlaufen.

Indessen durfte nicht gezögert werden; ein königliches Heer wurde nach Wilna berufen und die Pospoliten, die kriegfähige Ritterschaft, durch die gewöhnlichen Rundschreiben aufgefordert, gewaffnet mit ihren Mannschaften sich einzufinden *). Der König selbst fühlte sich zu schwach, um nach seiner Vorfahren Sitte den Feldzug mitmachend, die Krieger zu leiten oder zu ermuthigen; so peinlich ihm indessen der Gedanke war, von Michael Glinski zu scheiden, wünschte er doch ihn als Feldherrn an der Spitze der königlichen Schaaren zu sehen. Dass er ein Heer zu führen verstand, bürgte die Schule, in welcher er aufgewachsen, hatte er in Deutschland und Italien durch mannichfache Proben gezeigt. Wird aber ein Michael Glinski, unter den Hohen im Lande der Höchste, sich dem Oberbefehl eines Andren, vielleicht eines Widersachers, schmiegen, und werden die leitenden Magnaten sich nicht weigern, an der Seite dieses verhassten Mannes zu kämpfen? Glinski selbst schien in dieser Hinsicht noch nicht mit sich einig; das aber fühlte er, dass sein Verhängniss

*) Es mussten bei einer Aufforderung zum Kriege eigentlich drei Edictalschreiben nach einander in jede Wojwodschaft gesandt werden, und schon hierin lag eine schädliche Verzögerung. — Die Edelleute brauchten nicht über drei Meilen jenseits der Reichsgrenze dem Kriegsbanner zu folgen; auch konnten sie nicht gezwungen werden, länger als sechs Wochen unter den Waffen zu bleiben. (Mart. Cromer. — Bischof von Ermeland — de reb. Polon. B. 2.)

sich einer grossen Entscheidung entgegen bewegte, dass er nach wenigen Wochen schon von den beiden widersprechendsten Möglichkeiten, die sich denken liessen, eine erlebt haben würde. Die eine hoffend, aber nicht mit allen Lebensfäden an ihr hangend, die andre scheuend, nicht aber ihr erzagend, erwartete er in fester Haltung die Zukunft.

Die überraschende, bei'm ersten Worte unglaubliche Meinung, in welcher Glinski gegen seinen Herrn sich über den Einfall der Tataren ausgesprochen, bewährte sich bald. Der Adel entsagte in der That der gewöhnlichen Saumseligkeit; Lanzen wurden geschärft, Rosse geübt und am Schwerdte die Haltbarkeit des Stahles versucht; die Thore der Burgen erhielten neue Flügel, an den Zinnen der Thürme arbeiteten die Maurer; auf Strassen und Stegen Alles in Bewegung, der Trägste voller Emsigkeit, kein Müssiggänger zu finden; es war als wenn das Haus des Nachbars schon in Flammen stand, da galt kein Wählen mehr unter dem Eigenthum, das gerettet seyn wollte, was der Arm berührte, ergriff er mit gewaltsamer Hast. Gänzlich indessen verleugnete sich die angeborene Sitte nicht; in den Rückscheiften der Edelleute gelobten die Meisten, mit wackerem Kriegersinne für die Rettung des Vaterlandes den Unholden entgegen zu eilen, doch seyen sie nicht gewohnt, in das Gewühl des Kampfes zu tauchen, wenn ihnen der Helmbusch ihres Königs nicht zuwinkte; das Haupt der Republik in ihrer Mitte, so würden sie den Mahomedaner bald zurück zu seinen Steppen jagen; gestatte aber des Königs Gesundheit ihm nicht, vor den Reihen seiner Helden auf dem Rosse zu erscheinen, so mochte er wenigstens nicht weit vom Schauplatze des

Kam-

Kampfes sich aufhalten. Dann würde er sich überzeugen, setzten Einige hinzu, welchen streitmächtigen Söhnen des Vaterlandes er bisher einen glatten fremdgemodelten Klügling vorgezogen habe. — Michael Glinski rieth dem Könige, diesen Wunsch zu erfüllen; er konnte von Dorf zu Dorf sich in einer Sänfte tragen lassen, und nahm dem Adel, indem er ihn zugleich sich verpflichtete, jeden Vorwand zur Zögerung *). Damit aber das Reich nicht während des Krieges ohne Oberhaupt bliebe, sollte Sigmund, sein jüngerer Bruder, aus Schlesien herbei gerufen werden und die Staatsverwaltung übernehmen — nicht auf Glinski's Rath; es war ihm nicht unbekannt, wie dieser junge Fürst seine Begünstigung mit scheelen Augen betrachtete und in die Reinheit seiner Absichten unleugbar Zweifel setzte; es konnte aber einem Kranken, der um sein Reich zagte, die treue Unterstützung eines Bruders nicht vorenthalten werden.

Jetzt wirbelten die Trommeln, die Hörner schmetterten; aus den Thoren zogen die Fähnlein, die junge Mannschaft freute sich des Strausses, Weiber und Greise wünschten ihr glückliche Heimkehr. Auf der Ebene zwischen Wilna und Troki versammelten sich die einzelnen Haufen, und zogen dann nach Lida. Auch der König liess sich dorthin bringen, und hoffte durch seine Gegenwart die Wahl eines Oberfeldherrn leiten zu können. Man versammelte sich auf einem freien Platze

*) Es ward nachher behauptet, Glinski habe den König zur persönlichen Theilnahme am kriegszuge bereden, damit sein kränklicher Körper desto schneller erliegen möchte. Wir kennen aber schon die Gründe, die eine solche Absicht als unverträglich mit seinem Verhältnisse darthun.

im Lager, von den Soldaten umgeben. Da standen die Männer bei einander, die im Mark ihrer Glieder die Kraft des Reiches empfanden, mit Verdiensten prangend, sich brüstend mit dem Alter ihres Geschlechtes, ein Jeder des höchsten Befehles sich würdig achtend, ihn als die Krone aller Wünsche erkennend, weil er ihn solchen Männern zum Vorgesetzten gab; Jeder konnte zu seiner Empfehlung Siege herzählen; dass er auch diesen Krieg mit ruhmvollem Glücke durchfechten würde, meinte Jeder sich verbürgen zu können. Für Manchen sprachen viele Stimmen, auch Michael Glinski ward mit ehrendem Vertrauen genannt. Noch aber war es nicht entschieden, welche Faust das erste Schwerdt führen sollte, als ein junger Edelmann sich durch das Lager drängte und auf die Versammlung der Kriegeshäupter loseilte. Er war von der Eil erschöpft und hatte in der Wange eine Wunde, die Spur eines tatarischen Pfeiles. Mit Schaudern berichtete er, wie die Züge der Verwüster sich bereits den Ufern des Niemen näherten, wie sie in der einen Hand das Mordmesser, in der andren den Feuerbrand trügen, wie kein Erbarmen bei ihnen zu finden und er selbst, seines Besitzthumes entblösst, kümmerlich ihren Klauen entkommen sey. Jetzt also galt es, zur Wahl zu schreiten; die Flut des Verderbens wälzte sich heran, schon liess sich ihr Rauschen fast vernehmen. Da erhob sich Fürst Michael Glinski und that kund, er wolle, wiewohl er keinem Andren an Verdiensten und Würden nachzustehen glaube, um des allgemeinen Besten willen, der obersten Feldherrnstelle entsagen; er gedenke wie ein litthauischer Edelmann zu fechten, und wem die Mehrzahl der Stimmen das Ehrenamt zusprächе, dem werde

er als Untergebener willigen Gehorsam leisten. Die Versammlung schied; zum Ziele des Werkes aber war man noch nicht gelangt.

Indessen traten mehrere andere Boten auf, deren Zeitung immer beängstigender klang. Eine Horde von zwanzig tausend Reitern zog gegen Slutzk heran, die Uebrigen, an Zahl noch weit furchtbarer, eilten auf Novogrodek los; sie hatten die Ufer des Pripez hinter sich und waren zwischen den Sümpfen Polesiens bereits durchgedrungen. Eine solche Geschwindigkeit fand keinen Glauben; Glinski liess einige leichte Haufen über den Niemen setzen um von der Wahrheit der Aussagen sich zu überzeugen. Die Reiter schwärmten kaum einige Meilen jenseit des Stromes, als sie den furchtbaren Gästen schon begegneten. Es gab ein kleines Scharmützel, die Polen blieben Sieger und brachten die Köpfe der Getödteten auf ihren Lanzen nach Lida zurück.

Während König Alexander sich härmte, vor Schwäche kaum ein Pferd besteigen zu können, rüstete sich der Soldat zum Aufbruche, und sehnte sich ungeduldig nach den näheren Befehlen. Denn noch wusste Niemand, wer das Haupt dieses verhängnissvollen Zuges werden würde; gespannt und vor der Entscheidung gleichsam sich scheuend, standen die Edelleute noch immer bei einander. Eine dritte Nachricht, stürmischer als die bisherigen, gehörte dazu, sie zum Aussprechen eines einzigen Namens zu vereinigen; man erfuhr, dass mehrere Tausende zum Ufer des Niemen vorgedrungen und sich bereit machten, auf Lida loszugehen. Das Messer war an die Kehle gesetzt, die Ehrsucht der Einzelnen musste schweigen. War Johann Zabrzezinski,

der Marschall von Litthauen, da, wären ihm ohne Zweifel die meisten Stimmen geworden; es hielt ihn aber Kränklichkeit zurück, und den Stab des Oberbefehles empfing Stanislaus Kiszka, der Woiwode von Smolensk. Das Heer hatte sein Haupt erhalten und wusste nun, auf wen es seine Hoffnungen zu bauen hatte; es verliess das Lager und bewegte sich dem Niemen zu. König Alexander sah es mit brechendem Herzen scheiden; weinend schier trennte er sich von seinem Michael und begab sich dann, durch den Bischof von Wilna und den Reichskanzler begleitet, nach der Hauptstadt seines Grossfürstenthumes zurück, ängstlich sich fragend, wen er von den Hinausgezogenen wiedersehen, wen er unter den Heimkehrenden vermissen sollte.

Manchem Feldherrn hätte das Herz zagend geschlagen; zehen Tausend Krieger kaum sollten das Vaterland gegen die Raubhorden vertheidigen. Kiszka aber war kein Mann, welchem die Furcht jemals zu begegnen wagte; er kannte den Feind, von dem er mehrmals geschlagen, oft auch, wo er freilich nicht in so dichter Zahl erschienen, sich Lorbeern geholt hatte; er kannte den Krieger, welchem er gebot, den begeisterten Schlachtlaut, damit der Pole zu allen Zeiten, wenn es ein theures Kleinod galt, ein besseres Schicksal, als ihm geworden, sich zu erkämpfen verdiente. Und so ging es ungezögert über den Niemen. Kaum war man drüben, so glühte der Gesichtskreis des Himmels weit und breit umher von brennenden Dörfern und Gehöften; das Getraide der Tennen prasselte krachend auf, mit dumpfem Getöse, dass der Erdboden erzitterte, sanken die Thürme auf ihre lodernden Kirchen zurück. Dem

Gräuel der Brandstifter zu wehren, sandte Kiszka streifende Schaaren aus, die sie, bis das Hauptheer herbei rücken konnte, für den Frevel züchtigten. Die Ausgeschickten fochten mit Erfolg, die Plünderer jagten zurück. Damit sie aber den Ihrigen von dem Heranrücken der Polen keine Nachricht geben möchten, liess ihnen der Oberfeldherr andere Haufen in den Weg sprengen und die Rückkehr unmöglich machen. Denn die Hauptmacht der Feinde hatte sich in einem grossen Lager versammelt, wo, von ihren Kriegern umgeben, die Sultane mit Weibern und Kindern sich befanden, Kostbarkeiten und Nahrungsmittel aufgehäuft lagen; den Feind hier mit allen seinen Streitkräften jählings anzugreifen, war Kiszka's Plan.

Den Plünderern aber allen die Zuflucht zum Lager zu versperren, konnte nicht gelingen. Einzelne schlüpften hindurch und meldeten den Heranzug des christlichen Heeres. Augenblicklich erscholl der Ruf zum Aufbruche von Zelt zu Zelt; Weiber und Kinder, Schätze und Lebensmittel wurden auf Wagen gebracht, die Rosse gesattelt und der Feind in geordneten Schlachtreihen erwartet. Burnas und Biti-Gerei flogen auf prangenden Streitrossen durch die Haufen, und hiessen ihre Krieger den Christen fröhlich entgegen sehen; es sey eine winzige Schaar, uneinige Häupter an ihrer Spitze, leicht geschlagen, wenn man ihren Angriff mit besonnenem Muthe empfange; ein Kampf von wenigen Stunden werde sie vernichten, jenseit aber liege das reiche Litthauen, gesegnet an Schätzen und Menschen, ein köstlicher Erholungsplatz nach den Anstrengungen des Krieges. — Indessen rückte das polnische Heer über Novogrodek herbei und bewegte sich nach Kleczk;

überraschen liessen sich die Tataren nicht mehr, es galt also zur offenen Feldschlacht bereitet auf sie loszugehen. Als die Sonne sich neigte, erschien am fernen Horizonte ein dunkles Gewimmel, gleich der steigenden Meeresfläche weithin sich ausbreitend; es waren die Kriegermassen des Feindes, hinter ihnen die Wagen und die Zeltgeräthe. Bei dem Dorfe Lipje, zwischen Novogrodek und Kleczk, aber diesem näher, liess Kiszka Halt machen, und hiess seine Soldaten durch Speise und Schlaf sich erquicken; morgen, verkündete er, sollte der Feind mit vollem Feuer angegriffen und das Schicksal des Vaterlandes entschieden werden. Er hatte wahrgesprochen, aber anders als er es ahnte.

Die Sonne verschwand hinter den Hügeln von Slonin, über beide Heere breitete die Nacht ihr schweigendes Dunkel; die Streiter hatten ihr Abendbrod verzehrt und lagen bereits in tiefem Schlafe, die Häupter des Krieges wachten und überlegten mit eifrigem Ernste das Loos des kommenden Tages. Stanislaus Kiszka sass in seinem Zelte, schlafloser noch als seine Genossen, einem Morgen entgegen wachend, der Niemandem verhängnissvoller dämmern sollte als ihm. Nur den Helm und den Harnisch hatte er abgelegt, von der übrigen Kleidung mochte er nicht lassen. Da überfiel ihn eine plötzliche Hitze und bald darauf ein unheimliches Frösteln; ein stechender Schmerz in der Seite hemmte ihm den Athem, der Kopf ward ihm schwer, die Sehkraft des Auges gedämpft; er empfand, dass er schwerlich am andren Tage den Feldherrnstab führen würde, seufzte vor Unmuth über die Tücke des Zufalls, konnte aber bald sich nicht mehr auf den Füssen erhalten. Es umschwirrte ihn ein peinliches Flimmern, er sah

sich vom Schwindel ergriffen, und sank, dem nächsten Tage und seinen reichen Früchten entsagend, auf's Ruhebett. Die Diener eilten hinaus und riefen die Freunde des Erkrankten herbei. Rathlos standen sie vor dem Aechzenden; die Nachricht aber flog, wie auf Schwingen, durch's Lager, die Feldherren verliessen ihre Zelte, die Soldaten sprangen auf und fragten erschrocken, was geschehen. Stanislaus Kiszka ward immer kränker, sein Angesicht glühte, er sprach in Fieberhitze irre; an eine Herstellung bis zum Morgen liess sich nicht denken. Die Noth war gross; drüben stand der Feind schlachtfertig aufgereiht, ein übermüthiger Angreifer, wenn man auf ihn nicht losging, und hier lag der Feldherr ohnmächtig nieder. Dringender als in Lida sprach jetzt das Gebot zur Eintracht; es fand Gehör, die Eifersucht trat zurück, der Ehrgeiz überwand sich, nach Mitternacht ruhte der Feldherrnstab in einer andern Hand, in einer Hand, die ihn unter andern Umständen nimmermehr erlangt hätte, ihn zu erlangen selbst sich nicht geschmeichelt hatte. Dem Fürsten Michael Glinski war der Oberbefehl übertragen. Das Haupt, darauf die schwerste Last des allgemeinen Hasses ruhte, schien in der Noth die kräftigsten Rettungspläne zu hegen; der Mann, welchem die Missgunst am wenigsten die Ehre gestatten wollte, sah sie von der Verzweiflung plötzlich sich angetragen; die Stimme des Volkes, der Glaube seines Königs priesen ihn als den hellblickendsten Edelmann im Reiche, seine Feinde, seine Nebenbuhler erklärten ihn jetzt auch für das verständigste Kriegeshaupt. Stürmisch im Busen jauchzend, aber den Ungestüm seiner Freude durch erhabenen Ernst bemäntelnd, vernahm er seine Erwählung

aus vielfachem Gegnermunde, und empfing den Eid des Gehorsams; niemals hatte er eine so gewichtige lange Nacht voller Jubel und Ungeduld verlebt, und wie ihm das Herz schlug, als das Reichspanier vom Zelte des Kiszka nach dem seinigen getragen ward, darf Keinem geschildert werden, der sich in die Stellung eines solchen Mannes auch von fern nur zu versetzen weiss.

Der Morgen graute, die Hörner verkündigten zugleich mit dem Tage den Beginn des Kampfes. Indessen waren alle Vortheile fast auf der Seite der Mahomedaner. Zwischen ihrem Lager und dem polnischen Heere rann ein kleiner, in vielfachen Sümpfen sich erweiternder Fluss, an dessen westlichem Ufer in einiger Entfernung das Dörfchen Lipje lag; die andern Seiten ihrer Zeltflur umgaben Moräste und feuchte Wiesengründe, durch welche der Reiter so wenig als der Fussgänger hindurch zu kommen hoffen durfte; die wegsamen Stellen hatte die Vorsicht mit allen Sicherungsmitteln geschützt und vorzüglich die Landstrasse von Novogrodek nach Kleczk mit verlässigen Posten gedeckt. Gegen den Ungestüm eines Angriffes so furchtbar geschirmt, konnten die Tataren dem Beginne der Schlacht getrost entgegen sehen. Dabei zählte Glinski nur sieben Tausend wohlgerüstete, des Krieges schon kundige Streiter; die Andren drei Tausend hatte die Noth in's Feld gerufen, an Waffen und Erfahrung standen sie jenen beiweitem nach, ein Treffen erst musste ihren Werth bestimmen. Nichts desto weniger beschloss der Oberfeldherr, mit aufgehender Sonne sich auf die Tataren zu werfen; eine Verzögerung des Kampfes hätte seine eigenen Soldaten entmuthigt, und dem südöstlichen Polen, wo von Morgen bis Abend geplündert ward,

viele Tausende an Menschen und Hausthieren gekostet; auch vertrug es sich mit seiner Feldherrnehre nicht, wo Stanislaus Kizska den Kampf bereits angekündigt, eine günstigere Gelegenheit erlauernd, das Schwerdt in die Scheide zu senken.

Sobald das Zeichen zum Angriffe gegeben worden, sandte Glinski zur Rechten und Linken Reiterschaaren aus, befahl ihnen, auf den festen Strichen zwischen den Sümpfen durchzusetzen, jenseits sich zu sammeln, und dann in schnellem Anlaufe über die Posten des Feindes herzufallen. Während die Edelleute, denen die Führung derselben anvertraut worden, mit verhängten Zügeln davon sprengten und entschlossen waren, durch Gewandtheit und Heldenmuth des klugen Oberhauptes sich würdig zu zeigen, verabredete Michael Glinski mit den übrigen Feldherren einen Sturm auf die festesten Punkte des Lagers und vorzüglich auf die Landstrasse. Er fand den Gehorsam eines seltenen Eifers. Die Trompeten schmetterten, die Rosse wieherten den feindlichen entgegen, und wie im Fluge ging es auf die tatarische Schlachtordnung los. Da sauste ein dichter Pfeilhagel durch die Luft, und mancher Reiter sank vom Pferde; desto ergrimmter stürzten die übrigen auf den Feind zu, und schwangen zu seinem Verderben Schwerdt und Lanze. Doch dem Muthe der Stürmenden setzten die Tataren besonnene Festigkeit entgegen, ihr Schwerdt begrüsste die Waffen der Christen, und Biti Gerei zeigte, dass er nicht nur den Befehl zur Plünderung zu geben, sondern auch den Plan einer standhaften Vertheidigung durchzuführen wisse. Mit Bedauern, aber unentmuthigt, sahen die Tataren die ihrigen zu Boden stürzen, hierhin und dort flogen sie auf ihren Pferden,

schlugen zurück und leisteten Beistand, neigten sich, den Hieben ausweichend, und schlichen vorwärts gebückt auf ihren Thieren herbei, um desto überraschender den Streich ihres Säbels zu führen; erst als sich auf den andren Seiten des Lagers ein verworrenes Geschrei erhob und das Hereindringen der abgesandten Reiterscharen verkündigte, ermattete ihre Hartnäckigkeit, sie wichen zurück, und drängten sich, die Verfolger rüstig abwehrend, nach der Mitte des Lagers hin zusammen. Die Polen erstaunten über die Standhaftigkeit des Feindes, doch sahen sie sich bereits im Vortheile und verzweifelten am Siege nicht.

Eine geordnete Feldschlacht aber, von welcher allein ein voller Erfolg sich hoffen liess, zu beginnen, verwehrte der Fluss. Glinski führte seine Schaaren an das Ufer, drüben reihten sich geschäftig die Tataren auf. Hier fing das Geschütz an zu spielen, bei den Völkern des Nordens damals noch wenig im Felde gebräuchlich, den nomadischen Horden fast gänzlich fremd; dort schwirrten Pfeile von der Senne des Bogens und zischten über die Wasserfläche hin. Der Oberfeldherr indessen vereitelte ihre verderbliche Wirkung. Er entwickelte die Massen seiner Streiter zu dünnen Linien, die Geschosse flogen hindurch, und Wenige nur empfanden den tödtlichen Gruss. Dagegen setzte der Donner des Geschützes die Tataren in Bestürzung, sie sahen die Polen Erdschollen und Gesträuche in den Fluss werfen, schon füllte sich das Bett mit einem unvermutheten Damme, die Kühnsten hatten das Ufer bereits verlassen und setzten durch den Fluss unbedenklich auf dem selbstgeschaffenen Boden. Der Anblick verwirrte die Nomaden; vergebens befahlen ihnen die Sultane, fest-

stehend die Christen zu erwarten, eine sichere Beute des Todes, sobald sie die Mitte des Stromes erreicht hätten; vergebens liessen sie ergrimmt das fürstliche Schwerdt blitzen, und drohten, den Feigen, der seine Stelle verlassen würde, niederzuhauen; gegen den allgemeinen Schrecken vermochte ihre Gebieterstimme nichts, auch hier nahm der Rückzug seinen Weg nach der Mitte des Lagers, aber nicht mit derselben gefassten Besonnenheit, noch mit der Ordnung, welche dem Feinde Achtung vor den Weichenden gebot. Die Polen konnten ungefährdet ihr Werk vollenden. Jede Hand griff nach einer Erdscholle, nach einem Gesträuche, die entstandene Fuhrt wuchs dem gegenüber liegenden Ufer zu, die Trägheit des schleichenden Flusses begünstigte das Unternehmen, sein Lauf war gehemmt, und während oberhalb der Wasserspiegel, durch Anhäufung der Wellenmasse erweitert, die Ufer überwogte und in das Lager der Tataren sich ergoss, bildete sich unterhalb eine trockene Stelle und gewährte den Polen ohne weitere Nachhülfe den Uebergang. Fürst Michael Glinski, freundlich und herablassend, wie man ihn nie gesehen, für das Kleinste wie für das Grösste mit gleich scharfblickender Aufmerksamkeit sorgend, versprach seinen Tapferen den Sieg; sie hätten die Brücke zum Ruhme sich erbaut, rief er; lustig möchten sie hinüber dringen, die Sonne lächle den Polen, nur wenige Stunden noch, so würde eine Schlacht entschieden seyn, von welcher die Enkel der Barbaren mit Grauen sich erzählen würden.'

Man war glücklich hinüber gekommen, und jagte den Tataren nach. Aber schon hatten sich diese in leidlicher Ordnung wieder aufgestellt; die Vorwürfe

der Sultane waren ihnen endlich zu Herzen gegangen, sie schämten sich des Rückzuges, und forderten einander mit wildem Zuruf auf, durch ehrenvolle Tapferkeit die Uebereilung wieder gut zu machen. Die Polen empfanden den Entschluss. Sie wurden mit begeisterter Eintracht des Muthes empfangen, in einem ungeahnten Wechsel schien sich der Gang des Kampfes gewendet zu haben. Das Gedränge war fürchterlich. Wohl eine Stunde hindurch schwebte das Zünglein der Wage und neigte sich weder nach der einen noch nach der andern Seite; Glinski versuchte jede List, jede überraschende Gewalt, sie versagten grossentheils ihre Wirkung. Sein Pferd stürzte unter ihm, den Hals von einem Pfeile durchbort, zu Boden; er verschwand dem Anblick der Seinigen, und der Schreckensruf, dass er nicht mehr unter den Lebendigen wandle, hätte dem Reiche der Polen verderblich werden können. Aengstlich sahen die Streiter nach der Stelle, wo die Sonne ihres Vertrauens untergegangen; der Feind gewahrte die plötzliche Stille, er konnte die Ursache sich nicht erklären, und seine Waffen ruhten einen Augenblick. Bald jedoch funkelte das Schwerdt des Oberfeldherrn auf einem andern Rosse, die Schaar, die seinen Namen trug, erhob ein Jubelgeschrei, der brausendste Schwung der Begeisterung beflügelte die Gemüther, die Nomaden konnten dem Ungestüm nicht widerstehen, und der Augenblick der Entscheidung war gekommen. Ein fürchterliches Gemetzel lichtete die Reihen des Feindes, er verzagte an seinem Heile und floh.

Um dieselbe Zeit zogen die Ritter von Novogrod herbei, junge Edelleute, welche ungeschwächte Mannschaft führten, und durch schimmernde Thaten den Adel

ihres Geschlechtes zu bewähren suchten. Sie hörten von Glinski's glücklichem Fortschreiten und riefen, er sey ein Gott des Krieges, es gäbe kein Weichen und kein Verlieren unter seiner Leitung; mit diesem Rufe begannen sie einen plötzlichen Sturm und griffen die Massen des Feindes an, welche zum Schirm der königlichen Frauen und der Kostbarkeiten sich aufgestellt hatten. Sie hielten den Anfall nicht aus und wichen, vielleicht auch aus List, zurück. So wälzte sich die Hauptmacht des Feindes nach der Landstrasse hin, welche Glinski, vom Eifer seiner Litthauer mit fortgerissen, bereits betreten hatte. Da drängte ihn und seine Schaar das Verderben in tausendfachen Gestalten; von allen Seiten stürmten die Tataren auf sie los, die Ueberzahl drohte sie zu erdrücken, die Flut des Hordengewoges schloss sich um sie her, und wenn es ihrem Muthe nicht gelang, sich einen Durchweg der Rettung zu hauen, so sanken sie auf dem engen Mittelraume zu Boden, von ihren Brüdern nicht gesehen noch gehört, wie unter einem fremden Volke auf vaterländischer Erde das Leben verblutend. Da bezeugte der Tag Wunder der Tapferkeit; die Tataren, entschlossen, von dem Heere, welches sie verloren glaubten, nicht einen Einzigen entwischen zu lassen; die Eingeschlossenen mit der augenscheinlichsten Gefahr des Lebens das Leben sich erkaufend. Aber einen Feldherrn, wie Michael Glinski, glaubten die Polen noch niemals an ihrer Spitze gesehen zu haben; mit einem Heere, wie dieses, versprach sich der Feldherr auch das Unmögliche erwirken zu können. Die glücklichste Eintracht beseelte die Christen, an den Wink des Befehles reihte sich die gehorsame That, ein einziger Geist

bewegte die gegliederten Körper der Kampfmasse, Niemandem fiel es ein, dass die Wunde, welche sein Schwerdt schlug, den verhassten Günstling seines Königs mit glänzendem Ruhm bedeckte. Die Polen überwanden die Gefahr, der drängende Menschenwall um sie her gab nach, entstandene Oeffnungen wurden erweitert, und als die offene Flur bereits herdurch blickte, sprengte auf der andern Seite der Adel von Grodno und Minsk heran, fiel dem Feind in den Rücken, und hante sich durch das Gewühl den eingeschlossenen Brüdern entgegen. Zugleich langten unter der Leitung des Czarkowski dreihundert polnische Lanzenreiter an, die ihrer schweren Rüstung wegen mit den übrigen nicht gleichen Schritt halten gekonnt; die Tataren sahen die Wimpel ihrer Lanzen für Schaarfahnen an, und am Siege bereits verzweifelnd, überliessen sie sich jetzt der muthlosesten Bestürzung.

Alsobald gab es keine tatarische Schlachtreihe mehr; es stürzten die Verzagten besinnungslos hinweg, das Kampffeld, das Lager, die aufgehäufte Beute, die Weiber und Gefangenen den Siegern preisgebend. Eine entsetzliche Flucht! Keuchend zerstreuten sich die Eilenden durch die Gefilde von Ostrow und Sluczk, Keiner wagte einen Augenblick zu rasten, und wer zurück blickte, wollte bloss sich überzeugen, wie viele Zeit das Verderben noch brauchte, ehe es ihn erreichte. Streckte den Einen das Schwerdt oder die Lanze des verfolgenden Reiters zu Boden, sank der Andre von der Anstrengung des Laufes erschöpft nieder und stand nicht wieder auf; beiweitem die Meisten aber geriethen in die Sümpfe und gingen dort kläglich zu Grunde; im Schlamme des Flusses Cepra blieben ganze Schaaren

stecken und wurden wie das Vieh geschlachtet; der nahe Landsee färbte sich von ihrem Blute, und hiess den Nachkommen lange Zeit hindurch noch immer das „rothe Gewässer" *). Biti und Burgas-Gerei sahen sich von ihren Schaaren verlassen, ihrer Frauen und Kinder beraubt; die Waffen wegwerfend, in denen jetzt kein Heil mehr zu suchen, ergriffen auch sie die Flucht, irrten zu Fusse durch Wälder und Sümpfe, hielten sich mehrere Tage hindurch im Schilfe der Moräste versteckt, und entkamen leblos fast vor Angst und Mangel. Die unermessliche, im Lager aufgehäufte Beute war der Erwerb des Siegers, für die getödteten Pferde fielen ihm mehrere Tausend in die Hände; aber die schönste Frucht der Anstrengung war die Freiheit der gefangenen Brüder, die am Morgen noch zu ewiger Sklaverei sich verdammt sahen, um Mittag schon ihren Freunden in den Armen lagen.

Michael Glinski, wohlerhalten, obgleich er auf dem vierten Pferde sass, liess seine müden Schaaren im Lager des Feindes ruhen; die übrigen, die noch ungeschwächter Kraft, weil sie am Schlusse des Kampfes nur Theil genommen, mussten die Wege besetzen. Da war's, als sollte kein Tatar seine Heimat wieder sehen; die in der Schlacht nicht mitgekämpft, hatten kein besseres Schicksal als ihre Brüder; die Zerstreuten, welche das Unglück in seiner Grösse noch nicht ahnend, dem Lager zueilten, wurden die Opfer des Hinterhaltes. Wenige nur erreichten die Ufer des Pripez; denn Anastasia, die heldenherzige Wittwe des Fürsten Simon Olelko, hatte durch ihre Leibeigenen die

*) Stagnum ruserum.

Pässe um Sluczk bewachen lassen, und so kamen bei Kopyl, einem Dörfchen im Norden ihrer Stadt, unzählige Flüchtlinge um's Leben *).

Für den glänzenden Sieg bei Lipje (6. Aug. 1506) gab es in den Jahrbüchern Polens wenige Beispiele; ein einziger Tag hatte das Reich vom Verderben erlöst und mit dem üppigsten Ruhme des Sieges geschmückt. Der Held des blutigen Festes sah seine kühnsten Wünsche befriedigt; er dankte den Heerführern für ihre Tapferkeit und ihren Gehorsam, und zog sich in sein Zelt zurück. Stanislaus Kiszka seufzte kläglich auf seinem Krankenlager; als der herrlichste Mann, so weit der Himmel sich wölbte, ging Michael Gliuski schlafen.

Fünftes Kapitel.

Während die Glücksgöttin den Liebling des Königs auch zu dem ihrigen gestempelt hatte, ächzte der ängstliche Kranke in seiner Hauptstadt und zitterte, so oft die Thüre sich öffnete. Der Engel des Lebens schritt sichtbar immer weiter von ihm hinweg, die Angst um die schwebende Lage der Dinge beschleunigte die Abnahme seiner Kräfte, nur die Klänge der Tonkunst, welcher er seit den frühesten Jahren gewogen, vermochten etwas über seinen kränkelnden Trübsinn.

---

*) Matthias Stryikowski (Domherr zu Miedniki in Samogitien) poln. lith. u. s. w. Chronik. Königsb. 1582. fol. — in polnischer Sprache — B. XXIII. C. 3.

sinn. *) Noch lief keine Kunde ein. Nur unentwickelte Gerüchte begannen umherzuflüstern; das Lager der Tataren von Novogrodek bis zum Pripez hinunter; ihre Rosse besser geschirrt als je, ihre Bewaffnung kriegrischer; durch das ganze Rothreussen hin die Dörfer in Aschenhaufen verwandelt, die Getraidefelder zerwühlt; ein blutiges Nachtgefecht, darauf das christliche Heer sich zurück gezogen; Stanislaus Kiszka, der Oberfeldherr, verwundet, in einer Sänfte fortgetragen, mit dem Tode ringend; die Vertheidiger des Reiches ohne Haupt, der Kampf der Noth ohne Plan, die Führer eifersüchtig sich über einander erhebend, das Lager von innen und aussen bedroht — hier blieb die Sage stehen, als wüsste selbst die Erfindungskraft den Knoten nicht zu lösen. Gross und Klein, Vornehm und Geringe, Alles hing in der gespanntesten Ungewissheit; die Strassen wurden nicht leer, kein Mensch legte zur Ruhe sich nieder. Plötzlich sprengten Reiter daher, die Schweisstropfen der Eil auf der Stirne, im Auge aber den leuchtenden Blick der Freude. Noch ehe sie zu Worten kommen, hat man sie schon verstanden; sie werden von ihren Thieren gehoben und jubelnd nach dem Pallaste gebracht. Den schönsten Sieg verkündigt ihr Mund, der Tatar von der polnischen Erdflur vertilgt, zu Boden geschmettert auf lange Zeiten. Ist der edle Johann Kiszka so schwer verwundet? Er hat nicht gefochten, Krankheit hat ihm das Schwerdt aus der Hand ge-

*) Alexander liebte die Musik, vorzüglich die Feldmusik, leidenschaftlich. Er verschwendete grosse Summen an ausgezeichnete Tonkünstler, und gab auch dadurch Veranlassung zu dem Statutum Alexandrinum, welches dem Könige untersagte, ohne Einwilligung des Senates über die öffentlichen Einkünfte zu schalten.

rungen. Welch ein Kriegesgott hat also zum Siege geführt? Fürst Michael Glinski. Da war's als finge das schleichende Blut in den Adern des Königs wieder kräftig zu strömen an; er richtete im Bette sich auf, dankte dem Lenker der Schlachten droben für den Sieg, umarmte die Anwesenden vor Entzücken, und schien sie freudig zu fragen, ob ihn bei der Wahl seines Lieblings nicht eine himmlische Ahnung geleitet hatte.

Endlich kehrten die Heerführer zurück und in ihrer Mitte Michael Glinski. Aus Städten und Dörfern drängte sich die Menge herbei, man begrüsste jauchzend die Krieger; den Sieger aber wollte jedes Auge sehen, und wer ihn sah, wollte unter keinem Helme jemals eine solche Hoheit des Adels gefunden haben. Als sie zum Bette des Königs traten, konnte er kein vernehmliches Wort mehr hervor bringen; doch verstand er die Trostesworte seines Freundes noch, streckte die Hände gen Himmel und weinte vor freudiger Rührung. Da füllte sich manches Heldenauge mit Thränen; wer dem Leidenden sonst gegrollt, stand in weicher Wehmut da und vergass seinen Unwillen; der Schmerz eines sterbenden Königs senkt auf einen Augenblick seine Sünden alle in Vergessenheit. Nachdem der Kranke darauf einige Worte mit Glinski besonders gesprochen hatte, schien seine Beklemmung leichter zu werden und seine Seele sich zum Lebensmuthe wieder zu erheben. Er blickte mit freundlichem Wohlwollen den Helden in's Angesicht, reichte der Reihe nach einem Jeden zum Abschiede die Hand, und gab durch Zeichen zu verstehen, wie er ihnen seinen jüngeren Bruder empfahl und friedliche Eintracht an's Herz legte. Nächst Michael Glinski schien in diesen letzten Stunden

ihm Keiner werther als Johann Laski, der biedre Kanzler; er mochte jetzt es tief empfinden, wie ihn dieser Mann vor einer grässlichen Blutthat gerettet hatte. Stanislaus Kiszka litt noch an seinem Uebel; Johann Zabrzezinski aber, der Marschall von Litthauen, eilte herbei, mit seinem sterbenden Könige sich zu versöhnen. Alexander legte ihm die Hand in die Hand des Michael Glinski; dieser, glücklich durch den Schwung seines Ruhmes und für den Augenblick zu gross, um noch voll des alten Hasses zu seyn, liess es gern geschehen; der Marschall mochte dem verscheidenden Fürsten nicht den letzten Trost rauben, er berührte die Finger, die ihm einen gewaltsamen Tod bereitet hatten, und sah seinem ruhmprangenden Feinde, sich überwindend, in's Auge. Alexander labte sich an dem Schauspiele des Bundes, seufzte noch einmal tief auf, sank zurück und war nicht mehr. Er starb am zwölften Tage nach dem Siege von Lipje.

Nächst dem sechsten August gab es für den Mann unsres Gemäldes keinen verhängnissvolleren Tag als den neunzehnten. Der Freund, dessen Arm ihn an der Seite des Thrones geschirmt, wandelte unter den Lebendigen nicht mehr; jetzt, wo der Günstling hoch über alle Häupter hinweg sich gehoben, als der Retter des Königreiches im Königreiche der Gewaltigste vor den Schritten der Eifersucht und den Versuchen des Hasses nicht mehr zu zittern hatte, jetzt raffte der Tod den gekrönten Gönner hinweg, und reihte an das glänzendste Glück den furchtbarsten Schlag des Entsetzens. Aber das Andenken an den Sieg war noch zu neu, als dass seine Gegner das Dahinsinken seiner Stütze ihn empfinden liessen; die Freude der Rettung hatte kaum noch

ausgejubelt, neben dem Gebet für den geschiedenen König ward in den Kirchen noch für die Befreiung des Reiches gedankt, der Bürger erzählte sich jauchzend noch von der Schlacht in den Sümpfen bei Kleczk, und wer das unvergleichliche Muster eines Mannes aufstellen wollte, nannte den Fürsten Michael Glinski. So geschah es, dass er unangefochten im Pallaste seines erblichenen Gönners verharrte, und auch jetzt noch nächst dem Erzbischofe von Gnesen, dem Stellvertreter des künftigen Königs, als der angesehenste Mann im Reiche dastand. Kein Arm erhob sich gegen ihn, kein Mund öffnete sich, um ihn durch kränkende Worte an den eingetretenen Wechsel der Dinge zu erinnern; Johann Zabrzezinski schwieg, Stanislaus Hlebowicz wich ihm aus, Bartholomäus Tabor fügte sich dem friedlichen Rathe seines Bruders, des Bischofs von Wilna.

Die Leiche des Königs lag auf dem Prachtbette zur öffentlichen Schau; zu ihrer Bestattung wurden Vorbereitungen getroffen. Da entspann sich ein Streit über den Ort des Begräbnisses. Die Polen bestanden darauf, dem Leichname die ewige Ruhestätte in Krakau anzuweisen, die Litthauer wollten ihn in einer Kirche zu Wilna beigesetzt wissen; jene behaupteten, es sey der Wunsch des Erblichenen selbst gewesen, zu Krakau schlummere auch sein Vater, und jederzeit hätten sie es mit ihren Königen so gehalten; diese sagten, König Alexander sey lange ihr Grossfürst gewesen, ehe er die polnische Krone erhalten, bei ihnen habe er die schönste Zeit seines Daseyns verlebt, für ihren Beitritt zum Polenreiche begehrten sie den Leichnam des Herrschers. Man behauptet, es hätten einige vorsichtige Edelleute in Litthauen gefürchtet, wenn ihre Brüder zur Bestattungs-

feier im fernen Krakau sich versammelten, so könnte Michael Glinski die Verlassenheit des Landes benutzen, und unter dem Beistande der Moskoviter sich desselben bemächtigen; dieser Besorgniss wegen drangen sie auf die Bestattung des Königs in ihrer Hauptstadt. Der Streit drohte in einen gefährlichen Zwiespalt auszubrechen; doch vielleicht gaben jene Männer den polnischen Magnaten von ihrer besorglichen Ahnung Nachricht, vielleicht wirkte das unbestrittene Verdienst, welches die Litthauer durch vorzügliche Anstrengungen am Tage von Lipje sich erworben, die Polen traten endlich zurück, die Stanislauskirche zu Wilna wurde zum Empfange der königlichen Leiche bereitet; neben seinem Bruder, dem heiligen Kasimir, sollte Alexander der Jagellone bis zur Auferstehung schlummern. *)

Ob jenem Verdachte der litthauischen Edelleute wesentliche Gründe mangelten, möchte sich schwer ermitteln lassen; es herrschte unter Glinski's Anhängern eine geschäftige Thätigkeit, und wenn er auch selbst, in ernster Zurückgezogenheit weilend, nur vom Schmerz über den Verlust seines Freundes befangen schien, so sah man doch seine Brüder ein eiliges Geheimniss betreiben, und seinen Freunden allen war ein planvolles Trachten an der Stirne zu lesen. Doch schneller, als man es sich denken mochte, ward berichtet, dass Herzog Sigmund von Schlesien nur wenige Meilen noch von Wilna entfernt sey. Dass das Szepter der

*) Das Grabmal des heiligen Kasimir, dessen silberner Sarg dreissig Centner wiegen soll, befindet sich jetzt in der Kapelle der prachtvollen Schlosskirche. (H. Storch Russland unt. Alex. I. 27 Lief. Leipzig 1803–11. 8.)

beiden Bundesstaaten in seine Hände übergehen würde, bezweifelte Niemand. Verständiger als alle seine Brüder, an Muskelkraft ein echter Jagellone*), durch feine Sitten und männlichen Mut zugleich sich empfehlend, nur karg, wenn man mit seinen Vorfahren ihn verglich, hatte er in Schlesien die allgemeine Gewogenheit sich erworben, das Land von Raubzüglern gesäubert, die Sicherheit der Landstrassen hergestellt, und die Städte verschönert; grossmüthig hatte er die angetragenen Kronen von Schweden, von Böhmen und Ungarn ausgeschlagen, rechnete dafür aber auch jetzt, seinen Werth empfindend, auf den Empfang der väterlichen Herrscherwürde.

Fürst Michael Glinski zögerte nicht lange. Der Sonnenschein königlicher Gunst war vorüber; es galt sich im trüben Wetter mit kluger Gefasstheit zu benehmen. Er liess seine Reiter aufsitzen, und eilte dem hohen Gaste entgegen. Der Herzog war erstaunt, den Mann, von welchem er die unwilligste Huldigung sich versprach, unter allen Edelleuten als den ersten Begrüsser empfangen zu müssen. Dessen ungeachtet stand man in peinlicher Spannung einander gegenüber, ein Missverhältniss erhöhte sie. Wer Beide nicht kannte, hätte in Glinski den Bewerber um die Krone vermuthet, im Herzoge den Günstling des gestorbenen Königs gesehen; jenem folgten siebenhundert Reiter in stattlicher Rüstung, diesem kaum halb so viele, vom Wege bestäubt und von der Reise ermüdet. Doch Sigmund war zu bedachtsam, um durch ein Zeichen es zu

*) So sassen auf dem Throne von Polen viele Könige von ausgezeichneter Körperkraft, die überhaupt in ihrem Staate nicht selten. Zu einem Register von „Poloni robusti" konnte es dem Rzaczynski an Mannern nicht fehlen.

verrathen, wie diese Pracht des Dieners die Erscheinung des Herrn in ihren Wirkungen schwächte; Glinski schien den Verstoss selbst zu empfinden, er entwickelte die ganze feine Schmeichelkunst eines Hofmannes, und stieg zu einer Unterwürfigkeit herab, die er seit vielen Jahren verlernt haben mochte. Indessen stellten auch andre Edelleute sich ein, und erlösten Beide aus einer unwillkommenen Stellung. Zwar verliess der Sieger von Lipje die Seite des Herzogs nicht, und mit Anerkennung des Verdienstes liess der Gast die Ereignisse der letzten Zeit sich berichten; während aber den Uebrigen eine lebhafte Theilnahme an ihrem Ruhme gezeigt ward, empfing Michael Glinski ein vornehmes geschraubtes Lob; wo es sich thun liess, suchte ihn Sigmund aus dem Kreise des Gespräches zu entfernen, und selbst über den Reichstag von Brzesk verlauteten einige Worte; unsern Helden überrieselte der Schauer des neuen Klima's, und als man in Wilna einzog, brannte der Sattel unter ihm; so unmuthig hatte er die Stadt noch nie betreten.

Ehe noch Sigmund in Wilna auftrat, hatten die Gesandten des Zars von Moskau bereits ihre Redekunste daselbst zu versuchen angefangen. Wassilji Iwanowitsch, im Nordwesten und Osten seine Streitkräfte aufzustellen gezwungen, durfte es nicht wagen, den Frieden, den er mit König Alexander bald nach seines Vaters Tode geschlossen, zu verletzen. Indessen verlor er das Grossfürstenthum keineswegs aus den Augen. Sein richtiger Blick lehrte ihn, dass es für sein Reich keine vortheilhaftere Eroberung als Litthauen gab; die gesegnete Fruchtbarkeit des Landes, die zahlreiche Bevölkerung, die Aehnlichkeit der Spra-

che, der Abkunft und der Sitte — eine Meile in Litthauen war ein schätzbarerer Erwerb als eine zehnfache Strecke im Osten oder Süden Moskoviens. Nach dem schönen Stante lüstern, hatte er bald nach der krimmischen Halbinsel eine Botschaft abgefertigt, und mit Mahmet-Gerei einen freundschaftlichen Vertrag geschlossen; dass es in diesem Vertrage auf eine Verbrüderung der Waffen gegen Polen und Litthauen hinaus lief, bezeugt die Bereitwilligkeit des polnischen Senates, sich gegen Beide mit Ahmed, dem Khan der Wolgatataren, zu verbinden. Doch erging es dem Mahmet-Gerei mit Wassilji, wie es dem Ahmed mit Alexandern erging; in beiden Genossenschaften meinte es nur der Mahomedane mit thätigem Eifer. Nachdem aber Mahmed-Gerei's Sohn, Mendli, bei den Sümpfen von Lipje eine so betäubende Niederlage erlitten und seine Sultane kriegerlos nach Hause kommen gesehen, gab Wassilji ganz und gar die kriegerischen Entwürfe gegen Litthauen auf, und suchte seinen Absichten auf einem andern Wege näher zu rücken. Seine Gesandten, dem Scheine nach nur beauftragt, seine Schwester über den Verlust ihres Gatten zu trösten, eröffneten verschiedenen Edelleuten behutsam die Gesinnungen ihres Herrn, und spornten die Wittwe zur thätigen Theilnahme.

Wohl möglich, dass man auch an Michael Glinski sich wandte, und mit einem Manne, bei welchem es weit höherer Lockungsmittel bedurfte, in einem ganz andren Tone sprach. Die Besorgnisse jener Edelleute, die sich vorzüglich der Bestattung des Königs zu Krakau widersetzten, lassen etwas dieser Art vermuthen. Aber alle Fäden der geheimen Umtriebe durchschnitt

Sigmunds Schnelligkeit. Es versammelte sich bald ein litthauischer Reichstag, und schritt, ohne sich der unterzeichneten Urkunde der Vereinigung erinnern zu wollen, mit ungewöhnlicher Eilfertigkeit zur Wahl; denn würde man zögern, gaben Verschiedene zu verstehen, so könnten einige ehrsüchtige Bürger ihre Parteien bedenklicher vermehren, als dem ruhigen Heile des Staates frommte. Kaum war ein Monat seit Alexanders Tode verflossen, so ward Sigmund von Albert Tabor zum Grossfürsten von Litthauen geweiht. Es entrüstete die Polen diese einseitige Raschheit der Wahlversammlung zu Wilna; auch hier riethen die Vorsichtigen, sich von dem Bundesstaate keinen Beherrscher aufdringen zu lassen, auch hier folgte man dem Beispiele, gegen welches man sich ereifert hatte. Zu gewichtige Gründe sprachen für den Herzog von Schlesien, er erhielt die Stimmen des Reichstages, und wurde im ersten Monate des nächsten Jahres zu Krakau gekrönt. Roza, der Erzbischof von Gnesen, schmückte ihn mit der Krone der alten Piasten; der Ungarnkönig sandte durch Abgeordnete seine Einwilligung, und leistete dem jüngeren Bruder zu Gunsten auf alle Ansprüche an die polnische Krone Verzicht.

Während ohne sonderlichen Erfolg zwischen Wilna und Moskau Friedensboten wanderten, loderte im Grossfürstenthume die Glut der Zwietracht in hellen Flammen auf. Fürst Michael Glinski hatte zu Krakau dem eben gekrönten Könige, wie die übrigen Edelleute, den Eid der Huldigung geleistet; er kniete vor einem Herrscher, von dessen Regierung er sich keine glänzenden Tage versprechen konnte. Von Krakau begab er sich nach seinen Erbgütern, schien die Gunst

und den Glanz des Hofes zu vergessen, lebte in stolzer Einsamkeit, und zeigte der Welt, wie er auch fern vom Gebiete der Herrlichkeit die Grösse eines seltenen Mannes zu behaupten verstände. Aber dieser Ruhe mochten seine Feinde nicht trauen. Sie waren überzeugt, dass unter der Maske der Entsagung eine gefährliche Thätigkeit wühlte, dass er mächtige Verbindungen unterhielt und anknüpfte, dass er eines Tages plötzlich mit gesammelten Hülfsmitteln hervortreten und sie Alle überraschen würde. Vorzüglich aber war's die Strasse nach Moskau, auf welcher das Gerücht seine Unterhändler hin und her wandern liess. Solange Albert Tabor, der Bischof von Wilna, gegen den verhassten Mann weniger als die Uebrigen eingenommen, den Edelleuten gewaltsame Mittel widerrieth, und besonders seinen Bruder zur Ruhe bewog, wühlte der Hass unter der Decke des Geheimnisses; nachdem aber dieser Prälat dem Könige Alexander in die Gruft gefolgt war, schüttelte die Leidenschaft ihre Fesseln ab; die Tatarenschlacht war vergessen, man erinnerte einander an den Hochmut des Günstlings, an die würdigen Männer, die vergebens in seinem Vorzimmer gewartet, um ihres Königs Angesicht zu schauen, an den fluchwürdigen Mordplan von Brzesk, an die Ausstossung der angesehensten Magnaten im Lande aus der Senatsversammlung. In den gehässigsten Ausdrücken lüftete sich die Rachsucht, und Johann Zabrzezinski beschuldigte ihn in seinen Reden unverhohlen des Hochverrathes. Er mochte nach jener Stunde nicht zurücksehen, da der sterbende König seine Hand in die Hand des Günstlings gelegt; es schmerzten ihn die

Finger, wenn er an das erzwungene Gelöbniss der Versöhnung dachte.

König Sigmund sah sich von allen Seiten mit dringenden Vorstellungen überlaufen. Er möchte sich beizeiten, rief man, des gefährlichen Mannes zu bemächtigen suchen; dem Andenken seines Bruders sey er es schuldig, einen Günstling zu strafen, der diesen Bruder um die Liebe des Adels und des Bürgers gebracht; der Schatten des armen Ahmed, welcher durch seine Ränke zu einem ewigen Gefängnisse verdammet worden, rufe um Rache; lebhafter aber als alles fordere sie die Gefahr des Landes, die Sicherheit der Krone, die auf dem königlichen Haupte nicht festsitze, so lange dieser Dämon in seiner dunklen Werkstatt die Pläne des Verderbens schmiede. — Sigmund, nicht leicht zu Uebereilungen verleitet, rieth freundlich zur Ruhe; es schien ihm bedenklich, mit dem Arme, den er zum ersten Male strafend erheben sollte, einen Edelmann von solchem Verdienste nieder zu stürzen, und nicht edel dünkte es ihn, dem Retter des Reiches wehe zu thun, dessen Szepter so eben seine Hand erhalten hatte. Indessen versicherte er, er würde das frühere Leben des Gliuski wie die verschleierten Ränke, deren man jetzt ihn zeihe, mit aller Sorgfalt prüfen; dass er selbst dem Manne nicht gewogen, wisse die Welt, auch habe er wenig Ursache dazu; dass aber dem Staate aus seinen Ränken kein Unheil erwachsen solle, dafür werde er mit der möglichsten Wachsamkeit Sorge tragen. Den Edelleuten genügte diese Gesinnung ihres Königs nicht. Sie traten zusammen, sie entwarfen Pläne, und endlich erschien Johann Sapieha vor dem Herrscher, in seiner Hand offenbare Beweise,

nach welchen an Glinski's verrätherischen Schleichwegen sich nicht länger zweifeln liess. Die Beweise müssen von einleuchtender Deutlichkeit gewesen seyn. Denn Sigmund entsagte der bisherigen Unparteilichkeit; wer am Hofe erschien, las ihm den Unwillen an der Stirne, der Name Michael Glinski trat über seine Lippen nicht mehr. Die Feinde des Mannes jauchzten, die Schadenfreude berichtete es mit funkelnden Augen; man sah den seltenen Mann, der bereits vom Gipfel seiner Höhe geglitten, endlich auch in den bodenlosen Abgrund des Verderbens gestürzt.

Um den Fürsten Michael Glinski verhallte es jetzt plötzlich zu schweigender Einöde. Die Alltäglinge, mit dem Glücke zugleich von ihm scheidend, wiederholten, was vor ihnen ihres Gleichen tausend Mal gethan; die Edleren beherrschte ihre Leidenschaft, und der Beurtheiler, von diesem gewaltsamen Strome weit entfernt, darf sie darum nicht der niedren Verfolgungssucht beschuldigen; ein Mann aber steht unter ihnen da, der unwandelbar durch den Wandel der Verhältnisse, den brausenden Entwürfen gegen seinen Feind sich widersetzte, und im königlichen Pallaste von den anerkennungswerthen Eigenschaften eines Verrufenen sprach, dessen Namen kaum eine Zunge mehr zu berühren wagte. Johann Laski hiess dieser Mann. Und doch war sein Hass nicht eben milder, doch hielt er die verrätherischen Entwürfe desselben für eben so denkbar.

Michael Glinski erkannte die Verwandlung um ihn her mit schweigendem Grauen. Er versuchte seine Beredsamkeit, und fand bei seinen Anhängern kein Ohr; er liess die Ströme seiner Freigebigkeit doppelt

und dreifach fliessen, sie wirkten nicht mehr. Er sah sich verlassen, und beschloss, allein dem Schicksal entgegen zu treten. Noch wusste er von den Beweisen seiner Schuld, welche durch Sapieha zur Kenntniss des Königs gelangt, nichts; um daher gegen seine Feinde einen entscheidenden Schritt zu thun, liess er ein Schreiben an den König und den Senat ergehen, darin er Johann Zabrzezinski, den Marschall von Litthauen, wegen Verleumdungen vor ein öffentliches Schiedegericht forderte. Der Geforderte wünschte nichts sehnlicher, als mitten im Saale der Richterversammlung neben seinem Feinde zu stehen; Johann Sapieha freute sich, mit seinen Zeugnissen den Marschall unterstützen zu können; Bartholomäus Tabor verging vor Ungeduld, und Stanislaus Hlebowicz, der Woiwode, ermahnte mit Ungestüm von Poloczk aus zur Eröffnung der Rechtssache. König Sigmund, bei der angenommenen Weise verharrend, würdigte das Schreiben des Fürsten keiner Antwort, verschob aber das Gericht von einer Woche zur andern. Er hoffte, es werde die Hitze von beiden Seiten verdampfen, und der Hass der Edelleute am Ende sich dennoch mit der Entfernung ihres Feindes von allem öffentlichen Einflusse begnügen; es dünkte ihn noch immer nicht wohlgerathen, dem Reiche ganz und gar einen Mann zu entziehen, dessen seltene Grösse man vielleicht einmal im Drange gefährlicher Noth zurückwünschen könnte.

Dem Fürsten aber ward endlich die dumpfe Stille seiner Schlösser unerträglich. Er sehnte sich in das Treiben des offenen Lebens wieder hinaus, der Gedanke, nach einem solchen Glanze das Loos der allgemeinen Verachtung ertragen zu müssen, schweigen zu

müssen, wo die Beredsamkeit seiner Widersacher Zuhörer und Beifall fand, lastete immer peinlicher auf seiner Seele; er wünschte, am Tage von Lipje mit seinem Rosse zugleich den Tod gefunden zu haben. So fasste er den Entschluss, ein glimpfliches Mittel noch zu versuchen. Wladislav, der Ungarnkönig, war ein Bewunderer seiner Grösse, und hatte ihm vielleicht auch jetzt noch seine Neigung nicht entzogen. Er begab sich auf die Reise, und suchte in diesem Monarchen sich einen einflussreichen Fürsprecher zu erwerben. Ganz fruchtlos war der Weg nicht. Wladislav sagte ihm seine Verwendung zu, begegnete ihm mit ungeschwächter Ehrenfülle, und hiess ihn guten Muthes seyn. Wir kennen aber schon seine unregsame Fahrlässigkeit; die ganze Unterstützung beschränkte sich auf ein Schreiben an Sigmund, er möchte den Mann nicht seinen Feinden preis geben, und das jagellonische Haus nicht mit dem Schimpfe der Undankbarkeit befflecken. Der Brief hatte keine Folgen; Sigmund hörte nicht darauf, die litthauischen Edelleute, vor Wladislav überhaupt nicht sonderliche Achtung hegend, fanden mit lautem Geschrei ein Verbrechen darin, dass ein Magnat des Reiches um den Schutz eines auswärtigen Fürsten sich bewerbe. Glinski kehrte zurück, und fand seine Lage noch bedenklicher geworden. Um so dringender bat er den König, einen öffentlichen Ausspruch zu thun; auf einem Reichstage, zu welchem er persönlich sich eingefunden, beschwor er ihn in den lebhaftesten Ausdrücken um diese Gunst der Gerechtigkeit. Sigmund blieb unerbittlich, und verschob wie bisher die Entscheidung. Da funkelte das Auge des Fürsten, die Wuth zitterte in ihm, das Gefühl der

langen vielfachen Kränkung überwältigte ihn, er sprang von seinem Sitz empor, und der Zunge nicht mehr mächtig, rief er: „So muss ich denn etwas beginnen, König, was Dich und mich mit schmerzlicher Reue erfüllen wird!"

Kaum hatte er das Wort gesprochen, so bedeckte das Angesicht des Mannes, das so eben vom Zorn noch geglüht, eine plötzliche Blässe. In der Versammlung regte sich mehrere Minuten hindurch nicht ein einziger Laut; dann aber entstand ein wildes Murren, heftige Stimmen erhoben sich in der Menge, der König beantwortete das kühne Wort mit zürnenden Blicken, Michael Glinski verliess den Saal, furchtbare Flüche hörte er hinter sich her schallen, und als er die Thüre zuschlug, war's ihm, als schlösse sich hinter ihm das Thor seines Vaterlandes, als wölbte sich schon über seinem Haupte der Himmel eines andren Reiches.

Welche verdeckte Pläne sich in Glinski's Worten plötzlich kund gegeben, ahnte König Sigmund sehr wohl. Er eilte, den Schritten der Verzweiflung zuvor zu kommen, und fertigte eine Gesandtschaft nach Moskau ab, um noch einmal den Abschluss eines Friedens zu versuchen, welcher von beiden Seiten so viele Botschafter schon in Thätigkeit gesetzt hatte. Es lag ihm dieser Friede jetzt innig am Herzen; um ihn endlich zu erwirken, begegnete er der Wittwe seines Bruders mit zärtlichem Wohlwollen, und brachte sie dahin, dass sie für ein Bündniss sich gleichfalls bei Wassilji schriftlich verwandte. Auch der litthauische Senat liess ein Schreiben an die Bojaren ergehen, und beschwor sie, für einen erspriesslichen Zweck ihren ganzen Einfluss auf den Beherrscher von Moskau wir-

ken zu lassen. Wassilji aber wollte zu keiner Herausgabe sich verstehen; es gäbe keinen Frieden, erklärte er, mit Leuten, welche beständig von Wiedererlangung sprächen. Bei seiner Behauptung nicht weichend, mochte er selbst über die Freiheit der Gefangenen vor Abschliessung des Friedens nicht unterhandeln. Eine solche Erklärung vertrug sich mit Sigmunds Ehre nicht, er warf dem Zar einen unchristlichen Hochmut vor und rief seine Gesandtschaft zurück.

Wassilji Iwanowitsch hatte seine Gründe, mit dem Abschlusse eines Friedens nicht zu eilen. Man hatte in Moskau von allem, was in Litthauen sich ereignete, die genaueste Kunde; man kannte die Feindseligkeit der Edelleute gegen Michael Glinski, man wusste, wie übelwollend der König ihm gesonnen, man ahnte die verzweifelten Entwürfe, die nach so glänzenden Tagen des Ruhmes die Brust eines solchen Mannes bewegen mussten. Daher hatten schon seit längerer Zeit geheime Geschäftsträger des Zars bei dem Fürsten sich eingefunden; die Rachsucht seiner Gegner, die Lieblosigkeit des Königs, das undankbare Vergessen seiner Verdienste, seine gegenwärtige Schmach, seine hoffnungslose Zukunft, die gerührte Theilnahme aller benachbarten Fürsten, die Bewunderung des Zars und sein Unwille über die Niedertretung eines grossen Mannes, der schnelle glückliche Wechsel seines Looses, sobald er sich entschliessen könnte, dem ungerechten Vaterlande den Rücken zuzuwenden, die Arme der Liebe, die an der Moskwa sich ihm entgegen breiteten — diess Alles ward in der schreckendsten Grässlichkeit und im lieblichsten Lichte ihm vor die Augen gehalten. Michael Glinski erklärte sich nicht. Die

Rache

Künste der Ueberredung vermochten einen Mann wie ihn nicht zu stimmen. Nachdem ihm aber in der Adelsversammlung jenes böse Wort entfahren und das letzte Vertrauen zur Redlichkeit seiner Gesinnungen zerstört hatte, da schien ihm kein anderer Ausweg mehr vorhanden, er lieh den verkleideten Geschäftsträgern sein Ohr, und der Retter des Königreiches sollte sein verderblichster Verräther werden. Mit jauchzenden Angesichtern kehrten die Moskoviter zurück. Fürst Michael Glinski erbot sich, eine Zeitlang noch die Farbe des Verrathes meidend, mit seinen Erbländern und den königlichen Schlössern, die ihm anvertraut waren, zu Wassilji über zu gehen; doch müsse der Zar durch Eid und Schrift sich verpflichten, ihm nach Würden zu begegnen, und in jeder Gefahr ihn zu schirmen. Wassilji, hocherfreut, dem feindlichen Staate ein solches Haupt entwandt zu haben, leistete das Versprechen, wie es begehrt worden, bot zum Beweise, wie hoch der Gast in seiner Schätzung stehe, ein Heer auf, rückte damit über die Grenzen, und machte in Litthauen einen unerwarteten Einfall.

In dem Augenblicke, da Polen den glänzendsten seiner Söhne an Russland verlieren sollte, erhielt es aus der Gewalt dieses Nachbarstaates einen andern, wenn auch nicht eben so prangenden, doch eben so würdigen zurück. Es war Konstantin von Ostrog, der an der Wjedrusa den Sieg, das Heer und die Freiheit zugleich eingebüsst hatte. Wassilji, jeden ausgezeichneten Bürger im Grossfürstenthume mit Neid betrachtend, hatte ihn aufgefordert, aus dem Kerker der Gefangenschaft in seine Dienste zu treten, und da er sich weigerte, durch grauenhafte Qualen ihn foltern

lassen. Die Standhaftigkeit, die Grösse des Schmerzens überwindend, erlag seiner endlosen Fortsetzung; Konstantin schwur dem verhassten Sieger die Treue des Unterthans, zeigte auch in Moskau bald, welch einen rüstigen Feldherrn die Russen durch ein seltenes Glück überwunden hätten, und erhielt reiche Besitzthümer als Lohn und Fesseln. Aber die Liebe zur Heimat war mächtiger als Schwur und Besitzthum; der Pole machte seine neuen Landsleute durch Eifer und Thätigkeit sicher, er erhielt den Auftrag, in den westlichen Grenzländern Kriegesscharen zu werben, und entwich nach Litthauen hinüber. Man empfing ihn mit offenen Armen; die Freude war gross, und obgleich ihn bei der Wjedrusa die Göttin der Krieges verlassen, so äusserten doch Viele die Behauptung, man hätte, wenn er im Vaterlande gewesen wäre, nicht nöthig gehabt, beim Feldzuge gegen die Tataren das Schicksal des Reiches in so gefährliche Hände zu legen. In dieser Aeusserung schienen der Hass und die Freude zugleich zu sprechen; vielleicht liessen sich alle Lorbeern, welche Konstantin von Ostrog gegen die Tataren erfochten, mit dem grossen Ruhmestage von Lipje nicht vergleichen.

Indessen hatte König Sigmund sein Kriegesheer vollzählig gemacht, und es dem herein gebrochenen Feinde entgegen geführt. Die Moskowier folgten dem Beispiel, welches Wassiljis Vater und sein Bruder Dmitri in ihren Feldzügen gegen Litthauen gegeben; sie wichen dem herbei eilenden Feinde aus, verwüsteten die Fluren, die er zu betreten im Begriff war, ermüdeten ihn durch unvermuthete Wendungen, und liessen es niemals zu einer Feldschlacht kommen. Der

König sah seine Mannschaft durch schnelle Märsche entkräftet, durch die Hitze der langen Tage ermattet; die verwüsteten Felder gewährten den hinreichenden Unterhalt nicht, die Heerführer riethen zum Rückzuge. Er begann, nachdem der Herbst sich eingestellt hatte. Die ganze Frucht des mühseligen Zuges bestand in der Wiedereroberung einiger unbedeutenden Schlösser und in der Verscheuchung des Feindes aus einem Lande, in welches er mit dem wiederkehrenden Frühlinge aufs Neue einen ungehinderten Einfall thun konnte.

Michael Glinski aber versammelte die wenigen Getreuen, welche das Ungewitter noch nicht von ihm verscheucht hatte, um sich her; er verkündigte ihnen, dass eine grosse schwere Zeit der Entscheidung im Anzuge sey und einem Jeden, der sein Schicksal an das seinige knüpfe, vielleicht viele herbe Tage der Prüfung bevorständen; sie möchten daher sich selbst fragen, ob ihre Anhänglichkeit an ihn einer solchen Versuchung gewachsen, und wenn sie sich zu schwach fänden, immerhin von ihm scheiden; noch könnten sie es, gegen Krone und Staat sey noch nichts geschehen, und er würde Niemanden gegen seine Neigung zurück halten; den Bleibenden aber gelobte er einen reichen Lohn, eine Zukunft, die durch Fülle des Segens ihnen jede Reue ersparen sollte. Wenige verliessen ihn; die Meisten, entweder arm an ermuthigenden Aussichten, oder mit überwiegender Neigung ihm ergeben, thaten den Schwur, mit unermüdlichem Arm ihm Beistand zu leisten, welche Wendung sein Schicksal auch nehmen möchte. Von Iwan und Wassilji, seinen Brüdern, von Andreas Drodza und den übrigen Verwandten begleitet, begab er sich darauf in seine Stadt Turow,

und forderte von hier aus, König Sigmund sollte ihm eine feierliche Wiederherstellung seiner verletzten Ehre gewähren. Das Gesuch war in Ausdrücken geschrieben, die einen entrüsteten, aber ehrfurchtsvollen Unterthan verriethen; neben dem Hasse und der Verachtung gegen seine Feinde schien eine treue Liebe zum Könige und zum Vaterlande zu wohnen; doch setzte der Schreiber eine Frist fest, binnen welcher er seine Kränkungen getilgt wissen wollte. Da er jedoch keiner befriedigenden Antwort sich versah, schloss er in der nämlichen Zeit mit dem Zar von Moskau einen Vertrag, der jenen ersten bekräftigte; alle Ortschaften, die er im Königreiche als Lehn besass, und durch Gewalt oder freiwillige Uebergabe in seine Hand erhalten würde, sollte er als freies Eigenthum besitzen und von Wassilji geschützt sehen.

Bevor er aber noch die alten heiligen Bande zersprengte, die ihn an das Vaterland knüpften, sollte ein furchtbarer Schlag seine frohlockenden Widersacher erschüttern und seinen lechzenden Rachedurst beruhigen; eine That sollte geschehen, die in Polen jede Brust mit kaltem Entsetzen erfüllen, in Moskau als der Beweis eines mächtigen Riesengeistes, den man nicht ungestraft beleidigen dürfe, Beifall finden würde. Während der König sich nach Krakau begeben, um die Güter der Krone, welche Alexanders maaslose Verschwendung verschiedenen Unterthanen verpfändet hatte, wieder zu erwerben, brach Michael Glinski, von sieben hundert Reitern begleitet, zu Liszkov auf, verliess gegen Abend in aller Stille die Stadt, und ging über die Memel. Hier zog er unbemerkt auf der Heerstrasse fort, bis in der Ferne die Thürme von Grodno

sich zeigten. Es begegnete dem Zuge ein Weib, welches aus einem benachbarten Walde sich Holz geholt hatte. Ein Reiterpaar ward auf sie zugeschickt und verlangte zu erfahren, auf welchem seiner Lustschlösser jetzt Johann Zabrzezinski, der Kronmarschall von Litthauen, sich aufhielte. Das Weib, durch das plötzliche Daherjagen der Reiter erschreckt, vielleicht auch diesem abendlichen Zuge nichts Gutes zutrauend, liess anfangs kein Wort von sich hören und erklärte sodann, sie wisse auf die Frage keinen Bescheid zu ertheilen. Die Reiter aber dringen mit dem Schwerdte auf sie ein, versichern ihr, dass sie auf der Stelle sterben müsste, wenn sie ihnen den Aufenthalt des Marschalls nicht angeben könnte, und machen Miene, ihre Drohung zu erfüllen. Das Weib beharrt noch immer auf ihr Schweigen; der Marschall, sagt sie, habe viele Schlösser im Bezirke von Grodno, er weile bald in diesem bald in jenem, wer könne mit Bestimmtheit angeben, in welchem er den gegenwärtigen Abend verbringe? Die Reiter ergrimmen, eine Wunde am Kopfe lost dem Weibe die Zunge. Sie schreit, sie jammert um Erbarmen, und nennt ein benachbartes Lustschloss, ihre Angabe mit einem Schwure bekräftigend. Dort hin nimmt nun der Zug seine Richtung. Das Schloss erhebt sich auf einem Waldhügel vor den Augen der Krieger, und helles Licht schimmert aus seinen Fenstern. Nach allen Seiten werden Haufen abgesendet, die Landgüter in der Gegend rasch zu besetzen; sie werden gesperrt, keine lebende Seele weder heraus noch hinein gelassen. Die übrige Schaar vertheilt sich in aller Stille, verbirgt sich in benachbarte Gebüsche, und erwartet dort die Mitternacht.

Sie stellt sich ein, die Lichter im Schlosse sind erloschen, die Wächter schlafen, Todtenstille lastet auf dem Felde; kein ferner Laut, kein Hufschlag eines Rosses zu hören. Michael Glinski sucht die Gewandtesten unter seinen Leuten aus, und ertheilt ihnen den blutigen Befehl; sie jagen nach dem Schlosse, ihr Gebieter sendet ihnen die Wünsche seiner Rachsucht nach. Die Abgesandten machen vor dem Schlosse halt; rings umher keine verfängliche Bewegung. Sie binden ihre Thiere an Bäume fest, und versuchen die Gräben. Sie sind wasserleer; die Kühnsten klettern hinab, gelangen glücklich durch den schlammigen Boden, klimmen jenseits wieder hinauf, und übersteigen die Mauer. Sie stehen im Gehöfte des Schlosses, und öffnen ihren Genossen das Thor. Die Schaar schleicht herein, und steht noch einmal horchend still. Noch immer kein bedenkliches Zeichen. Darauf geht es in das Schloss selbst, in den Vorsaal und von dort in die angrenzenden Zimmer. Hier schläft ein alter Diener; das Geräusch erweckt ihn, er springt erschrocken auf, glaubt ein gaukelndes Traumbild zu erblicken, liest aber im Mondenscheine auf den Gesichtern der Gäste einen furchtbaren Anschlag, und will ein Geschrei erheben. Er hat den Mund noch nicht geöffnet, so liegt er von einem Schwerdte durchbohrt schon am Boden da. Jetzt wird die nächste Thüre geöffnet; es ist ein leeres Zimmer, zu welchem sie führt. Man legt das Ohr an die Thüre gegenüber, die langsamen schweren Athemzüge eines Schlafenden lassen sich vernehmen. Augenblicklich wird die Thüre aufgerissen, es ist das Schlafgemach des Marschalls, er liegt in sichrem Schlummer dem ahnet nicht, dass ihn das Bette des Todes trägt.

Versichert, dass ihr suchender Blick das Opfer erreicht hat, rütteln sie ihn an der Schulter. Er schlägt das Auge auf, und glaubt eine Rotte von Räubern an seinem Lager zu erblicken. Er bittet sie seines Lebens zu schonen, er verspricht ihnen alle Habe, die im Schlosse sich findet, und sucht ihre Wuth zu entwaffnen, indem er ihrer Goldgier schmeichelt. Sie aber, auf seine Vorstellungen nicht Acht habend, fragen ihn, ob er Johann Zabrzezinski, der fluchwürdige Verleumder des Fürsten Michael Gliuski, sey. Diese Frage enthüllt dem Marschall seinen Irrthum, er hört die Stunde des unausweichlichen Todes drölnen, und antwortet, ohnmächtig zurück sinkend, dass sie den Mann gefunden, den sie suchen. Alsobald reissen ihn seine Würgengel aus dem Bette, und ein Türke, der vertrauteste Kammerdiener des Fürsten, durchrennt ihn mit dem Säbel. Man schneidet der Leiche den Kopf ab, und eilt zum Schlosse hinaus.

Michael Gliuski erwartet die Mörder mit Sehnsucht zurück. Der Tag dammert, da hört er das Traben ihrer Rosse; sie nahen, Blutflecke färben ihre Rustung, sein Wunsch ist erfüllt. Er reitet nach Linzkov zurück, lässt den Kopf seines Feindes auf eine Stange gesteckt vor sich her tragen, und dann in einen See werfen. Indem aber das Gerücht der entsetzlichen That sich durch das Königreich verbreitete, mit der Miene des Abscheues erzählt und mit der Blässe des Schreckens vernommen, indem alle Magnaten des Landes den Mord ihres würdigsten Genossen furchtbar zu rächen schwuren, und es dem Könige jetzt stürmisch vorhielten, dass er ihr mahnendes Wort verachtet, da empfand der Mörder, dass jetzt das letzte Band,

so ihn an das Königreich noch hielt, zerrissen sey, dass er aufgehört habe, eine Pole zu seyn, und den verrätherischen Uebergang zu den Moskoviern nicht mehr ausführen könne, sondern müsse. Es war, als wenn das vergossene Blut ihn wie ein Raubthier, mit gesteigerter Wuth erfüllte; er vermehrte die Anzahl seiner Söldlinge, schloss ein Bündniss mit dem Hospodar der Moldau, dem Feinde des Königreiches, sandte seine Freundschaftsboten selbst zu Mendli-Gerei, warf sich in die benachbarten Woiwodschaften, brachte Schrecken und Verwüstung um sich her, und raste mit schonungslosem Grimme gegen Alles, was mit seinen Feinden in Verbindung stand.

Sechstes Kapitel.

König Sigmund sah gegen die Empörung eines so verwegenen Mannes kein heilsameres Mittel, als einen Frieden mit Moskau. Griff man den Fürsten mit den Waffen an, so stand von seiner Verzweiflung das Entsetzlichste zu fürchten, und ehe man seine Kraft gebrochen, blutete das Vaterland unter seinen Streichen; gelang es aber, einen Freundschaftsbund mit dem gefährlichen Nachbar zu errichten, so sank der stützende Pfeiler des Verrathes zusammen, und er selbst hatte seine verderbliche Kraft verloren. Freilich war dieser Friede mehrmals schon vergebens betrieben worden, Wassilji's glatte Politik liess sich kaum an irgend einer Stelle fassen; dennoch gab der König die Hoffnung nicht auf, übertrug das Werk dem Stanislaus Hlebowicz und dem Johann Sapieha, den erklärten Feinden

des Glinski, und erlaubte ihnen, wenn sie auf eine durchaus unlenksame Starrsinnigkeit stiessen, sich bis zu bedeutenden Aufopferungen herab zu lassen. Das Paar machte sich auf den Weg, und ward in Moskau mit Verwunderung betrachtet. Wassilji Iwanowitsch sprach von allen Dingen, nur nicht vom Frieden; sie wollten sämmtliche Landstriche, welche Lithauen vor der Herrschaft König Alexanders eingebüsst, für immer fahren lassen, der Zar hatte kein Ohr für ihre Vorstellungen.

Nachdem um die Mitte des neunten Jahrhunderts unter den slavischen Urbewohnern Russland's, wie unter den Engländern und Franken, jene kühnen kampflustigen Seemänner, die Dänen, die hier Waräger hiessen, aufgetreten, und Rurik der Ahnherr eines fürstlichen Geschlechtes geworden, welches bis gegen das Ende des sechszehnten Jahrhunderts sich erhalten; nachdem darauf Wladimir der Grosse seinem Reiche durch Eroberungen eine stattliche Ausdehnung gegeben, aber auch durch eine Theilung desselben unter seine vielen Söhne die Keime einer unendlichen Zwietracht ausgestreut hatte, gelangte Russland in die Abhängigkeit der Khane von Kapdschak, erhielt von ihnen die Bestätigung seiner Fürsten, und musste ihnen die Heeresfolge leisten. Allmählig aber gelang es dem Geschlechte des Rurik, sich von der Last dieses Joches zu befreien; die russischen Fürstenthümer rundeten sich durch Verschmelzung, das eine ward durch Erbschaft oder Eroberung ein Theil des andern, und so war es möglich, dem gebieterischen Nachbarn Widerstand zu leisten. Durch diese Vereinigung wuchs der kleine Staat von Moskau, der früher unter den Namen „Wladimir" und

„Susdal" ein wenig geachtetes Seitenland gewesen, zu einem mächtigen Reiche heran. Sein heldenmüthiger Beherrscher Dmitri machte sich endlich durch einen glänzenden Sieg über die Tataren am Don, daher er den Ehrennamen „Donsky" erhielt, ganz und gar von ihrem Uebergewichte frei; hundert Jahre später vollendete sein Werk Iwan Wassiljewitsch, dessen unsere Erzählung bereits erwähnt; er zahlte dem Khan von Kapdschak den letzten Tribut, machte sich durch Eroberung zum Besitzer von Novogrod, Pleskow (Pskow) und Severien, und nahm den Titel „Selbstherrscher von ganz Russland" an. Daher der Länderstreit zwischen Lithauen und Moskau. Die Lithauer hatten Iwan's Eroberungen, gleichfalls durch die Gewalt des Schwerdtes, früher besessen, und wollten sie jetzt nicht aufgeben; die Fürsten von Moskau behaupteten, sie durch Erbrecht noch weit gegründeter als durch Kriegesglück zu besitzen. Jene mochten nicht zugeben, dass die moskowitischen Zare als unstreitige Abkömmlinge von Rurik und Wladimir dem Grossen auf das gesammte alte Russenreich Ansprüche machten; ihre Gegner fühlten sich bereits stark genug, um diese Ansprüche für immer durch Heeresmacht zu behaupten.

Die alten, vielfach besprochenen Zwistigkeiten waren auch hier wiederum der Gegenstand wortreicher Unterhandlungen. Je länger sie aber währten, desto besorgter schute sich König Sigmund nach ihrer friedfertigen Beendigung; er erweiterte die Vollmacht seiner Abgesandten, und so kam endlich in der That eine Uebereinkunft zu Stande, welcher man, als liesse sie dadurch gegen Verletzungen sich schützen, den lächerlichen Namen eines „ewigen Friedens" gab. Es sollten

von beiden Seiten die Gefangenen ihrer Haft entlassen, und vom smolenskischen Gebiete nur die Ortschaften, die von Alters her — eine schwankende Bestimmung! — zum Grossfürstenthume gehört hatten, an dasselbe wieder zurück fallen. — Seines Geschäftes wenig froh, begab sich das unterhandelnde Paar nach Hause. Da erhielten sie zu Smolensk ein Schreiben von ihrem Könige, welches die öffentliche Empörung des Michael Gliuski ihnen bekannt machte. Dieser Verräther, berichtete es, habe anfangs, da er empfunden, wie schwer er sich gegen sein Vaterland versündigt, zum Beherrscher von Moskau seine Zuflucht nehmen wollen; nachdem er aber erfahren, dass ein freundschaftliches Bündniss den erwählten Schutzherrn mit dem beleidigten Königreiche verschwistern solle, sei er auf die sinnlosesten Entwürfe der Verzweiflung gerathen, entschlossen, sobald der Friede zu Stande gekommen, von den anvertrauten Ortschaften nicht eine einzige abzutreten, sondern Niemandem gehorchend an der Grenze beider Reiche ein selbständiges Besitzthum sich zu erbeuten; man wisse diesen Plan durch Gefangene, die seine vertrautesten Helfershelfer gewesen; die beiden Gesandten möchten augenblicklich nach Moskau zurück kehren, dem Wassilji von diesen Entwürfen des Verräthers Nachricht geben, und ihn ersuchen, keinen Verdacht zu schöpfen, im Fall ein königliches Heer, um den Verbrecher zu züchtigen, an den Grenzen Moskoviens erscheinen würde; wollte indessen Gliuski mit seinen Brüdern friedfertig nach Moskau hinüber gehen und dort für die Zukunft sich niederlassen, so werde ihm dieses Heer kein Hinderniss in den Weg legen.

Wassilji Iwanowitsch, welcher dem Gliuski schon

früher die Versicherung gegeben hatte, dass es entweder durchaus nicht zum Frieden kommen oder der Abschluss desselben seinen Aussichten in keiner Hinsicht schaden sollte, äusserte sich bei der wiederholten Erscheinung des unterhandelnden Paares in beruhigenden Ausdrücken; er versicherte, der abgeschlossene Vertrag würde ungefährdet bestehen, ein Feldzug des Königs aber nach dem Nordosten seines Grossfürstenthumes sey eine überflüssige Anstrengung; Michael Glinski habe allerdings den Wunsch geäussert, mit den Seinigen sich nach Moskau übersiedeln zu dürfen; eine feindselige Unternehmung aber, wie sie der König befürchte, liege keineswegs in seinen Plänen. — Mit diesem Bescheide liessen sich die Gesandten zurück schicken; an Michael Glinski aber erging ein Schreiben, welches ihn seine Reise nach Moskau beschleunigen hiess.

Im Geiste dieses Mannes aber waren indessen bereits ganz andere Entwürfe zur Reife gediehen. Die Nachricht, welche König Sigmund seinen beiden Geschäftsträgern zugesandt, enthielt keineswegs wesenlose Ahnungen; weit grossartiger jedoch und umfassender, als das Schreiben es angab, gestaltete es sich im verwegenen Streben des Verbrechers. Er hatte sein Vaterland von sich zurück gestossen, und in der ersten Heftigkeit die angebotene Zuflucht zu Moskau ergriffen; eine ruhigere Ueberlegung enthüllte ihm die Misslichkeit einer solchen Zuflucht. Es mochte ihn der Gedanke überschleichen, dass keinem Verräther noch im fremden Lande die Früchte der Missethat unverbittert gereift, dass der Wortbrüchige nirgends auf die Heiligkeit des Schwures, die er selbst verletzt, bauen dürfe, dass er auch geehrt und glänzend belohnt doch immer als das

Werkzeug einer fremden Gewinnsucht verachtet dastehen würde. Wassilji's Treulosigkeit war eine verfängliche Brücke des Uebertrittes, die Aussichten der Gewinnsucht konnten sich ändern, und aus diesem locker geknüpften Scheinfrieden dereinst ein wirklicher werden, dessen Keime das Blut des Verräthers befruchten müsste. Er war der leitende Günstling eines Königs gewesen, und hatte das Hochgefühl einer gebietenden Allgewalt empfunden; sie noch einmal sich zu erwerben, jetzt, wo die Hoffnungslosigkeit seiner Lage bei dem eigenen Gewissen jeden kühnen Schritt der Verzweiflung rechtfertigte, eine selbstständige Herrlichkeit zu erringen, zwischen der verlassenen Heimath und der einladenden Freude, von jener geschont, von dieser geachtet, beiden wichtig und furchtbar, ein mächtiger Herrscher dazustehen — das war der Entwurf, welcher mit einem Schlage aus allen Verstrickungen seiner Schicksals ihn heraus reissen und den Fussfall am Altare der Gastfreundschaft ihm ersparen sollte. Strahlenvoller als jemals, sollte der Stern seines Lebens der Mitwelt leuchten; ihn mit der Fülle des Glanzes zu bestrahlen, sollte die Freundschaft des Beherrschers von Moskau benutzt werden. Von diesem Entschlusse erfüllt, hatte er mit mehreren angesehenen Edelleuten im südlichen Russland bereits Unterhandlungen angeknüpft, und alte längst erloschene Bilder der Vaterlandsliebe in ihnen wieder hervor gerufen; in seinem weiten Umfange, wie es unter Wladimir dem Grossen den Völkern des östlichen Europas wie des westlichen Asiens furchtbar gewesen, sollte das russische Reich auf's Neue erstehen, das alte verdunkelte Kiev die Herrschaft über Litthauen wieder erringen, und jeder Edelmann dieses neuen Staa-

tes, ein kleiner König, vor keinem Volksgebieter umher sich neigen müssen. Seltsam aber grossartig, überraschte der Entwurf die aufgeforderten Männer; die Heimat wieder im verlornen Glanz der Macht zu sehen, war ein labender Gedanke, und der Stolz ergriff ihn mit frendiger Gier; der Mann, der ihn zuflüsterte, hatte der Welt bereits gezeigt, dass die Pläne, die in seinem Haupte entstanden, für seinen Muth und seine Kraft nicht zu riesenhaft; seine Beredsamkeit wirkte mit siegreichem Zauber, seine Hülfsquellen strömten voll und mannigfach. Und so geschah es, dass viele Edelleute zu beiden Seiten des Dnjepers ihm heimlich ihre Freundschaft zusagten, und sobald er mit thätiger Kriegesmacht in's Feld rücken würde, mit Ross und Reitern ihn zu unterstützen versprachen.

Ihres Beistandes gewiss, beschloss Michael Glinski, nunmehr den offenen Kampf gegen das Königreich und seinen Adel zu beginnen. Wassilji, sein Bruder, gab die Losung, indem er ihm die Schlösser des Königs, zu deren Vertheidiger dieser ihn ernannt hatte, öffnete, und so durch einen lärmerregenden Schritt sich zum Empörungsgenossen seines Bruders erklärte. Mit vereinigter Macht rückte das Paar sodann vor Minsk, eine bedeutende volkreiche Stadt am Swislocz, und forderten den königlichen Befehlhaber zur unverzüglichen Uebergabe auf. Es ward ihnen geantwortet, zwischen einem redlichen Feldherrn und einem verworfenen Empörer, welcher das Schwerdt der Vertilgung gegen seine eigene mütterliche Erde erhebt, gäbe es keine Unterhandlung; Michael Glinski möchte immerhin Mauern und Thore stürmen lassen; der Gott der Wahrheit würde bald zeigen, ob drinnen oder draussen das ehrliche Recht wohne.

Die Brüder setzte eine solche Sprache in Grimm. Sie griffen die Stadt von mehreren Seiten an, und begegneten einem Widerstande, der mit dem gehofften Glücke der Ueberraschung sich nicht vertrug. Die Edelleute, welche in der Schnelligkeit, dem Statthalter zum Beistande, sich in die Festung geworfen, leiteten die Vertheidigung eben so wachsam als verständig, und hiessen den Krieger seine Geschosse vorzüglich auf die Häupter der Belagerungsschaar richten; der Soldat, schon den Namen der Empörung verabscheuend, zugleich aber auch einem traurigen Schicksal entgegen sehend, wenn dem Feinde die Thore geöffnet werden müssten, gehorchte mit Pünktlichkeit den Geboten seiner Führer und liess sich keine Anstrengung verdriessen. Vergebens hatte sich Michael Gliuski geschmeichelt, schon der Name des Tatarenbesiegers würde die königlichen Streiter entmuthigen; er irrte, nur auf der Seite des Rechten schien dieser Name den vollen wirkungsreichen Klang zu haben. Die Sonne ging auf und wieder unter, zur Gewinnung der Stadt zeigte sich kein Anschein; bedenklich aber war's, das Werk der Empörung mit einem verunglückten Unternehmen begonnen zu haben, es konnte von Kriegern und Genossen als ein übles Wahrzeichen betrachtet werden, das Vertrauen zum Glückssterne des Fürsten schwächen, und zu einem Nachdenken leiten, welches ein Beginnen solcher Art am wenigsten verträgt. Die Brüder kamen daher überein, der Belagerung von Minsk augenblicklich zu entsagen; in dieser Absicht verkündigten sie ihrem Heere, sie hätten mit dem Befehlhaber der Stadt eine Uebereinkunft getroffen, vermöge welcher sie für jetzt nach einer andern Seite

sich wenden, nachher aber zurück kehren und die Schlüssel in Empfang nehmen würden.

Von Minsk wandte sich die Empörung nach Kleczk. Wassilji Glinski schien durch den erfolglosen Versuch beunruhigt; sein Bruder sprach ihm Muth in die Seele, und eröffnete ihm die Herrlichkeit seiner ferneren Pläne. Es ging rasch über das Gefilde der Tatarenschlacht hinweg; in der Nähe von Kleczk aber nahmen die Brüder von einander Abschied, und in ihren letzten Worten sprach sich die ängstliche Sehnsucht nach einem erfreulichen Wiedersehen aus. Michael wollte sich in eiligem Zuge auf Sluczk werfen, Wassilji die Strasse nach Kiev verfolgen. Er setzte über den Pripez, und rückte in Volhynien ein. Aber seinem Bruder wie an Kühnheit so an Nachdruck keineswegs gewachsen, ein wackerer Krieger aber ein unerheblicher Feldherr, wusste er weder seine Soldaten mit fröhlichem Streitmuthe zu begeistern, noch auf seinem Zuge die Vortheile zu erringen, welche Michael sich davon versprach; er verlor vor Owruz Zeit und Leute, vor Zytomierz, einer ansehnlichen Feste am Teterow, die Ehrfurcht seines Heeres. Glücklicher aber war er in den Gegenden am Dajeper; er sah sich von vielen Edelleuten mit offenen Armen empfangen, hörte den Namen seines Bruders mit feuriger Bewunderung aussprechen, und ergriff plötzlich eine grössere Hoffnung, als er durch seinen misslungenen Kriegeszug verloren. Man drängte sich herbei, den Bruder eines so ruhmschimmernden Mannes zu sehen, man wollte das Angesicht betrachten, aus welchem vielleicht die Züge des grossen Tatarenbesiegers sprachen. Die Begeisterung war in voller Glut, Wassilji eilte sie zu nutzen; mit Waffen und Leuten strömte der Adel

zu

zu seinem Lager, man ergötzte einander mit berauschenden Versicherungen, vergass alte Feindschaften und schloss neue Bündnisse; die verschwundene Herrlichkeit, von welcher die Väter mit sehnsuchtsvoller Wehmut erzählten, sollte in's Reich der Wirklichkeit wieder treten, das geliebte Kiew, vom sterbenden Wladimir zur Königin unter den übrigen Herrschersitzen seines Geschlechtes erklärt, sollte, gleich einem erwachten Riesengeiste, aus seinem traurigen Dunkel wieder erstehen und Ehrfurcht den Völkern gebietend, nach allen Seiten umher im Glanze der Hoheit prangen.

Während dessen war Michael Glinski mit seiner Mannschaft vor Sluczk erschienen; grosse Hoffnungen hatten ihn nach den Mauern dieser Stadt gezogen, sie zu erfüllen sollten Hülfsmittel aller Art in Bewegung gesetzt werden. Fürst Simon Olelko hatte, in den Jahren der Kraft dahin scheidend, eine Gattin und einen einzigen Sohn hinterlassen; jene eine kluge entschlossene Frau, dieser von Wladimir, einem Bruder des Jagjel, Fürsten von Kiev, abstammend. Liess sich Anastasia bewegen, dem Bestürmer ihrer Mauern die Hand zu reichen, so konnte er als der Vormund ihres Sohnes die Rechte desselben auf Kiev mit ehrlichen Waffen wieder zu erringen suchen; dann liess sich auf den Beistand der Edelleute weit sicherer noch rechnen, seine ganze Unternehmung hatte eine bessere Farbe, und war das Werk gelungen, so sollte der Knabe Georg zur rechten Zeit schon den Erwartungen der Welt entzogen werden. Die Vorschläge, die in die Stadt gingen, verriethen den schlauen Redner. Er habe bisher, erklärte Glinski, keine Gelegenheit gefunden, der Fürstin für die erfolgreiche Vollendung seines Sieges bei

Lipje zu danken; seit jenem Tage aber wisse er, wo das Musterbild einer hochherzigen Edelfrau zu finden, und als ein erfreuliches Zeichen des Schicksals nähme er es, dass der Tag seines Ruhmes auch der Tag ihres Verdienstes geworden. Jetzt komme er, der gefeiertste Mann des Königreiches, um das würdigste Weib dieses Reiches zu werben; er glaube ihr mit seiner Hand ein Loos des Glanzes anbieten zu können, wie wenig andre Edelleute vermöchten, ihrem Knaben aber wolle er ein zweiter Vater seyn und ihm die Fürstenwürde von Kiev erkämpfen, zu deren Wiedererlangung ihn der Himmel bestimmt zu haben scheine. Vor dem feindseligen Verhältnisse, in welchem er so eben mit König Sigmund stehe, werde ihre Klugheit nicht zurück beben; er habe schwere und mannigfache Ursachen, über sein Vaterland zu klagen, doch liebe er es zu innig, um sich die Strasse der Versöhnung nicht offen zu erhalten. Bald würde der König eines Bessern überzeugt seyn, und er auf den Schwingen der Sehnsucht zurück eilen; einer Flur, die man durch das Schwerdt des Ruhmes gerettet, könne kein Mensch mit fühlendem Herzen auf immer den Rücken zuwenden. Gäb' es aber bei seinen Feinden keine Milderung ihres Hasses, so würde Anastasia, seine Gattin, die mächtige Fürstin von Kiev, ein wirksames Wort sprechen, und mit einem Drohworte die Versöhnung bewirken, deren Polen gar sehr bedürfe. — Anastasia war überrascht. Nicht dass sie eine Ahnung empfand, ihre Standhaftigkeit möchte vielleicht so blendenden Lockungen nicht widerstehen; sie erschrak aber, wenn sie den Umfang der Hoffnungen bedachte, welche den Feind hieher geführt hatten, wenn sie die Anstrengungen erwog, mit denen ein sol-

cher Mann die Erfüllungen solcher Hoffnungen zu erzielen suchen würde.

Doch war's nur der erste Augenblick, dem ihre sonstige Gefasstheit erlag. Nach wenigen Stunden hatte sie die Absichten des Mannes durchschaut und die Abentheuerlichkeit seines Riesenplanes erkannt. Ihre Antwort war entschieden, aber achtungsvoll; die ewige Treue, die sie ihrem Gatten geschworen, sollte jedes weitere Freierwort überflüssig machen. Glinski, unwillig über einen Eigensinn, den er durch sein blosses Auftreten schon zu brechen gemeint, wiederholte seinen Antrag und waffnete ihn mit furchtbaren Drohungen. Die Fürstin, zum peinlichsten Widerstande bereits entschlossen und von der Treue der Ihrigen, die selbst zum Kampfe sie beschworen, überzeugt, hiess den Freier, wenn es ihm beliebte, mit den Waffen werben; wäre dann dem Verräther seines Vaterlandes, dem Mörder Johann Zabrzezinski's das Glück gewogen, so möchte er aus dem Schutthaufen der eingeäscherten Stadt den Leichnam seiner Braut hervor reissen. — Die Redekunst der Bethörung hatte sich erschöpft, und das Schwerdt verliess die Scheide. Anastasiens Edelleute erkannten bald den Sieger von Lipje, sein Angriff geschah mit Klugheit und Nachdruck, und um seinen Ueberraschungen nicht plötzlich zu erliegen, durfte die Wachsamkeit kein Auge schliessen; doch war es einmal ihr Vorsatz, bis zum letzten Athemzuge den Kampf zu bestehen und für ihre geliebte Gebieterin das Theuerste zu opfern; sie wussten die Standhaftigkeit ihrer Schützlinge zu erhalten, und wenn das Vertrauen zu sinken begann, belebte es sich wieder an dem Beispiele von Minsk. Aber eben dieses Beispiel in der Erinnerung der Menschen zu tilgen,

war Glinski's sehnlichster Wunsch; ihn zu erreichen, liess er den Kampf in seiner schrecklichsten Heftigkeit toben. Umsonst; viele tausend Tataren waren leichter auf dem Schlachtfelde vertilgt, als ein Häuflein von Tapfern, in trotzenden Mauern eingeschlossen. Die kostbare Zeit verging; die Söldlinge, bisher auf eine unermessliche Beute vertröstet, fingen an zu zagen und begriffen, dass die Thürme von Sluczk fester als die Hoffnungen ihres Feldherrn standen; sie sahen nach der Heimat zurück, und gehorchten endlich den Befehlen nur lässig. Da liess sie Michael Glinski in vielfachen Abtheilungen mit Wurfbränden in der Hand gegen den Hügel hinanrücken, auf welchem die Burg sich erhob; ein dichter Nebel sollte die Geschosse der Belagerten um ihr Ziel bringen. Aber auch diese Unternehmung ging fehl, Pfeile und Steine verwundeten und zerschmetterten die kühnen Angreifer; sie warfen die Brände fort, und flohen wieder hinab in die Ebene. Michael Glinski, vor Wuth schäumend und vergehend fast vor Scham, versprach ihnen augenblickliche Genugthuung, entfernte sich von einer Stadt, bei deren Namen die peinlichsten Gefühle ihn durchzuckten, führte seine Haufen in die Gefilde umher, und verwüstete sie bis hinab nach Kopyl mit einer Schonungslosigkeit, als wollte er die Tatarenhorde spielen, von deren Raubgier er das Königreich befreit hatte.

Aus der verwüsteten Flur mit Blitzesschnelle gegen Mittag sich wendend, rückte Michael Glinski ungeahnt vor Turow, eine befestigte Stadt am Pripez, und eroberte das Schloss mit dem ersten Sturm. Je mehr er dem Dnjeper sich näherte, desto entwölkter schien die Sonne der Empörung zu leuchten, der Adel des Lan-

des, theils zu ohnmächtig, um sich ihrem Strome zu widersetzen, theils in ihr nur die Erfüllung seiner Träume vom alten Russenreiche erblickend, huldigte ihrem Haupte, und liess seine Banner zu ihm stossen; bald war halb durch Gewalt halb durch Verrath auch Mozyr, eine östlicher gelegene Feste am Pripez, erobert, und im Südosten des Königreiches gab es kein mächtigeres Haupt als dasjenige, auf welchem der Fluch der Empörung lastete.

Ob aber die Zeit den Eifer des volhynischen Adels nicht schwächen, ob die gesammelten Streitkräfte durch einen längeren Kampf sich nicht zu bedenklich aufreiben würden, um hernach das heranrückende Heer des Königs empfangen zu können, war eine entmuthigende Frage. Michael Glinski begriff, dass ohne Moskau's Hulfe weder sein geheimer Plan, der gegen den Vortheil dieses Staates lief, sich ausführen, noch offen den strafenden Waffen sich widerstehen liess; er bat daher um Beschleunigung der versprochenen Hülfstruppen, und empfing sie mit freudigem Gruss. Eustach Daszowitsch hiess ihr Führer. Von der Feldherrngrösse des Empörers die höchsten Begriffe hegend, folgten sie ihm mit Freuden und eilten seinen Befehlen voraus. Die Genossenschaft der Waffen versprach ein befriedigendes Gedeihen. Der Nordosten Litthauens ward ein Zeuge ihres Glückes; Michael Lingujen, Fürst von Mstislaw an den Grenzen Severiens, musste sich unterwerfen, Homel, nicht fern vom Dnjeper, erhielt Glinskische Söldlinge zur Besatzung, Kruiczov öffnete seine Thore, Orssa am Dnjeper musste das moskovische Banner auf seinen Zinnen flattern sehen. So gelangten ein grosser Strich von Weissreussen, die Gauen an der Dwina und

dem Dnjeper, Severien und Podlesien unter die Herrschaft der Empörung, welcher der Zar von Moskau durch seinen Beitritt die öffentliche Weihe gegeben; Michael Glinski fühlte sich vom Stolze der Macht wieder gehoben, jede Bewegung seines Armes ward von grossen Folgen begleitet, die lohnendste sollte die Eroberung von Sluczk seyn. Zum zweiten Mal schlug er seine Gezelte vor einer Stadt auf, deren Hartnäckigkeit ihn fast um seinen Kriegesnamen gebracht hatte; zum zweiten Male wurden alle Kunstgriffe, alle Gewaltmittel der damaligen Belagerungskunde versucht, und mit derselben Unerschütterlichkeit zurück gewiesen. Anastasia und ihre Stadt wurden zu leeren Träumen der Herrschsucht; Michael Glinski wandte sich nach Novogrodek, und liess seine verwüstenden Haufen bis an den Gesichtskreis von Wilna streifen.

Schon mehrmals hatten auftauchende Gerüchte die Ankunft einer königlichen Kriegesmacht verkündet; sie verloren sich wieder, kein polnisches Fähnlein liess sich erblicken. Jetzt aber äusserten sich bestimmte Vorzeichen, und ausgesandte Boten bestätigten die Nachricht. König Sigmund wollte dem Uebel mit gewachsenen Kräften begegnen, nicht aber durch einen unvollständigen Versuch seine Bekämpfung selbst vereiteln. Es war daher an die Edelleute des Reiches ein allgemeines Aufgebot ergangen, und traf die geneigteste Bereitwilligkeit. Standen indessen auch die Einzelnen zum Aufbruche bald gerüstet, so gingen doch, wie es bei der seltsamen Verfassung nicht anders geschehen konnte, Wochen und Monde darauf, ehe dem Beginnen die übereinstimmende Thätigkeit wurde. Die Schnelligkeit des Einen lähmte der langsame Schritt der Andern, Nach-

born wollten, eh es in's Feld ging, ihren Hader erst schlichten, Missvergnügte ihren Beschwerden erst abgeholfen wissen, und ehe die Letzten sich in Bewegung setzten, war bei den Ersten die Glut der Kriegeslust fast schon erkaltet. Da der gemeinsame Aufbruch geschah, erkannte der ganze Osten der beiden Bundesstaaten bereits das Scepter einer fremden Herrschaft. Doch die Kunde allein schon setzte den Wogen der Empörung einen Damm; jetzt liess sich nicht mehr erobernd von Feste zu Feste fliegen, die gemachten Erwerbungen mussten gesichert, und hinter der Heereslinie den mächtigen Genossen die Zuflucht gesucht werden. Nach allen Burgen des Glinskischen Geschlechtes erging die Aufforderung, mit allem, was Theures darin vorhanden, sich auf den Weg nach Moskau zu begeben, um dort das Haupt der Empörung zu erwarten; Wassilji Glinski gab das Beispiel, und zog mit seinen Getreuen, mit Weibern und Kindern, mit beweglichem Gut und Kostbarkeiten hinüber in die Fluren Moskoviens. Aber nicht Alle willfahrten der Aufforderung; die Einen konnten vom heimatlichen Boden sich nicht losreissen, und wollten die äusserste Noth erst den Abschied gebieten lassen; die Andren blickten zagend in die Zukunft, und fragten sich ängstlich, ob der Stamm ihres Hauses auch jenseit der vaterländischen Grenzen Blüthen treiben würde; drüben war man der Willkühr des neuen Schutzherrn überlassen, hier liess sich auf die Erbarmung eines heimatlichen Königs rechnen. Michael Glinski selbst vollendete die Befestigung der vorzüglichsten Burgen, versprach den Besatzungen eine baldige Erlösung, und folgte dann, zum letzten Male den Himmel seines Vaterlandes über sich, in fliegender Eile seinem Bruder.

Nach wenigen Tagen breitete sich vor seinen Augen um den Zusammenfluss der Moskwa und der Neglina die volkreiche Zarenstadt, schon damals unübersehlich und prachtvoll; es erhob sich auf seiner Anhöhe der Riesenbau des Kremls, die Kirche des Erzengels Michael und die bethürmten Ringmauern, in ihrem Laufe kaum vom Auge zu verfolgen. Wird der Empörer, seinem Vaterlande den Rücken zuzuwenden gezwungen, als ein geehrter Gast die Aufnahme finden, die ihm versprochen worden? Doch jede Bedenklichkeit verschwand, als er den Zar, von den Mitgliedern seines Hauses und den edelsten Bojaren begleitet, in prachtvollem Festkleide zu seinem Empfange herbei eilen sah; es labte ihn ein freudiges Gefühl, als kehrte er zum Pallaste des Königs Alexander zurück, und sähe seinen gekrönten Freund voll Liebe und Ehrfurcht die Arme ihm entgegen breiten. Es sollte der Taumel des Hochmutes nicht enden. Im feierlichen Zuge ging es durch die Strassen; Vornehme und Geringe erhaschten eilig die Gelegenheit, endlich einmal den Mann zu sehen, von welchem der Ruf so grosse und so unerklärliche Dinge berichtet; Michael Glinski war der Name, der in der weiten Stadt mehrere Tage hindurch auf allen Zungen lebte, alle geselligen Kreise beschäftigte. Da erleuchteten sich des Abends die Palläste zu glänzenden Festen, und Michael Glinski hiess der Held dieser Feste; reiche Gewänder, von Wassilji selbst für ihn auserlesen, kostbare Rüstungen und asiatische Pferde wanderten nach seinem Hause, ergiebige Landgüter in der Nähe sicherten ihm seine Einkünfte, die Städte Jaroslawz und Medüna erhielten ihn zu ihrem Oberherrn. Bald führte ihn der Zar in die Versammlung der Bojaren ein, die Aeltesten

im Saale näherten sich ihm mit einer Ehrfurcht, als hätte das Land ein zweites Haupt erhalten, und als er in einer lebhaften Rede es darstellte, wie man bei'm Eintritt des nächsten Frühlings Smolensk, den Schlüssel und die Vormauer Litthauens, mit zusammen gedrängter Streitmacht zu erobern suchen müsse, auch, wenn es an Nachdruck und Vorsicht nicht fehlte, gewisslich erobern würde, staunten die Männer eine Beredsamkeit an, deren Unwiderstehlichkeit sie zum ersten Mal empfanden, bewunderten einen Gast, dessen planvolle Klugheit seinem Herrn den Besitz einer Welt erwerben zu können schien, und fragten einander, welche Blindheit den Reichsrath der Polen geschlagen, dass er solch einen Bürger zur Auswanderung gezwungen.

Der Empörer hatte seinen Schutzherrn kaum von Angesicht zu Angesicht kennen gelernt, so rückte Niklas Firley, der wackere Kronfeldherr, an der Spitze eines ansehnlichen Heeres, mit dem beginnenden Lenze herbei; König Sigmund folgte ihm bald, und sammelte die Fahnen des Grossfürstenthums um sich her. Indessen hatten sich Glinski's Scharen, mit den moskovischen vereint, vor Minsk gelagert; bald erschien er selbst, und sein Ungestüm trieb die Stadt in ängstliche Bedrängniss. Der Adel der Umgegend, welcher mit Weib und Kindern sich hinein geflüchtet, stand dem Unwetter mit allem denkbaren Muthe; aber die Gefahr stieg, mit dem Gebete der Sehnsucht sah man den königlichen Bannern entgegen, und jauchzte, als eine Staubwolke sie am Horizonte verkündigte. Der Augenblick der Hülfe war gekommen; das Raubthier musste murrend seine Beute fahren lassen, und in seine Schlupfwinkel entweichen. In Borissow, jenem denkwürdigen Orte an der Bere-

sina, in dessen Nähe unsere Zeit das entsetzenvolle Drangsal eines grossen zurück eilenden Heeres gesehen, machte Michael Glinski auf seinem Rückzuge Halt, und liess seine Mannschaft von der Eil sich erholen, bis die ersten polnischen Reiter daher sprengten. Dann nahm er seinen Weg nach Orssa, und vereinigte sich mit der moskovischen Hauptmacht, die dort ihr Lager aufgeschlagen. Niklas Firley und der König folgten ihm; aber jetzt fürchtete er ihre Schaarenzahl nicht mehr; sechszig tausend Streiter standen ihm zur Seite, und für alle ihre Bedürfnisse hatte die Vorsicht reichlich gesorgt. Ein fröhlicher Mut beseelte seine Hoffnungen, sein lebhaftester Wunsch eine allgemeine Schlacht; erfahren sollten die Polen, dass er auch an der Spitze anderer Schaaren zu siegen verstehe, dass er auch Ruhm sich zu erwerben wisse gegen die Krieger, mit denen er sich bereits ihn erworben hatte. Auch Sigmund begehrte ein entscheidendes Treffen; für einen langen Kampf gebrach es ihm an Vorrathsmitteln, und die Unverdrossenheit der polnischen Edelleute pflegte selten mehrere Monde zu überleben. Michael Glinski gewahrte es und jauchzte.

Aber der eigentliche Feind, dessen Bekämpfung die misslichsten Anstrengungen erforderte, stand ihm nicht gegenüber; an seiner Seite, rings um ihn her befand er sich. Es war der zähe Wille der moskovischen Feldherrn, die zu keiner Schlacht sich verstehen wollten; der Aberglaube, welcher es bedenklich fand, einem Fliehenden zum Kampfe des Angriffs zu folgen. Es gab einen stürmischen Kriegesrath. Vergebens schilderte Glinski die verschiedene Lage beider Heere, für deren eines die Schlacht nur ein nothwendiges Ret-

tungsmittel, für deren andres sie das Erndtefeld des Ruhmes; ein einziger Sieg, so sey das feindliche Heer mit allen seinen Entwürfen über den Haufen gestürzt, kein vorgeschobener Riegel hemme den Flug des Ueberwinders weiter, bis zur Weichsel hin stehe das Königreich der Polen dem russischen Krieger offen. Das Feuer seiner Rede weckte keine Glut, die Bewunderung des Gastes hatte sich bereits gesenkt, die allgemeine Stimme rieth, sich in Ordnung über den Dnjeper zurück zu ziehen, und das andere Ufer mit starker Wehr zu besetzen. Es geschah. Das Ufer erhielt seine festen Posten, das Hauptheer entfernte sich ein wenig vom Strome, und verschanzte sich dort in einem Lager. Indessen schlug König Sigmund an der andren Seite des Stromes, seinen Feinden gerade gegen über, auf freiem Felde gleichfalls ein Lager auf; so standen Polen und Russen sechs Tage hindurch beobachtend einander im Angesichte.

König Sigmund, über den Widerwillen des Feindes gegen eine Schlacht sich härmend, und wenn es nicht bald zur Entscheidung kam, einem langsamen Verderben entgegen sehend, liess endlich an mehreren Punkten des Flusses in aller Stille eine bequeme Fuhrt suchen, und einen Theil der Reiterei übersetzen. Am Tage darauf überfielen etwa tausend Litthauer um Mittag den Feind; fast alle seine Haufen thaten sorglos sich gütlich, nur am Flügel, den Michael Glinski befehligte, hatte die Aufmerksamkeit ihre Blicke nicht weggewandt. Die Litthauer machten in mehreren Zelten die Speisenden nieder, nahmen die Rüstung eines Feldherrn mit sich fort, und sprengten nach dem Strome zurück. Indessen hatte eine andere Reiterschaar jenseit

des Flusses bereits einen grossen Umweg gemacht, und fiel die Moskovier von einer Seite an, wo Niemand es vermuthet hatte. Nach dieser Gegend hin lenkte sich nun die Aufmerksamkeit, und Sigmund, drüben unter den Waffen bereits lauernd, konnte die Durchsetzung des Stromes ohne bedeutende Gefahr wagen. Er selbst stürzte sich mit seinem Pferde zuerst hinein; zum Theil die entdeckten Furthen benutzend, zum Theil auf ihren Thieren hinüber schwimmend, folgte ihm seine Reiterei. Man erreichte glücklich das andre Ufer, und hatte bald die Freude, auch Niklas Firley mit den polnischen Reitern durchgewatet, nach ihm das Fussvolk auf Flössen herangefluthet zu sehen. Der Tag aber ging zu Ende, das verschanzte Lager noch anzugreifen widerrieth die Klugheit, verbot die Erschöpfung.

Michael Glinski schloss kein Auge. Alle seine Aufforderungen zum Angriffe waren nicht im Stande, die zähe Thatenscheu seiner Genossen zu überwinden; man setzte ihm den Willen des Herrn entgegen, und hiess ihn bewegungslos die Schritte des Feindes erwarten. In beiden Heeren regte sich kein Laut, bei den Polen athmete der tiefe Schlaf der Ermattung, bei den Moskoviern verliess man sich auf die ausgestellten Wachten; ein drittes Heer hätte beide überfallen und beide ohne Gefahr aufreiben können. Um Mitternacht aber erdröhnt im russischen Lager von der Morgenseite her ein dumpfes Gewühl, es wälzt sich mit immer lauterem Getöse heran, und bald erhebt sich Alles erschrocken aus dem Schlafe. Ein Jeder greift nach den Waffen, aber noch weiss Keiner die Ursache des Tumultes; man irrt umher, man zittert, man glaubt das unausweichliche Verderben sich auf's Haupt daher stürzen

zu sehen, und kann die Quelle des Unheils nicht entdecken; die Feldherren senden einander ihre Eilboten, ein Jeder verlangt Kunde, Niemand kann sie geben. Aber der Lärmen steigt; wie eine jähe Krankheit bemächtigt sich der Gemüther das Schrecken, Jeder sucht sich zu retten, ohne Befehl und Ordnung läuft Alles nach den verschiedensten Seiten, Feldherren und Söldlinge ergreift der fassungslose Schwindel, jene wissen nicht, was sie befehlen, diese nicht, worauf sie hören sollen, das bedeutungsloseste Wort wird in eine Bestätigung der Gefahr verkehrt, man lässt das Gepäck und das Lager im Stich, flieht vor einem nichtigen Luftgebilde des Entsetzens, und sucht sein Heil in den Wäldern und Sümpfen der Nachbarschaft. Michael Glinski, nicht über die eitle Gefahr, aber über das Schrecken des Heeres erschrocken, lässt seine Genossen zur ruhigen Behauptung des Lagers beschwören, und giebt durch seine Schaar das nachahmungswerthe Beispiel. Man sieht nicht nach ihm zurück, und bald steht er in einem weiten öden Lager allein. Seinen Unstern verwünschend und über eine so sinnlose Entherztheit vor Wuth schäumend, sah er sich endlich gezwungen, das Lager gleichfalls zu räumen; langsam und ordnungsvoll führte er seine Mannschaft nach Sewerien, und wählte Starodub an der Babinza zum Ruhepunkte.

Am Morgen staunten die Polen, ein Lager, aber keinen Feind zu erblicken; die Zelte wurden geplündert, eine Verfolgung der Entflohenen, weil man Hinterhalte befürchten musste, widerrathen. Man bemächtigte sich des festen Schlosses von Orssa, ging dann nach Smolensk, und erwog hier gemeinsam den Plan

des weitern Feldzuges. König Sigmund, ward beschlossen, sollte mit dem schwerbewaffneten Heere auf den Ebenen um die Stadt stehen bleiben, Niklas Firley aber mit den Polen und Konstantin von Ostrog mit den Litthauern auf dem Wege nach Moskau vordringen; die Fluren Moskoviens sollten verwüstet, den heimschleichenden Flüchtlingen aufgelauert werden. Aber auch diessmal rettete den Feind die stolze Selbstständigkeit der polnischen Edelleute; die Zwietracht hatte freies Spiel, die Missgunst gegen Konstantin von Ostrog, dessen Kriegesehre ihren vorigen Gipfel wieder zu erreichen versprach, widersetzte sich jedem erfolgreichen Zusammenwirken. Die Moskovier liessen Dorogobusch, durch welches die Strasse nach Moskau führte, in Flammen aufgehen, die gefallten Bäume der Wälder mussten den Nachsetzenden die Pfade versperren, und lässt sich eine thörigte Flucht wieder gut machen, so geschah es hier.

Dennoch drang Konstantin von Ostrog, brennend vor Begierde, die Schande an der Wjedrusa auszumärzen und für die erlittenen Martern sich zu rächen, in die Gefilde des Feindes vor, überwand die Unwegsamkeit der Gegenden, und machte weit umher reiche Beute. Auch Stanislaus Kiszka, von seiner Krankheit erstanden, streifte mit verwüstenden Haufen, und liess die Gegenden um Wiasma seinen Hass empfinden. Endlich aber sammelten sich die zerstreuten Massen des Feindes wieder, Kiszka beschwor den König um rettende Hulfsschaaren, und Niklas Firley erhielt den Befehl, ihm zum Beistande zu eilen. Aber die baumlosen Ebenen lähmten seinen Flug; um nicht angegriffen zu werden, wagte Kiszka selbst einen Angriff,

und schreckte glücklich den Vortrab des Feindes zurück *). Der gelungene Angriff verbreitete unter den Moskoviern ein zweites Schrecken, und pflanzte es bis zur Hauptstadt fort; Kiszka aber war zu vorsichtig, um die schmale trügerische Bahn des Glückes bis zu gefährlichen Abgründen zu verfolgen; mit Ruhm und Beute belohnt, kehrte er nach Smolensk zurück, und empfing von den Lippen seines Königs den Kuss des Dankes.

Siebentes Kapitel.

Dem Feldzuge an der Wjedrusa schien sein Gegenstück werden zu wollen, und Wassilji Iwanowitsch konnte seine ängstlichen Besorgnisse nicht länger verhehlen. Es hatten unter dem Schwerdte der Verwüstung die Gegenden zu beiden Seiten des moskovischen Dniepers geseufzt; zu Wiäzma und Biulaja war der erschrockene Einwohner kaum in seine Häuser zurück gekehrt, um Rezan und Rezow schwieg eine traurige Wildniss; ja in den Dörfern von Mosaisk selbst, im Nachbargebiete der Hauptstadt, hatten feindliche Reiter sich sehen lassen. Zar und Einwohner konnten sich der Furcht nicht erwehren, und so geschah dem, was der Nordosten Europa's lange nicht erlebt hatte; Zar

*) Die Russen geriethen in den Wahn, der König folge dem Kiszka mit dem ganzen lithauischen Heere, oder schützten diesen Wahn zur Bemäntelung ihres flüchtigen Rückzuges vor. (A. W. Kojalowicz l. c.)

Wassilji entsagte für einen Augenblick dem Herrscherstolze, den er vom Vater ererbt, und liess durch eine Gesandtschaft um Stillstand der Waffen ersuchen. Bereitwilliger, als sein Senat, gewährte der König selbst das Gesuch. Zufrieden mit einem Kriegesglücke, welches er nicht erwartet haben mochte, froh, dass er selbst nach seines Bruders Verschwendung seine Streitmacht noch immer mit den Kräften des Nachbars zu messen im Stande war, besonders aber, dass Michael Gliuski's Kunde von den Geheimnissen und Schwächen des Königreiches so wenig geschadet, wollte er seine Krieger den schädlichen Einflüssen des Herbstes nicht preis stellen, und fertigte Johann Sapieha, den Statthalter von Witebsk, zur Unterhandlung mit den moskovischen Gesandten ab. Desto eifriger widersetzte sich Michael Gliuski dem Frieden; er zeigte, wie das ganze Missgeschick des Feldzuges durch einen blinden Lärm im Lager, durch eine zügellose Entherzigung entstanden, die er freilich an Moskau's Kriegern nicht erwartet hätte; wie ein angebotener Waffenstillstand alle Siege Iwans in Vergessenheit bringe, die Polen mit gefährlichem Muthe beseele, und den König um eine ansehnliche Heeresschaar stärker mache; wie Sigmund viel zu besonnen sey, um sein Glück auf Schneefeldern zu verfolgen, und wenn er tollkühn genug dazu wäre, die unruhigen Edelleute ihm schwerlich Gehorsam leisten würden; wie man im Frühlinge mit frischen Bauern auftreten, und jeden erlittenen Schimpf zehnfach vergelten könnte. Er drang nicht durch; die Feldherren, unmöglich einem Genossen gewogen, welcher mit seinen Kriegern allein von der entehrenden Furcht nicht angesteckt worden, entkräfteten seine Beredsamkeit;

die

die Bojaren hatten ihrer ersten Verehrung bereits entsagt, und mochten einen Fremdling nicht erheben helfen, welcher in ihrem Ansehen bei'm Gebieter sie alle zu verdunkeln drohte; nur allzu zeitig machte Michael Glinski die Erfahrung, dass er der Eifersucht und dem Hasse der Polen sich entzogen, um in Moskau mit den nämlichen Leidenschaften zu kämpfen. Der Neigung zum Frieden liess sich nicht mehr widerstehen; seine Thätigkeit musste sich nunmehr darauf beschränken, die Wetterstrahlen des endenden Kampfes, die gar leicht auf den Verrath nieder schiessen konnten, von seinem eigenen Haupte wie von den Häuptern der Seinigen wegzulenken.

Wassilji Iwanowitsch sah, dass Glinski's Versuche, die Edelleute im Volhynischen und Kievschen Kreise, wie er wähnte, gegen Polen aufzuwiegeln, ziemlich schnell wieder in's Stocken gerathen, dass der Bürger die Empörung gleichgültig betrachtete, die Hohen dem Verräther zwar wohlwollten, aber schon das Vertrauen verloren, und die königlichen Statthalter der Städte in ihrer Treue sich nicht irre machen liessen; Glinski's lockende Vorspiegelungen hatten sich aufgelöst, die Tataren litten noch zu schmerzlich an den Wunden des litthauischen Schwerdtes, um sich zu einem Feldzuge gegen Sigmund bereden zu lassen. Und so war's dem Herrscher von Moskau für den Augenblick Ernst mit dem Frieden. Auch kam er bald zu Stande. Nachdem die Freiheit der Kriegsgefangenen in beiden Reichen als die erste Bedingung festgesetzt worden, und die Herrscher als Bruder und Schwager sich gegenseitig begrüsst hatten, bestätigte König Sigmund dem neuen Freunde alle Eroberungen seines Vaters,

Wassilji dagegen entschlug sich jedes Anspruches auf die Gebiete von Kiev, von Smolensk und irgend einer litthauischen Stadt. Wenn zwischen den Unterthanen beider Fürsten an der Grenze sich ein Zwist erhoben, sollte er durch geschworne Richter von beiden Seiten untersucht und diesen vollkommener Gehorsam geleistet werden; die Gesandten aber, die Kaufleute und andere Reisende sollten sicheres Geleit erhalten. Die öffentliche Urkunde des Friedens sprach weder von dem Verrathe noch von seinen Häuptern; das Schicksal der Glinski aber war entschieden. Anfangs berücksichtigte Wassilji Turow und Mozyr, die beiden Städte an Pripez; er schämte sich, das Gut seines Gastes dem eigenen Vortheile zu opfern. Allmählig aber nahm der Friedensverkehr eine Wendung, welche die Verräther des Königreichen erzittern machte; was Michael Glinski und die erwiesenen Rädelsführer der Empörung an Erbgut, Lehen oder Eroberung jenseit der Moskovischen Grenzen besessen, sollte mit allen seinen Rechten und Einkünften an die Krone der Jagellonen zurück fallen. Er selbst mit seinen Verwandten und Schützlingen sollte die vaterländische Erde nicht mehr betreten dürfen, und wenn er es wagte, im Königreiche oder im Grossfürstenthume je wieder zu erscheinen, als ein Verletzer der geheiligten Königswürde dem Henkerbeile übergeben werden. Wer Theil an der Empörung genommen und bereits sich in Moskau befände, müsse daselbst seinen Wohnsitz aufschlagen; wer in Litthauen zurück geblieben, hätte die Wahl, sich vor öffentlichem Richterstuhle zu reinigen, oder den Genossen seines Frevels zu folgen *).

* Diese letzte Klausel, in welcher die Empörer einen verkleideten

Man sieht leicht, wie bereitwillig Wassilji Iwanowitsch dem dringenden Begehren des Königs wich. Je herber das Gesetz der Rache sich gegen die Empörer aussprach, desto hülfloser waren sie auf seinen Schutz angewiesen; je unwiderruflicher ihr Geschlecht im Vaterlande entwurzelt worden, desto sicherer war er ihres Besitzes, desto treuer mussten sie an ihm hangen, und versprachen in einem neuen Kriege ein wirksames Schreckmittel. Zugleich verpflichtete sich der Moskovier, vom Abschlusse des Friedens an keinen litthauischen Edelmann, der mit Ländern und Gütern vom Könige belehnt, als einen Schützling jemals aufzunehmen; dagegen suchte er Sigmund's Zorn zu mildern, und bestand auf das Wort des Königs, die Glinski ungehindert nach Russland sich übersiedeln zu lassen. — So näherten sich die Unterhandlungen ihrem Ende; die Gesandten beider Völker gingen ausser ihren Sitzungen auf's Freundschaftlichste mitsammen um, gaben einander Gastmähler, und wünschten sich zur gedeihlichen Lösung ihrer Aufgabe Glück. Endlich wurden die Urkunden des Vertrages ausgewechselt, die Ständeversammlung der beiden Bundesstaaten genehmigte sämmtliche Bedingungen, Sigmund küsste zu Wilna in Gegenwart der russischen Gesandten das Kreuz, Wassilji beschwor vor den litthauischen die Redlichkeit seiner Gesinnungen, und das Schwerdt des Krieges glitt in die Scheide zurück. Beide Völker freuten sich der Ruhe, die Edel-

---

Befehl erkennen mussten, hatte Johann Sapieha ausdrücklich hinzugefügt, damit Litthauen von allen Keimen des Verrathes gereinigt wurde. So mächtig aber war die Liebe zum Vaterlande, dass Einige heimlich aus dem russischen Lager hinüber in's Litthauische flohen, blind gegen den Abgrund, in welchen sie offenbar sich stürzten.

leute eilten nach Hause, der Landmann griff unbesorgt zum Pfluge, der Kaufmann begab sich auf die Reise wieder; der Verrath allein seufzte, und konnte in die allgemeine Fröhlichkeit nicht einstimmen. Durch den Friedensschluss war Michael Glinski wieder zu einem gewöhnlichen Edelmanne geworden, noch reich an Städten und Schlössern, an Ansehen wohl die Meisten noch immer überstrahlend; das Sternbild der Unabhängigkeit aber war an seinem Himmel untergegangen, er war der Zweig eines andern Stammes geworden, die wandelbare Gnade eines Herrschers seine einzige Hoffnung, seine ganze Stütze; die Zeiten der Waffenruhe ihm mit dunkler Vergessenheit drohend, ein Krieg mit Lithauen allein der Hebel seiner Grösse. Doch gegen die Fügungen des Schicksals liess sich nur murren, nicht kämpfen; das Unausweichliche mit ehrner Brust zu ertragen, blieb die einzige Sorgfalt einer männlichen Grösse. Michael Glinski zeigte sie der Welt; nicht so seine Brüder und Verwandten, die so wenig in das neue Schicksal als in das neue Vaterland sich zu finden vermochten. In Lithauen blieben nur wenige zurück; mit thränenden Augen wanderten die übrigen aus, von der Heimat nicht bedauert, von Russland wenig geliebt, doch von seinem Herrscher mit Auszeichnung und Freundschaft behandelt.

Nachdem gegen die Theilnehmer der Glinskischen Verschwörung mit rachsüchtiger Härte in Polen verfahren, und die Besitzungen der Verräther den vorzüglichsten Edelgeschlechtern übergeben worden, suchte König Sigmund jede neue Klage zu Moskau durch Aufopferungen aller Art zu beschwichtigen. Eine solche Nachgiebigkeit lehrte den Zar, wie unwillkommen dem Polen

eine Erneuerung des Krieges sey; er schloss daraus, dass eine wiederholte Rüstung, nachdem Edelleute und Heer aus einander gegangen, sich in Polen nur langsam und schwierig würde bewerkstelligen lassen. Seine Hoffnungen erhielten neue Nahrung, Michael Glinski liess sie nicht ermatten. Die Ruhe des Friedens ward zu einem Zuge gegen Liefland benutzt und Pleskow — Pskow — eine ansehnliche, nach Art einer Republik sich selbst regierende Stadt, dem moskovischen Scepter, wie das benachbarte Novogrod, unterworfen *). Dadurch schienen die benachbarten Landstriche Littauens von der moskovischen Habsucht bedroht, und Stanislaus Dowgird musste dem versammelten Bojarenrathe die Beschwerden seines Königs vortragen. Wassilji, wie gegen Botschafter gewöhnlich, holder Sitte und gefälliger Herablassung, versprach in dieser Angelegenheit nächstens seine Wortführer nach Wilna abgehen zu lassen. Sie zögerten lange, und als sie endlich erschienen, berührten ihre Vorträge den fraglichen Gegenstand mit keiner Sylbe; es war vielmehr, als hätte man sie um neuen Händeln auf die Bahn zu helfen abgefertigt; denn statt einer Rechtfertigung ihres Herrn führten sie Klagen über Verletzung des Vertrages und Einziehung verschiedener Kaufleute im Munde. Heimlich aber fragten sie bei der Wittwe König Alexanders nach, ob sie über Sigmund und die Hohen des Landes

*) Pleskow, noch jetzt eine sehr volkreiche Stadt an der Mündung des Welikaja in den Peipussee. Eine vortreffliche Schilderung dieser Eroberung liefert Karamsin in seiner Gesch. d. russ. Reiches Th. VII. — Novogrod Welikï (Grossneustadt, beim Austritt der Wolchow aus dem Ilmensee, ein ähnlicher Freistaat, wurde bereits von Wassilji's Vater mit Waffengewalt erlangt.

keine Beschwerden aufzustellen habe, und als Helena, indem ein Witthum nach dem Glanz einer Krone sie freilich wenig befriedigen konnte, in Gegenwart der heimatlichen Freunde ihrem Unmuthe das Wort gönnte, ersannen sie ein Mittel, um zwischen ihr und ihrem Bruder einen Briefwechsel festzusetzen, der jedem Scharfsinn entginge. — Jetzt endlich begann König Sigmund die Sprache der Nachgiebigkeit fahren zu lassen; deutlich es ahnend, wie seine Friedensliebe den türkischen Nachbar zum Uebermuthe erhob, bat er die Wortführer Wilna zu verlassen, und gab zu verstehen, seine eigenen Botschafter sollten ihnen unverzüglich folgen. Er hielt Wort, seine Botschafter traten vor Wassilji's Angesicht, und ihre Vorstellungen mussten ein kräftiger Nachdruck beseelt haben; denn Niklas Hlebowicz, bis jetzt noch immer ein Gefangener, wurde mit mannichfachen Ehrenbezeugungen ihnen ausgeliefert, und den übrigen Zwistigkeiten, als einem unstatthaften Ränkespiele, kein Ohr geliehen.

Nachdem er auf diese Weise den Zar von seiner Standhaftigkeit überzeugt hatte, liess sich König Sigmund zur Milde gegen das seufzende Verbrechen stimmen. Es sollte auf einer Reichsversammlung zu Brzesc die Bestrafung der Empörer näher festgesetzt werden; aber in der Stille des Friedens war die Glut der Rachsucht bereits erlauet, es hatte sich ein mildes Verhältniss zwischen den Gefangenen und ihren Wärtern gebildet, in manchem Busen, darin noch beim Schlusse des Krieges der Groll gewühlt, gelangte das Mitleid zu lebendigen Regungen. Der Jagellone widersetzte diesem menschlichen Gefühle sich nicht; die Strafruthe ward ihres Amtes entsetzt, die Verhafteten erblickten freudig das

Tageslicht wieder, und Mancher sah selbst mit der verlornen Staatswürde sich beehrt. Die Gnade lohnte auch hier; in den befreiten Männern erhielt das Königreich dankbare Söhne, die Krone treue Diener; sie verabscheuten ihr Verbrechen, und weihten ihre Kräfte unerschütterlich dem Vaterlande.

Es langte aber auf dem Reichstage eine seltsame Nachricht an, und setzte die Versammlung in Unruhe. Helena Iwanowna, die königliche Wittwe, hatte vom Reiche die Stadt Braslaw im nördlichen Litthauen mit den umgebenden Landschaften auf Lebenszeit zum Eigenthume erhalten; dagegen durfte sie das Reich nicht verlassen, eine Bürgerin des Staates bleibend, auf dessen Throne sie gesessen. Heimlich jedoch hatte sie bereits ihre Kostbarkeiten über die nahe Grenze gesandt und ihren moskauischen Hofstaat eben dorthin entlassen; sie selbst ordnete Alles, um den Vorausgeschickten in eigener Person zu folgen, Stunde und Massregeln waren verabredet. Albert Kloczko aber, ihr zum litthauischen Oberhofmeister gegeben, ein bejahrter gewissenhafter Staatsdiener, hatte ihr verstecktes Treiben mit der letzten Gesandtschaft aus Moskau wahrgenommen, und seit dem Tage sie nicht aus den Augen gelassen. Die beabsichtigte Flucht war ihm kein Geheimniss mehr. Sobald er seiner Entdeckung gewiss, theilte er sie verschiedenen Statthaltern, seinen Freunden, mit, ging mit ihnen über die nöthigen Vorkehrungen zu Rathe, und trat endlich von ihnen begleitet vor die Königin, den ganzen, im Dunkel gesponnenen Plan ihr vorhaltend und ernstlich zugleich von ihr fordernd, mit keinem Gedanken mehr diesem Entwurfe nachzuhangen. Helena erblasste; sie unterdrückte ihren Grimm, leugnete jedes Vorhaben dieser

Art, versicherte aber, wenn ein Wunsch zur Flucht in ihr aufgestiegen wäre, so könnte ihn ihr, bei der Begegnung, die sie vom Könige und seinen Edelleuten zu ertragen habe, kein Billiger verargen. Dagegen berichten die russischen Geschichtschreiber, nachdem man zu Wilna den Vorsatz der Königin in Erfahrung gebracht, seyen auf des Königs Befehl zwei Feldherren nach Braslaw geeilt, und da sie die Wittwe in ihrem Pallaste nicht angetroffen, in ihrer Kapelle, während sie der Messe beiwohnte, über sie hergefallen. „Du willst nach Moskau fliehen," habe der Eine gerufen, „wir werden deine Füsse durch Fesseln zu lähmen wissen!" Mit diesen Worten habe das Paar sie bei den Armen aus der Kirche geführt, in einen Schlitten gesetzt und nach Troki gebracht. Dort sey sie ohne Genossen und ohne Dienerschaft, gleich einer Gefangenen, behandelt und nach vielen Tagen erst nach Wilna begleitet worden. Eine nähere Prüfung der verschiedenen Berichte giebt die Vermuthung an die Hand, dass die russischen Geschichtschreiber ihre Erzählung nach den Beschwerden gemodelt, die Wassilji bald darauf führte. — Helena's Flucht war vereitelt, und mit Mendli-Gerei, der einen neuen aber fruchtlosen Einfall unternommen hatte, schloss man einen vortheilhaften Frieden.

Ein Einfall, welchen Mendli-Gerei's Söhne wider ihres Vaters Willen in den Zarenstaat machten, galt mit König Sigmund verabredet; von ihm als einem Schutzherrn gelockt, sollte Simeon von Kaluga, ein jüngerer Bruder des Zars, diesem den Gehorsam aufgesagt haben. So wurden die Fackelbrände des Krieges auf's Neue angezündet. Michael Glinski, die Sterne seiner Hoffnung in ihnen erblickend, erhielt au-

genblicklich den Auftrag, mit eilig gesammelten Scharen über die litthauischen Grenzen zu schwärmen, und den Feldzug zu eröffnen. Das Grossfürstenthum empfand die Wuth seines abgefallenen Sohnes bereits, als Wassilji Iwanowitsch in einer schriftlichen Kriegserklärung sich vernehmen liess. In übertriebenen Ausdrücken der Empfindlichkeit abgefasst, versagte sie dem Könige von Polen die herkömmlichen Ehrenbenennungen, führte über die Beschimpfung der königlichen Wittwe die bittersten Klagen, rief den Himmel zum Zeugen der Gewissenlosigkeit an, mit welcher Sigmund seinen Friedenseid gebrochen, sprach unumwunden die Verabredung des Tatareneinfalles aus, und versicherte, der Zar würde jede Beleidigung der Würde seines Stammes gemäss rächen. „So lange mein Ross gehen und mein Schwerdt schneiden kann," soll er gesagt haben, „will ich von Litthauen nicht ablassen." — Von Schneeflocken umsaust, verliess er seine Hauptstadt, neben ihm Michael Glinski. Es ging an den Ufern des Dniepers hinab; Smolensk, von den moskovischen Waffen schon oft vergebens bestürmt, sollte dieses Mal ihrem vereinigten Andrange nicht widerstehen können.

Während man vor den Mauern der alten Dnieperfeste stand, erschien König Sigmund's Erwiederung, mit Drohungen donnernd, die einen weniger hadersüchtigen Fürsten als Wassilji zur Weglegung des Schwerdtes gar wohl bewegen konnten. Der Zar würdigte die Drohschrift keiner Antwort. Eben so wenig aber hörte Sologub, der wackere Befehlhaber in Smolensk, auf seine Worte, da er ihn durch eine grässliche Schilderung der Leiden, welchen die Stadt entgegen ginge, zur freiwilligen Eröffnung ihrer Thore einzuschüchtern

nichts. Indessen hatten sich die Belagerer auf keinen langwierigen Kriegsstand versehen; ein nächtlicher Sturm, nur durch verschwiegene Ueberraschung glücklich, sollte den Feldzug entscheiden. Den Söldlingen ward gegen Abend, damit Kraft und Muth sie zum Werke nicht verliessen, Honigwein ausgetheilt; die austheilenden Beamten, vielleicht selbst schon von dem verfänglichen Getränke um die Besonnenheit gebracht, die ihr Amt erforderte, liessen sich von den Kriegern zu einer gefährlichen Freigebigkeit beschwatzen, und bald ward es den Nüchternen im Lager schwer, ihre taumelnden Brüder in den Schranken der Ordnung zurück zu halten. Statt einer schweigsamen Vorbereitung zum Sturme lärmte ein verworrenes Getöse und machte die Besatzung aufmerksam. Sokolub sandte Kundschafter; sie schlichen unbemerkt hinan, und erzählten, was sie den Betrunkenen mit leichter Mühe abgelauscht hatten. Der Sturm nahm seinen Anfang, sein Schicksal konnte nicht lange zweifelhaft seyn; hier eine ordnungslose Heftigkeit, dort eine vorbereitete Gegenwehr; drinnen die allgemeine Thätigkeit nach den Vorschriften des Hauptes sich entwickelnd, draussen eine blinde Unbändigkeit, nur dem eigenen bewusstlosen Triebe gehorchend, sich selbst überstürzend und jeden Augenblick das Ziel aus dem Auge verlierend. Gegen Morgen erst verhallte der Lärmen; der Rausch war verdampft, mit ihm aber auch zugleich der überspannte Muth entflohen. Der Zar, über den misslungenen Versuch seinen Aerger nicht verhehlend, musste überdiess die Vorwürfe unsers Michael Glinski, der einen Feldzug von ganz andrem Umfange gepredigt hatte, ruhig ertragen; es war als wenn ihm der Anblick der Stadt unausstehlich wurde;

er liess das Lager abbrechen, versprach dem Fürsten eine Wiederkehr, welcher es an seinem Beifalle nicht fehlen sollte, und eilte dem Kreml zu.

Endlich schloss sich ein Augenpaar, dessen Thränen das Unkraut der Zwietracht befeuchtet hatten. Helena Iwanowna hatte seit der Vereitelung ihres Entwurfes keine frohe Stunde mehr genossen, und der Schwermut sich hingebend, dem Leben wie der Hoffnung entsagt. Sie sank auf's Krankenlager und schied bald aus einem Leben, um welches nicht leicht eine Bürgerfrau sie beneidete. König Sigmund ward mit unruhiger Wehmut inne, dass er nicht wie einer königlichen Schwägerin ihr begegnet hatte; er beschuldigte sich in Gegenwart der Hofleute seiner Härte, und liess sie zu Wilna in der russischen Marienkirche mit glänzender Pracht bestatten — eine eitle Entschädigung, wie sie fürstlichen Häuptern nach einem Leben der seufzervollen Entbehrung schon oft geworden. In Moskau ergriff die Erbitterung die anlangende Todesnachricht mit Heftigkeit, und was der Gram gethan, ward einem vergifteten Getränke zugeschrieben. Wassilji Iwanowitsch glaubte sich jetzt auch der letzten Rücksicht überhoben, mit dem Tode der Schwester schienen alle Verträge zerrissen, zum zweiten Male brach ein Heer gegen Smolensk auf, aber auch diessmal ohne Berücksichtigung des Planes, welchen Michael Glinski empfahl. Der Zar, scheint es, wollte einen stolzen Gast, der sich zu merklich vielleicht seines geistigen Uebergewichtes bewusst war, durch eine Folgeleistung, welche ihn gleichsam zum Orakel des Reiches stempelte, nicht noch hochmütiger machen.

Sologub, von einer kleinen aber treuen und mut-

festen Schutz umgeben, beschloss, den Feind dieses Mal nicht in den Mauern zu erwarten. Michael Glinski, entrüstet über die Vernachlässigung, die seine Kriegsplane mit vorsetzlichem Starrsinn zurück gewiesen, hatte das Schwerdt nicht in die Hand nehmen mögen, und weilte ruhig in seinen Städten, überzeugt, es sey der Tag nicht fern, welcher an den Verächtern seiner besseren Einsicht ihm in reichlichem Masse Schadenfreude gewähren würde. Um so weniger bedachte sich Solohub, den feindlichen Feldherren entgegen zu eilen. Man traf sich zwischen Wiäsma und Dorogobusch. Der Litthauer besass zu gute Einsicht, um das Missverhältniss zwischen seinem Häuflein und dem moskovischen Heere nicht zu bemerken; doch hatte er einmal seine Feste verlassen, um in offenem Felde sich mit den Gegnern zu messen, ein Rückzug schien seine Ehre zu kränken. Entschlossen wagte er den Angriff, und suchte durch eine schnelle Verwegenheit den Schrecken zu erneuern, welcher im letzten Kriege dem Heere seines Königs so günstig gewesen. Der erste Versuch entsprach der Hoffnung; er drang vor und schien Meister des Feldes zu bleiben. Aber die Massen des Feindes waren zu zahlreich, er sah, dass man ihn umzingeln wollte, liess eiligst zum Rückzug blasen und schloss sich in die Mauern seiner Stadt ein. Die russischen Heerführer folgten ihm auf den Fuss, sie schlugen ihr Lager rings um die Stadt auf, und so begann eine förmliche Belagerung. Ungeschickt aber in der Behandlung des Geschützes, wie ihre eigenen Geschichtschreiber gestehen, fruchtlos gegen die hohen Mauern und Thürme jedes Kampfmittel versuchend, von den abschüssigen Hügeln bei jedem Anlaufe zurück gleitend, gaben sie bald die Eroberung auf, und

waren überzeugt, was dem Iwan so oft mislungen, werde sein Sohn gleichfalls nicht erlangen. Schmeicheleien und Drohungen blieben gleich wirkungslos; die Söldlinge hingen an ihrem Befehlhaber mit unbedingter Treue; die Bürger achteten einen Edelmann, der ihnen von jeher mit Ehrerbietung begegnet. Die Geduld der Belagerer ermattete; ein regnigter Herbst kam dazu, und unmuthig schlich man nach Moskau zurück.

Nachdem durch unsres Fürsten Bemühungen ein Bündniss mit Kaiser Maximilian gegen das Polenreich geschlossen worden, durch die Unbeständigkeit des letzteren aber zu keiner Wirkung gelangte, gab sich Wassilji Iwanowitsch dem Gaste wieder ganz hin, und die Eifersucht der Bojaren musste schweigen; man war jetzt gegen Sigmund zu erbittert, man hatte der Welt ein zu grosses Unternehmen verkündigt, als dass man länger Bedenken tragen konnte, das klügste Haupt, und spräche auch ein dreifacher Widerwille dagegen, an die Spitze desselben zu stellen. Nunmehr blickte das Auge unsres Mannes wieder stolz um sich her, jetzt erst kam er sich nicht mehr als ein Verbannter vor, in seiner Hand lagen die Zügel des Krieges, die Würden bei'm Heere wurden, wie einst, in seinen Vorzimmern gesucht, sein Hauch setzte das ganze Getriebe in Bewegung. Er erhielt aus dem Reichsschatze eine grosse Summe Geldes, und liess dafür seine Werber nach allen Himmelstrieben hinaus ziehen. Am lautesten erklang ihr Ruf in Deutschland, und Schleinik, ein deutscher Edelmann, ward sein thätigstes Werkzeug. Sein Ruf wirkte, durch Livland zogen die geworbenen Haufen nach Moskau. Aber auch im Königreiche selbst, dem er den Untergang geschworen, schlichen des Fürsten Be-

zufrage mehr, und sammelten freigebig kriegslustige Mannschaft; in Schlesien und Mähren verliess Mancher Weib und Kind, um ihnen unter Michael Glinski's Fahnen einen erfreulichen Schatz zu erkämpfen. König Sigmund ahnte das freche Treiben in seinem eigenen Staate, und vermochte doch nicht jedem Verräther das Handwerk zu legen. Wo der Frevel an den Tag kam, ward ihm freilich nach Gebühr gelohnt. Lato, ein Bürger zu Krakau, von Geburt ein Böhme, versuchte mit geworbenem Fussvolk an den polnischen Grenzen hin nach Livland sich durchzuschleichen; man erwischte ihn, zwang seine Leute, in die Dienste des Königreiches zu treten, und liess ihren Führer, als einen Hochverräther, seine Gewinnsucht unter dem Beile des Henkers büssen.

Indessen hatte König Sigmund, durch das Bündniss mit dem Kaiser beunruhigt, sich an den heiligen Vater gewandt, und um seinen Einfluss auf Maximilian gebeten; Julius der Zweite sollte dem Habsburger ein Verbrechen darin zeigen, dass er sich mit einem griechischen Fürsten zum Verderben eines trenkatholischen Königs in ein Verständniss eingelassen habe. Zugleich ging eine Gesandtschaft nach Moskau ab, beklagte sich über die schreienden Verletzungen des Friedens und begehrte, die moskauischen Heeresschaaren möchten sich augenblicklich von der litthauischen Grenze entfernen. Wassilji lachte ihnen in's Angesicht, und liess sie in's Gefängniss schleppen. Mit dieser Verhöhnung der geheiligten Sitte unter den Völkern war die Losung gegeben. Nach allen Woiwodschaften des Königreiches, nach allen Burgen des Adels erging ein dringendes Aufgebot, und hiess in möglichster Eile mit gewaffneten Reisigen

herbei sehen; die Heeresschaaren der Krone wurden vollzählig gemacht, auf einem Reichstage zu Radom der Krieg beschlossen, aus welchem man nur nach der vollständigsten Entscheidung heimzukehren sich verpflichtete. Dennoch verkündete sich im Kriegsrathe eine bange Besorgniss; einen Feldherrn, wie er jetzt den Polen entgegen treten sollte, hatten sie noch niemals an der Spitze der moskovischen Heere gesehen; er kannte die Schwächen ihres Landes, ihre Art zu streiten, ihre Mittel, ihre Kriegeslist; die Rachsucht leitete seine Schritte, siegte er, so war auf kein Erbarmen zu hoffen. Es ward daher dem Könige gerathen, die Banner des Krieges nicht eher flattern zu lassen, als bis er zur Wiederherstellung des Friedens jedes nur erdenkliche Mittel versucht habe. Man wollte bei dem eigenen Gewissen sich rechtfertigen und allen Geboten der Besonnenheit gehorchend, im Falle eines Unglückes sich nicht eine Last von bitteren Vorwürfen aufbürden. Aber an Wassilji's Streitlust scheiterte jeder Versuch zur Aussöhnung; er gab die eingekerkerten Botschafter nicht heraus, und Michael Glinski liess im Reichsrathe dem Könige melden, man würde ihm aus Smolensk oder aus Wilna die Bedingungen des Friedens zusenden. Jetzt sprangen die Pforten der Waffenhäuser auf, was ein Ross zu besteigen gelernt hatte, schwang sich auf den Rücken des Thieres und ein blutiger Kampf war die Losung des europäischen Nordostens.

Von der Noth gedrängt, nahm König Sigmund jetzt zu dem Mittel seine Zuflucht, welches man ihm früher schon in Moskau verleumderischer Weise mit so grossem Geschrei vorgeworfen hatte; er sandte den krimischen Tataren einen Jahressold zu, und bestach sie dadurch

zu einem Einfall in Moskau. Sie erfüllten sein Gesuch, und für das laufende Jahr (1513) waren dem Wassilji die Hände gebunden. Doch mit der erbeuteten Habe zufrieden, zogen die Raubhorden bald wieder in ihre Heimat zurück. Moskau war von der Plage befreit, ein furchtbares Heer rückte gegen Litthauen an, und für Smolensk schlug die Stunde eines entscheidenden Schicksalwechsels.

Achtes Kapitel.

Smolensk, eine volkreiche Stadt, mit ihren festen Schlössern und Thürmen am Rande des Dnjeperstromes sich erhebend, bevor er seinen westlichen Lauf noch gegen Mittag wendet, gegenwärtig ein Sammelpunkt des Verkehrs, zu dessen Jahrmärkten aus entlegenen Gegenden her die Kaufleute herbeiströmen, bei'm Rückzuge der geschlagenen Franzosen grossentheils in Flammen aufgegangen, ward zu Anfange des funfzehnten Jahrhunderts von Georg, einem Fürsten aus dem alten Stamme des Monomach, beherrscht, welcher den Grossfürsten von Litthauen als einen Höheren erkennend, bei seinen Kriegen ihm Hülfsschaaren zusandte, und ohne ihn zu befragen selten zu einem bedeutenden Unternehmen sich anschickte. So lange zu Wilna Männer herrschten, deren Geist nicht hochfliegend genug, um den angrenzenden Volksgebietern furchtbar zu werden, empfand man zu Smolensk die Fessel der Abhängigkeit nur wenig; nachdem aber Witold, Jagiel's Vetter, in einem Ge-

Geschlechte, dem es an Helden nicht gebrach, als der heldenmüthigste dastehend, den Nachbarn gezeigt hatte, wie weit ein kraftvoller Grossfürst von Litthauen mit seinem Scepter zu reichen vermochte, ward die untergeordnete Genossenschaft zum drückenden Verhältnisse. Georg beschloss, sich eine rühmliche Selbstständigkeit zu erringen; er benutzte die Abwesenheit des Grossfürsten, erhielt von seinem Schwäher, dem Fürsten von Räsan, welchem Witold's wachsende Macht ein Dorn im Auge, ermutigende Unterstützung und nahm gegen seinen Schutzherrn eine feindselige Stellung an. Die Kühnheit hatte einen traurigen Erfolg; mit seinem Heere von Witold zermalmt, musste Georg in Räsan Zuflucht und Trost suchen. Ein Kampf seines Besiegers mit den Tataren liess ihn einige Zeit darauf sein Besitzthum wieder gewinnen; doch währte die Freude nicht lange, Smolensk ward von den Litthauern zum zweiten Mal erobert (1403) und Georg entwich zum Könige von Ungarn *).

Seit jener Zeit, länger als ein Jahrhundert also, hatte die alte Feste unter litthauischem Scepter gestanden, ein begehrenswerthes Besitzthum für den wachsenden Staat von Moskau, von Iwan, dem Vater des Wassilji, oft mit Waffengewalt bestürmt, aber durch keine Anstrengung vom Grossfürstenthum losgerissen. Das vieljährige Besitzthum sollte ihm jetzt entrungen werden; durch die umfassendsten Rüstungen hatte der Zar das Beginnen vorbereitet, Michael Glinski, seit Monden das Orakel der Staatskunst am moskauischen Hofe, für ein glückliches Gelingen sich verbürgt.

---

*) A. W. Kotzebue l. c. lib. 3.

Entschlossen, sich vor den Mauern der Stadt mit seinem Heere lieber begraben zu lassen, als es zum dritten Male ohne ihre Schlüssel nach Moskau zurück kehren zu sehen, leitete Wassilji, von mehr als zwei hundert Bojaren umgeben, die Kräfte seiner Heeresmacht in eigener Person. Noch hatte sein Volk ihn nicht an der Spitze eines Heeres erblickt, es sollte ihn jetzt als einen Feldherrn bewundern lernen. Die erfahrensten Häupter in seinem Lager erhielten nur eine untergeordnete Stimme; wenn Einer derselben eine Anweisung gegeben, deren Zweckmässigkeit sich nicht widerlegen liess, so musste sie im Kopfe des Herrschers entstanden zu seyn scheinen, und sobald sie glücklich ausgeführt war, als eine Erfindung den Beifall des Heeres empfangen. Durch Iwan's gebieterische Selbstherrschaft an Schweigen und Gehorsam gewöhnt, ergaben sich die russischen Kriegesführer der Laune ihres Herrn. Nicht so Michael Glinski. Das Werkzeug bei einem Beginnen zu seyn, zu welchem er die erste Anregung gegeben, widersprach seinem hochfliegenden Geiste; er hatte sich geschmeichelt, die Leitung eines Feldzuges zu erhalten, welcher, wie er glaubte, durch seine Feldherrngrösse allein den gewünschten Erwerb gewähren konnte, und jetzt sollte er seine Mannschaft auf das Gebot eines Andren versammeln, nach fremden Planen Mauern bestürmen und Verschanzungen übersteigen. Er zog gekränkt sich zurück, nahm sich vor, es am Gehorsam eines treuen Unterthanen nicht fehlen zu lassen, dagegen aber auch zu keinem Auftrag sich zu drängen, und durch keinen treffenden Einfall seiner Erfindungskraft den Lorbeer eines fremden Hauptes mit Blättern zu schmücken. Wassilji errieth seine Gedanken, zum zweiten Male

trat zwischen Wirth und Gast eine Spannung ein, und das Schicksal beschloss, sie seltsam enden zu lassen.

Die Stadt ward umzingelt, und die Stürme nahmen ihren Anfang. Sie wurden mit Festigkeit zurück geschlagen, mit leidenschaftlicher Heftigkeit wiederholt. Mächtige Erdlasten mussten die Gräben füllen, die Pfähle der Verschanzungen loderten in hellen Flammen auf; die Russen glaubten in den flammenden Pfählen die Stadt selbst schon brennen zu sehen, die Litthauer erkannten keinen Verlust darin, und spotteten über den lauten Hoffnungsjubel des Feindes. Ueber den Dnjepr hinweg zischten die Kugeln, und wurden mit gleichem Grusse beantwortet; die Moskovier meinten, es seyen die Mauern schon erschüttert, und hofften auf den baldigen Einsturz der Thürme; Solohub's Krieger fühlten unter ihren Füssen kein Schwanken, und freuten sich, die unüberwindliche Stadt bald von ihrem Könige entsetzt zu wissen. Die Zeit verging, die Belagerung rückte wenig vor, der Kampf, verderblicher und mühseliger, als man gehofft, zog sich in die Länge; die Erwartungen des Zars sanken, sein kriegerischer Ruhm stand in Gefahr. Er konnte mit dem Gedanken nicht vertraut werden, dass eine einzige Stadt so unbekämpflich seiner Gewalt trotzen, nicht wie Novogrod und Pleskow seinem Scepter huldigen sollte; er schäumte vor Wuth in Gegenwart seiner Vertrauten, er schlug das Auge nieder, wenn seine Feldherren in's Zelt zu ihm traten, und fragte den Urheber des Beginnens, auf welchem Wege es sich zu einem leidlichen Ziele führen liesse. Michael Glinski schwieg und zuckte die Achseln; wer es nicht wusste, hätte die Quellen seiner Unerschöpflichkeit versiegt gehalten. Indessen gestalte-

ten sich die Umstände immer peinlicher; eine furchtbare Zahl moskovischer Leichen deckte bereits die Ufer des Stromes, mit dem schwindenden Vertrauen erschlaffte der Muth des Soldaten, und König Sigmund, meldete das Gerücht, stand bereits an der Spitze seiner Streitmacht. Wassilji zitterte, seine Feldherren sahen verlegen einander an, Michael Glinski blieb in seinem Zelte verschlossen. Racheglühend schickte Wassilji nach allen Seiten verwüstende Haufen aus, mit Feuer und Schwerdt wurden die benachbarten Gauen heimgesucht, die Moskovier schienen in der Vertilgungswut den Tataren übertreffen zu wollen.

Da hiess es plötzlich, das polnische Hauptheer habe bereits die Ebenen von Minsk erreicht. Zar Wassilji erschrak, hundert Pläne wurden aufgefasst und wieder verworfen, im Kriegesrathe verkündigte sich keine entscheidende Stimme, das Heer erwartete für den nächsten Morgen den Befehl zum Rückzuge. Ehe aber der Abend noch gekommen, ward Michael Glinski in das Zelt seines Herrn beschieden; eine Stunde hindurch weilten Gebieter und Feldherr im Gespräche beisammen; ein entscheidender Entschluss schien gefasst zu werden, und als der Gerufene zum Zelte wieder hervor trat, sollte der verhallende Donner des Kampfes um die Mauern von Smolensk mit neuem Getös erkrachen. Die Feldherren erhielten Befehl, sich fertig zu halten, jeder Gedanke zum Rückzuge ward untersagt, dem erstaunten Heere die baldige Eroberung der Stadt verkündigt. An seinem Glücke gänzlich verzweifelnd, zugleich aber auch an einen Rückzug mit Schaudern denkend, hatte sich Wassilji endlich dem Manne in die Arme geworfen, dessen Einsicht allein, wie er überzeugt war, die harrende

Schande von Moskau abzuwehren vermochte. Darauf hatte unser Held gewartet; er vernahm den Eid des Zars, welcher ihm Smolensk als ein „erbliches Fürstenthum" gelobte, reichte seinem Herrn die Hand, und gab ihm die Versicherung zurück, was die Grossfürsten von Litthauen hundert Jahre hindurch besessen, sollte Sigmund in wenigen Tagen verlieren. Freudig ergriffen die Soldaten die Waffen wieder, sie kannten den Mann, welchem der oberste Befehl jetzt geworden; die Hauptleute, missvergnügt, durch ihre Anstrengungen dem Litthauer zu einem Fürstenthume zu verhelfen, wagten es nicht, ihren Unmut zu verrathen und sahen den Maasregeln des neuen Hauptes erwartungsvoll entgegen.

Am nächsten Morgen begann der Kampf gegen die Stadt zum zweiten Male, mit neuer Heftigkeit nach neuem Plane. Eine kraftvollere Thätigkeit leitete die Schritte des Kriegers, die Wirkungen entsprachen erfolgreicher den Versuchen, und die Hauptleute ordneten sich am Ende, ihren Unwillen vergessend, einem Gefährten unter, mit welchem sie doch nicht auf gleicher Stufe sich zu erhalten vermochten. Sololub stutzte, er fühlte es sehr wohl, dass draussen der Stab des Oberbefehles in eine andere Hand übergegangen. Die schwächsten Punkte der Befestigung wurden mit Scharfsinn entdeckt oder geahnt und mit der stürmischsten Heftigkeit angegriffen; die Belagerten gelangten dabei nie zur Ruhe; Michael Glinski liess die Haufen seines zahlreichen Heeres abwechselnd jede Nacht mehrere Angriffe machen, und brachte durch diess Verfahren die Besatzung der Stadt, die einer jeden Schaar ihre Gesammtkräfte entgegen setzen musste, um Schlaf und Erholung. Vorzüglich aber erhielt jetzt das moskovische Geschütz

eine bessere Anwendung; die Mauern und Thürme litten in einer Stunde mehr als früher in einer Woche, und nachdem drinnen mehrere platzende Kanonen die eigenen Krieger verletzt hatten, fanden die Feuerschlünde der Belagerer wenig Erwiederung.

Doch Michael Glinski mochte eine Stadt, die sein Erbthum werden sollte, nicht mit eigener Hand zertrümmern. Damit es also nicht zur verwüstenden Erstürmung käme, sollte die Macht der Ueberredung und der Zauber der Verführungskunst in's Werk gesetzt werden; seine Gehülfen schlichen des Nachts nach den Thoren, es wurden flüsternde Zwiegespräche gehalten, Vorstellungen gemacht und angenommen, Geschenke dargeboten und empfangen. Verschiedene Bürger, welche der Einschliessung überdrüssig oder vor'm Drangsal einer Hungersnoth zitternd, Haus und Stadt verlassen hatten, fanden im Lager des Feindes eine liebreiche Aufnahme, und wurden endlich selbst die Unterhändler eines Verrathes, in welchem allein sie Heil und Rettung erblickten; Sträflinge und andere Ueberläufer waren im Heere der Belagerer angesehene Gäste, und winkten den verlassenen Genossen auf den Mauern zu, gleichfalls die Flucht zu versuchen, Mangel und Mühseligkeiten mit Ueberfluss und Wohlleben zu vertauschen. Die Lockungen äusserten ihren Reiz, bald schlich in der Stadt eine verwandelte Gesinnung unter der Menge umher. Die Unzufriedenheit äusserte sich häufiger, der Gehorsam begann zu ermatten, gar Mancher, der bisher treu und tapfer, überliess sich den verführerischen Vorspiegelungen, welche die besten Kräfte bereits lähmten. Bei verschlossenen Thüren theilte man einander die erfreulichen Aussichten mit, glaubte aber bald der Heimlichkeit

nicht mehr zu bedürfen; nach wenigen Tagen warb die Verführung auf offener Strasse schon, Fürst Michael Glinski war kein Name mehr, welchen der Mund nur zischelnd in's Ohr raunte, die Parthei der Verräther pochte auf ihre Menge, und endlich standen geschäftige Redner auf den Plätzen, die keinen strafenden Arm mehr fürchteten.

Der wackere Solohub vernahm den Inhalt ihrer Reden, und suchte sie durch die Vorstellungen seiner Freunde zu entkräften. Zwölf Jahre hindurch hatte er die Stadt mit unsträflichem Ruhme vertheidigt, und sollte ihre Behauptung jetzt durch die Treulosigkeit verführter Schurken aufgeben müssen. Er drohte mit dem Zorne des Königs, der weder so entfernt noch so schwach, als die Betrüger ihn schilderten, er suchte zur Vertheidigung der bedenklichsten Punkte mit Sorgfalt die Treuesten aus, und schloss kaum zum Schlafe das Auge. Der Verrath aber fühlte sein Uebergewicht schon, verwegene Männer gingen offen auf ihn los und bestanden auf die Uebergabe der Stadt an den Fürsten Michael Glinski. Solohub beschwor sie, ihren Eid der Treue zu bedenken, zu bedenken, dass noch kein Verrath mit unverbitterten Früchten gelohnt, dass sie bald eine zweite Belagerung durch König Sigmund zu bestehen, und im Fall des Unterliegens ein gräuliches Blutbad der Strafe zu befürchten haben würden. Umsonst; es sammelte sich um die Wortführer eine aufrührerische Menge, ihr wildes Geschrei übertönte seine Worte, von Thürmen und Mauern scholl der Name Michael Glinski zurück, die besonnensten Einwohner hatten dem Tumulte sich angeschlossen, die Wut der Empörungsmacht kannte keine Grenzen mehr, und als Solohub schwankend dastand, nachsinnend, wie

die Wogen dieses tobenden Meeres sich beschwören liessen, riefen einige wilde Stimmen ihm zu, wenn er das Schloss nicht augenblicklich übergäbe, sollte er auf dem Platze, wo er stehe, von den Händen der Männer fallen, die besser fühlten, was des Schicksals Wille sey und dem Wohle der armen erschütterten Stadt fromme.

Indessen hatte Michael Glinski, den eingeleiteten Verrath zu unterstützen, alle Gewalten des Sturmes gegen die Mauern in Thätigkeit gesetzt. Kugeln schlugen gegen die Giebel der Häuser, Brandfackeln flogen in die Vorrathskammern, und schwarze Rauchwolken wälzten sich bereits über die geängstigte Stadt hin. Die Flammen griffen um sich, das Getümmel ward stürmischer, und auf den Mauern standen zagende Einwohner, die Arme kläglich gegen das Lager des Feindes ausbreitend; der Bischof Varsonophius aber trat heraus auf die Brücke, bat um Stillstand des verderblichen Kampfes, und erklärte, Solohub sey zur Uebergabe bereit. Doch seine Aussage schien kein zweites Zeichen zu bestätigen, man wollte von keinem Aufschub wissen, der Sturm der Belagerung brauste von Neuem, und von Neuem bekämpften sich in der Stadt die entgegen gesetzten Meinungen. Aber Solohub und seine Getreuen mussten dem Drange nachgeben, eine Gesandtschaft von Bürgern zog zu den Thoren heraus, und wandelte den Weg der Unterwerfung nach dem Zelte des Fürsten Michael Glinski. Der Verabredung gemäss wurden sie von hier zum Zar gewiesen. Sie betheuerten im Namen der gesammten Bürgerschaft zu erscheinen, und augenblicklich schwieg das Geschütz; von beiden Seiten liess man die Waffen sinken, die umdonnerte Stadt

schöpfte wieder freien Athem. Bald näherte sich auch, den Bischof an ihrer Spitze, in demüthigem Zuge die Geistlichkeit, neigte ihr Knie vor dem Sieger, und bat ihn, mit milder Schonung von der Stadt Besitz zu nehmen. Bürger und Priester leisteten darauf den Eid des Gehorsams, und wurden vom Zar zur Tafel gezogen. Am andern Morgen, in aller Frühe, verliessen die litthauischen Wachten ihre Posten, und an ihre Stelle traten moskovische Krieger. Nachdem die Sonne sodann empor gestiegen, hielt Wassiljj Iwanowitsch, den Fürsten Michael Glinski an seiner Seite, einen prachtvollen Einzug (20. April 1514) in die Stadt, der Bischof weihte das Wasser des Stromes, der jetzt moskovische Fluren tränkte, im Tempel zur Mutter Gottes hallte das Tedeum, der Segen der Geistlichkeit betete um das Wohlwollen des Himmels für den Zar, von allen Seiten ertönten Jubelruf und Glückwünsche, auf den Thürmen des alten Smolensk flatterte das russische Banner. Gegen Mittag betrat der Zar den Pallast der alten Monomachen, setzte sich auf den Thron, erklärte sich, von seinen Bojaren und Feldherren umgeben, zum Beherrscher von Smolensk und liess sich von den angesehensten Beamten den Schwur der Huldigung leisten. Die Bojaren priesen sein Glück; Michael Glinski, für den Augenblick durch das stolze Bewusstseyn befriedigt, dass es sein Arm gewesen, welcher die trotzende Vormauer Litthauens weggebrochen, hiess ihn die Gnade des Himmels erkennen, und rühmte sein eigenes Loos, dieweil er einem Fürsten diente, dem schnell gelungen, was sein hochgefeierter Vater in so vielen Feldzügen vergebens erstrebt hatte.

Verrath und Waffengewalt hatten in unwidersteh-

lichem Bunde dem Beherrscher von Moskau das lang erwünschte Smolensk erworben; der Gewinn war mit Strömen Blutes erkauft. Wassilji verzagte, als die Musterung seines Heeres ihm die Zahl der Gefallenen erkennen liess, und klagen hörte man ihn, er hätte für die Summen, welche der Besitz dieser Feste ihm gekostet, zwei andre erbauen können. Gegen die Stadt selbst zeigte er Milde und Härte; der Gottesdienst des Siegers verdrängte den katholischen, aus den öffentlichen Gebäuden wurden gegen sein Versprechen die Kostbarkeiten mit hinweg genommen; dagegen ertheilte er der Stadt einen Gnadenbrief, liess die treuen Männer, welche dem Verrathe sich widersetzt hatten, seinen Zorn nicht empfinden, tröstete den betrübten Sologub, den unbeugsamen Löwen, dessen Heldenherzigkeit ihm während dreier Feldzüge ein ganzes Heer gekostet, behandelte ihn mit unerwarteter Ehrfurcht, und gestattete ihm, wie jedem Andern, die Erlaubniss, ungehindert zu seinem Könige zurück zu kehren. Aber auch Michael Glinski bezeugte dem Helden, mit welchem er einst an den Stufen des nämlichen Thrones gestanden, seine Achtung; er pries seine Standhaftigkeit, und äusserte offen, es würde ihn bitter schmerzen, wenn er durch die glückliche Eroberung einem Ehrenmanne, wie Sologub, einen üblen Empfang in seinem Vaterlande bereitet haben sollte. Sologub entgegnete kein Wort und wandte das Angesicht weg; er hätte ihm sagen können, dass die unglückliche Treue noch immer beneidenswerther, als der siegende Verrath *).

*) Der arme Sologub wurde in Litthauen als Hochverräther enthauptet. Der Schmerz über den Verlust von Smolensk war zu ungestüm, als dass er nicht selbst das schuldloseste aller Opfer ergriffen hätte.

Es war zwischen Wassilji und Michael Glinski verabredet worden, dass jener, nachdem er zwei Mal die Eroberung von Smolensk vergebens unternommen, das süsse Vergnügen geniessen sollte, in die endlich gewonnene Stadt als Sieger seinen Einzug zu halten, und auf dem Throne des Pallastes die Huldigung zu empfangen. Diese Punkte der Verabredung hatten ihre Erfüllung gefunden, von der Hauptbedingung der Uebereinkunft hingegen, von der Abtretung der Stadt zum erblichen Eigenthum des Eroberers und seiner Nachkommen, hatte weder der Eine etwas erfahren, noch der Andre sich eine Sylbe verlauten lassen. Michael Glinski stattete im Pallaste den ersten Besuch ab, Wassilji wollte seines Versprechens sich nicht erinnern; erwartungsvoll hing jener an den Lippen des Herrn, sie öffneten sich zum Ausspruche der Schenkung nicht, welche den Helden der Belagerung für seinen Oberbefehl belohnen sollte. Fürst Glinski ward ungeduldig, der Zar bemerkte es nicht; die Freunde des Fürsten sprachen von der rüstigen Treue, mit welcher der Fürst als Besitzer von Smolensk, gleich einem Schildknappen, den Körper seines Herrn, das moskovische Reich gegen die Nachbarn schirmen würde, der Zar nahm auf die Bemerkung keine Rücksicht, oder ein spöttisches Lächeln bedauerte die Mühe, die sie sich gaben, um eine Erinnerung in ihm zu wecken, auf welche er keineswegs zu horchen geneigt war. Michael Glinski's Erwartungen sanken schaudernd zusammen, das Gaukelbild der Herrschaft, diessmal weniger luftig, da eine eidliche Versicherung sie ihm zugesagt hatte, zerfloss ihm vor den Augen; er sah sich betrogen, vor der Welt als ein getäuschter Ehrsüchtling lächerlich

gemacht, und empfand zugleich mit zerknirschendem Unmute, dass ein Verräther über Verrath nicht klagen dürfe.

Indessen machte sich Wassilji Iwanowitsch zum Aufbruche nach Moskau bereit. Es war sein Vorsatz, in Smolensk eine genügende Besatzung hinterlassend, den übrigen Theil des Heeres zwischen der eroberten Stadt und seinem Herrschersitze ein Lager aufschlagen zu lassen, und durch augenblickliche Werbung so viele Kriegesschaaren zusammen zu ziehen, dass sich dem Könige Sigmund und seinen Streitern mit froher Hoffnung widerstehen liess. Die Statthalterwürde von Smolensk erforderte einen tüchtigen, treu gesinnten Mann; es erhielt sie Fürst Schuisky, und der Mann unserer Darstellung erblasste. Jetzt gebot die Klugheit kein Schweigen mehr, die Herrschsucht wollte sich mit stolzem Zurückziehen nicht länger begnügen; er trat vor Wassilji, und fragte, ob es ihm mit dem Statthalter ein Ernst wäre. Der Zar sprach von der Unbescholtenheit des Mannes, welcher in jedem Falle des anvertrauten Amtes würdig. Michael Glinski, seine schäumende Wut bändigend und die Gewalt seiner Stimme dämpfend, erinnerte den Gebieter an seine eidliche Verheissung, hat, ihn nicht dem Gelächter der Mitwelt preiszugeben, und begehrte die Herrscherwürde von Smolensk. Der Zar erwiederte mehrere Augenblicke kein Wort, Glinski erwartete mit schlagendem Herzen die Erklärung. Michael Glinski, äusserte endlich Wassilji, habe sich als einen klugen Mann und einen ausserordentlichen Feldherrn gezeigt; nicht klug aber sey es, seinen herrschsüchtigen Wünschen einen solchen Flug zu gestatten, lächerlich, an die Abtretung einer Feste

zu glauben, um welche die Beherrscher von Moskau in so vielen Kriegen gebuhlt, thörigt, noch immer von diesem Wahne sich nicht trennen zu können, verwegen, in Gegenwart des Herrn auf die Forderung zu bestehen. Mit dieser Erklärung verliess er das Zimmer; Michael Glinski stand allein, besinnungslos und schwankend, als wenn die Decke des Hauses über ihn her stürzte, und unter seinen Füssen der Boden ihn mit sich in den Abgrund trüge.

Wassilji Iwanowitsch begann die Rückreise, und betrat seine Hauptstadt, als Sieger von Smolensk mit Jubelgrüssen empfangen. Niemand mochte sich erinnern, dass man diesen festlichen Einzug einem gekränkten Gast verdankte, dass es in keinem moskovischen Haufen einen betrübteren Streiter gab, als den Eroberer der Feste, deren Gewinn die Hauptstadt mit lärmender Freude erfüllte. Doch überliess man sich der Siegesfeier nicht lange; mit dreissig Tausend auserlesenen Kriegern stand König Sigmund endlich in der That an der Beresina; wollte man ihm kräftigen Widerstand leisten, so musste der Nachdruck mit der Schnelligkeit sich verbinden. Indessen fand das Gebot eines moskovischen Zars rascheren Gehorsam als die Vorstellungen eines Königs von Polen; bald stand ein neues grosses Heer kriegesfertig da, und erhielt den Befehl, nach den Grenzen aufzubrechen. Den Feldherren am Dnjepr dagegen ward der Auftrag, mit ihren Schaaren einen Einfall in Littauen zu thun, und durch Verheerung der Landstriche, welchen der König sich näherte, ihm das Vorrücken zu erschweren. Der Anweisung gehorchend, warf sich Michael Glinski auf Orssa, und liess, aber schon nicht mehr mit der freudigen

Rachedurst, mit welcher er früher die Seinigen angespornt, die Gefilde umher verheeren. In Orsza erhielt er ein Schreiben von Wassilji. Wenn er in den Wünschen seines Herzens, erklärte der Zar, sich getäuscht gesehen, so möchte er als ein einsichtsvolles Haupt bedenken, dass es einem Beherrscher von Moskau unmöglich sey, eine Feste von solcher Wichtigkeit, eine Stadt, die Glinski selbst als den Schlüssel und die Vormauer Lithauens erklärt hätte, in die Hände eines Andren übergehen zu lassen; dass der Mensch im Augenblicke der Noth, von hundert Schmerzen gemartert, bereitwillig ein Versprechen leiste, welches er hernach bei ruhigerer Ueberlegung als eine Beleidigung seines Vortheiles, seiner Pläne, seiner Ehre erkenne. Michael Glinski aber möchte darum sich keineswegs dem Unmute überlassen; was bei der einen Stadt nicht ausführbar gewesen, werde bei einer anderen seine Erfüllung finden, nur verschoben, nicht zurück genommen habe der Zar sein Versprechen. Denn was er seinem lithauischen Gaste verdanke, werde er zu keiner Zeit vergessen, er werde ihn wie bisher hoch in Ehren halten, grösser ihn achten als die Grossen seines Reiches und vertrauenvoll seinem Rathe folgen. Eine zahlreiche Kriegesmacht habe sich so eben in Bewegung gesetzt, der Sieg könne solchen Zurüstungen nicht entgehen, und unter den Früchten dieses Sieges sollten die schönsten dem Eroberer von Smolensk reifen.

Die Betheuerungen der landesherrlichen Gnade kamen zu spät; aus Glinski's Seele war das Vertrauen verschwunden, zu tiefe Wurzeln hatte bereits sein Groll gegen Wassilji getrieben. Er wünschte, vor König Sigmund auf den Knieen liegend, für seine Verbrechen

um Verzeihung flehen zu können. Der Hass des polnischen Adels dünkte ihn ein geringes Uebel gegen den spottenden Hochmut der Bojaren, und martervoll schmerzten ihn die Wunden, welche er dem Vaterlande geschlagen. So gelangte er zum Entschlusse, dem Lande seiner Zuflucht zu entsagen, und zum zweiten Male ein Verräther, die Sündenlast der ersten Schuld zu tilgen. Ein verschwiegener Getreuer schlich zum Thore von Orssa hinaus, und begab sich nach Borissow. Er verlangte, eigenen Mundes den König zu sprechen, erhielt Zutritt, und entdeckte die verwandelte Gesinnung seines Herrn. Ueberrascht vernahm König Sigmund die Sendung; er wusste noch nicht, was zu Smolensk zwischen Gast und Schutzherrn sich ereignet hatte, und war geneigt, in der Vorstellung des Boten eine neue Tücke des Verräthers zu erkennen. Dieser aber machte ihn mit dem Hergange der ganzen Begebenheit bekannt; der König ging einige Male nachdenkend auf und nieder durch's Zelt, wandte sich sodann freundlich wieder zu ihm hin, und hiess ihn sprechen. Der Getreue flehte für Michael Glinski um Gnade; mit seinem Könige sich zu versöhnen, sey bereits der einzige Wunsch des Fürsten, und mit keiner goldenen Fessel könne ihn der Zar mehr an sich bannen; habe er seinen König freventlich gekränkt, seinem Vaterlande unaussprechlich weh gethan, und ihm seine Schutzfeste gegen die Moskovier abgerungen, so gedenke er durch redlichen Eifer die ganze Last seiner Vergehungen dessen ungeachtet glücklich zu tilgen; er habe den alten Leidenschaften entsagt, in seinem Arme aber empfinde er noch die alte Kraft, die alte Fülle des Geistes noch in seinem Haupte; er trage kein Bedenken, zu seinem Könige eine flehende

Stimme zu erheben, sein König sey aber auch der Einzige, um dessen Erbarmen zu bitten er sich entschliessen könnte.

Wenn es zum Hasse gerechte Ursachen giebt, so hatte sie König Sigmund; es gab keinen Menschen auf Erden, der ihm die Krone so zur Schmerzensbürde gemacht hätte, als Michael Glinski. Zugleich aber mochte es ihm schmeicheln, einen so grossen Edelmann, von reuigen Gewissensbissen angetrieben, zu seinen Füssen zu sehen; es lockte ihn, seinem feindseligen Nachbar einen Kopf zu entziehen, ohne welchen er bereits nichts Grosses mehr unternehmen zu können schien; Michael Glinski im polnischen Heere, und der Verlust von Smolensk hatte seinen Ersatz gefunden. Dazu kam, dass König Wladislav von Ungarn seit der Flucht des Empörers oft und angelegentlich das Wort für ihn geführt, seinen Thaten den gehässigsten Schein genommen, und dem Bruder die Schuld vor Augen gehalten hatte, die er selbst an der Verzweiflung des Mannes trug. Uebereilung aber war Sigmunds Sache nicht. Er entliess den Boten mit der Versicherung seiner Gewogenheit, und gab sein freundschaftliches Wort, dass auf einem Wege, zu welchem der Plan so eben bei ihm reife, nächstens seine schriftliche Erklärung folgen solle. Michael Glinski hörte zagend den Bescheid; er sehnte sich nach einer Entscheidung seines Schicksals, und König Sigmunds Vorsicht, wusste er, machte langsame, unter immer neuen Bedenklichkeiten zögernde Schritte. Aber schneller, als er sich eingebildet, erschien ein Schreiben; die Entrüstung, welche es verrieth, that dem Empfänger wohl, sie war ein Zeichen der ernstgemeinten Unterhandlung und erhöhte den innern Werth der

Ver-

Verzeihung. Wassilji würde anders geschrieben, würde jede Erinnerung an die argen Missethaten vermieden haben. Der König setzte die Ehre seiner Krone zum Pfande, dass alles Geschehene, wofern den Sünder wieder eine lautere Vaterlandsliebe beseelte, für immer von den Fluthen der Vergessenheit überwogt seyn, und die Pforte der königlichen Gnade, wie jedem andern rechtlichen Edelmanne, ihm offen stehen sollte. In wenigen Tagen würden Unterhändler sich einfinden, die von beiden Seiten die näheren Punkte in Richtigkeit brächten.

Es schlug dem Könige das Herz vor Erwartung, den Mann zu sehen, welcher seit seiner Flucht so mannichfachen Schicksalwechsel erlebt hatte. Doch mochte er den reuigen Sünder nicht verstohlen aufnehmen; seine Staatsdiener und Feldherren mit einem Verhassten zu überraschen, dünkte ihn nicht wohlgethan. Er eröffnete verschiedenen Edelleuten das Geheimniss, und sah den alten Hass in seiner ganzen Heftigkeit wie aus dem Winterschlafe erwachen. Was die Klugheit hier an die Hand gab, versäumte er nicht; er gab sein Wort, dass nur das Mitleid seine Arme dem Heimkehrenden öffne, dass er ihm durchaus keinen Einfluss gestatten, und das Königreich nie wieder einem so unruhigen Kopfe preisgeben würde. Die Erklärung beruhigte nur Wenige; Viele murrten unverhohlen, Andere warnten ihn vor der Schlange, die ihr Gift nur verberge, nicht aber verloren habe, die Meisten fürchteten das Uebergewicht des Frevlers; Einige waren von dem Unglücke, welches dem Vaterlande mit seiner Wiederkehr drohte, so fest überzeugt, dass sie dem Gebote ihrer inneren Stimme folgend, dem Zar von der Unterhandlung Nachricht gaben. Wassilji stutzte; er sah zur Wirklichkeit

gedieben, was leise Ahnungen ihm schon zugeweht haben mochten. Indessen gestattete er seinem Argwohn kein lautes Wort, noch wie vor dem Feldherrn im Gebiete von Orsa mit huldvoller Achtung begegnend; an Aufmerksamkeit versäumte er nichts, seine Vertrauten erhielten den Auftrag, längs den Grenzen jeden Reisenden auf's Schärfste zu befragen, und seine Kleider, sein Gepäck sorgfältig zu untersuchen.

Um diese Zeit war zu Wilna ein päbstlicher Gesandter angelangt, welcher den Auftrag hatte, die Mißhelligkeiten zwischen den Gebietern von Polen und Moskau auszugleichen. Vom langen Wege ermüdet, rastete er mehrere Tage in der Hauptstadt Litthauens, war aber im Zareustaate bereits angekündigt und wurde stündlich daselbst erwartet. Da erschien beim moskovischen Heere ein Vorausgesandter desselben, bat um Stillstand der Waffen und versicherte, einem so verständigen Herrn, wie der seinige, würde das Friedenswerk gewiss nicht mißlingen. Man machte aber die Bemerkung, dass er vorzüglich zu Orsa sich aufhielt, und im Zelte des dortigen Heerführers Besuche abstattete. Wassilji erhielt Nachricht davon, liess ihn gefangen nehmen, und durch die furchtbarsten Qualen der Folter befragen. War der Gemarterte, wie die Sage sich erhalten hat, Trepka, ein polnischer Edelmann, der mit Fertigkeit das Italiänische sprach, so verdient seine Standhaftigkeit Bewunderung. Die entsetzlichste Glühhitze, welcher man ihn aussetzte, die langen Nägel, die man ihm in's Fleisch trieb, nichts war im Stande, ihm die Zunge zu lösen; er bewahrte die Geheimnisse seines Königs, und kein entschlüpfendes Wort brachte Michael Glinski, seinen Freund, in Gefahr. Was-

silji selbst hielt ihn am Ende für schuldlos, empfahl ihn der Sorgfalt seines Leibarztes, und sandte ihn, sobald er von den schmerzlichen Wirkungen der Folter leidlich hergestellt war, dem päbstlichen Gesandten durch reiche Geschenke versöhnt zurück. Der Unterhändler hatte die Probe bestanden; für Michael Glinski war indessen das Auge des Verdachtes einmal geöffnet, und zu jeder Stunde schlichen um sein Zelt aufmerksame Kundschafter.

Nichts desto weniger nahmen die Unterhandlungen zwischen ihm und dem Könige ihren Fortgang. Das litthauische Heer, lautete endlich die Verabredung, sollte mit der Abenddämmerung aufbrechen, und auf Orsza losrückend, dem Ufer des Dnjepr sich nähern; Michael Glinski würde mit den Seinigen, als gälte es, zur Beunruhigung des Feindes einen Streifzug zu machen, ihm entgegen ziehen, und von den polnischen Haufen umzingelt, seinen Kriegern die Wahl lassen, ob sie beim Könige von Polen Dienste nehmen oder waffenlos in die Heimat zurück kehren wollten. — Die Sonne neigte sich, nach wenigen Stunden sollte der verhängnissvolle Abend dämmern; Glinski's Streiter ruhten in ihren Zelten, noch war kein Befehl zum Streifzuge ergangen. Auch unterblieb er in der That; der Feldherr übte die Wachsamkeit des Argwohns, jeder Landmann im Lager glich einem verkleideten Späher, seinen eigenen Hauptleuten schien die Beobachtung ihres Führers aufgetragen. So entsagte er endlich dem Plane, mit seiner Kriegesschaar den Uebertritt zu unternehmen; in stiller Einsamkeit, von wenigen Getreuen nur begleitet, wollte er auf den Weg der gefährlichen Flucht sich begeben. Nach dreien Stunden einer angstvollen Ungeduld tauchte die

Sonne in das Dunstgebiet des Horizonts, im litthauischen Heere wollte er die wieder aufgehende begrüssen. Die Diener erhielten Befehl, sich zu einem Abendritte durch die Felder fertig zu halten; er würde voraus reiten, erklärte er, wohlbewaffnet sollten sie in einer halben Stunde ihm folgen. Endlich war es dunkel geworden; der Fürst bestieg sein Lieblingsthier, und verliess das Zelt. Es bemerkten ihn nicht Viele, Wenige erkannten den Feldherrn, die Absicht errieth Niemand. Bald ging es rascher, es trug ihn das eilende Ross vor den letzten Posten vorüber, im Nebel des Abends verschwand das Lager hinter ihm, er befand sich auf offenem Felde, für den Augenblick weder dem einen noch dem andren Reiche gehörend.

In der Meinung, nach wenigen Stunden zum Lager wieder zurück zu kehren, steckten seine Diener nur die unentbehrlichsten Waffen zu sich, und setzten sich gleichfalls, wie ihnen geboten worden, nach einer halben Stunde zu Pferde. Ein einziger fehlte. Sie warteten auf ihn, er kam nicht; sie liessen ihn suchen, er war nicht zu finden. Den Plan seines Herrn durchblickend und nicht gesonnen, einen Staat zu verlassen, an welchen ihn bereits vielleicht theure Bande fesselten, hatte er sich, nachdem der Befehl zur bewaffneten Begleitung gegeben worden, aus der Nähe seines Herrn geschlichen, und dem Fürsten Bulgakow die vermuthliche Flucht entdeckt. Der Fürst hiess ihn bleiben, bat ihn, das Geheimniss keiner lebenden Seele sonst mitzutheilen, und verhiess ihm einen glänzenden Lohn seiner Redlichkeit. Er selbst aber besprach sich mit mehreren Hauptleuten, setzte sich mit ihnen zu Pferde, nahm einige leichte Reiter mit, verliess das Lager nach der

moskovischen Seite hin, wandte sich aber auf weiten Umwegen sodann gegen Westen, und stellte sich in einem Walde auf, durch welchen die Landstrasse von Orssa nach Odruczk führte. Hier musste der Flüchtling vorüber kommen. Man wartete, man horchte; nichts als das Rauschen der Blätter liess sich vernehmen. Man ward unruhig, und verlor, je öfter man, sich täuschend, den Hufschlag eines Rosses zu hören geglaubt hatte, die Hoffnung. Endlich aber liess sich an der Ankunft eines Reiters nicht zweifeln. Es war der Erwartete, geharnischt und gewaffnet, aber allein, ein furchtbarer Held an der Spitze eines Heeres, hier eine leichte Beute. Die Lauernden zogen sich in das Gebüsch zurück, und brachen dann plötzlich hervor. Man umringte ihn und fiel dem Pferde in die Zügel. Der Flüchtling, anfangs in dem Wahne, er sey von einer Räuberbande überfallen, wollte das Schwerdt ziehen, und die kecken Gauner zurück schrecken; bald aber erkannte er Bulgakow's Angesicht, steckte sein Schwerdt wieder in die Scheide, sprach kein Wort, und trat ohne Sträuben mit seinen Ueberraschern den Rückweg an. Bald begegnete man den nachfolgenden Dienern, und wie ihr Herr wurden auch sie zu Gefangenen gemacht.

Vor das Angesicht seines Schutzherrn geführt, schlug Michael Glinski das Auge nicht nieder; auch leugnete er seine Flucht zum Polenheere keinen Augenblick *). Wassilji Iwanowitsch aber, von seltsamen Empfindungen überrascht, da er den Mann erblickte, auf welchen er so grosse Hoffnungen gesetzt, den Eroberer

*) Ein Leugnen hatte auch nicht gefruchtet, indem, den moskovischen Geschichtschreibern zufolge, aus seiner Tasche mehrere Briefe vom Könige Sigmund gezogen wurden.

von Smolensk, der diese Hoffnungen in nicht geringem Maasse erfüllt und über Undank zu klagen wohl Ursache hatte, liess seinem Zorne den Zügel nicht schiessen und dämpfte die Vorwürfe, mit denen er ihn empfing, durch schonende Ausdrücke. Da er einen Empörer in seinen Schutz genommen, äusserte er, habe er nicht geglaubt, so bald einen zwiefachen Verräther bestrafen zu müssen; doch selbst jetzt, nach enthülltem Verbrechen, wolle er nur die Verdienste, nicht die böse Absicht des Zurückfliehenden im Auge haben; er betrachte ihn zum zweiten Male als einen einziehenden Gast, und werde sich, so weit die Gerechtigkeit es erlaube, den strengen Racheforderungen seines Bojarenrathes widersetzen. — Doch diese Milde hatte auf Michael Gliuski keine Wirkung; die ganze Saat seiner Hoffnung in Moskau war einmal von furchtbarem Hagelwetter niedergestürzt, es gab für ihn keine Aussicht und keine Erwartung mehr, und so that es ihm wohl, den bitteren Unmut seines Herzens, den er während seiner sinkenden Grösse mit sich selbst kämpfend zurück gehalten, jetzt nach vollendetem Sturze über den treulosen Schutzherrn endlich zu ergiessen. Der unbeugsame Trotz stählte seine Worte, der Stolz lieh ihnen den Adel, der sie im Glucke zu beseelen pflegte; so lange Wassilji Wort gehalten, entgegnete er, habe auch er, ein ergebener Schutzling, fromm und treu seinen Pflichten gelebt; er habe Grosses in Moskau erwartet, und Grosses sey ihm verheissen worden; je süsser aber die Versprechungen ihm geschmeichelt, desto schneidender habe die Eidbrüchigkeit ihn verwundet, und den Hass seines Herzens gewandt; er wisse jetzt, wie hoch König Sigmund über dem Beherrscher von Moskau stehe, und keine

neue Schmeichelei würde zu neuer Täuschung ihn verleiten können; der Zar möchte das Henkerbeil für ihn schärfen oder die Pforten eines ewigen Kerkers für ihn öffnen lassen, er werde bald empfinden, um welchen Kopf, um welchen Arm er durch Verletzung seiner Schwüre sich gebracht habe. Eine solche Sprache beleidigte den Monarchen; sein Auge funkelte Entrüstung, und augenblicklich erging der Befehl, den Verräther aus seinen Augen fortzuschleppen. Von einer Menge gaffenden Volkes begleitet, ward Michael Glinski nach Wiasma geführt, und musste hier vor dem Statthalter erscheinen. Dieser warf ihm eiserne Handschellen und Fussfesseln vor die Füsse, verhöhnte die gesunkene Ehrsucht und sprach: „Fürst Michael, du weisst am besten selbst, wie viele Wohlthaten unser Herr dir erwiesen, so lange du ihm treu gewesen; jetzt, da du dein Glück durch Hochverrath noch höher hast treiben wollen, giebt er dir hier den verdienten Lohn deiner Thaten" *). Nach diesen Worten wurden die ehernen Bande ihm angelegt; die zuschauende Menge rührte sein Anblick, sie fand die Strafe gerecht, konnte aber einem so ungeheuren Schicksalswechsel ihr Mitleid nicht versagen. Michael Glinski gewahrte den Eindruck, den sein Verhängniss auf ihre Gemüther machte, und während die Büttel mit seiner Fesselung beschäftigt waren, liess er unerschüttert die letzten Worte seiner Vertheidigung hören. „Damit kein falsches Licht über meine Gefangenschaft sich verbreite," lautete seine Rede, „hab' ich Euch hier in kurzen Worten vom Hergang der Begebenheit unterrichtet; Ihr könnt daraus lernen,

*) A. W. Kojalowicz, lib. 4.

welch ein Fürst Euch beherrscht, und was ein Jeder von ihm zu erwarten hat. Mein Grab öffnet sich; ich blicke getrost hinein, es öffnet sich dereinst uns Allen; so lange aber Wassilji Iwanowitsch auf dem Throne sitzt, sind nur diejenigen Bürger dieses Reiches glücklich zu nennen, die bereits unter'm Leichenhügel schlummern *).

Darauf ging es mit dem Gefesselten nach dem Inneren des Reiches, und bald schloss sich hinter ihm das Thor eines finsteren Kerkers. Mit dem letzten Strahle des Sonnenlichtes erlosch der letzte Schimmer seiner Hoffnung. Auch wir können kaum mehr eine Hoffnung für ihn hegen; denn wer möchte den Zauberschlüssel errathen, welcher im fremden Lande das Gefängniss eines verhassten Hochverräthers öffnet?

Neuntes Kapitel.

Durch ganz Europa verbreitete sich das Gerücht von Michael Glinski's Sturze, und erregte bei Fürsten und Edlen die lebhafteste Theilnahme; denn wer ihn nicht persönlich kannte, hatte von seinen ausserordentlichen Schicksalen gehört, und seine Thaten mit Bewunderung sich erzählen lassen. Es war aber, als sollte das moskovische Reich sehr bald empfinden, wie viele Sehnen seiner Kraft mit der Einkerkerung dieses Mannes ihm durchschnitten worden; ehe der Herbst noch die Felder verödet hatte, stiessen die Heere in der Nähe der grossen Dnjeperkrümmung zusammen, und begrüssten einander

*) Herberst. pag. 108.

in entscheidender Feldschlacht. Kaum war dieser Boden jemals von so vielem slavischen Blute getränkt worden; die Polen erlebten für ihre Niederlage an der Wjedrusa die glänzendste Vergütigung, Konstantin von Ostrog rächte sich für den Schimpf und die Martern, die er zu Moskau erfahren, von Orssa bis Dubrowna hin waren beide Ufer des Stromes mit russischen Leichnamen bedeckt. An Rettungsmitteln verarmt, flohen die geschlagenen Feldherren mit ihren Kriegern zugleich, und wo Michael Glinski den Sieg vielleicht, aber nicht die Hoffnungen verloren hätte, gab es kein Auge eines Schaarführers, das nach dem Feinde zurück blicken mochte. Doch der Mann, welchen das zagende Heer so gern, wie einen rettenden Schutzengel, herbei beschworen hätte, schmachtete in lichtloser Zelle und ahnte den Ruhm nicht, den er, seiner Freiheit beraubt und von der Erde verschwunden, an diesem Tage erlebte; Konstantin von Ostrog aber meldete seinem Könige das lohnendste Schlachtglück, und dankte dem Himmel für die Vertilgung der Moskovier in der Sprache der Vertilgten. Hatte er eine feste Stadt zu erstürmen verstanden, wie er auf offenem Felde ein Heer vernichtete, so wäre Smolensk bald wieder ein Glied des Königreiches geworden und der Sieg von bedeutenderen Folgen gewesen.

Der Baron von Herberstain, ein gelehrter, verständiger Mann, dessen Werk über den moskauischen Staat eine Hauptquelle für uns gewesen, weil er, ein Augenzeuge der Begebenheiten, den Mann unseres Gemäldes persönlich gekannt hat, überreichte als Friedensvermittler dem Zar einen Brief des Kaisers, in welchem sich dieser mit verschiedenen andern deutschen Fürsten für Michael Glinski lebhaft verwandte. Wassilji bat,

der Sache nicht weiter Erwähnung zu thun; Michael Glinski, als Flüchtling empfangen und als Gast mit jedmöglicher Auszeichnung behandelt, hätte nach entdecktem Verrathe sein Leben auf der Henkerstätte einbüssen müssen; es verschone ihn der Strang, weil er den Wunsch geäussert, zur griechischen Kirche zurück zu kehren; denn von russischen Ahnen stammend, sey er als Knabe auch im Glauben Russlands erzogen worden, in Italien aber habe er ihn leichtsinnig gegen den katholischen vertauscht; jetzt bereue er es und sey so eben dem Metropoliten zur Vorbereitung übergeben worden.

Nach einem solchen Bescheide liess sich für Michael Glinski nicht die leiseste Hoffnung mehr hegen; der Kerker schien zu seinem Grabe bestimmt, und die Todesstunde dereinst ein Daseyn zu enden, welches vom ewigen Schlummer sich wenig unterschied. Eine Reihe von Jahren zog vorüber, reich an Begebenheiten, glücklicher und unglücklicher Feldzüge nicht ermangelnd; durch die geschlossene Pforte des Kerkers aber drang kein Laut ihres Getümmels, keine Kunde verirrte sich in die Kammer eines Begrabenen; den Unterschied zwischen Tag und Nacht wenig empfindend, verseufzte Michael Glinski öde trostlose Monde, jede Hoffnung vergessend, in trauriger Erinnerung nur zur Vergangenheit noch zurückblickend, den Glanz seines früheren Lebens wie einen Zaubertraum bewundernd, bis endlich auch sein Geist, sonst von tausend Leidenschaften und tausend Wünschen beflügelt, der leeren Einsamkeit erlag, und mit stumpfer Gleichgültigkeit das ungeheure Elend ertrug. Er hatte die Welt und ihre Gestalten schier vergessen, als es plötzlich wieder von

menschlichen Bewegungen sich um ihn regte; das Eisenthor seines Gefängnisses sprang auf, man führte ihn an das Licht der Sonne hervor, er sah sich in Freiheit wieder, und ein neuer Abschnitt seines Lebens begann, glänzend und wirkungsreich, keine unwürdige Fortsetzung des früheren.

Zar Wassilji Iwanowitsch hatte mit König Sigmund einen vortheilhaften Frieden geschlossen, und den grossen Plan seines Vaters, die Alleinherrschaft in Russland, glänzend vollendet. Er hiess ein glücklicher Fürst, und war es nicht; Salomea, seit zwanzig Jahren seine Gattin, hatte ihm noch keinen Erben geschenkt. Die hohe Geistlichkeit lieh ihm ihren Beistand; die unfruchtbare Fürstin musste der Krone entsagen und nach gelösstem Ehebande sich zu klösterlichem Gelübde entschliessen. Wollte man die Vorschriften des herrschenden Glaubens im Lande befragen, so durfte der aufgelösten keine zweite Ehe folgen; wie seine Gattin hätte auch der Zar, wiewohl ihn kein Klostermauer umschlossen, in gewissem Sinne auf die Welt Verzicht leisten müssen. Heinrich der Achte von England, durch die Landesreligion gleichfalls in seinen Wünschen beschränkt, entsagte dem Gehorsam, welchen seine Vorfahren dem kirchlichen Oberhaupte zu Rom gezollt hatten, und erhob sich selbst zum Gesetzgeber in allen Angelegenheiten des Glaubens; Wassilji Iwanowitsch konnte sich diese Umwälzung ersparen; das Oberhaupt der moskovischen Kirche, der Metropolit Daniel, hatte sich zuvorkommend seinen Entwürfen gefügt, und zeigte mehr den geschmeidigen Unterthan als den strengen Vorgesetzten *). Er erklärte die Auflösung der alten Ehe

* Der erste russische Metropolit war Michael Cyrus, von Pho-

wie die Knüpfung einer neuen für das Wohl der Krone und des Reiches unumgänglich nothwendig, sprach den Herrscher von allen Bedenklichkeiten des Gewissens frei, und ertheilte ihm zu einer neuen Vermählung im Voraus seinen Segen. Dass auf die Einkleidung der verstossenen Gattin sehr bald die Erhebung ihrer Nachfolgerin stattfinden würde, sagte sich Jedermann; welches Mädchens Stirne der goldene Schmuck erwartete, wusste Niemand anzugeben oder zu vermuthen. Der Zar hatte während der letzten Jahre seine Abneigung gegen Salomea nicht verheimlicht, dass er aber irgend ein Weib in seiner Umgebung den Uebrigen vorgezogen, erinnerte sich Keiner bemerkt zu haben.

Seit der Neige des vorhergegangenen Jahrhunderts hatten die Beherrscher von Moskau die Sitte eingeführt, sich mit den Töchtern des eigenen Landes zu vermählen. Die asiatischen Fürsten, mit denen sie durch Kriege wie durch Bündnisse in nähere Berührung getreten, hatten ihnen das Beispiel gegeben, und fanden Nachahmung; dem Volke gefiel die Sitte, es fand sich in ihr geschmeichelt, jeder Hausvater, welchen der Himmel mit holden Töchtern beschenkt hatte, konnte der Schwäher seines Landesherrn werden. Sollte das Reich eine Zarin erhalten, wurden die gepriesensten Schönheiten nach der Hauptstadt eingeladen, weilten im

---

tius gewicht, dem berühmten Patriarchen von Constantinopel, welcher der Taufe des Wladimir einen Priester absandte; der Metropolit Hiob wurde auf Bemühung seines Zars, des Feodor Iwanowitsch, zum Patriarchen von ganz Russland erhoben. Nach dem Tode des Adrian schaffte Peter der Grosse das Patriarchat ab, und erklärte sich zum „Oberhaupte der russischen Kirche," doch errichtete er zur Besorgung der kirchlichen Angelegenheiten in den verschiedenen Provinzen des Reiches die sogenannte „heiligste Synode."

Hause der Oberhofmeisterin, erhielten jede ein eigenes Gemach von ihr angewiesen, speisten aber unter ihrer Aufsicht gemeinschaftlich mit einander. Bei diesen Tischversammlungen pflegte der Herrscher sich einzufinden, unter einem fremden Namen sich den Eintritt erbittend, bisweilen auch als werbender Herr sich darstellend. Hatte er gefunden, was das Herz ihm rührte, so setzte er mit der Oberhofmeisterin den Tag der Vermählung fest; kein Mensch aber erfuhr, wen' seine Wahl erkoren, und die künftige Gattin selbst vernahm ihr Glück nicht eher, als bis das Hochzeitgewand ihr überreicht ward. Jetzt ward die Erwählte in Glückwünschen gepriesen und durch Huldigungen verherrlicht; ihre Gefährtinnen kehrten nach Hause, und ein Geschenk vergütigte die gescheiterte Hoffnung *).

Diessmal aber bedurfte es keiner Mädchenversammlung. Wassilji Iwanowitsch hatte bereits gewählt und überraschte durch den Namen der Erwählten seinen Bojarenrath. Die künftige Zarin von Moskau sollte Helena Glinski heissen. Wassilji Glinski's Tochter und seines eingekerkerten Bruders Nichte, hatte sie ihre Kindheit in Deutschland verlebt und dort eine Geistesbildung erhalten, welche die Schönheit ihrer Gestalt glänzend erhöhte. Der Tod ihres Vaters hatte sie zur Waise in einem Lande gemacht, dessen Sonne ihr noch nicht heimathlich geworden; der Sturz eines mächtigen Oheims zerstörte ihre Hoffnungen, und da das Gefäng-

*) So wählte Michael Romanow die Eudoxia, deren Vater eben den Pflug führte, als ihn die Kammerherren des Zars mit der Nachricht überraschten. Durften die Landestöchter die kühnsten Hoffnungen hegen, so lächelte den Töchtern der Zare kein freundliches Loos; sie wurden selten nur vermählt, und mussten grösstentheils ihr Leben in einem Kloster vertrauren.

niss ihn aufnahm, schien die Welt auch für sie ein freudenloser Kerker werden zu sollen. Die unglückliche Fürstentochter kam selten an das Licht der Welt, und wenn sie öffentlich sich erblicken liess, begleiteten sie der Gram und die Trauer. Doch eben die Schwermut beseelte ihre Schönheit mit unerklärlichem Reiz, und diesem Zauber gesellte sich vielleicht die Sehnsucht nach dem eingekerkerten Oheim. Aber gerade dieses schreckte die Bojaren; sie sahen den gefürchteten Löwen aus seiner Höhle wieder hervortreten, sahen ihn dem Throne näher als jemals stehen, es graute ihnen vor der Allgewalt, die solch ein Oheim der Zarin leichten Spieles sich anmassen würde, und so suchten sie jedes denkbare Gegenmittel in Thätigkeit zu setzen. Ungestümer und zahlreicher, als bei der Trennung der ersten Ehe, liessen sich die Stimmen des Widerspruches nach der Bekanntmachung der zweiten vernehmen; jenes hiess eine Grausamkeit, die undankbarste Behandlung einer Fürstin, die ihrem Gemahle mit so musterhafter Treue ergeben gewesen, dieses ein unüberlegter heillosor Schritt, der bald sich selbst durch schwere Uebel bestrafen würde; mit dem Namen Glinski sey das Verderben Russlands verbunden, und der Segen des Priesters, der diesen Bund heiligen sollte, werde zugleich ein Fluch für das Reich seyn. Die Räthe des Zars hielten geschäftige Zusammenkünfte und sannen nach, wie sich ihrem Einfluss auf ihn ein weglenkender Nachdruck geben liesse; die Feldherren konnten ihren Unwillen nicht unterdrücken, und Mancher, welcher, dem Gebieter gefällig, der Ehescheidung seinen lauten Beifall gegeben, stand jetzt verlegen da und bereute diesen Beifall von ganzem Herzen. Wassilji aber

hatte bei seiner Trennung von Salomea ungebeugt jedes Hinderniss überwunden, er verachtete auch jetzt die Widersacher der Vermählung, und zeigte dem Volke seine Braut. Von ihrer Schönheit immer mächtiger gefesselt, bedauerte er die Verschiedenheit des Alters, gab sich Mühe, die Liebe des schönen Mädchens durch die geschmeidigste Aufmerksamkeit zu gewinnen, suchte die entflohene Jugend durch einen blendenden Kleiderschmuck zu ersetzen, und schor sich, was kein Zar vor ihm gethan, den Bart. Mit einem Prunke, wie man ihn noch nie gesehen hatte, ward die Vermählungsfeier vollzogen. Ein prachtvoll geschmücktes Gotteshaus empfing das Paar, rosenfarbige Teppiche deckten die Stelle, auf welcher der Segen es vereinigen sollte; viele hundert Stimmen sangen Psalmen dazu, und als der Metropolit nach gewechselten Ringen den Ausspruch gethan, was Gott zusammengefügt, dürfe kein Sterblicher scheiden wollen, steckten die Gäste ihre Kerzen an, und überreichten den Neuvermählten ein Glas mit rothem Weine, von welchem sie dreimal tranken. Der Zar warf das Glas zur Erde, beide zertraten es in Stücke und sprachen: „Möge so derjenige zerschmettert zu unsern Füssen fallen, der unter uns Uneinigkeit zu stiften versucht!" Darauf traten die Frauen hinzu, bestreuten das Paar mit Hopfen, mit Hanf und Flachssamen, und thaten, der alten Sitte gemäss, als wollten sie die Zarin ihrem jungen Gemahl entreissen. Helena umklammerte, als fürchtete sie eine Entführung, den Zar, und dieser vertheidigte seine junge Frau gegen jeden Versuch eines Angriffs. Sodann ward die Zarin in einen geschmückten Schlitten gesetzt, Fackelträger umgaben das Fuhrwerk, Wassilji begleitete sie zu Pferde, und die bekränzte Pforte des Palastes empfing den Zug.

Aus der stillen Eingezogenheit eines Waiseulebens sah sich Helena Glinski auf einen mächtigen Thron erhoben, und während die verstossene Gattin mit brechendem Herzen zur Vergangenheit zurück blickte, glänzte die zweite gleich einer Sonne, die strahlenreich über Russland aufgegangen. Denn das Volk erzählte sich mit Bewunderung von ihrer Schönheit, die Kämmerlinge des Hofes gehorchten einer so reizenden Gebieterin mit fliegendem Eifer; wer ihrer Erhebung sich widersetzt hatte, vermied jede Erinnerung an seinen Widerspruch, und die störrigen Bojaren, welche vor der Vermählungsfeier mit dem Scheelblicke des Hasses sie betrachtet hatten, wagten jetzt entweder keine Aeusserung ihres Unwillens oder fühlten von Tage zu Tage immer deutlicher, wie vor dieser Liebenswürdigkeit jeder Groll sich auflöste. Helena Glinski herrschte über den Beherrscher von Moskau; ihr Oheim aber schmachtete noch immer in der traurigen Finsterniss, und die Stimme, welche seines Kerkers Riegel brechen konnte, hatte ihn noch nicht wieder in die bewohnte Welt zurück gerufen. Wer vom Hofe entfernt lebte, konnte sich das Räthsel nicht entziffern; Männer von Einsicht aber begriffen wohl, dass der Zar seine Gattin zu begeistert liebte, als dass er den Hass der Edelleute auf ihr Haupt zu laden wagte, dass er sie lieber durch die Gefangenschaft des Oheims betrüben, als durch die Befreiung desselben zum Gegenstande eines verfolgenden Unwillens machen wollte. Glinski's Feinde selbst bewunderten die Selbstüberwindung des Monarchen; doch fühlten die Erfahrenen, dass es nur eines schwierigen Verhältnisses mit einem Nachbarstaate bedurfte, um den überlegenen Nebenbuhler ihres Ehrgeizes wieder

am Throne stehen zu sehen. Aber ehe noch ein solches Verhältniss sich eingestellt, athmete Michael Glinski die süsse Luft der Freiheit schon; die Bitten der jungen Zarin hatten über die Staatsgründe ihres Gemahls den Sieg davon getragen; alle Ehrenämter waren ihm zurück gegeben, die ungeschwächte Gunst des Monarchen schimmerte wieder um sein Haupt, und allen Hoffnungen, denen er entsagt hatte, durfte er unbedenklich wieder den Busen öffnen. Dreizehn Jahre hatte Michael Glinski, jedes menschlichen Umganges beraubt, in seinem öden Verliess geschmachtet; die Zeit hatte ihn verwandelt, er war ein anderer, als er unter den Menschen wieder auftrat.. Zum gealterten Manne war er geworden, seine Leidenschaften hatten ihren Ungestüm verloren, die Stacheln seiner Ehrsucht waren stumpf geworden, seine Hoffnungen konnten zum alten Wolkenfluge sich nicht mehr erheben. Das zweite Leben, durch welches wir nunmehr ihn begleiten, leuchtet von schwächerem Schimmer; aber wie es weniger von stürmischen Wechseln unterbrochen, gewinnt es uns durch ein Hervortreten lobenswerther Eigenschaften.

Fast hatte die Faust des eingekerkerten Helden das Schwerdt zu führen verlernt, sein Ohr es fast vergessen, wie die Donner einer Feldschlacht tosen; aber an der Spitze eines Kriegerhaufens wieder zu erscheinen, stellte bald die Gelegenheit sich dar. Sapha-Gerei, der Enkel des Mendli, ein leichtsinniger Tatar, welchem ein gegebenes Wort nicht heilig, hatte von Kasan, seinem Herrschersitze, aus nach Moskau gesandt und um eine dauernde Freundschaft gebeten. Er legte durch seine Abgeordneten den Schwur der Friedens-

treue ab, und Fürst Paletzky sollte den Gegenschwur nach Kasan tragen. Doch hatte er kaum die Hälfte seines Weges zurückgelegt, als er die treulosen Ränke des Tataren erfuhr. Der junge Khan hatte gegen den Beherrscher von Moskau, seinen lehensherrlichen Schutzfürsten,*) das Volk im Gebiete von Kasan aufzuwiegeln versucht, und moskovische Edelleute durch grobe Frechheit an ihrer Ehre gekränkt. Der Fürst kehrte zurück, und meldete entrüstet die Unbill. Wassilji Iwanowitsch empfand sie noch schmerzlicher; dass der Lehensmann seinen Schutzherrn, der Jüngling den erfahrenen Greis betrogen, vergibt kein Fürst von seinem Ehrgeize. Die Bojarensöhne erhielten Befehl, das Ross des Krieges wieder zu satteln, und ein grosses Heer versammelte sich mit dem beginnenden Frühlinge in den Ebenen der Moskwa. Es stand kampffertig da, und wünschte den Namen seines Führers zu erfahren. Da erhob sich die alte Nebenbuhlerschaft wieder, die grauen Feldherren massen, sich brüstend, ihre Verdienste mit der Eroberung von Smolensk, und je leichter die Ansprüche des Fürsten Michael Glinski auf den obersten Befehl sich durch seine Verwandtschaft mit dem Gebieter rechtfertigen liessen, desto unverträglicher verrannte ihm die Eifersucht jeden Weg. Es glückte ihr zum Theil. Der Oheim der Zarin musste zurück treten, und das Oberhaupt des Krieges ward Fürst Bielsky, ein Neffe des Herrschers. Beide standen durch die Bande des Blutes dem Throne ziemlich gleich nahe; die Boja-

*) Wassilji's Vater, welcher zuerst den Tataren alle Zeichen einer Unterwürfigkeit versagte, hatte sich Kasan unterworfen, und sich mit der kasanischen Krone das Haupt schmücken lassen, derselben, deren sich nachmals die russischen Zare zu ihrer Krönung bedienten.

ren aber mochten lieber einem Sohne des Landes als einem stolzen Fremdlinge gehorchen, dessen Befreiung sie mit Bangigkeit erwartet hatten. Es hätte ihnen aber schwerlich ihn zurück zu drängen geglückt, wenn er selbst noch der Frühere gewesen wäre.

Während die ersten Kriegesschaaren, unter Michael Glinski und Obolensky von Nischnei-Nowogrod aufbrechend, längs dem linken Wolgaufer vorrückten, rüstete sich Sapha-Gerei, dem herbrausenden Sturme mit rühmlichem Widerstande zu begegnen. Die benachbarten Tatarenstämme wurden zu schleuniger Hülfleistung entboten, die Hauptstadt mit einem Walle von hölzernen Pfählen umgeben, auf allen Seiten tiefe Gräben gezogen und vom Rande der Wolga bis nach Arsk, einem benachbarten Städtchen im Nordosten, eine hohe, mit Steinen belegte Erdmauer gezogen. Doch erwartete er die feindlichen Haufen in seinen Verschanzungen nicht; er zog ihnen entgegen, und machte einen muthigen Angriff auf ihre Reiterei. Dem ersten lärmenden Sturme liess sich, wie gewöhnlich, nicht leicht Widerstand leisten; bald aber ermattete, wie gleichfalls gewöhnlich, der tatarische Ungestüm, Michael Glinski zwang durch Umzingelung die Angreifer zu schnellem Rückzuge, liess seine Reiterei sodann, durch Verfolgungslust nicht verleitet, mit dem Fussvolke sich vereinigen, und durfte jetzt es wagen, jedem Versuche des Feindes unbesorgt entgegen zu sehen. Sapha-Gerei schien im Felde eine Besonnenheit zu besitzen, die ihm in jedem andren Verhältnisse gebrach; er führte seinen Rückzug mit Ordnung aus, setzte sich täglich dem nachrückenden Feinde zur Wehr, und erschwerte ihm sein Fortschreiten durch blutige Gefechte. Doch Glinski's unver-

muthete Wendungen, bald auf dieser bald auf jener Seite ihn zu überflügeln drohend, nöthigten ihn endlich, die Vertheidigung seines Staates in offenem Felde aufzugeben, und auf die Behauptung seines Herrschersitzes sich zu beschränken. Er warf sich in die Stadt, Fürst Michael und Obolensky folgten ihm auf der Stelle. Sapha-Gerei belebte den Mut seiner Krieger durch reichliche Löhnung; durch eine grauenerregende Schilderung der Wuth, welcher die Moskowier in der eroberten Stadt sich überlassen würden, feuerte er die Bürger zur eifrigen Theilnahme am Kampfe an. So vertheidigte sich Kasan mit seltener Standhaftigkeit; Michael Glinski musste auf eine langwierige Einschliessung sich gefasst machen, als ihn der Gedanke einiger jungen Krieger von seiner unmuthigen Besorgniss befreite.

Es hatten eines Tages wiederholte Stürme von beiden Seiten die Streiter ermüdet; doch selbst bei erschöpften Kräften durfte unter Glinski's Leitung die Sorglosigkeit nicht Raum gewinnen. Die Tataren hingegen erquickten sich durch eine reichliche Mahlzeit, und überliessen sich sodann gedankenlos dem Schlafe. Da bemerkten einige junge moskowische Edelleute beim Schimmer des Mondes, dass selbst die Schildwachten auf Mauern und Wällen eingeschlummert am Boden lagen. Sie benutzten die Umstände, schlichen zur hölzernen Umpfählung hin, bestrichen das Holz mit Pech und Schwefel, zündeten es an, und liessen die aufschlagende Flamme zugleich das Zeichen für die übrigen seyn. Augenblicklich erscholl der Befehl zum Aufbruche, unter schmetterndem Trompetenklang und furchtbarem Kriegesgeschrei stürzten die Russen daher, drangen durch Rauch und Flammen in die Verschanzungen, machten

sich zu Meistern der Vorstädte, und opferten eine grosse Anzahl von Kriegern und Bürgern ihrem Grimme. Wenige Feldhäupter des Feindes erblickten die aufgehende Sonne; der alte Atalyk, ein berühmter kasanischer Held von schreckendem Aeussere, dessen Schwerdt schon manche moskowische Mutter um ihre Hoffnungen gebracht, fand in der feuerbeleuchteten Finsterniss seinen Tod; Sapha-Gerei entschlüpfte dem Verderben, und gelangte nach Arsk. Obolensky setzte mit leichten Reitern ihm nach, Michael Glinski zog hinaus, die übrigen Tatarenhorden, die in der Gegend umher schwärmten, zu zerstreuen. Müssig und sorglos weilten indessen die andren Feldherren vor der bestürmten Stadt; ihrer Fahrlässigkeit war es zuzuschreiben, dass ein Haufe von Tscheremissen, den Hülfsvölkern des Sapha-Gerei, die russische Wagenburg überfallend, viele Kanonen und Kriegesvorrath davon schleppte, und mehrere Hauptleute und Beamte niedermetzelte. *) Der Ueberfall weckte die Heerführer aus ihrer Starrsucht; sie versuchten neue Angriffe gegen die Stadt, und da nur eine geringe Besatzung noch sie vertheidigte, erwartete Jedermann die unausbleibliche Eroberung. Fürst Bielsky aber, der Mann, welcher das entscheidendste Wort führte und im ganzen Feldzuge doch am wenigsten gethan hatte, sprach von Mitleid mit den armen geängstigten Einwohnern, nahm ihre Sprecher gütig auf, und gewährte ihnen den Frieden. Die Stadt musste sich, und that es mit freudiger Bereitwilligkeit, zu

*) Die Tscheremissen wohnten zu beiden Seiten der Wolga, scheinen einen einfachen Naturglauben zu haben, und zeigten in ihrer Sprache weder mit den Russen noch mit den Tataren einige Aehnlichkeit. Jetzt sind viele getauft.

einer augenblicklichen Gesandtschaft nach Moskau verpflichten; sie leistete einen Eid, dass sie ohne Zustimmung des Zars keinen Khan erwählen würde. Daneben erlegte sie ein schweres Gewicht Silbers, und wieviel davon in Bielsky's Säckel glitt, der schon früher eines geheimen Wuchers dieser Art verdächtig gewesen, lässt sich denken, aber nicht bestimmen. Die Feldherren waren über die unzeitige Milde entrüstet, Michael Glinski überhäufte ihn vergebens mit Vorwürfen, der Oberbefehlhaber prunkte mit dem Namen eines grossmüthigen Siegers, trotzte voll frechen Eigendünkels der allgemeinen Verhöhnung, und entging, ein Neffe des Herrschers, der Ahndung, die seine Gewinnsucht verdient hatte. Der Feldzug war zu Ende; Michael Glinski durfte sich seiner nicht schämen; zum alten Lorbeerkranze aber waren wenige neue Blätter gekommen.

Indessen umwölkte die Schwermut immer sichtbarer das schöne Auge der Zarin; der Glanz der Krone, welche ihr das Haupt schmückte, schien dem Antlitz keinen Schimmer der Freude mittheilen zu können, und in einem Pallaste, wo tausend Füsse ihrem Winke gehorchten, tausend Wünsche sie um ihr Glück beneideten, war Niemand von herberem Grame gebeugt, Niemand des Neides weniger werth. Wassilji Iwanowitsch vergötterte seine Gattin; doch mit Sehnsucht harrte er auch darauf, dass sie einen Erben ihm schenken möchte, und dieses Glück allein schien ihr der Himmel, wie der Salomea, zu versagen. Traurige Ahnungen bestürmten ihre Ruhe, und während ihre Kammerfrauen in tiefem Schlafe lagen, durchseufzte sie trostlose Nächte. War die Liebe des Zars innig genug, um von

der unfruchtbaren Gemahlin nicht zu lassen? Oeffnete sich das Gitter des Klosters nicht schon, um die fortgeschleppte Verdrängerin der Salomea gleichfalls zu empfangen? Umsonst rang sie in brünstigem Gebete die Hände; alle Herzen gewann ihre Anmut, das unerbittliche Schicksal achtete ihrer Thränen nicht. Sie spendete den Armen reiche Almosen, sie wanderte von einem heiligen Gotteshause zum andern, besuchte die Klöster, trat in die entlegenen Zellen der Einsiedler, und versäumte keine fromme Pflicht, welche der Glaube empfahl oder der Aberglaube ihr zuflüsterte; alle Bemühungen waren umsonst. Der Zar, mit schwerem Herzen seinen Hoffnungen entsagend, aber zu zärtlich liebend, um einen verletzenden Vorwurf sich entschlüpfen zu lassen, begleitete sie auf ihrer Pilgerfahrt zum Bielosero, damit sie an den Ufern dieses heiligen Sees die wirksamen Gebräuche beobachten möchte; die Reise blieb ohne Erfolg, sein Kummer nahm zu, und die tröstlichen Prophezeihungen, die man ihm hinterbrachten, vermochten ihn nicht zu erheitern. Michael Glinski, über die Kinderlosigkeit seiner Nichte nicht weniger bekümmert, suchte umsonst durch scherzende Ermunterungen den Unmut des Herrn zu lösen,*) und wie ihm in Polen ein königlicher Freund gestorben, musste er hier die Verstossung einer verwandten Zarin fürchten.

Je verzweifelter Wassilji Iwanowitsch jeder Hoffnung bereits entsagt hatte, desto stürmischer entzückte ihn der Gruss des Glückes. Das Leuchten der Freude

---

*) Michael Glinski verstand sich auf feinen Scherz wie auf mannlichen Ernst. „Seria jocosisque rebus atque idoneus," bezeichnet ihn Herberstein.

im Angesichte, schlüpfte er zu Michael Glinski, ergriff mit Heftigkeit seine Hand, und verkündigte ihm, dass seine Gattin ihn mit einem süssen Geständnisse, dem süssesten nach dem Geständnisse der Liebe, überrascht habe. Mit dem Gebote des Herrschers vereinigte das Volk nun das seinige, auf Helena's Wangen kehrte die prangende Fülle der Blüthe zurück; wo sie sich zeigte, bestürmte die Menge sie mit Freudengrüssen, und Michael Glinski, obschon hoch bereits in Ehren und Gnaden stehend, empfand dennoch, dass er der Grossoheim des künftigen Kronerben geworden. Die Stunde, welcher Hoch und Gering mit ungeduldiger Erwartung entgegen blickte, nahte; die Gotteshäuser standen offen, jeder Mund flehte den Himmel um einen Zarensohn, auf allen Plätzen Moskau's weilten Fragende und Berichtende. Da lief endlich die Nachricht durch die Stadt, dass Helena so eben der theuren Bürde entledigt werde, ein furchtbares Ungewitter begleitete mit Blitzen und Donnern die Geburt; es war ein Knabe, die Welt erblickte Iwan Wassiljewitsch, der so viel Gutes und Böses gethan, durch so glänzende Eroberungen seinen Namen verherrlicht und ehe er die Erde verliess, sie fast alle sich wieder entrissen gesehen.

Seit er seinen Kerker verlassen, war Michael Glinski im vollen Sinne des Wortes der Freund seines Herrn geworden. Er hatte dem Gebieter das gebrochene Versprechen, Wassilji seinem Feldherrn die verbrecherische Flucht von ganzem Herzen verziehen; auf Beide wirkte das Alter. Es lehrte den Einen, dass er nicht mehr wie sonst, wenn ihm in diesem Staate seine Wünsche versagten, mit vertrauensvoller Hoffnung seine Hütte in jenem aufschlagen könne; der Andere, bisweilen

len schon von den Ahnungen des Todes überschlichen, erblickte einen zarten Knaben in der Wiege, für dessen Jugend, wenn das Verhängniss den Vater hinweg gerufen, eine junge, durch keine Erfahrung geprüfte Mutter sorgen musste. So flocht die Freundschaft zwischen Beiden vielfache und sichere Bande; Michael Glinski trachtete nicht mehr danach, von Ehren umschimmert die Andren alle zu überfliegen, dagegen fühlte er aber auch jetzt einen festen Boden unter seinen Füssen; er durfte die Schlingen der Eifersucht nicht mehr fürchten, hatte sich vor den Schleichwegen des Neides nicht ängstlich mehr zu hüten, und wenn ihn keine Bewunderung vergötterte, entschädigte ihn reichlich die allgemeine Achtung. Die Bojaren selbst erkannten die Veränderung, in welcher er vor ihnen stand; es graute ihnen nicht mehr so peinlich vor seiner Ehrsucht, sie begannen in die Redlichkeit seiner Absichten Vertrauen zu setzen, und gewöhnten sich allmählich, ihn als einen einheimischen Edelmann zu betrachten; sie besorgten kaum mehr, von seinem Glanze verdunkelt zu werden, und Wenige nur fürchteten, dass er ihnen die Gunst des Gebieters zu entziehen suche.

Drei Jahre waren verflossen, seit Helena Glinski das Reich mit einem Thronfolger beschenkt hatte; dem Erstgebornen war ein zweiter Knabe gefolgt, und Wassilji Iwanowitsch, als Herrscher vom Glücke begünstigt, empfand als Gatte die belohnendste Gewogenheit desselben. Da zog er am Jahrestage der Geburt seines Iwan mit Gattin und Kindern zum Kloster der Dreifaltigkeit, und verrichtete seine Andacht zu den Füssen des heiligen Sergius. Des frommen Geschäftes ledig, liess er Helena und die beiden Knaben nach der Haupt-

stadt zurück kehren; er selbst bestieg ein Ross und begab sich auf die Jagd. Aber die Waidlust ergetzte ihn nicht, ein Schmerz im Buge der linken Hüfte verleidete ihm das Vergnügen, und bald zeigte sich an der schmerzenden Stelle eine Blatter. Doch sein Ungemach verschweigend, sass er bei einem Schmause, mit welchem Schigona, der Marschall des Pallastes, in seinem Jagdschlosse ihn beehrte, nahm ein Bad, und folgte, vom schönen Wetter gelockt, den Bojarensöhnen auf's Neue zur Jagd. Doch der wachsende Schmerz trieb ihn bald zurück, er konnte nicht weiter, und musste in einem Dorfe sich nieder legen. Ein Eilbote rief den Fürsten Michael Glinski herbei. Der Gerufene erschrak, es erneuerte sich der Auftritt vor König Alexander's Sterbebette. Indessen langten zwei deutsche Aerzte an, und verkündigten nur schwache Hoffnungen; die schmerzende Stelle ging in Entzündung über, und bald entdeckte sich eine eiternde Wunde. Die Bojarensöhne fragten bekümmert nach ihrem Zar; es ward ihnen gesagt, er sey von der Anstrengung der Jagd ermüdet und wünschte doch das Dorf zu verlassen. Da boten sie ihre Schultern, und trugen ihn hinüber nach Wolokolamsk. Nur Michael Glinski, Schigona und Fürst Andreas, der Bruder des Kranken, wussten um das gefährliche Uebel; Wassilji bat, die Gefahr geheim zu halten, weder Helena noch sonst Jemand in der Hauptstadt sollte sie ahnen. Doch sandte er hierher, und liess das Testament seines Vaters und seines Grossvaters, Wassilji des Blinden, holen.

Endlich ward auf einem Schlitten ein Bett bereitet, und anders, als er bei seiner Abreise es vermuthet, kehrte der kranke Zar nach seiner Hauptstadt zurück.

Im Kloster der heiligen Joseph ward halt gemacht. Wassilji zeigte sich auf einem Prunkbette, hörte die Gebete der Umherstehenden und sah die Thränen einer schmerzlichen Theilnahme von den Wangen seiner Unterthanen rinnen. In Moskau aber begehrte er heimlich anzulangen; die Einwohner sollten seinen nahen Tod noch nicht fürchten, die Gesandten der fremden Fürsten ihn nicht in der Schwäche des Siechthums erblicken. Ein Fluss, der halb nur zugefroren, hinderte die Reise; das Eis ward fortgehauen, und eine Brücke in aller Schnelle gebaut. Kaum hatte der Zar sie betreten, so brach sie unter ihm zusammen; die Pferde stürzten in's Wasser, die jungen Edelleute flogen herbei, hieben die Zugstränge durch, und rissen den Schlitten an's Ufer zurück. Eben so empört als erschrocken, waren sie im Begriff, den Erbauer der Brücke niederzustossen; Wassilji, milde geworden im Angesichte des Todesengels, bat um Schonung und rettete dem erblassten Manne das Leben.

Zu Moskau brachte man ihn in das Schlafzimmer des Kremls. Hier empfing er die vorzüglichsten Bojaren, und liess eine neue Urkunde seines letzten Willens aufsetzen. Iwan, sein dreijähriger Sohn, sollte sein Nachfolger auf dem Throne des alten Rurik seyn; bis zu seinem funfzehnten Jahre sollte die Mutter des Knaben, als des Reiches Regentin, die Vormundschaft für ihn führen, ihr zur Seite einige erfahrne Bojaren, vor allen Andren aber Fürst Michael Glinski, als leitende Räthe stehen. Nachdem der Kranke auf diese Weise seine Wünsche dargethan hatte, stand er auf und nahm das Abendmahl. Bald aber kehrte die Schwäche beunruhigender zurück, er bestieg das Lager wieder,

und schluchzte vor Schmerzen. Doch sprach er zu den versammelten Männern, ermahnte seine Brüder mit wirksamem Ernste zur Eintracht und liess sich das Wort von ihnen geben, dass sie gegen ihren Neffen niemals mit gewissenloser Ehrsucht sich erheben würden; er forderte die Bojaren zu gemeinsamer, dem Vaterlande ersprieslicher Thätigkeit auf, bat sie, bei jedem Sturme der Zeit sich des armen vaterlosen Knaben mit Liebe anzunehmen, und Michael Glinski, seinen geprüften Freund, den klugen Manne, bei welchem der Erfahrenste, ohne zu erröthen, sich Rath holen dürfe, niemals zu verlassen. Ihn selbst aber beschwor er, für Helena und Iwan sorgend, jedem Versuche der Selbstsucht zu widerstehen, für Mutter und Sohn sein Blut mit Freuden zu vergiessen und „seinen Leib in Stücke hauen zu lassen." Nachdem er also gesprochen, sank er zurück, und schwieg eine lange Zeit hindurch. Die Edelleute mussten sich entfernen, nur Michael Glinski sollte neben seinem Bette weilen. Indessen trat einer der deutschen Aerzte in's Zimmer, und untersuchte noch einmal das Geschwür. Der Zar beobachtete ängstlich seine Miene, und befragte ihn alsdann um seine Meinung. Der Arzt zuckte die Achseln, und äusserte, im Himmel wohne die Macht, die einen Sterbenden mit neuen Lebenskräften ausrüsten könne. Auf dieses Wort wandte sich der Zar zur Seite, fasste aber bald seinen letzten Mut zusammen, liess noch einmal die Bojaren rufen, sprach mehrere Stunden hindurch mit ihnen und erwog, wie die Zügel des Reiches nach seinem Tode zu führen.

Bis jetzt hatte der scheidende Zar weder seine Gattin, noch seine Kinder gesehen. Er erzitterte vor ihrem Anblick, er fühlte, wie noch vor dem letzten Todes-

kampfe das Herz ihm brechen würde, wenn er von dem Theuersten, so er auf Erden besaß, für immer sich würde losreissen müssen; es war ihm, als wenn auf den Abschied von den Geliebten auch augenblicklich der Abschied vom Leben sich einstellen müsste, und so hatte er gebeten, Mutter und Söhne von seinem Krankenlager noch entfernt zu halten. Aber Helena rannte jeden Augenblick zur traurigen Schwelle hin, und fluchte den Rathgebern des Zars, dass sie erbarmenlos von seiner unglücklichen Gattin ihn trennten, sie erhob die Hände zum Himmel, befragte jeden Vorübergehenden mit Ungestüm, und erfüllte das Gebäude mit dem Wehgeheul ihres Schmerzens. Die Kinder sahen ihre Mutter jammern und wimmerten weinend, ohne zu wissen, was vorging. Vor Wassilji's Augen aber ward es immer dunkler, und endlich konnte er der Sehnsucht nicht länger widerstehen. Fürst Andreas und Michael Glinski gingen hinweg, um Gattin und Kinder zu holen. Nachdem Wassilji das Kreuz des heiligen Metropoliten Petrus sich auf die Brust hatte legen lassen, erschien Iwan Glinski, der Bruder der Zarin, und hielt den Erstgebornen seines Gebieters auf dem Arme. Der Vater verrieth seinen Schmerz durch einen lauten Seufzer, er nahm das Kreuz, und segnete mit dem heiligen Werkzeuge den Knaben. Jetzt trat Helena in's Zimmer, die bleiche Todesgestalt des Gemahls raubte ihr die Stimme, es versagten ihr die Kräfte, zu ihm hin zu schreiten, und erst nach mehreren Minuten einer schauerlichen Stille stürzte sie auf ihn, und verbarg schluchzend das Gesicht in der Decke seines Lagers. Endlich bat sie ihn um Verzeihung, im Falle sie durch jugendlichen Leichtsinn ihn gekränkt hätte, und dankte

ihm für seine wandellose Zärtlichkeit, für ihre Erhebung auf den Thron, für die liebevolle Sorgfalt, welche sie kaum verdient. Nachdem er sie darauf zu trösten versucht, wünschte er, dass er auch ihrem zweiten Sohne den Segen ertheilte; der Kranke that es, und ersuchte sie, ihn mit den Kindern zu verlassen. Sie wollte von der Stelle nicht weichen, wollte beim letzten Athemzuge ihres Gemahles zugegen seyn, und musste mit Gewalt zum Zimmer hinaus gebracht werden.

Der Zar legte sodann eine Mönchskleidung an, liess sich die Brust mit dem grossen Engelsgewande bedekken, und darauf das Evangelium legen. Von dem Augenblicke an kam kein Wort mehr aus seinem Munde, sein Auge brach, nach einer halben Stunde hatte das moskowische Reich einen Herrscher verloren, welcher zwischen zweien denkwürdigen Zaren nicht unbedeutend in der Weltgeschichte dasteht. Der Métropolit öffnete die Thüre, und verkündigte den Tod des Herrn; unverzüglich trat er darauf zu den Brüdern des Erblichenen, und liess sie im Vorsaale einen feierlichen Eid ablegen, dass sie der Ermahnung des sterbenden Herrschers Gehorsam leistend, jeden unlautern Wunsch ihrer Ehrsucht unterdrücken würden. Die Bojaren aber begaben sich zur fürstlichen Wittwe, verkündigten ihr die Auflösung des Kranken, und sprachen ihr Trost zu. Zwei Stunden hindurch lag Helena in Ohnmacht; sie war dem Gatten mit kindlicher Ehrfurcht ergeben, hatte ihm, von Dankbarkeit beseelt, seine Liebe vergolten, und besass nicht Herrschsucht genug, um durch den Schmeichelgedanken einer Regentschaft den Vater ihrer Kinder zu vergessen. Bald erdröhnten die Trauerklänge der grossen Glocke, und das Volk strömte zum Pal-

lasse, um auf dem Prachtbette den Leichnam seines geschiedenen Herrschers zu sehen. Die Bestattung geschah mit stiller Feierlichkeit; die Zarin, die, vom Schmerz überwältigt, nicht zu gehen vermochte, ward von den Bojarensöhnen getragen; hinter ihr schritt Michael Glinski, und ihm folgten die vornehmsten Häupter des Reiches. Nicht unbeweint zog Wassilji Iwanowitsch in die Kirche des heiligen Michael, dem stillen Hause des Todes, aus welchem kein moskowischer Zar wieder hervor getreten.

Zehntes Kapitel.

Nachdem der alte Fürst (1533) in die Gruft gesunken, trat das Gefühl der allgemeinen Verwaisung erst deutlich hervor. Man sah einander mit zweifelhaften Blicken an, und jeder Ausdruck verrieth das kränkelnde Vertrauen, mit welchem man seine Erwartungen der nächsten Zukunft entgegen führte. Kaum hatte ein so unmündiger Knabe die Krone des moskowischen Reiches noch getragen, und mit Ausnahme der alten, vom Nebel der Fabelwelt umflossenen Olga kein Weib die Zügel der Herrschaft in Händen gehabt. Sprach der Eine von den launenreichen Schwächen einer Gebieterin, die einen Staat mit mannichfacheren Uebeln als die ungebundenste Grausamkeit eines Mannes heimsuchen könne, so bemerkte der Andere, dass diese Reichsverweserin nicht die Milch einer russischen Mutter gesogen, in ihren Adern fliesse litthauisches Blut, in ihrem Kopfe aber niste deutsche Gesinnung; beides habe die Welt bisher wenig zu erfahren bekommen, jetzt, da

der Tod den gebietenden Arm entwaffnet, werde man es nur allzufrüh gewahr werden. Aber wenn sie selbst die musterhafteste aller Frauen wäre, versicherten Andere, wie könnte der Staat zu erfreulichem Wohlseyn unter einer Herrscherin gelangen, welche die Nichte eines Glinski und eines Glinski Schwester? Michael besitze bei den Vorwürfen, so auf ihm lasten, erkennenswürdige Verdienste um Moskau; Wassilji habe nicht leichtsinnig ihm die Vormundschaft übertragen, und liesse die Wahl sich tadeln, so müsse man doch den Willen des erblichenen Herrschers in Ehren halten; die Raubthiere aber, die im Fleische des Reiches gierig wühlen würden, das seyen die übrigen Glinski, hochfahrende, dünkelstrotzende Männer, von welchen jeder einen Michael in sich bewundert; vor ihnen würden wackere Edelleute sich verneigen, redliche Bürger sich in den Staub werfen müssen; was ihrem lüsternen Auge gefiele, werde der Unterthan ihnen demüthig zum Geschenk anbieten müssen, und wie der Römerstaat einst von dreissig Tyrannen zerrissen worden, werde Moskau, gleich einem gequälten Wurm sich krümmend, unter dreissig Glinski erseufzen. — So erhob sich gegen die Zarin ein allgemeiner Hass, der seit ihrer Krönung gänzlich getilgt schien, und wie die Leidenschaftlichkeit der Menge auf die seltsamsten Erfindungen zu gerathen pflegt, flüsterte man auch hier einander zu, die Litthauerin sey das Verderben ihres Gemahles geworden, und habe einen Herrscher, welchem rüstige Kraft und Gesundheit ein hohes Alter versprochen, so frühzeitig schon dem Grabe zugeführt.

Helena Glinski befand sich allerdings in einer bedenklichen Stellung. Es konnte ihr nicht unbekannt

seyn,

wie auf den Männern, die ihren Namen trugen, der Widerwille des gesammten Adels lastete, und jedes missglückende Beginnen den frevelhaftesten Beweggründen zuschreiben würde; dagegen war ihr der Oheim vom sterbenden Gemahle zum Führer erkoren; zu keinem Manne hatte sie ein gleiches Zutrauen, der ganze Bojarenrath schien ihr vor seiner Weisheit verstummen zu müssen. Zugleich aber bestanden die Brüder des gestorbenen Herrschers auf eine Anerkennung ihrer Würde, und konnten es sie empfinden lassen, dass ihnen durch Geburt, was ihr weit später durch Wassilij's Neigung geworden; verdienstvolle Bojaren erwarteten von ihrer Klugheit, dass sie, durch keine Bande der Verwandtschaft sich fesselnd, dem Würdigsten die ehrenvollste Theilnahme an der Herrschaft gestatten würde; namenlose Edelleute drängten sich in ihre Nähe, um ihre Unerfahrenheit zu blenden, und wo sie nicht gesäet, schnell und glücklich eine reiche Erndte zu erhalten. Die Schmeichelei versuchte ihre Künste; hatte sie bisher nur dem Weibe, der Gemahlin des Herrn, ihre Opfer gebracht, so bereitete sie sich jetzt, und das war verfänglicher, die Reichsverweserin zu umstricken; sie konnte tausend Wege benutzen, und wenn der fürstlichen Wittwe ein lauernder Hass Verderben drohte, so konnte ihr eine geheuchelte Liebe noch weit gefährlicher werden. Aber jenem wie dieser begegnete Michael Glinski mit vorbauender Klugheit. Wassilji's Brüdern eine freundschaftliche Achtung zeigend, die jedoch von der Ehrsucht keine Vorschrift annehmen zu wollen versprach, bei jeder Gelegenheit die würdigsten Bojaren zu Rathe ziehend, ohne jedoch den Gedanken aufkommen zu lassen, als bedürfe er ihrer mitwirken-

den Thätigkeit, die Zudringlichen mit wortkargem Ernste zurückweisend, durch verächtliche Kälte die Schmeichler entfernend, war er die Seele der Regierung, und hielt, indem er keine verletzte, alle Leidenschaften im Zügel. Zu gleicher Zeit aber dämpfte er auch den Hochmut seiner Verwandten; ein Glinski zu heissen, gewährte auf der Bahn der Beförderung noch keinen Vortheil, und warfen ihm die Seinigen Liebloſigkeit vor, hiessen sie ihn einen stiefväterlichen Sorgeträger für sein Geschlecht, so sagte er, der Himmel habe ihn nicht allein ihnen zum Verwandten, sondern auch dem moskovischen Reiche zum Vormunde gegeben; sündige er als jener, so hätten sich einige Wenige zu beschweren, als dieser, so riefen ihm Tausende gerechte Verwünschungen zu. War es schwierig, die übrigen Mitglieder seines Hauses immer in den Schranken der Bescheidenheit zu erhalten, so ward es oft eine noch weit herbere Aufgabe, die Nichte zu leiten. So innig sie seine höheren Einsichten ehrte, so trat doch häufig genug der Drang des eigenen Willens hervor; das Gefühl der Gewalt trat mit der Eitelkeit zusammen, und glaubte in der Leitung des Oheims ein unerfreuliches Joch zu erkennen. Michael Glinski musste den liebevollen Rathgeber nicht selten mit dem strengen Gebieter verwechseln; wo er in die Ferne blickte und dieser Voraussicht gemäss seine Vorkehrung traf, tadelte Helena, über die nächste Gegenwart wenig hinaus denkend, seine Maasregeln, und wenn er seine Schritte durch die triftigsten Gründe vertheidigt zu haben glaubte, blieb ihm der vorige Eigensinn noch immer zu bekämpfen.

Indessen bildete er einen Reichsrath aus den Brüdern des Zars und zwanzig erlesenen Bojaren; einige derselben nahmen Theil an den Verhandlungen im Pallaste, andere lebten als Statthalter von der Hauptstadt entfernt. Die auswärtigen Angelegenheiten sollten im Namen des jungen Iwan, die inländischen im Namen des Knaben und seiner Mutter entschieden werden. Nach Feststellung dieser Verhältnisse fand sich in der Kirche zur Himmelfahrt Mariä eine feierliche Versammlung ein; die höhere Geistlichkeit, die Blüthe des Adels und eine unzählige Volksmenge drängte sich um den Altar, und als vom Gewölbe des Hauses der Gesang wiederzuhallen begann, ward der Knabe Iwan herein gebracht, und mit tausend Stimmen begrüsst. Der Metropolit segnete ihn als den Fürsten Russlands, „der über sein Thun und Lassen nur dem höchsten Richter im Himmel Rechenschaft abzulegen habe." Sodann beschenkten ihn die Grossen des Reiches mit ihren Gaben, und nach allen Bezirken wurden Boten gesandt, welche Iwan den Vierten Wassiljewitsch als den Beherrscher des moskovischen Staates verkündigten.

Aber nur zu bald verrieth es sich, dass an der Spitze dieses Staates ein willenloser Knabe stand; neben ihm eine Mutter, die auf der einen Seite den eigenen Willen zu hartnäckig behaupten wollte, und auf der andren zu lenksam sich die Richtung anweisen liess; ihr zur Seite ein Kreis von Mächtigen, welche mit misstrauischer Eifersucht sich beobachtend, über die Einflüsterungen der Selbstsucht das Heil des Ganzen aus den Augen setzten, und nur in Eintracht sich zusammen fanden, wo es darauf ankam, ihrem Vorgesetzten, dem Für-

sten Michael Glinski, entgegen zu wirken. So geschah Manches, wozu der Oheim der Zarin seine Einwilligung nur nach langem Sträuben gegeben, Manches, dem er sich offenbar widersetzt hatte; Beides schrieb das übelberichtete Volk auf seine Rechnung. Georg, der älteste Bruder des Zars, musste in den Kerker wandern; er mochte, ein zu entschiedenes Wort führend, die gesetzgebende Hoheit der Bojaren nicht anerkennen wollen, und ward der Herrscherin als ein gefährlicher Schwager geschildert. Das Volk erstaunte, die Gewaltsamkeit erregte Misstrauen. Iwan Ljätzky, von Geburt ein Preusse, als Feldherr sich ausgezeichneter Verdienste rühmend, verlor die Liebe zu einem Throne, von dessen Stufen die Hand herrschsüchtiger Edelleute die Göttin der Gerechtigkeit hinab gestürzt hatte; Simeon Bjelsky, ein Neffe des Zars, welchen der Sterbende den Bojaren angelegentlich empfohlen, erschrak über seine Verwandtschaft mit dem gekrönten Knaben, und fürchtete, das Licht der Freiheit mit der Finsterniss eines Kerkers vertauschen zu müssen; beide befanden sich eben im Westen des Reiches und sammelten Schaaren, weil man dem Frieden mit Litthauen nicht traute. Sie theilten einander ihre Besorgnisse mit, traten in ein geheimes Verständniss mit dem Könige Sigmund, sagten von ihrem Eide sich los, und nahmen ihre Zuflucht in einen Staat, gegen welchen sie seit mehreren Monden Krieger geworben und geübt hatten. Ein solcher Schritt wirkte auf die Machthaber zurück; der Argwohn schärfte das Auge, die Strenge artete in Grausamkeit aus, die Furcht kannte selten ein Erbarmen. Iwan Bjelsky, unter den Statthaltern im Lande

der erste und ein geachtetes Mitglied im Reichsrathe, ward das Opfer eines verhassten Namens; nichts Arges ahnend, befand er sich zu Kolomna, woselbst er ein Lager für das Heer einrichtete, sah sich in seiner Wohnung plötzlich von Häschern angegriffen, und ward in Ketten nach dem Kreml geschleppt. Ein gleiches Schicksal ereilte den Fürsten Worotynsky, und das Loos der Väter theilten die Söhne. Sie galten sämmtlich als Mitschuldige jenes entflohenen Paares, drangen mit ihrer Vertheidigung nicht durch, und durften erst, wo Niemand sie vernahm, im Kerker, über die Ungerechtigkeit ihrer Verdammer klagen.

So lange es jedoch im Reichsrathe keinen Höheren als Michael Glinski gab, geschah neben dem Tadelnswerthen auch des Löblichen nicht wenig, und fasste man den Zustand des ganzen Staates in's Auge, so war dieses vielleicht bedeutend genug, um jenes aufzuwiegen. Bald aber hatte der einsichtsvolle Greis nicht allein mehr mit den Ränken des Neides und der Ehrsucht zu kämpfen; eine neue furchtbare Macht, die er dunkel vielleicht geahnt hatte, erhob sich ihm gegenüber, sein Einfluss sank, seine Stimme verlor ihr Gewicht, und dem Hasse gewachsen, musste er unerwartet der Liebe erliegen.

Als Helena Glinski aus den Händen der Oberhofmeisterin im Pallaste das fürstliche Hochzeitgewand erhalten, war sie kaum in die Jahre des Gefühls getreten. Der Gemahl, welcher sie plötzlich zu einer so glänzenden Höhe erhoben, bezeugte ihr seine Liebe durch die zärtlichste Aufmerksamkeit, und ahnte keinen Wunsch ihres Herzens, dass er nicht augenblicklich ihm

die Befriedigung gewährte. Die Dankbarkeit sicherte ihm die Neigung der Gattin, die hoffnungslose Niedrigkeit ihres früheren Lebens lag noch zu nah hinter ihr, als dass nicht jeder dämmernde Morgen sie zu neuer Erkenntlichkeit aufgefordert hätte. Von keiner Leidenschaft beherrscht, blieb sie mit dem Gefühl einer liebevollen Tochter eine treue Gattin; gewann sie auch die Neigung der jungen Bojarensöhne, so standen sie viel zu fern, als dass ihre Glut sich verrathen durfte oder die Bewunderung etwas anderes als die holde Gefährtin des Herrschers in ihr vergötterte. Wassilji's Tod erfüllte die junge Wittwe mit ungeheucheltem Grame; die Thränen, die ihrem Aug' entquollen, waren die aufrichtigsten vielleicht, welche bei'm Leichenbegängnisse geschen wurden. Doch der Schmerz verlor sich mit den hinschwindenden Monden, das freie jugendliche Gemüth stand jedem Eindrucke offen; je länger die Liebe in diesem Herzen geschwiegen, desto heftiger, musste man glauben und der Oheim fürchtete es in der That, würde sie, wenn die Stunde geschlagen, es beherrschen Michael Glinski liess es an Wachsamkeit nicht fehlen, aber welch ein Wächter kann ein Herz mit dem Schilde der Vorsicht schirmen? Die grauen Bojaren hatten liebenswürdige Söhne; suchten jene sich der Herrscherin zu bemächtigen, so war es das Streben dieser, der schönen Wittwe zu gefallen. Die Schmeichelei drängte sich mit den lauten Ausbrüchen der Bewunderung zu ihr hin, die wahrhafte Neigung sprach in entflammenden Blicken, die siegreiche Verführungskunst flocht geschäftig ihre Netze. Hundert Edelsöhne wiegten sich in berauschenden Hoffnungen, ein Wettstreit werbender Ge-

fallsucht belebte den Pallast, und bald erwartete schon das Volk den Namen des Jünglings zu hören, welchen das auszeichnende Wohlwollen der Zarin schmücke. Während unzählige Wünsche sich regten, hatte Einer den Sieg bereits davon getragen; Helena Glinski hatte ihre Freiheit verloren, mit der ganzen Glut einer ersten Leidenschaft gab sie sich dem geliebten Manne hin, vor der süssen Stimme des Erwählten hatte sie kein Ohr mehr für die Weisheit des Oheims, und Jedermann bemerkte mit Erstaunen, dass die Zügel der Herrschaft nicht mehr in Michael Glinski's Händen allein ruhten.

Der Bojar Owtschina, Fürst Telepnew-Obolensky, besass alle Eigenschaften, um in einem Kreise von Männern die Aufmerksamkeit zu gewinnen, und die Neigung der Frauen zu fesseln. Jung und gewandt, einem ruhmvollen Geschlechte entsprossen und mit zeitlichen Gütern gesegnet, glänzte er durch hellen Verstand, stand im Rufe einer ritterlichen Tapferkeit, und versäumte keinen Anlass, um durch thätige Theilnahme an den Ereignissen im Reichsrathe wie im Felde das Ansehen seines Namens zu erhöhen. Sein höchster Stolz aber war's, im Herzen der Zarin jeden Nebenbuhler zu vertilgen. Seine Wünsche sahen sich befriedigt, und während ihn selbst im Laufe ehrsüchtiger Bemühungen plötzlich die glühendste Leidenschaft überraschte, hatte er die Frau, die er anbetete, mit gleicher Glut entflammt. Zwiefach beglückt, pries er seine Sterne; doch besass er jugendliche Bescheidenheit genug, um dem Oheime seiner Geliebten sich anzuschliessen, und der Zweite in einem Reiche zu heissen, an dessen Spitze ein so ruhmvolles Haupt stand. Neben

einem Michael Glinski, einer so strahlenhellen Sonne, der Mond zu seyn, durfte Niemand, am wenigsten ein Jüngling von solchen Jahren, sich schämen. Der Oheim seiner Geliebten war ihm gewogen; er erkannte die preiswürdigen Eigenschaften des jungen Bojaren, gründete auf seine Klugheit manche Hoffnung, und schwieg zu einem Verhältnisse, welches bereits herbe Tadler gefunden. Nachdem aber Helena, nur für ihre Leidenschaft lebend, jede Rücksicht der Besonnenheit vergass, und die Würde des Thrones zu schimpflich verletzte, als dass sie nicht die allgemeine Verachtung sich zuzog, schwieg der Greis nicht länger; er ermahnte sie, der verderblichen Neigung zu entsagen und die öffentliche Stimme ehrend, ihren Buhlen zu entlassen. Owtschina erfuhr jedes Wort aus dem Munde der Zarin wieder. Er erschrak, er fragte, ob die Schwüre der Liebe, mit welchen Helena sich ihm geschenkt, die Verkündiger eines aufrichtigen Gefühles gewesen, und als sie ihre Echtheit mit neuen Betheuerungen versichert hatte, legte er ihr den Plan vor, wie dieser feindselige Dämon ihres Glückes für immer sich entfernen liesse. Helena schwieg, ihr Schweigen sprach.

In seiner Wohnung ward Michael Glinski von Owtschina's Söldlingen überfallen, und nach einem abgelegenen Gemache des Zarenpallastes geführt. Bezahlte Männer traten auf, die ihn anklagten, er habe den Knaben Iwan in seine Gewalt zu erhalten versucht, habe seine Nichte zu dem blutgierigsten Verfahren gegen würdige Staatsdiener beschwatzen wollen, und mit auswärtigen Feinden des Reiches, um seinen Gegnern in demselben desto kräftiger widerstehen zu können,

in verrätherische Unterhandlungen sich eingelassen. Die Ankläger hatten leichtes Spiel; im Reichsrathe erhob sich keine Stimme für ihn, die Zarin entkräftete die Beschuldigungen nicht, sich selbst zu vertheidigen, wurde dem grossen unglücklichen Manne nicht gestattet. Man schleppte ihn in den Kerker; wo er als ein Verräther gesessen, seufzte er jetzt als das Schlachtopfer einer sträflichen Liebe, und sah die Welt nicht wieder. Wie Einige erzählen, des Augenlichtes beraubt, nach Andren durch Entziehung jeder Speise gemordet, starb Michael Glinski im Gefängnisse. Ohne sein Andenken einer Ehrenbezeugung zu würdigen, bestattete man ihn in der Kirche zum heiligen Nikita, jenseit der Neglina; doch schämte man sich bald des gewissenlosen Undankes, brachte den Leichnam in das Kloster zur Dreieinigkeit, und errichtete daselbst ein Denkmal, wie es, wenn auch nicht einem Michael Glinski, doch wenigstens dem Grossoheim des Herrschers geziemte.

Das Reich sehnte sich bald nach dem verlorenen Führer zurück, und um die Häupter seiner Mörder blitzte zur festgesetzten Stunde die Rachefackel der Furie. Unter Freuden und Angst ein verbrecherisches Leben führend, luden Helena und ihr Buhle den Fluch der Menschen auf sich; die gepriesene Gattin des Zars ward zur grausamen Tyrannin, und musste dennoch die Verwünschungen des Hasses mit eigenem Ohre hören. Ihre Wallfahrten konnten die öffentliche Stimme nicht bestechen, die Empörung schärfte ihre Waffen, und kaum hatte der Oheim vier Jahre in der Gruft geschlummert, so lag die blühende Zarenwittwe, von unbekannter Hand vergiftet, auf dem Leichenbette. Keine Weh-

klage erscholl um sie, und der Einzige, der ihren Tod wirklich betrauerte, der Fürst Owtschina, erlag bald nachher, wie Michael Glinski, dem Hungertode im Gefängnisse. Andere Staatshäupter erhoben sich an der Stelle des verhassten Paares, das Reich sah grosse Männer an seiner Spitze, aber wenige nur, die so ausserordentliche Eigenschaften, wie Michael Glinski, in sich vereinigten und wie er der Vergessenheit entrissen zu werden verdienen.

Ende des zweiten Theils.

Gedruckt bei den Gebr. Unger.
Markgrafenstr. No. 51.